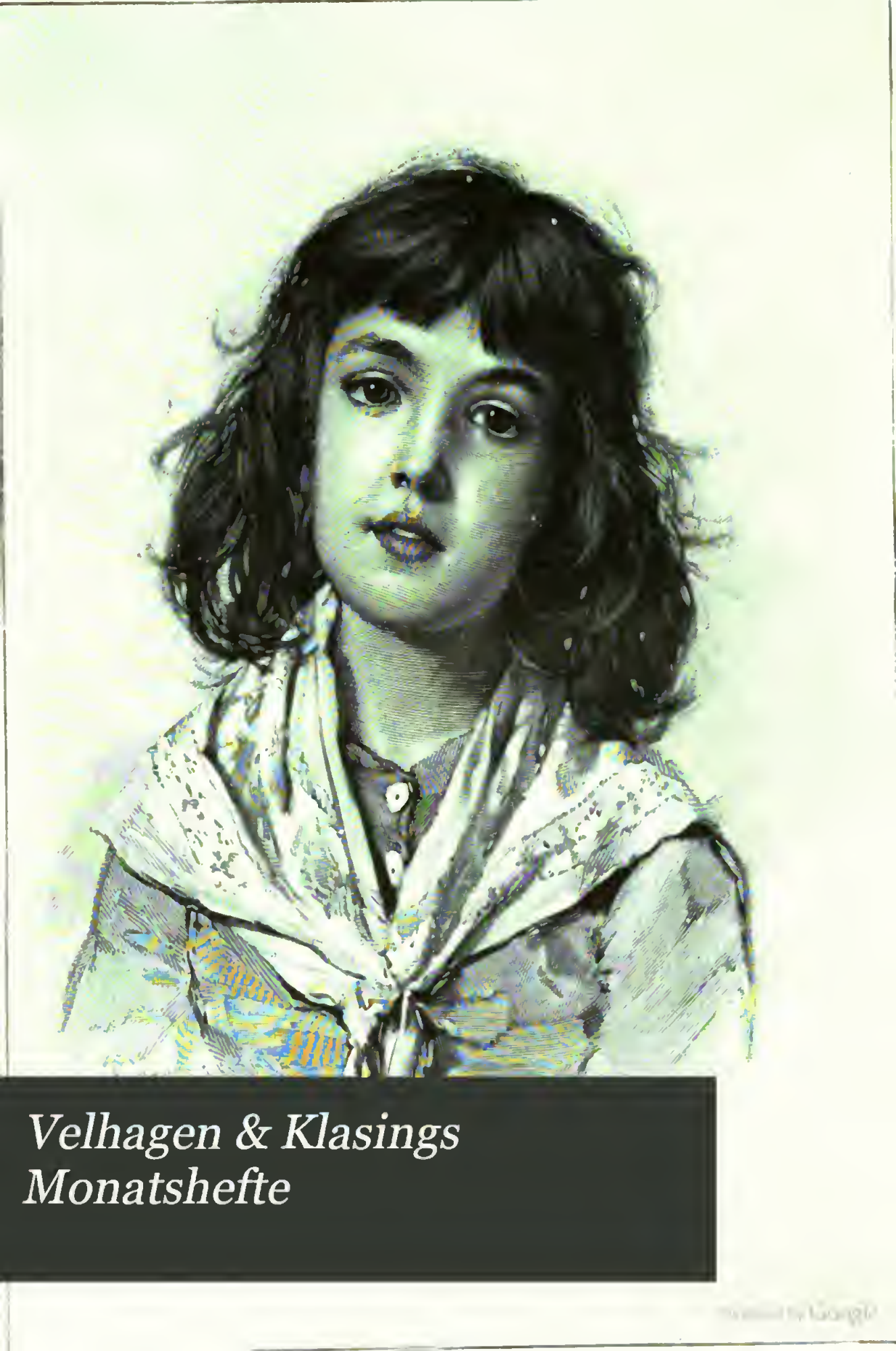


Velhagen & Klasings Monatshefte

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

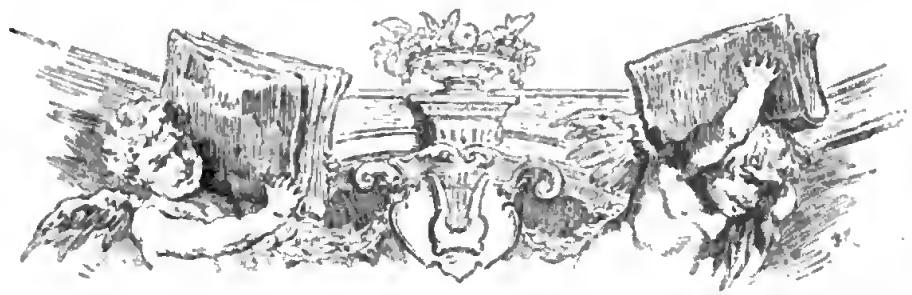
Jahrgang 1891/92.

II. Band.

Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.

LOAN STACK



Inhaltsverzeichnis.

AP30
V4
v.6:2
pt.1

VI. Jahrgang 1891/1892. — Zweiter Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Bodertag, Bianca (Victor Valentin): Der Sprung auf die Klippe. Novelle 113, 245, 337
Eckstein, Ernst: Themis. Roman 22, 162, 276, 386, 501, 603
Kurz-Florenz, Isolde: Die Glücksnummern. Novelle 449
Mewis, Marianne: Dretois Sünde. Eine Ostergeschichte 214
Pautenius, Theodor Hermann: Arent Claessens Neujahrsgeschenk 1
Roberts, A. Baron von: Majestät. Roman 68
Schulze-Smidt, B.: Zu Viert. Novelle. 561
Siegfried, L.: Dorchens Puppenhochzeit. Aus unsers Fräuleins Tagebuch. Novelle 225

Gedichte, Sprüche.

Baumbach, Rudolf: Der Mai 1892 . . 538
Behrend, Ernst: In den Spreewald . . 55
Bodenstedt, F. v.: Die Quellen des Lichts 319
Falke, Gustav: Der Ruhm 9
— — Begräbnis 590
Frapan, Ilse: Erstlinge 158
*Gaudy, Alice Freiin von: Simonetta. Mit Vignetten 335
— — Am Kamin 640
Hobrecht, M.: Der Freiburger Münster 665
Hochberg, Max: Strandbilder . . 205, 206
— — Wie Bienen umschwärmen den Lindenbaum 368
Hoffmann, Hans: Ein altes Lied. Mit Initial von Fritz Reiß 192
— — Meinem Vater zum achtzigsten Geburtstage 553
— — Nach 20 Jahren 601
Kaldeck, Max: Verkündigung 105
*— — Letzte Liebe. Mit Vignette von J. Giacomelli 442
Lendach, Ernst: Amerau 67
*— — Goethes Denkmal zu Berlin. Mit Bild 295

Seite

Lingg, Hermann: Mit einem goldenen Kreuze 240
*Monatsverse:
März 112
April 224
Mai 336
Juni 448
Juli 560
August 672
Reifenrath, Friedrich: An einem offenen Grabe 218
*Rittberg, Gräfin Hedwig: Apfelblüte. Mit Bild 275
Rittershaus, Emil: Einer kranken Dichterin 213
*Schanz, Frida: Wilde Nessel. Illustriert von Alb. Richter 88
*— — Abzug der Goten nach der Schlacht am Vesuv im Jahre 556 136
— — Die Mutter 385
— — Gib her 559
*Schulze-Smidt, Bernhardine: Türkische Lieder. In freier Nachdichtung. Mit Vignetten von Fritz Reiß 358
Stern, Maurice von: Heimat-Sommermorgen 476
Trojan, J.: Verkehrtes Handeln . . . 20
*— — Frühlingsblumen. Aphorismen. Mit Rahmen, komponiert von Hermann Nestel 241
— — Elfentanz. Zum Andante aus der G-dur-Sinfonie von Haydn 408
Weitbrecht, Carl: Sommernacht . . . 583
Weitra, E.: Wellensturz 499

Kunst und Litteratur.

*Doering-Berlin, Dr. O.: Menzelsche Handzeichnungen. Mit 2 Bildern und 1 Studie von Ad. Menzel 159
— — Eine Biographie Albrecht Dürers (von † Anton Springer) 664
Koenig, Robert: Ein altdeutsches Lieder-

Seite

buch. Mit Titelbild und 3 Einſchaltbildern in Aquarelldruck 584
*Raſenberg, Adalf: Die Perlen der königlichen Nationalgalerie in Berlin. I. Mit 4 Wiedergaben aan Gemälden, 5 Studien in Farbdruck und 3 Parträts mit Faksimile 369
*— — Die Perlen der königlichen Nationalgalerie in Berlin. (Schluß.) Mit 4 Wiedergaben van Gemälden, 4 Studien in Farbdruck, 3 Porträts und 2 Faksimile . . 539
Szrzepański, Paul van: Neues vam Büchertiſch . . 107, 219, 329, 443, 554, 666
Vincenti, Carl van: Wiener Theaterplauderei 207
— — Die Muſik- und Theaterſtadt im Wiener Prater 477
*Zobeltitz, Hanns van: Aus den Theatern Berlins. Januar—April 1892. Mit den Bildern van Paula Conrad als „Lachegott," Roſa Pappe, Anna van Hachenburger und Amanda Lindner 296

Sonſtige Aufſätze.

*Daltan, Hermann: Im Yellawſtone-Park. Mit einer Überſichtskarte und 12 Illuſtrationen 139
*Doering, Dr. Oscar: Damenmaden var hundert Jahren. Mit 27 Abbildungen in Farbdruck 641
*Erdmann, Hermann: Die Herolde des Frühlings. Mit Stimmungsbildern van L. Dettmann 321
*Götzen, Adalf Graf van: Ein Jagdausflug nach dem Kilima-Ndjara. Mit Karte und 8 vom Verfaſſer aufgenammenen Momentbildern in Farbdruck 467
*Graffe, Eduard: Geſchichte des deutſchen Studentenlebens. Mit 5 Illuſtrationen 57
*Harden, Haſſo: Alt Heidelberg, du feine! Mit 17 Bildern 417
Heyck, Profeſſor Dr. Ed.: Der Titel des deutſchen Kaiſers 435
*Pantenius, Theodor Hermann: Die Lehrjahre Katharina II. Mit Faksimile, 7 Porträts und 1 Zeitbilde 483
Planck, Praſeſſor Hermann: Bergbeſteigungen aus alter und neuer Zeit. Mit Vignette 361
*Preuß, Otta: C. W. Allers' „Backſchiſch." Mit 13 Bildern vom „Mittelmeermaler" C. W. Allers in Farbdruck 305
*— — Der Sturz der Gräfin Caſel . . 552
*Rahlfs, Gerhard: Die Erſchließung Afrikas. Mit 16 Illuſtratianen. 89
*Schwarzkopf, Chriſtian: Die Droſſeln. Mit 4 Abbildungen 409
*— — Allerlei vam Hühnerhof. Mit 12 Abbildungen 591
*Stinde, Julius: Kanſtantinapalitaner. Mit 10 Bildern von C. Kach 11
*Suttner, A. Gundaccar van: Valksfeſte im Kaukaſus 437
*Trinius, A.: Frühlingstage in Thüringen. Mit Landſchaftsbildern in Einfaſſungen nach den Entwürfen von Ludwig Dettmann in Aquarelldruck und Trachtenſtizzen van Albert Richter 261
*— — Hamburg. Mit 7 Bildern in Farbdruck 653
Wychgram-Leipzig, Dr. J.: Mirabeau in Berlin 190
*Zabeltitz, Fedor van: Lazzaroni und Marrarani. Aus dem Straßenleben Neapels. Mit 15 Illuſtrationen. 193
Neuigkeiten vom Büchertiſch 112, 224, 336, 448, 559, 671
Zu unſern Bildern 112, 223, 336, 448, 559, 671

Kunſtbeilagen.

Frühlingszauber. Chromalithographie van Otta Troitzſch, Königl. Hof-Kunſt-Inſtitut zu Berlin . . . . . zw. 224 u. 225
Meiſter Heinrich Frauenlab (Heinrich von Meißen). Nach der Großen Heidelberger (Maneſſiſchen) Liederhandſchrift. In Aquarelldruck . . . . . zw. 560 u. 561
Heinrich von Veldeke. Nach der Großen Heidelberger (Maneſſiſchen) Handſchrift. In Aquarelldruck . . . . zw. 576 u. 577
Walther van der Vogelweide. Nach der Großen Heidelberger (Maneſſiſchen) Liederhandſchrift. In Aquarelldruck . . . . .
Ulrich von Lichtenſtein. Nach der Großen Heidelberger (Maneſſiſchen) Liederhandſchrift. In Aquarelldruck . . . . . } zw. 584 u. 585

Einſchaltbilder, ſelbſt. Abbildungen etc.

Andreotti, F.: Beim Kaffee. Farbdruck zw. 168 u. 169
Aßmus, Rabert: Am Krug zum grünen Kranze . . . . . zw. 656 u. 657
Beckmann, Johanna: Eine Mußeſtunde. Silhouette 54
— — Silhauette 537
Böhm, R.: Abzug der Gaten mit der Leiche des Königs Teja nach der Schlacht am Veſuv gegen die Römer unter Narſes. zw. 136 u. 137
— — Gänſeliesl . . . . . zw. 280 u. 281
Defregger, Franz von: Dein Wahl! zw. 336 u. 337
Denman, Herbert: Einſegnen von Fiſcherbaaten in der Bretagne. Zeichnung . . 584
Framentin, Eugène: Araber. Skizze . 617
Gampenrieder, Carl: Verhaftung der Gräfin Caſel an der ſchleſiſch-palniſchen Grenze . . . . . zw. 552 u. 553
Herpfer, Karl: Der Freier. In Buntdruck zw. 592 u. 593
†Haff, Kari: Bleiſtiftſkizze zu „Erſte Liebe" 260
— — Erſte Liebe. Farbdruck zw. 260 u. 261
— — Geteiltes Leid. Studie . zw. 48 u. 49
Höſch, Hans: Im Frühling . zw. 640 u. 641
Janghe, G. de: Am Strande zw. 368 u. 369
Jutz, Carl: Memento mari 500
†Kaffack, J.: Das erſte Gebet. Marmorgruppe 401

Digitized by Google

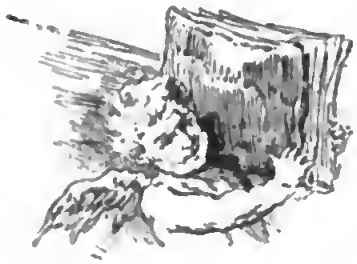
	Seite
Kleinmichel, J.: Eifrige Studien. In Farbdruck . . . . . zw. 480 u.	481
Lawrence, Sir Thomas: Lady Harriet Clive . . . . . zw. 384 u.	385
Lebling, M.: Der gestörte Apfeldieb . .	353
Leighton, Sir Frederick: Venetianische Edeldame	529
Leinweber, Rob.: Karneval. Fächer .	33
Looschen, Hans: Tony. Studienkopf. In Farbdruck	320
Massei, B. von: Im Frühling zw. 328 u.	329
Malcewsky, J.: Verbannte Polen in Sibirien . . . . . zw. 34 u.	65
Meisel, E.: Im Sonnenschein. Farbdruck zw. 112 u.	113
Menze, Adolf: Offizier aus der Zeit Friedrichs des Großen in Galauniform; Gardegrenadier aus der Zeit Friedrichs des Großen 1756. Federzeichnungen 512 u.	513
Menzels Aquarell, Gruppe aus Ad., zu dem Schwabe'schen Bürgerbrief der Stadt Hamburg	589
Mola, Pietro: Männliches Porträt. Handzeichnung in der Galerie der Uffizien zu Florenz	633
Müller, Peter Paul: Waldbach zw. 304 u.	305
Ostade, Adrian von: Der Mann im Gespräch mit der Frau	189
Ottenfeld, R. von: Volksfest im Kaukasus. zw. 440 u.	441
Passini, L.: Amalietta. Titelbild.	
Photographie nach dem Leben: „Eins! zwei! drei! Ich bin frei!"	289
Piglhein, Bruno: Bulldogge. Studie .	625
Rau, E.: Schnitters Heimkehr	206
Raupp, K.: Friede . . . . zw. 448 u.	449
Richter, Gustav: Zigeunermädchen. . .	177
Ronner, Henriette: Im Atelier. . . .	106
Ryszkiewicz, J. M.: Ein Kosak auf Vorposten . . . . . zw. 664 u.	665
Sarto, Andrea del: Kopf eines lachenden Kindes. Handzeichnung. In Farbdruck	465
Schneider, Herm.: In Gedanken zw. 192 u.	193
Schrader: R.: Renntag in Charlottenburg . . . . . zw. 24 u.	25
— — Unter dem Lenzeslaub	253
Strasser, Arthur: Wasserträgerin. Broncierte Statuette	569
Strützel, O.: Hansel	129
Tizian: Weibliches Porträt	21
Vautier, B.: Eine merkwürdige Begebenheit. In Farbdruck . . . zw. 272 u.	273
Vesin, J.: Hochzeitszug in der Slovakei zw. 208 u.	209
Watteau: Finette	321
Wodzinski, J.: Beim Lampenschein. zw. 80 u.	81
Wozu Pussel alles gut ist	609
* * * Weiblicher Studienkopf eines unbekannten italienischen Meisters	434

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. II. Band Nr. 7 bis 12:

Fedor von Zobeltitz: Der Telamone. Roman. (Schluß.)

Moritz von Reichenbach: Die Kinder Klingströms. Roman.



Velhagen & Klasings Monatshefte

Früher erschienen

und können, soweit die Vorräte noch nicht vergriffen sind, durch alle Buchhandlungen nachbezogen werden:

Einzelne Hefte

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk. (Heft 5 ist vergriffen.)
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris Freiin von Spättgen, als Anhang: gratis.

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2, 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf } als Anhang: gratis.

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 u. 6 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von E. von Wellnitz, } als Anhang: gratis.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 3 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, } als Anhang: gratis.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" von Jacques Vincent, „Onkel Piper von Pipersberg" von Casma, (Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band I.) } als Anhang gratis

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände:		Romanbeigaben:	
I. Jahrg. Band 1 und 2	à 90 Pfg.	„Fremdes Blut"	à 50 Pfg.
II. Jahrg. Band 1 und 2		„Um jeden Preis"	
III. Jahrg. Band 1 und 2		„Der Geiger von Thun"	
IV. Jahrg. Band 1 und 2		„Der Sternburger Kreis"	
V. Jahrg. Band 1 und 2		„Auf der Dobenau"	
		„Die zweite Mutter"	
		„Das Fritzche"	
		„Ein tapferes Herz"	
		V. & K.s Romanbibliothek Band I à 75 Pf.	

Von dem IV. Jahrgange ab sind auch Einbanddecken für Viertelbände vorrätig: Band I, 1 für Heft 1—3; Band I, 2 für Heft 4—6; Band II, 1 für Heft 7—9; Band II, 2 für Heft 10—12; jede zum Preise von 90 Pf.

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. 1. Band vergriffen. 2. Band 6 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Der Geiger von Thun" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Auf der Dobenau" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

IV. Jahrg. 1889/90. 1. Band vergriffen. 2. Band 9 Mk.
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" und „Das Fritzche" gegen Nachzahlung von à 1 Mk. für den Einband.

V. Jahrg. 1890/91. 1. und 2. Band à 9 Mk.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband und V. & K.s Romanbibliothek Band I gegen Nachzahlung von 1 Mk. 50 Pf. für den Einband.

Bielefeld und Leipzig.

Die Verlagshandlung:
Velhagen & Klasing.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte

F. Reil's

März 1892.

Heft 7.

VI. Jahrgang 1891/92

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Schnelldampfer.
- Havel
- Spree
- Lahn
- Saale
- Trave
- Aller
- Ems
- Eider
- Fulda
- Werra
- Elbe
- Preussen
- Bayern
- Sachsen
- Kais. Wilh. II.

- Neckar
- Main
- Rhein
- Habsburg
- Salier
- Hohenstaufen
- Hohenzollern
- General Werder
- Nürnberg
- Braunschweig
- Leipzig
- Ohio
- Hannover
- Frankfurt
- Köln
- Strassburg
- Weser
- Hermann
- America
- Baltimore
- Berlin
- Graf Bismarck
- Kronpr. Fr. Wilh.
- Oldenburg
- Weimar

I. Von Bremen nach New York

wöchentlich zwei- bis dreimal

mittelst der

Schnelldampfer

Havel, Spree, Lahn, Trave, Saale, Aller, Ems, Eider, Fulda, Werra, Elbe.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jedes Monats.

IV. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von Bremen nach Australien

und den Samoa und Tonga-Inseln.

alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

- Darmstadt
- Gera
- Dresden
- München
- Karlsruhe
- Stuttgart
- Stettin
- Lübeck
- Danzig
- Albatross
- Sperber
- Reiher
- Falke
- Möwe
- Schwalbe
- Schwan
- Condor
- Sumatra
- Adler
- Vulkan
- Willkommen
- Kehrewieder
- Lloyd
- Fulda
- Comet
- Simson
- Cyclop
- Roland
- Bremerhaven
- Triton
- Centaur
- Vorwärts
- Forelle
- Lachs
- Hecht
- Libelle
- Retter
- Hercules
- Quelle

Prospekte versenden und genauere Auskunft ertheilen wir

Der Norddeutsche Lloyd

BREMEN.

Amalietta. Von L. Passini

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 7, März 1892.

Arent Claessens Neujahrsgeschenk.

Von Theodor Hermann Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Es war um die Zeit, da das Jahr unsers Herrn 1603 in das Jahr 1604 übergehen wollte, als der Apotheker des Großfürsten Boris Godunow, Herr Arent Claessen, aus seinem in der deutschen Vorstadt von Moskau gelegenen Hause auf den zu demselben gehörenden Hof hinaustrat. Vor der Treppe hielten zwei Schlitten. Der Hengst vor dem ersten war ein prachtvoller Schimmel, ein Geschenk des Großfürsten, und der Junge, der auf ihm saß, war auch so fein im Zeug, daß er von dem Bärenfell, mit dem der Schlitten bedeckt war, nicht abstach. Das andere Gespann war einfacher, und man sah auf den ersten Blick, daß es für den Diener bestimmt war, immerhin hätte mancher russische Landedelmann viel darum gegeben, den Fuchs sein eigen nennen zu können, denn auch dieser stammte aus des Großfürsten Gestüt. Mehrere russische Diener waren damit beschäftigt, einige aus Bast geflochtene Körbe, die Lebensmittel enthielten, an dem hintern Teil der Schlitten zu befestigen.

Zugleich mit Arent Claessen trat auch seine Ehefrau, Ilsabe Behrend, von der mit einem Dache versehenen Treppe her auf den Hof. Als sie die Körbe gewahr wurde, befahl sie den Dienern von ihrer Arbeit zu lassen und ein paar Säcke herbeizuholen. „Thut jeden Korb zuvor in einen Sack," befahl sie, „und füllt diesen dann bis zum Rand mit Heu. So sieht niemand, daß der Herr etwas mit sich hat, was man essen kann."

Arent Claessen nickte seiner Frau mit einem freundlichen Lächeln zu. „Du bist klug wie immer," sagte er. Dann wandte er sich nach der Hausthüre um: „Wo bleibt der Hans?"

Dieser trat eben, mit einer schweren Muskete in der Hand, aus dem Hause. Er war ein Lette, war seinerzeit mit einem Livländer von Adel aus Kurland nach Moskau gekommen und stand nun schon seit zwanzig Jahren im Dienste Arent Claessens. „Verzeiht, Herr," sagte er, „daß ich Euch warten ließ, ich wollte aber noch ein Dutzend Kugeln mehr einstecken."

„Mehr?" fragte Herr Arent lächelnd. „Oder hat es mit diesen Kugeln eine besondere Bewandtnis?"

„Nun, Herr," erwiderte Hans offen, „diese Kugeln sind an drei Freitagen nacheinander gegossen. Die treffen!"

„Ihr seid ein unverständiger, abscheulich abergläubischer Mann, Hans," sagte Frau Ilsabe. „Schämt Ihr Euch nicht, Ihr, ein Christenmensch, wenn auch ein undeutscher, an solche heidnische Tagwählerei zu glauben. Aber ich will es Euch um Eurer großen Treue willen verzeihen. Hütet mir auch jetzt meinen lieben Herrn und bringt ihn gesund und wohl wieder heim."

„Das will ich mit Gottes Hilfe wohl thun," erwiderte Hans, trat an den Schlitten und schlug die Bärendecke zurück. Herr Arent umhalste noch einmal sein Weib, blickte ihm in die lieben blauen Augen

und legte sich dann der Länge nach auf die weichen Felle, mit denen der Schlitten ausgeschlagen war. „Soll ich dir ein Neujahrsgeschenk mitbringen?“ fragte er behaglich, während seine Frau die Bärendecke über ihn breitete.

„Ja, Arent, einen Schatz,“ erwiderte sie lächelnd und trat zurück.

„Ist alles fertig?“ fragte Herr Arent. „Hans, ist auch der Tag gut?“ rief Frau Ilsabe.

„Der Dienstag ist der beste Tag für den Beginn einer Reise, Frau! Alles fertig, Herr!“

Zwei russische Diener öffneten das Thor, und die Schlitten fuhren vom Hofe, daß der Schnee um sie herstob.

Frau Ilsabe blieb noch einen Augenblick stehen und blickte auf die sich wieder schließenden Thorflügel. Mit einem schweren Seufzer wandte sie sich dann dem Hause zu. Sie war eine tapfere Frau und das Kind einer rauhen Zeit, aber es wollte etwas heißen in diesen Tagen, sein Liebstes auf einer von Moskau ausgehenden Landstraße zu wissen.

Als Frau Ilsabe in ihrem Zimmer allein war, sank sie nieder auf ihre Knie, reckte die gefalteten Hände gen Himmel und flehte: „Erhalte ihn mir, barmherziger Gott, den köstlichen Schatz, den du mir verliehen hast. Führe ihn durch Hunger und Kummer unverletzt zurück in meine Arme! Laß das mein Neujahrsgeschenk sein, und ich will dir danken, solange ich lebe.“

Es war aber damals ein furchtbarer Hunger und Kummer, nicht allein durch ganz Rußland, sondern bis weit nach Litauen hinein, und selbst noch in Kurland ward mancher Mann und manches Weib damals mit Feuer verbrannt, weil sie ihren Mitchristen nächtlicher Weile erschlagen und sein Fleisch gegessen hatten. „Diese Teuerung,“ berichtet ein Zeitgenosse, „fing an anno 1601 und dauerte bis ins 1604. Jahr, da eine Tonne Roggen zu zehn oder zwölf Florin galt (sonst pfleget eine Tonne nicht mehr als ein Viertel Florin zu gelten) und die Hungersnot im ganzen Lande durch und durch größer war als die Not bei Belagerung der Stadt Jerusalem, davon im Josepho zu lesen. Mit Gott und der Wahrheit zu bezeugen, habe ichs mit meinen Augen gesehen, daß Menschen auf der Gasse gelegen, im Sommer Gras und im Winter Heu wie das Vieh gefressen. Etliche sind tot gewesen und in ihren Mäulern Heu und Stroh gesteckt. Unzählig viel Kinder sind von ihren Eltern und die Eltern von ihren Kindern, auch der Gast vom Wirt und hinwiederum der Wirt vom Gast ertötet, geschlachtet, gekocht, das Menschenfleisch klein gehacket, in Piroggen, das sind Pasteten, verbacken, auf dem Markt für ander Tierfleisch verkauft und aufgefressen, daß ein Wandermann sich zur selbigen Zeit wohl hatte vorzusehen, bei wem er zur Herberge einkehrte. Wie nun solcher erschrecklicher, unmenschlicher und in einiger Region nimmer erhörter Mord, aus so grausamer Teuerung und Hungersnot verursacht, auskömmt, und auch in allen Gassen täglich so viel toter Leichname, die Hungers gestorben, gefunden worden, und es dem Großfürst Boris gemeldet wird, gedachte er solchem Übel und Strafe Gottes mit seiner Schatzkammer vorzukommen und ließ in der äußersten Stadt Mauern vier große Plätze verschränken, darinnen sich täglich morgens früh die Armen in der Stadt Moskau versammelten. Da wurde einem jeden Menschen an Geld ein Pfennig gegeben, davon gehen 36 auf einen gemeinen Thaler. Von solchen Beneficien wurden die armen Bauersleute auf dem Lande verursacht, zu Hause alles stehen und liegen zu lassen, um solch Geld auch zu empfangen, mit Weib und Kind nach der Moskau zu laufen. Es hatte sich des armen Volkes dahin so häufig gesammelt, daß täglich bei 13 888 Thaler mußten aufgehen. Das währte die ganze Zeit über, und mochte gleichwohl keine Linderung der Teuerung gespürt werden. Täglich wurden auf den Straßen hin und wieder so viel hundert Tote auf Befehl des Kaisers aufgesammelt und mit so vielen Wagen hinausgeschleppt, daß es anzusehen, (das magst Du glauben) sehr grausam und erschrecklich war. Ich bin von wahrhaftigen Kanzlei-Schreibern und Kaufleuten berichtet worden, daß allein in der Stadt Moskau solche teuere Zeit über 500 000 Menschen Hungers gestorben.“

So berichtet unser Gewährsmann. Andere Berichterstatter aus jenen Tagen fügen hinzu, daß die Wälder voller Leute waren, die in ihrer Verzweiflung zum Räuberhandwerk griffen und um die Wette

mit den Wölfen alles überfielen, dessen sie Herr werden zu können vermeinten.

Trotzdem fuhr Arent Claessen seines Weges, ohne sich großer Sorge hinzugeben. An Ausländer wagten sich russische Räuber nicht leicht, dazu flößten ihnen deren Musketen einen allzu großen Respekt ein. Mit einer solchen wußte auch unser Herr Arent gut umzugehen, wie er denn, wenn es sich so fügte, gern den Gelehrtenrock auszog und ihn mit dem Elen-Koller des Kriegsmannes vertauschte. In der Schlacht bei Dobriuitschi, in der des falschen Demetrius Laufbahn um ein Haar ein frühes Ende fand, war er später unter den tapfern Reitern des Kapitän Margeret einer der tapfersten.

Während der Schlitten über die glatte Bahn der Landstraße dahinflog, hing Arent Claessen, auf dem Rücken liegend und die Augen auf den wolkenlos blauen Himmel gerichtet, seinen Gedanken nach. Es fror nicht stark und es war ganz windstill, so daß nichts ihn von diesen abzog.

Es war nun vierzig Jahre her, seit er als ein blutjunger Mensch aus Groningen nach Moskau gekommen war. Damals herrschte Iwan der Schreckliche über Rußland, und seine Eisenfaust lag schwer auf den Großen des Landes, der geringe Mann aber hatte nichts zu befürchten, und der Ausländer fand, wenn er tüchtig und bescheiden war, an ihm einen Gönner. Da es sich nun so fügte, daß Herr Arent dem nachherigen Zaren Boris Godunow, als dieser noch Bojar war wie andere auch, sich gefällig erweisen konnte, so wurde er von diesem, der ohnehin ein Freund der westeuropäischen Bildung war, in jeder Weise begünstigt. Schon unter dem Zaren Feodor erhielt er ein stattliches Lehngut von 40 Bauern an der Straße nach Jaroslaw zu, und als nun gar Boris selbst seinem Schwager in der Regierung folgte, hatte Arent gute Tage. Er genoß sie nicht allein, denn er hatte sich schon bald nachdem er zu einer angesehenen Stellung gelangt war, mit Ilsabe Behrend, der Tochter eines gefangenen Livländers aus Narwa, vermählt. Das war nun das Beste, was er thun konnte, sintemalen Herr Arent jetzt, nachdem ihre Ehe zwanzig Jahre gewährt hatte, der Meinung war, es habe niemals, seit die Welt stand, ein Weib gegeben, das seiner Ilsabe auch nur die Schuhriemen zu lösen würdig gewesen wäre.

So hätte denn Herr Arent ganz glücklich sein können, wenn Gott, der ihn sonst so reich gesegnet hatte, ihm nicht einen Segen vorenthalten haben würde, den Kindersegen nämlich. Für die Goldrollen, die Herr Arent alljährlich bei sich bietender sicherer Gelegenheit in seine Heimat schaffen ließ, war kein Erbe da. Herr Arent selbst litt nicht allzu sehr darunter, Frau Ilsabe aber war es ein immer neuer Schmerz, daß sie, die doch sonst ihrem Gemahl jeden Wunsch erfüllte, noch ehe er ihm selbst recht zum Bewußtsein gekommen, in diesem Punkt außer stande war, das Verlangen seines Herzens zu erfüllen. Wohl hatte Herr Arent ihr den Vorschlag gemacht, eine deutsche Waise an Kindesstatt aufzunehmen, Frau Ilsabe wollte aber davon nichts wissen. „Ist es Gottes Wille," erwiderte sie, „daß wir dereinst abscheiden sollen, ohne Leibeserben zu hinterlassen, so wollen wir unser Kreuz geduldig tragen und unsere Habe denen hinterlassen, von denen unser Heiland sagt, daß, wer sie aufnimmt in seinen Namen ihn aufnimmt. Will er aber meine Gebete erhören, so wird er schon Mittel und Wege finden, mir zu einem Kinde zu verhelfen, wie einst Sarah, dem Weibe Abrahams."

An alles dieses dachte Arent Claessen, während die Wintersonne in dem Schnee viele tausend Edelsteine erglänzen ließ, und dieser unter den Schlittenkufen knirschte und schrie, daß es eine seltsame, eintönige Melodie ergab. Er dachte dann auch an die Anordnungen, die er auf seinem Gute treffen wollte. Es war dringend notwendig, daß in solcher Zeit des Herrn Auge hin und wieder dort nach dem Rechten sah.

Die Landstraße, auf der die Schlitten dahinfuhren, war keineswegs unbelebt, sie begegneten vielmehr zahlreichen Bauern, die einzeln oder in kleinen Gruppen der Hauptstadt zuwanderten. Es waren meist jammervolle, von Hunger und Kummer ausgemergelte Gestalten, die, wenn der Schimmel sie erreichte, in den Schnee niedersanken und mit kläglichen Stimmen um ein Almosen flehten, aber weder Herr Arent noch Hans richteten sich in ihren Schlitten auf, wenn solche jämmerliche Litaneien an ihr Ohr schlugen. Man war damals an

sie allzusehr gewöhnt, und wer konnte auch bei so allgemeiner Not allen helfen!

Um die vierte d. h. in dieser Jahreszeit um die Mittagsstunde erreichte man einen Krug, der am Rande eines großen Waldes lag, den man durchfahren mußte. Hier wurde zu längerer Rast eingekehrt. Der Krüger ging seinem vornehmen Gast bis vor die Thür entgegen, griff mit den Händen zur Erde in den Schnee, verneigte sich dann tief und bat ihn, seinem niederen Dache die Ehre zu erweisen und bei ihm einzukehren. Da der Mann einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machte, hielt Herr Arent es für klüger, seine Körbe an ihrem Platz zu lassen und sich mit der Sauerkrautsuppe und dem zur Hälfte aus Baumrinde bestehenden Brod zu begnügen, welches beides ihm nach längeren Verhandlungen vorgesetzt wurde. Als er dann, aufbrechend, dem Wirt zu dem ausbedungenen Preise noch ein reichliches Trinkgeld gab, sagte dieser, indem er das empfangene Geld in den Mund nahm: „Ihr müßt Euch im Walde wohl vorsehen, gnädiger Herr, denn heute morgen kam hier ein junger Edelmann aus der Gegend von Jaroslaw durch, den hatten Iwaschko und seine Räuber so rein ausgeplündert, daß er nichts an sich behalten hatte, als sein Hemd."

Herr Arent und Hans schütteten darauf frisches Pulver auf die Pfannen ihrer Musketen und hießen die Jungen auf den Pferden wohl acht geben. Sie legten sich auch nicht wieder in die Schlitten, sondern knieten in denselben und blickten während der Fahrt scharf über deren hohen Bug, der ihnen im Falle eines Angriffs eine treffliche Deckung bot. Sei es nun aber, daß Iwaschko und seine Gesellen anderweitig beschäftigt waren oder sei es, daß sie sich nicht an einen Mann wagten, von dem nach dem Biberfell, das vom Chomut des Pferdes herabhing, anzunehmen war, daß er ein Beamter des Zaren war, jedenfalls erreichten unsere Reisenden nach dreistündiger scharfer Fahrt ungefährdet das andere Ende des Waldes und befanden sich nun auf einer Landstrecke, die, völlig baumlos, Räubern keinerlei Versteck bot. Unheimlich blieb die Gegend immerhin, denn die zahlreichen und großen Dörfer, durch die man fuhr, erschienen völlig menschenleer. Aus keiner Hausthür quoll Rauch, kein Hund bellte, kein Mensch ward sichtbar. Sämtliche Einwohner waren offenbar längst nach Moskau gegangen, um sich dort mit des Zaren Almosen notdürftig das Leben zu erhalten oder zu verhungern, wenn Gott und der heilige Nikolaus es so wollten.

Als die Dämmerung hereinbrach, hatten unsere Reisenden eben ein großes Dorf, das wieder ganz menschenleer erschien, durchfahren und sahen in weiter Ferne die dunklen Umrisse eines anderen auftauchen. Der Wald näherte sich hier wieder der Straße und sandte seine Ausläufer in der Form von mit Wachholderbüschen bestandenem Unland bis unmittelbar an sie heran. Die Jungen auf den Pferden wurden ängstlich und trieben die ermüdeten Tiere durch Hiebe mit ihren kurzen Peitschen zu schnellerem Laufe an. Plötzlich stutzte der Schimmel und blieb so jäh stehen, daß sein Reiter gegen das Krummholz geworfen wurde, und der Fuchs weiter hinten um ein Haar in den Schlitten des Herrn Arent hineinsprang.

Mitten auf der Straße lag ein Gegenstand, der in der Dämmerung wie ein zusammengerollter Wolf aussah, sich aber durchaus nicht bewegte. Herr Arent sprang aus dem Schlitten und verhielt sich, das Gewehr schußfertig im Arm, eine Weile beobachtend. Dann ging er an dem ängstlich schnaubenden Hengste vorbei mutig auf das geheimnisvolle Etwas zu, und Hans folgte ihm, nachdem er den kurzen Säbel an seiner Seite gelockert hatte.

Als die beiden Männer nahe genug herangekommen waren, sahen sie, daß sie einen alten, zerrissenen Schafpelz vor sich hatten, der einen menschlichen Körper bedeckte. Sie schlugen den ersteren zurück und gewahrten ein etwa sechsjähriges Mägdelein, das lang ausgestreckt und völlig leblos auf dem Schnee lag. Das goldblonde Haupthaar, das völlig aufgelöst auf die Schultern herabhing, umrahmte ein Antlitz, dessen Liebreiz aller erlittene Hunger und Kummer nicht auszulöschen vermocht hatten.

Von innigstem Mitleid ergriffen, hob Herr Arent die Kleine auf seinen starken Armen empor und legte sein Ohr auf ihre Brust. Es war ihm, als ob er durch das dünne Hemdchen einen Herzschlag verspürte.

„Das arme kleine Ding ist erfroren," sagte Hans teilnahmvoll und ergriff mit

seiner derben, in einem wollenen Fausthandschuh steckenden Rechten die steif herabhängenden Händchen des Kindes. „Die Waldmutter wird es von Hause fortgelockt haben, und es wird dann auf dem Wege weiter gewandert sein, bis es nicht mehr fortkonnte, hinsank und erfror. Die Waldmutter liebt solche kleine Mädchen."

Herr Arent hörte diese Worte. Er hörte auch das Krächzen einer Nebelkrähe, die über die Gruppe hinflog und das Schnauben der Rosse, aber diese Töne nahm er gleichsam unbewußt wahr. Was er wirklich zu hören glaubte, und zwar mit seinem innersten Herzen, war ein ganz leiser Pulsschlag.

„Schweige!" flüsterte er und horchte, als ob an diesem Pulsschlag sein Leben hing. Und es war, als ob mit ihm nicht nur sein Diener, sondern auch die Natur den Atem anhielt, um auf den Pulsschlag dieses kleinen Wesens zu lauschen, das doch eben noch so einsam und verlassen dagelegen wie ein Stein, der von einer Fuhre auf den Weg gefallen.

„Sie lebt!" rief Herr Arent freudig.

Er wickelte die Kleine wieder in den zerrissenen Pelz, trug sie dann in seinen Schlitten und bettete sie warm und weich zwischen dem mit Rauchwerk ausgeschlagenen Boden und der Decke von Bärenfell.

„Herr, gebt sie mir," bat Hans.

„Vorwärts!" rief Herr Arent.

Der Junge schwenkte die Peitsche. „Vorwärts, du meine Seele, du mein Täuberich," rief er dem Schimmel zu. „Zeige, mein Engelchen, daß du aus des Zaren Marstall stammst! Vorwärts, mein Seelchen, wenn du nicht willst, daß die Wölfchen dir die Schenkel aufreißen und dein weißes Fleisch fressen!"

Es war, als ob der Schimmel seinen Reiter verstand. Lang ausgestreckt, griff er mächtig aus, daß der Schnee in Klumpen unter seinen Hufen weg über den Schlittenbug um Herrn Arents Haupt flog.

„Wanka," rief Herr Arent, der um des Kindes willen auf dem Rande des Schlittens saß, so daß seine Füße nach außen herabhingen, „gieb scharf acht, ob nicht irgendwo noch Menschen hausen!"

Die Schlitten hatten den Anfang der Dorfstraße erreicht, und die Jungen ließen die Pferde langsamer gehen. Rechts und links vom Wege hoben sich, aus unbehauenen Balken roh gefügt, mit Brettern gedeckt, die niedrigen grauen Hütten von dem weißen Hintergrunde des Schnees ab, aber alles blieb totenstill. So war man bis zu der in der Mitte des Dorfes liegenden Kirche gekommen, als Wanka, der Junge auf dem Fuchs, plötzlich rief: „Ich sehe einen Lichtschein!" Auch Herr Arent und Hans hatten es in einem neben der Kirche etwas abseits vom Wege liegenden Gebäude aufleuchten sehen. Sie glitten aus den Schlitten und eilten, die Musketen im Arm, auf das Haus zu. Richtig, durch die Spalten der geschlossenen Läden fiel ein roter Schimmer.

„He, Ihr Christenleute," rief Herr Arent, indem er mit der Faust gegen die Thüre schlug, „macht auf, im Namen des Zaren!"

Ein Lichtschein fiel nun auch durch die untere Thürspalte, ein schlürfender Schritt wurde vernehmbar und eine greisenhaft klingende Stimme rief: „Um Christi willen, geht Eures Weges mit Gott, Christen! Hier ist nichts zu haben."

„Sie halten uns für Räuber," sagte Wanka vom Schimmel herab und lachte.

„Macht auf," rief Herr Arent nochmals. „Wir sind gute Leute, Diener des Zaren, und Ihr habt nichts zu befürchten."

Hinter der Thüre flüsterte man. Dann wurde der hölzerne Riegel zurückgeschoben, und in der Thür erschien ein in einen alten zerrissenen Schafpelz gehüllter Greis, der einen brennenden Kienspahn in der Hand hielt. Hinter ihm standen zwei Weiber und blickten aus tief in den Höhlen liegenden Augen halb erschreckt und halb neugierig auf die Fremden. Sie sahen so abgezehrt aus, daß sich ihr Alter nur schlecht erraten ließ, aber sie mochten eher jung als alt sein.

Herr Arent schlug die Bärendecke zurück, hob das Kind, das noch immer bewegungslos alles mit sich geschehen ließ, aus dem Schlitten und trug es in das Zimmer. In diesem herrschte eine Hitze, die ihm den Atem benahm, aber das war ihm für seinen Schützling ganz recht. Er legte diesen in seiner Umhüllung auf die weit vorspringende Ofenbank, schlug dann seinen Pelz zurück und erklärte den Hausbewohnern, die ihm gefolgt waren, die Sachlage. Die drei schlugen ein Kreuz gegen das Heiligenbild in der

Ecke hin. Dann sagte der Greis: „Wenn wir nur Branntwein hätten! Aber es ist kein Tropfen im Hause."

Hans kam mit dem einen der Säcke herein, riß das Heu heraus und ließ ihm langsam den Korb folgen. Als Herr Arent den Deckel zurückschlug und der aus Schinken, Eiern und Brot bestehende Inhalt sichtbar wurde, stieß das eine der Weiber einen seltsamen Schrei aus, der sich fast wie ein grelles Lachen anhörte, das andere aber packte Herrn Arents Arm fest wie mit einer Eisenklammer. Der Greis bewahrte seine Haltung, aber seine Augen funkelten wie Kohlen.

„Wartet noch einen Augenblick," sagte Herr Arent, „Ihr sollt gleich so viel essen, wie Ihr wollt, laßt mich aber erst die Branntweinflasche herausholen. So, da ist sie — aber wartet —"

Er zog sein Dolchmesser und schnitt das eine Laib in drei Teile. Die beiden Weiber griffen zu und bissen mit ihren weißen Zähnen in das Brot wie halb verhungerte Tiere. Der alte Mann warf sich erst vor dem Heiligenbilde nieder, bekreuzigte sich dreimal, brach das Brot und biß dann auch hinein.

Herr Arent wandte sich von den Dreien ab und dem Kinde zu. Während er diesem Branntwein auf die Lippen strich, rannen ihm zwei große Thränen in den Bart.

Hans sah sich unterdessen in der Stube um. Sie war verhältnismäßig groß und hoch, und der Ofen hatte eine Esse. Sie mochten sich wohl bei dem früheren Dorfschulzen befinden.

Hans fragte, ob sich wohl Platz für die Pferde im Stall finde, und der Greis folgte ihm, eifrig kauend, auf die Flur und die Straße.

Die Weiber hatten ihr Brot in unglaublich kurzer Zeit heruntergeschlungen, der wildeste Heißhunger war gestillt und Anstandsgefühl und Mitleid erwachten. Sie traten zu dem Kinde, dessen Kopf Herr Arent unterdessen auf seinen Schoß gebettet hatte, und das eine rieb ihm leise die Fußsohlen, während das andere seine Arme die Bewegung eines fliegenden Vogels machen ließ. Herr Arent hieß das letztere schnell heißes Wasser herbeischaffen und vermischte dieses mit etwas Branntwein; davon flößte er dem Kinde mit einem Holzlöffel eine kleine Gabe ein.

Nach einiger Zeit schlug die Kleine die Augen auf und blickte starr auf die Gesichter, die sich über sie neigten. Herr Arent befahl Hans, der mittlerweile wieder in die Stube gekommen war, dem einen Weibe Mehl zu geben, damit es eine Suppe herstellte. Von dieser wurde dann von Zeit zu Zeit dem Kinde, das die Augen wieder geschlossen hatte, ein wenig in den Mund gegossen.

Herr Arent befahl, daß den Frauen reichlich von den Lebensmitteln mitgeteilt würde. Sie eilten zu dem auf der Flur befindlichen Herde, und man hörte sie eifrig um das schnell entzündete Feuer hantieren. Nach einiger Zeit kamen auch der Greis und die Jungen herein. Der erstere holte eine alte grobe Wolldecke und verhing damit die Fensteröffnung von innen. „Wenn Vorübergehende wüßten, was wir hier haben," sagte er, „sie fräßen es uns weg und uns selber dazu."

Herr Arent hatte sich von Hans den Pelz abnehmen lassen und sah nun still zu, wie die halb Verhungerten alles, was ihnen geboten wurde, mit gleicher Hast herabschlangen: die Brühe, das Brot, den Schinken, die hartgekochten Eier. Dann wieder blickte er auf das bleiche Kinderantlitz in seinem Schoße herab, und die abgehärmten feinen Züge rührten ihn unbeschreiblich. Er sah sie nicht zum erstenmal. Vor vielen, vielen Jahren hatte er als Knabe sie schon erblickt, als sein einziges, heißgeliebtes Schwesterchen, das „Meisgen", wie alle sie nannten, im Sterben lag.

Als an dem Tisch alles, was auf ihm stand, aufgegessen war, brachte Hans den Alten zum Sprechen. Mit eintönigem Tonfall erzählte der Greis, wie der Hunger und Kummer im ersten Jahr begann, wie sie dann in dem zweiten ihr Vieh schlachteten; wie sie in dem dritten auch ihre Pferde verzehrten, und wie sie endlich ihren Hunden, ihren Katzen, den Ratten und Mäusen den Garaus machten. Zwei seiner Söhne und seine beiden Schwiegersöhne waren schon im zweiten Jahre nach Moskau gewandert, und man hatte nie wieder von ihnen gehört. Die Kinder der beiden Frauen waren im Elend zu Grunde gegangen. Nun waren sämtliche Dorfbewohner verlaufen. „Herr," schloß der Alte, „als sie anfingen Kalbfleisch zu essen, da wußte ich, daß es nun bei

Digitized by Google

uns werden würde wie in Sodom und Gomorrah. Was war auch alles andere dagegen!"

„Ihr haltet das für eine ſo große Sünde?" fragte Hans.

„Herr," war die Antwort, „der alte Zar ließ jeden lebendig verbrennen, der alſo ſündigte. Und er wußte, was recht war. Er, der Gottgeweihte! Daran aber erkennt man den gerechten Gott: wollen die Rechtgläubigen Kalbfleiſch eſſen, ſo läßt er ſie lieber ſich ſelber auffreſſen wie die Wölfe im Walde."

Die Kleine ſeufzte tief auf. „Mütterchen!" rief ſie, „Mütterchen!"

Aller Augen wandten ſich ihr zu.

„Sei nur ruhig, Deine Mutter kommt bald," ſagte Herr Arent leiſe. Wie ſie ihn ſo anſah, mit einem Blick voll ſtummer Qual, war ſie ganz ſein „Meisgen".

Sie war mittlerweile voll zum Bewußtſein gekommen und machte den Verſuch, ſich aufzurichten. Herr Arent half ihr, und ſie ſaß ſchließlich, von ſeinem Arm umſchlungen und ihren Kopf an ſeine Bruſt geſtützt, neben ihm auf der Ofenbank. Ihre Augen flogen von einem der fremden Geſichter zum andern. Das Gefühl völliger Verlaſſenheit überwältigte ſie; ſie richtete ſich auf, umklammerte Herrn Arents Arm und brach in lautes Schluchzen aus.

Keiner der Anweſenden blieb unbewegt. Die Rechtgläubigen bekreuzigten ſich, Hans fuhr ſich mit der Rechten über die Augen.

„Hol' mich der Teufel, die Hitze hier treibt einem die Thränen ins Auge," ſagte er.

„Warſt Du mit Deiner Mutter unterwegs?" fragte Herr Arent ſo ſanft, als wäre er ſelbſt eine ſolche.

Die Kleine nickte.

„Ihr kommt aus Euerm Dorf?"

„Ja."

„Und Ihr wolltet nach Moskau?"

„Ja."

„Ihr verließt Euer Dorf, weil Ihr nichts mehr zu eſſen hattet?"

„Ja."

„Dein Vater iſt tot?"

„Ja."

„Dein Mutter begleitete Dich, bis Du nicht mehr konnteſt?"

„Ja."

„Und als Du nicht mehr konnteſt, was that ſie da?"

Verzweifeltes Schluchzen.

„Schlug ſie Dich, damit Du weiter gingſt?"

„Nein, nein!"

„Deckte ſie Dich da mit dem Pelz zu?"

„Ja."

„Herr, ſie wird das Kind nicht haben ſterben ſehen können und wird in den Wald gelaufen ſein," ſagte das eine Weib leiſe.

„War es ſo?"

Schluchzen.

„Wie heißt Du?"

„Änncheu."

Herr Arent hob die Kleine auf den Schoß. Ihr langes Haar lag auf ſeinem Arm wie lauteres, helles Gold.

„Ich will Dich zu einer Mutter bringen," ſagte Herr Arent mit feſter Stimme. „Du ſollſt das Neujahrsgeſchenk ſein, das ich ihr mitbringe."

Sein Entſchluß war gefaßt. Der Fall, den Frau Ilſabe als möglich vorausgeſehen hatte, war eingetreten. Der Herr hatte einen Weg gefunden, ihnen beiden zu einem Kinde zu verhelfen.

Er war nun wieder ganz der alte klare Arent. Unter ſeiner Leitung breiteten die Weiber der Kleinen ein leibliches Lager auf der Ofenbank. Dann richteten auch die andern ſich, ſo gut ſie konnten, eine Ruheſtätte her, und bald lagen alle in tiefem Schlaf. Nur Herr Arent wachte noch lange und überlegte, wie er das Kind nach Moskau ſchaffen konnte. Bis zu ſeinem Gut hatte er noch zwei Tagereiſen. Daß die Kleine mit ihren geſchwächten Kräften eine ſo weite Winterreiſe nicht aushalten konnte, lag auf der Hand. Er mußte deshalb morgen nach Moskau zurück und ſich von ſeinem Vorgeſetzten einen neuen Urlaub erbitten. Das war, obgleich der betreffende Bojar, Iwan Godunow, ein Vetter des Großfürſten, Herrn Arent ſehr wohlgeſinnt war, immerhin mit läſtigen Förmlichkeiten verbunden. Oder konnte er Änncheu für die Zeit ſeiner Weiterreiſe bei ſeinen jetzigen Wirten laſſen? Dieſe machten eigentlich den Eindruck von anſtändigen, guten Menſchen. Wenn er ſie reichlich mit Lebensmitteln verſah, war anzunehmen, daß ſie die Kleine bis zu ſeiner Rückkehr gut halten würden. Aber nein, nein. Es war doch beſſer, wenn er die Mühe nicht

ſcheute und morgen nach Moskau zurückkehrte.

Und allmählich gingen Herrn Arents Gedanken in ein Traumbild über. Sein Schlitten hielt bereits vor der Treppe ſeines Hauſes, und er hielt Änncheu, das nun ganz, ganz ſo ausſah wie ſein verſtorbenes Meisgen, Ilſabe entgegen, die ſie mit freudeſtrahlenden Augen in Empfang und an ihr Herz nahm.

Herr Arent erwachte davon, daß es im Ofen kniſterte und knallte. Der Alte hatte ein paar Stücke Holz auf die noch vom Abend her glimmenden Kohlen gelegt. „Ich will in den Stall gehen und die Jungen wecken, Herr," ſagte er, als er Herrn Arents Augen auf ſich gerichtet ſah. „In zwei Stunden wird es Tag."

Auch die Weiber erhoben ſich, alles ſtand auf.

Als Herr Arent die Kleine unterſuchte, kam er zu der Überzeugung, daß ſie die Fahrt nach Moskau nicht aushalten würde. Was nun thun? Sollte er noch einen Tag, vielleicht noch mehrere Tage in dem ausgeſtorbenen Dorf bleiben, dann nach Moskau zurückkehren und in acht Tagen von neuem aufbrechen? Er konnte es, denn es fehlte ihm nicht an Lebensmitteln, und die Reiſe ließ ſich ſchließlich immerhin um eine Woche verſchieben. Aber der Gedanke, hier mehrere Tage müßig zu verbringen, war doch ein ſchrecklicher. Unter dieſen Umſtänden kam er auf die Möglichkeit zurück, die er vor Abend in Erwägung gezogen hatte. Herr Arent betrachtete den Greis und ſeine Schwiegertöchter aufmerkſam. Der Hunger hatte in ihre Geſichter tiefe Furchen gezogen, aber er hatte den ihnen urſprünglich eigenen Ausdruck angeborener Gutmütigkeit nicht zu verwiſchen vermocht.

Herr Arent entſchloß ſich, die Kleine bei den Leuten zu laſſen und weiter zu fahren. Er rief den Bauern und ſeine Schwiegertöchter auf den Flur und teilte ihnen leiſe ſeine Abſicht mit: „Wenn Ihr mir die Kleine gut behütet, und ich ſie geſund wiederfinde," ſprach er, „ſo will ich Euch für dieſen Winter in mein Haus aufnehmen. Wo vierzehn Menſchen ſatt werden, wird es auch für ſiebzehn langen. Ihr mögt Euch dafür nützlich machen, wie Ihr könnt."

Die drei fielen vor Herrn Arent nieder, küßten den Saum ſeines Rockes und ſchwuren, ſie wollten die Kleine bewahren wie ihren Augapfel.

Als Herr Arent Hans ſeinen Entſchluß mitteilte und ihm befahl, die Leute reichlich mit Lebensmitteln zu verſehen, ſagte dieſer: „Sollen wir die Kleine nicht lieber mitnehmen, Herr?"

„Sie hält es nicht aus, Hans."

„Vielleicht doch. Sie kann auch hier ſterben, Herr!"

„Sie wird es nicht, Hans, wenn ſie Ruhe hat und gut gepflegt wird. Ich halte die Leute hier für gute Menſchen."

„Ich auch, Herr."

Als die Schlitten vor der Thür hielten, ging Herr Arent noch einmal zu ſeinem Kinde und beugte ſich auf dasſelbe herab. Es ſchlief feſt, und die kleine Bruſt hob und ſenkte ſich, den regelmäßigen Atemzügen folgend.

„Ihr werdet ſie mir bewahren," ſagte Herr Arent mit einem Blick auf das Heiligenbild.

„Wie unſer eigen Kind, Herr," erwiderte das jüngere Weib und hob die Rechte wie zum Eidſchwur.

Als Herr Arent wieder auf der Landſtraße war, empfand er auf ſeinem Herzen einen ſchweren Druck. Und das blieb auch ſo auf der ganzen Reiſe. Ich hätte Änncheu doch erſt nach Moskau bringen ſollen, dachte er immer wieder.

Sie fuhren zwei Tage lang immer durch menſchenleere Dörfer, tote Schneefelder und ſchweigende Wälder. Die Nacht verbrachten ſie in einem verlaſſenen Dorfkruge, die Musketen im Arm.

Auf dem Gute fand Herr Arent alles in Ordnung. Die reichlich vorhandenen Vorräte wurden umſichtig verteilt, und die Kornguben enthielten noch ausreichend Saatkorn für den Frühling.

Sobald Herr Arent ſeine Geſchäfte erledigt hatte, brach er wieder auf. Es war nur drei Tage her, ſeit er Änncheu verlaſſen hatte, und die Sorge um ſie war keinen Augenblick von ihm gewichen. Es war ihm, als ob jederzeit eine Stimme zu ihm ſpräche: „Du hätteſt die Kleine nicht verlaſſen ſollen. Man ſoll das Gute, das man thun kann, nicht aufſchieben." Mitunter war es Herrn Arent, als ob dieſe Stimme auch äußerlich an ſein Ohr klänge.

Am Abend hatten ſie wieder den ver-

lassenen Krug erreicht und saßen schweigend am Herde, auf dem ein paar aus einem Zaun gerissene Holzstecken brannten. Die Stimme erhob zum tausendsten Mal ihre Anklage, und Herr Arent erwiderte zum tausendsten Mal: „Was soll Ännchen denn geschehen? Ich verstehe mich doch auf die Menschen. Die Leute sind gut geartet und an Lebensmitteln fehlt es ihnen nicht."

„Herr," sagte Hans plötzlich, „wenn andere Leute den Feuerschein gesehen haben wie wir, sind sie alle verloren."

Herr Arent sprang auf: „Wer sollte wohl durch das Dorf kommen? Wir sind niemand begegnet."

„Die, die ich meine, Herr, reisen nicht am Tage. Es ist wegen der Lebensmittel."

Herr Arent ging mit großen Schritten in der Krugstube auf und ab. „Ob die Pferde es wohl aushielten, Hans?"

„Gleich nicht, Herr, aber wir wollen früh aufbrechen."

Als die Mehlsuppe fertig war, konnte Herr Arent nichts genießen. Die Möglichkeit, die Hans angedeutet hatte, war zu entsetzlich.

„Der Alte war vorsichtig, Hans," sagte er. „Er hing eine Decke vor die Fensteröffnung."

„Wir sahen den Lichtschein doch, Herr."

Dagegen ließ sich nichts erwidern.

Herr und Diener verbrachten die Nacht schlaflos. Lange vor Tagesanbruch waren sie wieder unterwegs.

Es taute. Ein leichter Nebel lag über dem Lande, und an den Bärten der Männer hingen Tropfen wie Thränen.

Die Pferde griffen aus, so viel sie konnten, es war noch nicht Mittag, als die Reisenden sich dem Dorf näherten, in dem sie Ännchen zurückgelassen hatten. „Lieber Gott," flehte Herr Arent, „laß mich, laß mich sie finden."

Da war die Kirche, da war das Haus. Mit einem Satze waren die Männer aus den Schlitten und an der Thüre. Sie war nur angelehnt, aber sie ließ sich schwer öffnen. Endlich gelang es, und Herr Arent trat ein. Mit einem Schrei fiel er gegen die Wand zurück. Zu seinen Füßen lag, inmitten einer Blutlache, der Greis mit gespaltenem Kopf.

Hans eilte an seinem Herrn vorüber in die Stube. Auf dem Fußboden gewahrte er, neben den ebenfalls erschlagenen Weibern, Klein-Ännchen, eine furchtbare Wunde mitten in der Stirn.

Es bedurfte harter Arbeit, bis es den Männern gelang auf dem Hofe eine Grube zu graben, in der die vier Leichen zur letzten Ruhe gebettet werden konnten. Klein-Ännchen ließen sie als die letzte herab. Hans legte ihr noch ein paar grobe Nadeln und einen Knäul Zwirn, die er auf Reisen immer mit sich führte, mit in das Grab. „Sie soll nicht ohne Nadel und Zwirn die weite Reise antreten," sagte er.

Herr Arent nickte still vor sich hin.

Am Abend des nächsten Tages, am Neujahrsabend der Abendländer, hielt Herr Arent wieder auf dem Hofe seines Hauses in Moskau.

Frau Ilsabe kam ihm auf der halben Treppe entgegen. „Nun, da bist du ja, mein herzlieber Schatz," rief sie lachend, „und du hast mir damit das schönste Neujahrsgeschenk mitgebracht!"

Da fiel er ihr laut schluchzend um den Hals. Drinnen in der Stube hat er ihr dann erzählt, wie er ihr einen anderen Schatz als Neujahrsgeschenk mitbringen wollte — und wie er ihn wieder verlor.

Der Ruhm.

Von Gustav Falke.

(Abdruck verboten.)

Es kam heran,
Glanzstrotzend kam's heran,
Mit weißen Rossen, langsam, feierlich,
Des Ruhms Gespann.
Als blitzten hundert Sonnen
Ihr Licht um ihn,
Erstrahlte seine Bahn,
Der ganze Himmel schien

Vom Leuchten überronnen,
Das wie ein Herold lief und kündete sein Nah'n:
Triumph, Triumph!

Er kam, kam königlich.
Ein sorglos Lächeln lag,
Ein heiterer Mut auf seinem Angesicht,
Ein heldisches „Ich wag",
Das trunken Sterne sich zum Siegeskranze bricht.
Sein großes Auge sprühte
Den großen Friedrichsblick,
Die schöne, volle Wange glühte,
Stolz straffte das Genick,
Und ich war Nichts dem Herrn.

Am Wege stand ich da, bedrängt von Huf und Speichen,
Hart streifte mich der Nabe Rand,
Des Triumphators flatterndes Gewand,
Sein Scharlachsaum, die Hand konnt' ihn erreichen.
Und langsam nur,
Ganz langsam, mir vorbei sein goldner Wagen fuhr.
Wen sah ich hinten drauf?
Wen lud der stolze Herr sich auf?
Wer hockte auf dem Ruhmeskarren?
Der Tod einträchtig mit dem Narren.

Der eine saß zusammengekauert,
Starr, unbewegt,
Den Kiefer auf das spitze Knie gelegt,
Ein Raubtier, das auf Beute lauert,
Und unverwandt,
Am plumpen Sensenschaft die Knochenhand,
Umraschelt leis von welkem Lorbeerlaub,
Dran noch die weiße Atlasschleife baumelt,
So stierte mich, der jäh zurückgetaumelt
Im Wegestaub,
Der Tod wie drohend an.

Doch rechts mit Schalks- und Schelmenpossen,
Mit Grinsegruß und Freundschaftsnicken,
Im Faschingskleid aus bunten Flicken,
Saß schellenklingelnd neben dem Genossen
Der Narr und ließ die Beine gondeln.
Ein Kinderspielzeug vor dem Mund,
Ein Blechtrompetchen winziger Größe,
Blies er die Backen kugelrund,
Als gälte es Posaunenstöße.
Und wie vor seinem Jahrmarktszelt,
Vor seiner Wunder-Plunderwelt,
Ein Clown die blöden Gaffer stellt,
Gewohnt, mit jedem anzubändeln,
Verhöhnte mich sein Pritschenwink:
Spring auf doch, lieber Vetter, flink!
Gelüstet's dich, zu fahren?

Konſtantinopolitaner.

Von Julius Stinde. Mit Bildern nach dem Leben von C. Koch.

(Abdruck verboten.)

Aus dem großen lebenden Bilderbuche am Bosporus, wie man füglich die Sultanſtadt nennen kann, in der Abendland und Morgenland ſich ſchichten, hat C. Koch mit der ihm eigenen Treffſicherheit eine Anzahl ſtimmunggebender Geſtalten für dieſe Hefte abgezeichnet, und mir ward die angenehme Aufgabe, einige begleitende Worte dazu zu ſchreiben. Das thue ich um ſo lieber, als ich in den Bildniſſen alte Bekannte begrüße und gleichzeitig wahrnehme, wie treu der Künſtler jede Eigenheit und jedes Merkmal beobachtet und wie überzeugend er die Geſamterſcheinung wiedergegeben hat. Da bedarf es nur des Aufmerkſammachens und das iſt eine angenehme Plauderarbeit.

Wer mit dem Schiffe ankommt, genießt in dem erſten Augenblicke Konſtantinopels ganze Schönheit, wer dagegen die Bahnfahrt vorzieht, muß ſich begnügen, ſie ſtückweis zu koſten, ihm erſcheint nicht das landſchaftliche Gemälde in ſeiner Pracht, das vielgeprieſene Bild der im Goldenen Horn ſich ſpiegelnden Stadt, ſondern das Menſchengewühl auf der großen Brücke zieht ſeine volle Aufmerkſamkeit auf ſich. Vom Bahnhofe in Stambul führt der Weg über die große „neue“ Brücke nach Pera, wo die Fremden wohnen, die Geſandtſchaften und Konſulate ſind und die Gaſthöfe, wo die beſte europäiſche Geſellſchaft ſich findet und auch der Abſchaum aller Staaten niſtet.

Zwiſchen Stambul und Pera-Galata ſtrömen von Morgen früh bis abends ſpät, bis zur Öffnung der Brücke, die nachts große Schiffe in den Mittelhafen durchläßt, ununterbrochen Menſchen herüber und hinüber. Der Fußgänger zahlt nach unſerm Gelde faſt 5 Pfennige, ein Wagen 47 Pfennige, ein Reiter 38 Pfennige Brückenzoll, deſſen Geſamtſumme ſich täglich auf 4 bis 5 tauſend Mark beläuft. Hierbei iſt jedoch zu bemerken, daß die Brücke gleichzeitig Anlegeſtellen für die Dampfer hat, denen der Verkehr mit Skutari und den Vororten am Bosporus obliegt. Der Hauptverkehr wird ſomit nach der Brücke geleitet und beſteuert. Die Einnahmen der Brücke ſind auf Jahre hinaus an Banken verpfändet.

Hier wandern in ununterbrochenem Zuge Geſtalten vorüber wie ſie der Maler nur wünſchen mag, hier kann man Trachten ſtudieren und Geſichter. Zunächſt feſſelt die älteſte türkiſche Tracht unſere Aufmerkſamkeit. Ein langer Kaftan umhüllt die ganze Figur, und wenn er zurückſchlägt, ſieht man das mehr oder minder prächtige Untergewand, die als Gürtel dienende Leibbinde, in der Waffen ſtecken oder das Schreibzeug, und die weiten Beinkleider, die über dem gelben weichen Lederſtiefel gamaſchenartig anliegen. Der Ärmere kleidet ſich in einfachere Stoffe; der Zuſchnitt iſt ziemlich der gleiche. Kennzeichnend für den Alttürken (vgl. Abb. 1) iſt der Turban, der ebenſo wie der Halbſtiefel immer mehr bei dem jüngeren Geſchlechte ſchwindet. Den Stiefel erſetzt europäiſche Schuſterarbeit mit Gummizug, der Turban hat dem Fes weichen müſſen, der zur Amt- und Hoftracht gehört. Dieſer rote, mit einer ſchwarzen Seidentroddel verſehene Filzbecher iſt, man ſollte es kaum glauben, auch der Mode unterworfen. Für gewöhnlich iſt er halbhoch und von dunkelroter Farbe; wer aber höchſte Eleganz entwickeln will und den Modernſten ſpielen, ſetzt ſich einen faſt ſcharlachroten Fes von hoher Form auf, wie auf Abbildung 1 der junge Türkengigerl zeigt. Dazu kommen: blendend weiße Wäſche nach neueſtem Pariſer Muſter, der einreihige ſchwarze Rock — die ſog. Stambulina — heller Überzieher, weiße oder ſchwarze Weſte, ſchwarze Beinkleider und tadelloſe Lackſtiefel in Lederüberſchuhen. Da der Türke auch im Hauſe den Fes nicht ablegt, ſo macht eine europäiſche Geſellſchaft in Pera, zu der moderne Türken geladen ſind, auf den Fremden einen ganz überraſchenden Eindruck. Auf der Typentafel (Abb. 1) finden wir ferner einen Griechen mit der braunroten phrygiſchen Mütze, den Dalmatier mit der ſchwarzen Lammfellmütze, einen Derwiſch mit gelblicher Filzkappe und zwei Popen. Der griechiſche Pope trägt einen ſchwarzen Hutkopf ohne Rand, der Armenier hat noch einen Schleier dazu. In der Charwoche gehen beide florverhüllt. Der römiſch-katholiſche Pater wandelt mit dem Randhute in ſeiner braunen Kutte ebenſo unbehelligt in der Stadt des Halbmonds wie alle andern Vertreter

Abb. 1. Typen aus Konstantinopel.

anderen Glaubens. Konstantinopel ist die toleranteste Stadt der Welt. Wenn die Perser ihr großes Klagefest über den Tod Hussseins begehen, bei dem der Sultan dreimal feierlich verflucht wird, läßt der Beherrscher aller Gläubigen seine Polizei neben dem Zuge gehen, damit die Selbstgeißeler sich nicht allzusehr zerfleischen und wenn die Griechen ihren Osterumzug halten, beordert der Sultan seine Truppen zum Spalierbilden, daß die den Auferstandenen mit Flintenschießen Feiernden sich austoben können, ohne Andersgläubige zu verletzen. Ebenso dulden die tanzenden Derwische —

die menſchlichen Brummtrieſel aus Andacht — in ihrem Kloſter unſern des Tunnelplatzes in Pera jeden, ſelbſt den ungläubigſten Zuſchauer. Die heulenden Derwiſche in Skutari ſind wie ihre Kollegen in Kairo das Wahnſinnigſte und Schaudervollſte, was ich an Gottesverehrung geſehen habe; die Leute raſen ſich in religiöſe Krämpfe. Und doch fühlen ſie ſich glücklich und beſſer als andere; ſie dienen Allah im Schweiße ihres Angeſichts bis zur Erſchöpfung und das muß ihnen gut geſchrieben werden. Von den Zuſchauern nehmen ſie, was ihnen an Kleingeld gegeben wird.

Die Perſer ſind ein handeltreibend Volk. Sie machen Geldgeſchäfte im Großen, aber auch im Kleinhandel begegnet man ihnen. Hauptſächlich wiſſen ſie im Teppichgeſchäft Beſcheid. Der Straßenperſer kennt den Geſchmack ſeiner Kunden; ſieht er im Karawanſerai unter den Teppichen, die die Kamele des Aufkäufers aus Perſien, Indien, dem Kaukaſus, Syrien herbeiſchleppten, ein ſeltenes Stück, ſo weiß er auch ſchon den Abnehmer, dem er es zuträgt. Dem Fremden bringt er Teppiche ins Hotelzimmer und läßt ſie ſo lange da ... bis der Fremde ſich in das Gewebe verliebt hat und es behält. Wer nur etwas Sinn für Farbe und Muſter hat, wird in Konſtantinopel teppichkrank, d. h. er ſieht in dem Beſitz oder Nichtbeſitz eines Teppichs Luſt oder Leid. Wie überhaupt ein Teppich der Gegenſtand langer Geſpräche ſein kann, das begreift nur, wer einmal teppichkrank war und von Zeit zu Zeit rückfällig wird. Das zweite Bild ſtellt einen Teppichperſer dar. Europäer, der du unkundig biſt, biete ihm nie mehr als ein Drittel ſeiner Forderung. Auch dann mußt du im Anfang noch Lehrgeld zahlen. Nennſt du aber einen ſchönen Teppich dein, dem ſelbſt Kenner ihren Beifall nicht verſagen, iſt er wirklich ſchön, alt (wenn auch mit Löchlein,) in der Farbe durch die Zeit abgeſtimmt wie ein altes Bild, dann freue dich der Errungenſchaft. Wer im Orient war, erſieht in ſolchem Teppich zu jeder Zeit die ganze Art und Pracht des Morgenlandes. Wir laſſen den Teppichperſer von Stambul — dort befinden ſich die großen Geſchäfte im Bazar wie z. B. das von Sadullah Bei,

Abb. 3. Ein Hamal (türkiſcher Laſtträger).

Abb. 2. Perſiſcher Teppichhändler auf der Straße.

Abb. 4. Angler.

das Millionen umsetzt — nach Pera wandern, wo er neu angekommene Fremde zu beglücken denkt und machen am Kai halt.

Welch ein Leben hier! Die Kauffahrteischiffe ankern mitten im Goldenen Horn; die Ladung wird durch Boote ans Land gebracht. Warum nicht wie z. B. in Hamburg die Schiffe direkt anlegen, da das Wasser tief genug ist und keine Kais mit Dampfkrahnen gebaut werden, das wissen selbst die Unternehmer nicht, die beide Ufer des besten Hafens der Welt — des Goldenen Horns — für schweres Geld zeitgemäß herrichten wollten und von der Regierung abschlägig beschieden wurden. Statt des Dampfkrahnes arbeitet der Hamal (Abb. 3), der Träger. Auf dem Rücken hat er ein Keilkissen, das ihm gestattet, in vorgebeugter Haltung große Lasten bergauf, bergab zu tragen. Stambul sowohl wie namentlich Galata-Pera sind hügelig; was die Hamals — meistens Armenier — zu schleppen vermögen, ist für unsere Begriffe unglaublich. Ein einziger Hamal trägt eine Kommode, ein Spind, ja ein Klavier treppenhoch in die Häuser hinauf. Da in den engen, steigenden Straßen Fuhrwerk zum Teil unmöglich ist — Damen werden in Sänften getragen — müssen die Hamals Pferdedienste leisten. Sie transportieren, zu sechs und acht Mann vereint, große Weinfässer, die in Gurten an einer Stange hängen und, wenn Feuer ausbricht, tragen sie die Spritze unter Lärmen, Heulen und Geschrei auf dem Rücken nach dem Brandplatze. Es geht nicht anders in den Gäßchen, deren Holzhäuser wie Zunder brennen.

Einmal kam ein europäischer Kunstringer, ein starker Mann, nach Pera, in dem Theater Kraftvorstellungen zu geben. Er glaubte mit den „armen Türken" leichtes Spiel zu haben. Am ersten Abend jedoch legte ein Hamal ihn so mühelos auf die Erde, daß der betreffende Ringer diese Gegend der Kraftmenschen alsobald wieder verließ.

An der Tracht des korbtragenden Hamals ersieht man vorzüglich den Lederschuh, darin der bloße Fuß, die Pluderhose, die unten gamaschenartig anliegt, die Leibbinde, die Ärmeljacke und den Fes, um den irgend etwas, ein baumwollnes Tuch oder ein Stück Musselin oder was sonst vorhanden, gewickelt ist. In Ägypten, in Syrien ist die türkische Hose nicht landesüblich. Alldort tragen die Männer, mit Ausnahme der Läufer u. dgl., lange Unter- und Oberkleider. Das trockene Klima gestattet ihnen das weite, schleppende Gewand, das dem Niedersetzen auf den Teppich mit untergeschlagenen Beinen kein Hindernis bereitet. In der Türkei aber regnet es oft und das Schleppkleid würde, voll Unsauberkeit am Rande nach dem Gehen in der Straße, beim orientalischen Sitzen unmöglich sein. So kam naturgemäß unten die Einziehung des Kaftans zur Gamasche, während der Stoffüberfluß oben blieb, der selbst dem Türken in der Pferdebahn — Konstantinopel hat auch diese moderne Einrichtung — es ermöglicht, sich auf der schmalen Bank noch die eigenen Hacken unterzulegen, ohne zu befürchten, daß Stoff oder Nat platzen. Auch die kleinen lehnenlosen Rohrstühle,

worauf der Türke in ſeinen Kaffeeſchenken hockt, ſind der europäiſchen Kleidung feindſelig. Der Orientale aber fühlt ſich wohl, wenn er ſein eigener Seſſel iſt; gegen die Kälte des Bodens ſchützt er ſich mit der Leibbinde, die auch das Militär trägt. Das Warmhalten des Magens durch die Leibbinde iſt, wie mir Riſtow-Paſcha ſagte, für das ſo mäßig lebende Truppenmaterial weſentlich; es erhält ſich dadurch geſund. Übrigens findet man die Leibbinde ferner in Griechenland, Bulgarien, Rumänien u. ſ. w. überall da, wo nicht eingeheizt wird, wenn es kalt iſt, und der Körper ſeine Wärme halten muß.

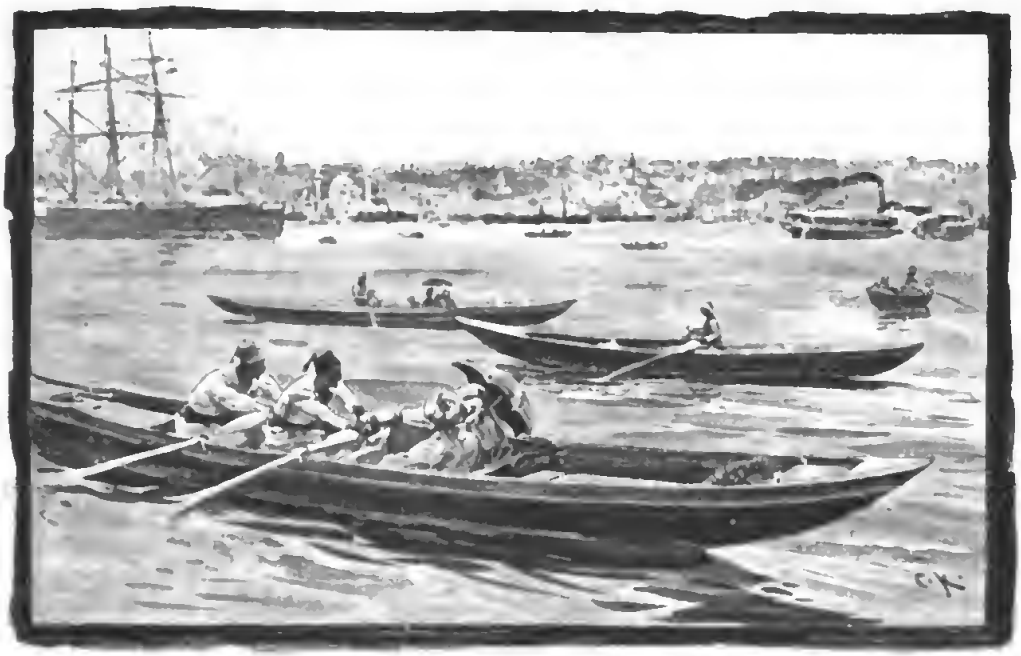


Abb. 5. Perſonenbeförderung in Kaiks.

Die beiden Angler (Abb. 4) ſind auch wieder bezeichnend in der Tracht; dem ſo eben Geſagten braucht nichts hinzugefügt zu werden. Was aber fängt der eine, dem der andere — ein Angler hat immer einen, der ihm mit zuſehen hilft — ſo redlich auf die Schnur ſieht?

O, ihr Fiſche des goldnen Horns, ihr Meerwunder des Bosporus!

Verzeihen Sie, wenn ich hier aus dem Schreibgeleiſe in Entzückung gerate, geehrter Leſer, aber wenn Sie mit mir im Hotel Kittrey in Pera, Ecke der Grand' Rue de Pera und der Rue Derwiſch (unter uns geſagt zwei Wagen können ſich in dieſen „Rues" nur mit Not begegnen) Fiſche eſſen könnten, Sie würden mit mir ausrufen: O, ihr Fiſche!

Dieſe Steinbutten, dieſe Salmen, dieſe ... ja, nun kommen Fiſche, die weder Vater Kittrey noch Mutter Kittrey zoologiſch kannten, ſondern nur zu bereiten wußten. Selten aß ich zuvor ſo ſinnig an die Gabel gelieferte Fiſche. Und wenn morgens ein Rieſenhummer in die Küche geliefert war, zeigte Herr Kittrey ihn den Frühſtückenden und fragte: „Wie wünſchen Sie ihn zum „Diner," ($7\frac{1}{2}$ Uhr abends) „warm oder kalt?" „Warm," ſagten dann alle. Es war ſo ehrlich und gemütlich dort und wer ſpäter bei meinen lieben alten Hotelleuten war, hat es ebenſo geſunden. Deshalb ſag ich hier davon, denn eine fremde Stadt wirkt nicht bloß durch Sehenswürdigkeiten, ſondern auch durch Wohnen und Schlafen, Eſſen und Trinken: durch das tägliche Leben, wie das geboten wird.

Die beiden Fiſcher nehmen ihre Beute und gründen darauf ein Handelsgeſchäft. Sie ziehen über die Brücke und ſchreien den Fiſch aus. Für den Eingebornen lebt es

ſich billig in Konſtantinopel; ich habe Garküchen durchgekoſtet, in Bäckereien gekauft, auf dem Gemüſemarkte mich von Herrn Kittrey in den Kaufhandel einweihen laſſen und habe gefunden, daß dort, wo der Mittelſtand und kleine Mann nicht mehr ſein will als er iſt, wo das Gewand wenig, die Gläubigkeit viel ausmacht und das Klima das Leben erleichtert, die Lebensmittelpreiſe bedeutend unter den Verhältniſſen ſtehen, wie wir ſie gewöhnt ſind. Für den Fiſchhandel zahlen die beiden keine Gewerbeſteuer, werden auch nicht wegen Geſetzesübertretung von einem ſtrebſamen Schutzmann angezeigt: man läßt jedem ſeine Freiheit. Nur in Politik muß er nicht machen ... das bekommt ſchlecht in Konſtantinopel. —

Wollen wir nun über die Brücke zurück nach Pera oder verſuchen wir eine Luſtfahrt auf dem Waſſer?

Es ſieht ſo hübſch aus, wie die ſchnellen Boote über das blaue Waſſer hinüber gleiten von den weiß gekleideten Fesmenſchen gerudert. (Abb. 5.) ... Einmal ſaß ich — das heißt, wenn man in den Bock geſpanntwerden ſitzen nennt — in ſolchem Boot, Kaik, genannt. Es iſt die Waſſerdroſchke Konſtantinopels, wenn auch fünfter Güte für den Europäer, ein Marterkaſten, den ich noch in der Erinnerung haſſe. Sehen Sie ſich das Bild an und fragen Sie ſich, wo und wie die Paſſagiere ſitzen, wo ſie ihre Beine laſſen, und üben Sie ſich dieſe Stellung auf dem Fußboden Ihres Zimmers ein. Sie werden mit mir auf dieſe Schwimmbeförderung ſchelten, wie ich damals that, als ich damit fuhr. Nur wer von Jugend auf türkiſch ſitzen lernte, kann im Kaik einen Genuß verſpüren. Und Tauſende von Kaiks fahren täglich hin und her wie die Enten auf ungeſtörter See. Hier lernen die Gliedmaßen den Unterſchied zwiſchen Orient und Occident.

Abb. 6. Bauholztransport.

Allmählich kommt dies Waſſerfuhrwerk außer Gebrauch; die beiden Brücken und die Dampfſchiffe legen dem Bootführer das Geſchäft. Und doch bleibt der Alttürke dem Kaik getreu wie den Gebräuchen von ehemals, er fährt mit dem Kaik nach den ſüßen Waſſern Aſiens, nach den ſüßen Waſſern Europas und hält Eiſenbahn, Pferdebahn und alles andere Neuzeitliche für Werke Scheitans, „des Satans“. Drängt ſich auch das Ausland mit den neuen Verkehrsmitteln in die Stadt ein, bleibt in und außerhalb ihr doch das Meiſte beim alten. Die Wege werden nicht gebeſſert. Warum auch? Wenn Allah wollte, daß die Wege beſſer ſein ſollten, würde er ſie beſſer geſchaffen haben. Allah wollte nicht. Darum müſſen heute immer noch die Pferde

oder Mauleſel die Laſten ſchleppen anſtatt ſie zu ziehen. Wenn eins der Holzhäuſer gebaut wird — halb Konſtantinopel beſteht aus Holzbaracken — bringt das Pferd Bretter und Balken herbei, wie Bild 6 leider nur zu naturwahr ſchildert. Bei uns würden die Tierſchutzvereine ſich längſt ins Mittel gelegt haben, ſolcher Quälerei zu ſteuern, wie ſie in Konſtantinopel mit der Überbürdung und falſchen Belaſtung der Zugtiere tagtäglich ſtattfindet. Es würde ihnen das jedoch nicht viel helfen, denn der Unfahrbarkeit der Wege, die dem Ackerbauer die Verwertung ſeiner Erzeugniſſe unerhört erſchwert, kann von Vereinen, weder im ganzen Reiche noch in der Hauptſtadt, ein Ende gemacht werden. Durch die Vermehrung von Kunſtſtraßen und Landwegen würden die Reichtümer der Türkei dem Handel erſchloſſen.

Eine Probe ungepflaſterter Straße gibt Abbildung 7, wo zwei Stiefelputzer mit der Bürſte bewaffnet der Kommenden lauern. Dieſe Straße, die Hunde, der Hamal, der daherſtiefelnde Neutürke ſind echt konſtantinopolitaniſch. Der echte Türke zieht, wenn er eine Moſchee, ein Miniſterium, ein Amtshaus betritt, die Schuhe oder Überſchuhe aus, damit die Teppiche nicht beſchmutzt, beziehungsweiſe der heilige Ort nicht entweiht werde. Der Stiefelputzer hat ſeine Kunden daher unter den Neutürken und denen, die etwas auf ſich halten. Noch mehr als in Konſtantinopel gilt der glänzende Stiefel in Ägypten. Ich ſah in Kairo einen Sudaneſen, einen Dunkelmenſchen von ſchönſtem Körperbau, mit Stiefeln angethan, die überhaupt nicht mehr zu flicken waren. Aber dieſes gebrochene, klaffende Leder ließ er vom ſchwarzen Putzjungen blank, blank, blank wichſen. Und freute ſich deſſen grinſend. Auf dem ſiebenten Bilde der zweite iſt ſo ein Schwarzer; mir ſcheint, er ſei wohl früher am Nil ein luſtiger Stiefelknabe geweſen und iſt jetzt, nachdem er das Glück in der Welt ſuchte, in Konſtantinopel auch nicht weiter gekommen. Es bleibt ſich ja auch gleich, was er iſt. Der Alttürke und der Schwarze: ſie beide haben einiges aus dem Koran gelernt, als ſie noch Kinder waren und beide beten zu Allah in gleicher Weiſe: „Es iſt nur ein Gott und Muhamed iſt ſein Prophet und du biſt mein Bruder. Geſegnet ſei der Prophet.“

Abb. 7. Stiefelputzer.

Die Gleichheit vor Gott prägt ſich im orientaliſchen Leben überall aus und verwiſcht den Standesunterſchied oft bis zur Unkenntlichkeit.

Obgleich Allah und der Prophet am Tage über unzählige Male genannt werden, gilt trotz aller Frömmigkeit im Handel der Satz: Augen für Geld. Feſte Preiſe kennt der Orientale nicht, ſelbſt der Wert der Scheidemünze wechſelt zeitweiſe. Der Verkäufer ſchlägt vor, der Käufer dingt ab; der Schlauere, der Kundigſte hat den Gewinn. Und doch handelt es ſich gut mit Türken; ſchlechter mit Perſern, Armeniern und Juden im Orient. Die Natur des Türken iſt eine ehrliche, nie nimmt er ſein Wort zurück, ſelbſt wenn er ſich zum Nachteil irrte. Wo er jedoch übervorteilen kann, da thut er es wie jeder Geſchäftsmann. Das Geſchäft mit ihm iſt ein Ringen bis zur Abmachung, die dann feſt gilt. Ein eigener Handel iſt der Buchhandel. Unſere Abbildung 8 zeigt zwei Alttürken, einen Neutürken und einen ſpitzmützigen Perſer vor einem Buchladen in Stambul. In der Nähe der Taubenmoſchee, die auf dem früheren Forum Theodosii erbaut wurde, in deren

Abb. 8. Vor dem Buchladen.

Vorhof Krämer mit ihren Ständen, Kaufende, Fromme und Neugierige von zahmen Tauben ohne Scheu umflattert werden, findet man jetzt den türkischen Buchhandel, der sich aus dem dunklen großen Bazar fast ganz verzogen hat. Dem Fremden gelingt es nicht ohne Vermittler, heilige Schriften zu erwerben; es wäre eine Sünde, dem Ungläubigen den Koran zu verkaufen. Dagegen stöbert der Kenner in einer solchen unscheinbaren Bude oft die größten Seltenheiten auch europäischer Ausgaben auf, denn Konstantinopel ist gewissermaßen der Altmarkt der alten Welt. Die Fremden pflegen ihren Bücherbedarf bei Lorentz und Keil in der großen Peraſtraße zu entnehmen, die wiederum türkische Antiquare an der Hand haben und dem Liebhaber Orientalia billiger besorgen, als er selbst mit Hilfe eines Dolmetschers im stande ist. Der Fremde muß überall mehr bezahlen, am meisten jedoch, wenn ihn ein Hoteldragoman in Konstantinopel beim Einkaufen führt. — Wenden wir uns jedoch freundlicheren Bildern zu, den holden Frauen. Die neunte Abbildung zeigt uns deren auf einer Gartenmauer sitzend und zwar unter Aufsicht eines Haremswächters. Wer da glaubt, die Türkinnen würden eifersüchtig hinter Schloß und Riegel gehalten, der irrt sich ebenso, wie jemand, der meint, es sei

Abb. 9. Haremsdamen an der Stadtmauer unter Aufsicht.

einem Europäer überhaupt möglich, Zutritt in einen Harem zu erlangen. Wenn eine Türkin ausgehen will, so geht sie allein oder in Begleitung ihrer Dienerin. Bei den reicheren Türken, die sich den Luxus eines Eunuchen gönnen können, begleitet dieser die Frauen, ob sie nun gehen oder fahren, eine Wasserpartie machen oder — spazieren sitzen, wie jene dort auf der Mauer.

Wenn am Freitag das Militär nach Yildis-Kiosk zur Parade vor dem Sultan hinaufzieht, sind die Mauern an den Straßen dicht von Frauen besetzt. Das sieht gar sonderbar aus, denn die weiten Mäntel, in die sie sich wickeln — die Feredsche — sind meist lebhaft gefärbt: vom Kirschrot bis zum lichtesten rosa, violett, gelb, blau, in allen Schattierungen gestreift und oft gestickt. Am teuersten sind die schwarzseidenen, goldgestickten Feredsche's. Das arme Weib des Volkes begnügt sich mit dunkelblauem Kattun. Zu dem farbenschimmernden Mantel gehört auch ein farbenschimmernder Sonnenschirm, ausschließlich deutsches Erzeugnis. Wer es nicht weiß, hält die sonnenbeschirmten hockenden Türkinnen für seltsame Riesenpilze, zumal die Gesichter verschleiert sind und die menschliche Form nur schwer zu erkennen ist. So sitzen sie an den süßen Wassern Europas, an den süßen Wassern Asiens, auf den Kirchhöfen — mit Vorliebe weilen Türken so wie Türkinnen, jedoch stets voneinander getrennt, rauchend und Kaffee trinkend in stiller Beschaulichkeit auf den Begräbnisplätzen und namentlich gern auf den Gartenmauern an der staubigen Landstraße nach Schischli, wenn am Freitagsnachmittag die vornehme und unvornehme Welt nach den süßen Wassern hinauszieht.

Die gehenden Frauen sehen aus wie ein Bündel Kleider, das den Einfall bekommen hat, auf gelben farbigen Lederschuhen umherzuwandeln, die vornehmen jüngeren dagegen, die am Donnerstag in eleganten Wagen Korso fahren, tragen sich schon halbwegs nach fränkischer Art und haben den Schleiermusselin so dünn gewählt, daß man die Gesichtszüge recht gut erkennen kann, besonders die blitzenden dunklen Augen mit den schwarz gefärbten Augenbrauen und Wimpern. Jede Annäherung verhindert der Haremswächter, der neben dem Kutscher auf dem Bock sitzt. Die Türken nehmen an den Ausfahrten ihrer Frauen nicht teil, so will es die Sitte. —

Zum Schluß (Abb. 10) erscheint der

Bekdschis, der Nachtwächter: ich habe ihn oft verwünscht.

Konstantinopel ist eine laute Stadt; vom frühen Morgen bis zum späten Abend durchziehen Verkäufer die Straßen und schreien ihre Waren aus; der Milchmann eröffnet die tägliche Brülloper, ihm folgen die anderen schier ununterbrochen. Gegen Abend legt sich der Lärm, allein dann fangen die Hunde an, die den Tag über geschlafen haben. Große Beißereien wecken auch den bereits Eingewohnten aus dem Schlummer. Versucht man wieder einzuschlafen, und Allah hat es einmal so bestimmt, dann führt das Unglück den Nachtwächter herbei, jenen braven alten Mann, der in der Rechten einen eisenbeschlagenen Knüppel hat, womit er unbarmherzig auf die Steine des Pflasters stampft.

Abb. 10. Ein Nachtwächter.

Leute, die mit der türkischen Zeitrechnung Bescheid wissen, können aus der Zahl der Schläge genau heraushören, wie viel Uhr und Minuten es ist, der Nichttürke aber wünscht den nächtlichen Klopfer weit weg, so weit wie möglich. Die Diebe hingegen empfehlen ihn dem besonderen Schutze Allahs und des Propheten, denn das Klopfen, das der Wächter pflichtgemäß vollführt, warnt sie rechtzeitig, auf der Hut zu sein.

In einer schönen Nacht — es war schon spät geworden — versuchten wir, Leutnant Fischer und ich, dem Nachtwächter der Pera- und Derwischstraße den Eisenstock abzukaufen, um ihn für die nachbleibenden Schlafstunden unschädlich zu machen. Er gab jedoch sein Amtsgerät nicht her, wohl aber lieh er es uns gegen ein Trinkgeld und lies uns stampfen nach Herzenslust. Und das thaten wir, einer löste den andern ab; der Nachtwächter hatte seine helle Freude daran.

Was die zeitzählenden Türken gedacht haben, weiß ich nicht, sie mochten wohl glauben, der jüngste Tag sei angebrochen — oder der Wächter sei irrsinnig geworden. Kein Mensch beschwerte sich über den Lärm. In manchen Dingen ist Konstantinopel eben die freieste Stadt der Erde.

Verkehrtes Handeln.

(Nachdruck verboten.)

Hätt' ich dem Manne nichts gegeben,
Könnt' ich mit ihm in Frieden leben,
Er hätt' es nimmer mir verdacht
Und keinen Vorwurf mir gemacht.
Ich aber handelte nicht klug:
Ich gab ihm, aber nicht genug;
Und daß er nicht genug bekommen,
Das hat er übel mir genommen,
Das wird er niemals mir verzeihn,
Wird lebenslang mein Gegner sein.

J. Trojan.

Weibliches Porträt. Handzeichnung von **Tizian** in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i. E. und Paris.)

Themis.

Roman von Ernſt Eckſtein.

(Fortſetzung.)

(Abdruck verboten.)

„Das iſt ja geradezu unbegreiflich,“ ſagte der Ober-Staatsanwalt.

„Es ſcheint wirklich ſo. Eine chemiſche Analyſe beider Produkte ergibt nicht den mindeſten Unterſchied, nicht den Schatten eines noch etwa hinzutretenden Elements. Und dennoch waltet ein ſolcher Unterſchied ob. Er beruht nämlich in einer verſchiedenartigen Lagerung der Atome. — Wollten Sie was bemerken?“

„Nein, nein! Ich lauſche geſpannt, wenn ich auch zugeben muß, daß ich von dieſer verſchiedenartigen Lagerung keinen rechten Begriff habe.“

„Ein freilich ſehr hinkendes Gleichniß dürfte Ihnen die Sache wol klar machen; — ich meine: die Möglichkeit, daß die verſchiedene Lagerung der einzelnen Teile eine Verſchiedenheit des Geſamt-Effektes herbeiführt. Denken Sie ſich zwei große Haufen von ſpitzen Nägeln mit rundlichen Köpfen. Ich ſage nicht, daß die Atome etwa die Form von Nägeln beſäßen; ich wähle die Nägel nur der Bequemlichkeit halber. Stellen wir uns nun vor, die Nägel des einen Haufens wären derart gruppirt, daß jedes Mal zehn Stück mit ihren Spitzen zuſammenhingen und nun in kugelförmiger Anordnung ihre zehn Köpfe nach außen ſtreckten; die Nägel des andern Haufens dagegen umgekehrt, — das heißt alſo derart, daß hier jedes Mal zehn Köpfe aneinander geſchweißt wären, und die zehn Spitzen nach außen gingen. Würden Sie nicht beim Hineingreifen in den erſten der beiden Haufen eine ganz andere Wirkung verſpüren, als beim Hineingreifen in den zweiten? Trotzdem könnten die beiden Haufen ganz aus der gleichen Maſſe beſtehen und ganz genau das gleiche Gewicht haben. Ähnlich verhält es ſich, meiner zuverſichtlichen Überzeugung nach, mit der Celluloſe und dem Stärkemehl. Einer früher beliebten Erklärung, wonach ſchon die einzelnen Elemente — hier alſo der Kohlenſtoff, der Waſſerſtoff und der Sauerſtoff — in verſchiedenartiger Modification, oder, wie der Chemiker ſagt, allotropiſch in den beiden verſchiedenen Körpern enthalten ſeien, vermag ich aus mancherlei Gründen nicht beizupflichten.“

„Allotropiſch?“ fragte der Ober-Staatsanwalt. „Bitte, erläutern Sie . . .!“

„Allotropie nennt man die Thatſache, daß ſchon die chemiſchen Elemente unter gewiſſen Verhältniſſen in verſchiedner Geſtalt auftreten, in eigentümlichen Spielarten, die auf den erſten Blick weit von einander abweichen, bis dann die chemiſche Unterſuchung beweiſt, daß man trotz dieſer Ungleichheit der phyſikaliſchen Eigenſchaften ein und dasſelbe chemiſche Element vor ſich hat. So verhält ſich zum Beiſpiel der rote Phosphor ſehr verſchieden vom weißen, obgleich eine chemiſche Differenz zwiſchen den beiden Arten nicht ſtattfindet, der rote vielmehr bei Einwirkung des Lichtes oder bei einer Temperaturerhöhung auf zweihundert-und-vierzig Grad aus dem weißen entſteht. Der rote Phosphor iſt ſchwerer; er iſt geruch- und geſchmacklos; nicht giftig; er leuchtet nicht in der Dunkelheit und er ſchmilzt nicht. Weit augenfälliger noch iſt der Unterſchied zwiſchen Kohle, Diamant und Graphit, die alle drei bekanntlich allotropiſche Modificationen des nämlichen chemiſchen Elements ſind. — Um nun auf unſre beiden hypothetiſchen Nägelhaufen zurückzukommen: nicht wahr, wenn es gelänge, durch irgend einen Gewaltakt, durch ein chemiſch-phyſikaliſches Wunder, — das, beiläufig geſagt, nicht größer wäre, als der unwiderſtehliche Drang, mit dem der Magnet ſich des Eiſens bemächtigt, — wenn es gelänge, ſag' ich, die Nägel, die mit den Köpfen zuſammenhaften, zu einem plötzlichen Kehrt zu bewegen, dergeſtalt, daß ſie nun ebenfalls, wie in dem andern Haufen, ſich mit den Spitzen vereinigten und ihre Köpfe nach außen drehten, ſo wäre der Unterſchied zwiſchen den beiden Nägelhaufen beſeitigt; man könnte in den verwandelten Nägelhaufen ganz mit derſelben Furchtloſigkeit hineinfaſſen, wie in den andern, der keiner Verwandlung bedurfte; die Hand würde nicht mehr verwundet zurückprallen. Das Gleichniß auf unſer concretes Problem übertragen: wenn die Atome der Celluloſe ihre Gruppirung veränderten, ſo würde der Magenſaft dieſe umgewandelte Celluloſe eben ſo zwingen und ſie eben ſo leicht verdauen, wie jetzt das Stärkemehl.“

Digitized by Google

„Das leuchtet mir ein,“ ſagte der Ober-Staatsanwalt. „Es klingt ja zunächſt, wenn man will, etwas komiſch: ein Brett zum Frühſtück, eine Latte zum Abendbrot; — aber die Komik wird dem Publikum bald vergehn, wenn es ſich über die wirtſchaftliche Tragweite der neuen Erfindung klar wird.“

„Dieſe Tragweite iſt allerdings ungeheuer. Die Zukunft der Menſchheit erſcheint auf Tauſende von Jahren hinaus geſichert. Die Übervölkerung iſt kein Fluch mehr. Die Auswandrer, die ſich jenſeits des Oceans niederlaſſen, brauchen die Stämme des Urwaldes nicht erſt auszuroden, um dann Getreide zu bauen, ſondern der Urwald ſelbſt mit allem, was er hervorbringt, wird ein gewaltiger, unerſchöpflicher Nährgrund!“

Der alte Chemiker unterbrach ſich. Er hüſtelte.

„Ja, es wird dahin kommen!“ rief er nach einer Pauſe. „Erſt die Ahnungen, die blitzartig durch das Gehirn des Einzelnen zucken; dann die Verſuche — oft jahrelang fruchtlos; dann die Entdeckung — oft jahrzehntelang ohne praktiſchen Wert; dann endlich die Frucht, die dem Spätgebornen überreif in den Schooß fällt . . .!“

Er huſtete ſtärker. In ſeinen Zügen flammte etwas Prophetiſches.

Nun blieb er ſtehn und wandte ſich mit einem wehmütig-milden Lächeln zu Hellmuth.

„Sie, mein Freund, können die Frucht noch ernten! Ich bin zu alt. Mir ſoll's genug ſein, Ihnen zu überantworten, was ich bis dahin verſucht habe, und, wenn Sie die Hauptſache in die Hand nehmen, mit und neben Ihnen zu arbeiten, ſolange es meine Kräfte noch aushalten.“

Hellmuth war nicht in dem gleichen Maß überraſcht, wie ſein Vater. Der Gedanke, den Doktor Altenhöfer erörtert hatte, war auch ihm ſchon gekommen, denn im Grunde lag er nicht fern, und nur die Thatſache, daß hier ein bedeutender Kopf ſyſtematiſch an der Verwirklichung des Projektes ſchaffte, hatte den Reiz der Neuheit. Auch widerſtrebte es ihm, daß man ihn mit Gewalt auf ein Gebiet locken wollte, dem er von Grund ſeiner Seele ſo abhold war. Ein Wolthäter ſeiner Mitmenſchen zu werden, das mochte ja an und für ſich ein ſchöner und hoher Beruf ſein: dazu bedurfte man aber wirklich einer andren Gemütsverfaſſung, als Hellmuth ſie aufweiſen konnte. Ihm fehlte die ächte Begeiſtrung, der Glaube an ſeine Miſſion; er, den die Wiſſenſchaft, — ſeiner vergrämten Meinung zufolge — geprellt hatte, wollte nicht außerhalb jenes Tempels, wo er ſo brünſtig vor der verſchleierten Göttin auf den Knieen gelegen, Hausknechtsdienſte verrichten und elende Sklavenarbeit. Wahrhaftig, Altenhöfer, der ihm, rein menſchlich geſprochen, ſo mild, ſo ſympathiſch, ſo verehrungswürdig erſchien, flößte ihm jetzt das Gefühl einer Laſt ein, die er um jeden Preis abſchütteln mußte. Nur die Wahrnehmung, daß ſein Vater für ‚die große Idee‘ Altenhöfers Feuer und Flamme ſchien, hielt ihn von einer Äußerung zurück, die den alten Chemiker hätte verletzen müſſen.

„Alſo ich komme!“ ſagte Herr Altenhöfer beim Abſchied.

Hellmuth verbeugte ſich, murmelte etwas von ‚großem Vergnügen‘ und ſchritt an der Seite des Ober-Staatsanwalts, der nicht müde ward, Frage um Frage zu ſtellen, dem heimiſchen Herde zu.

8. Kapitel.

Am folgenden Dienstag verließ Hellmuth, eine Verabredung mit Bekannten vorſchützend, gegen ſieben Uhr ſeine Wohnung und wandte ſich über den Lutherplatz durch die lange Sidonienſtraße der inneren Stadt zu.

Unterwegs fiel ihm ein, was er ſich anläßlich ſeiner jüngſten „migratio“ mit Ottfried Stegemann vorgenommen.

Er trat unweit des Siegesdenkmals in den Bazar der Gebrüder Steinert und ließ ſich Totſchläger in den verſchiedenſten Formen und Größen vorlegen.

„Um dieſe Waffen zu tragen,“ fügte der junge Commis ſeiner Empfehlung hinzu, „bedarf es, wie ich mir zu bemerken geſtatte, einer ausdrücklichen Genehmigung ſeitens der Polizei.“

„Ich weiß,“ verſetzte Hellmuth.

Prüfend wog er zwei oder drei der unheimlichen Verteidigungswerkzeuge in der Hand.

„Wir haben auch welche in Form von Stöcken,“ fuhr der Commis fort.

Hellmuth aber, der nicht im Traum daran dachte, ſich von Amtswegen eine Erlaubniß zu holen, lehnte kopfſchüttelnd ab. Er entſchied ſich nach kurzer Wahl für ein mittelgroßes, handliches Inſtrument, fingerdick, an beiden Enden zur Stärke eines

Taubeneies anſchwellend. Es berührte ihn komiſch, daß man ein ſo brutales Wehrſtück mit ſo liebevollem Geſchmack ausſtattete. Die Köpfe waren gemuſtert wie Pinienäpfel, — der Grund gelb, die Muſterung ſchwarz; der Griff aber zeigte in ſchön gewundner Spirale die Farben des deutſchen Reichs.

Hellmuth ließ ſich das Ding einwickeln, zahlte, und barg es dann links in der Bruſttaſche ſeines Rocks.

Man merkte es kaum. Nur wenn er den Rock, wie er dies jetzt zum Verſuch that, feſt zuknöpfte, zeigten ſich zwei rundliche Beulen.

„Das wäre nun abgemacht," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wenn Ottfried mich wieder einmal hinausſchleppt bis zur ultima Thule, bin ich gewappnet!"

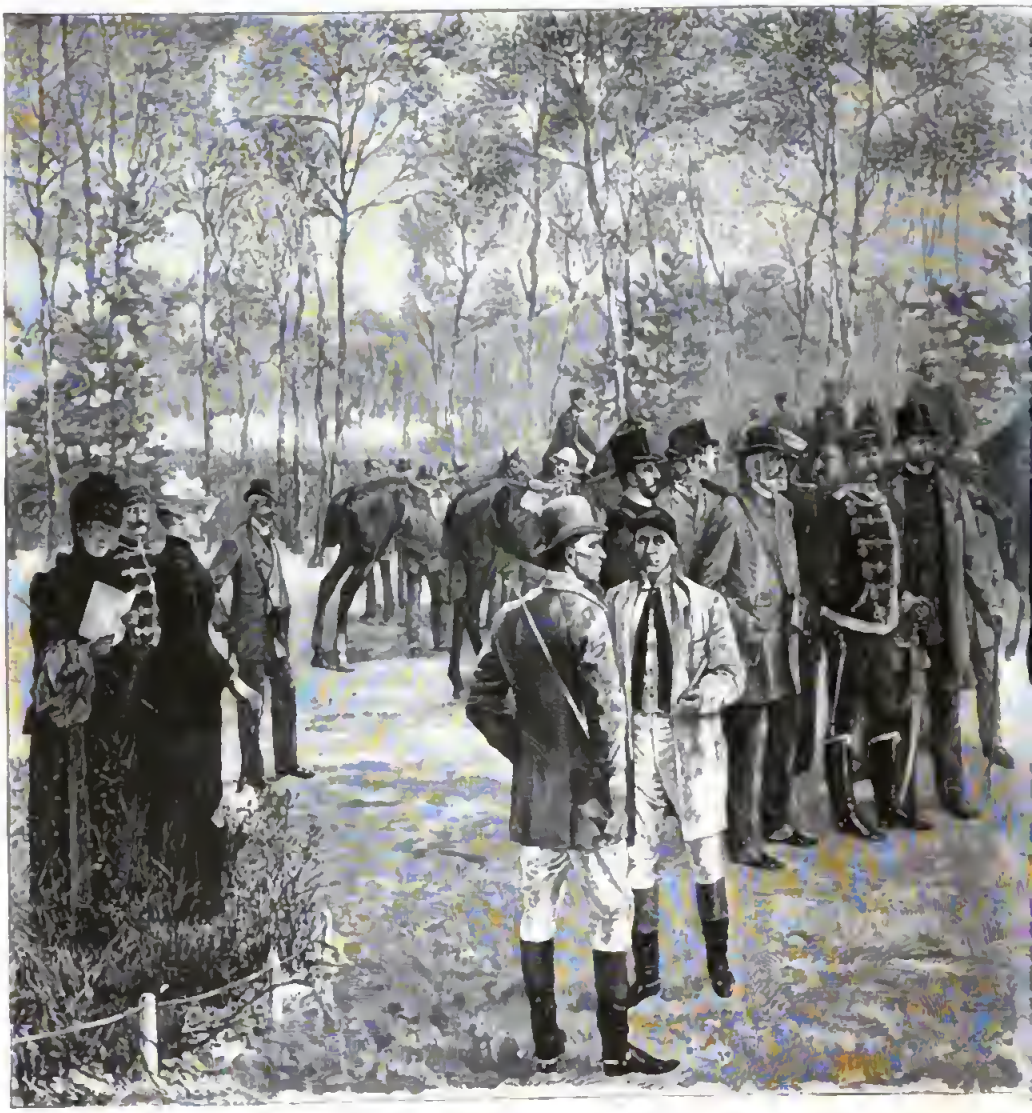
Langſam weiter ſchlendernd erreichte er gegen acht Uhr das Porzellangeſchäft von Otuſch und Felgentreff, Kapuzinerſtraße 6a. Hier alſo weilte das übermütig-ſchlaue Mathildchen, das ihm ſo meuchlings den Schleier der Pſeudonymität vom Antlitz geriſſen. Er mußte lächeln. Vorüberſchreitend blickte er durch die Glastüre. Aber er ſah unter der Schaar von Verkäuferinnen, die ſein Blick überflog, nur die magre Helene, Mathildchens Buſenfreundin. Sie ſelber ſteckte wol rechts oder links in den Seitengängen.

Mit einem Male ward Hellmuth nachdenklich. Was ſuchte er hier — und was fand er? Dieſe Mathilde Solf war ja in ihrer Art ein recht niedliches Ding, friſch und glutäugig; und ſie ſchwatzte ſo thörichtſüß, daß man wol ein paar Stunden lang bei ihr vergeſſen konnte, was wie ein giftiger Wurm an der Seele fraß. Aber — er wußte ſelbſt nicht weshalb — die ganze Geſchichte ließ ihm trotz alledem ein Gefühl der Hohlheit zurück. Irgend etwas vermißte er. Bis dahin hatte er einzelne Züge im Weſen Mathildens für dieſe Enttäuſchung verantwortlich machen wollen. Sie hatte mitunter ein Lachen, das ihm zu ſchnöde klang; eine Art ſich in den Hüften zu wiegen, die ihm ſtark widerſtrebte ... Auch die ewigen Klatſchgeſchichten, die ſie ihm zutrug — bald über Herrn Otuſch, den Inhaber der altrenommirten Firma, bald über Helene und ihren Bräutigam, bald über ganz fremde Perſönlichkeiten — liehen ihr etwas Unvornehmes. Dies alles jedoch konnte bei einer wirklichen Sympathie nicht ſchwer in die Wage fallen. Jetzt, wie Hellmuth ſo durch das bunte Gewühl ſchritt, wußte er plötzlich den wahren Grund. Mathilde Solf, trotz ihrer Hübſchheit, trotz ihrer guten Laune, war ihm von Grund aus gleichgültig. Damals, bei jener erſten Begegnung, hatte ihr Jugendreiz ihn flüchtig geblendet: aber er war nicht ‚verſchoſſen', wie Ottfried ſich ausdrückte, wenn er das erſte Stadium zärtlichen Wohlgefallens bezeichnen wollte.

„Ein wahres Malheur!" dachte Hellmuth. „Gerade bei meiner traurigen Situation! Wie gut könnte ich jetzt eine leidenſchaftliche Tollheit, eine ächte Verliebtheit brauchen, die mich herausriſſe!"

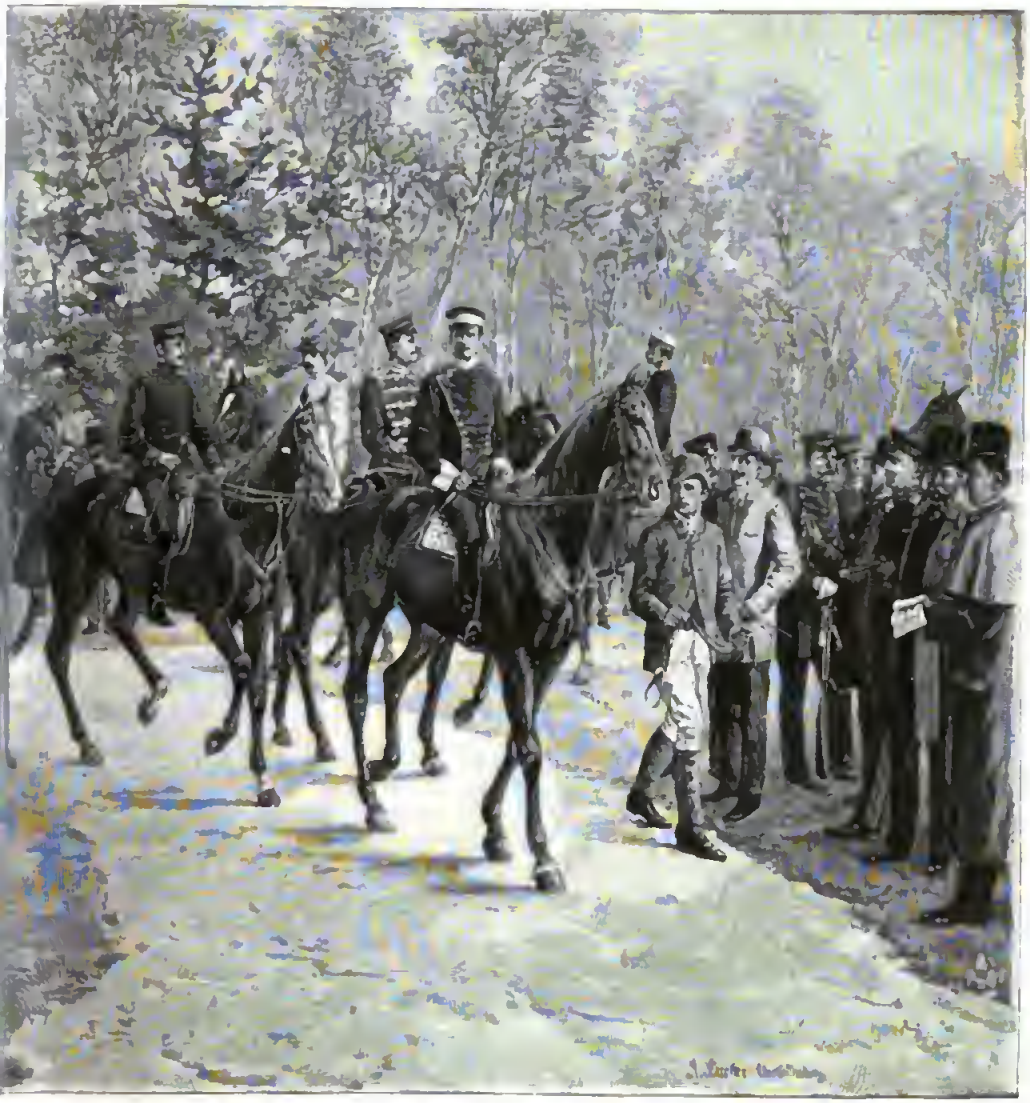
Vielleicht war er dieſer Empfindungen überhaupt nicht fähig? — Ein Fachſtudium wie die Naturwiſſenſchaft materialiſirt ja im Handumdrehn! — Und doch: als ſechzehnjähriger Knabe war er einmal verliebt geweſen, ernſtlich, mit allen Verzückungen eines jugendlichen Idealismus ... Noch jetzt konnte er ſich das Bild der Vierzehnjährigen, die den ſchwärmenden Unterprimaner damals verzaubert hielt, klar vor die Seele rufen. Sie hieß Olga und trug einen langen Blondzopf. Wenn ſie zur Schule ging, kreuzte er ihren Weg. Dieſe Begegnung goß über den ganzen Tag einen roſigen Schimmer. Weiter begehrte er nichts. Er traf nicht einmal Anſtalten, ihre Bekanntſchaft zu machen. Schon im Herbſt zog ſie mit ihren Eltern nach Dänemark. Er hatte nie wieder was von ihr gehört, auch niemals ihr nachgeforſcht. — Trotzdem, wie er jetzt über das thaublinkende Trottoir ſchritt, hatte er das Gefühl, als ſei dies eine wahrhaftige Liebe geweſen. — So etwas konnte nicht wiederkehren, — auch nicht in veränderter Form. Er war zu alt geworden, zu ſkeptiſch ...

Aber weshalb? Ottfried Stegemann war ja noch fünf Jahre älter, — und mindeſtens ebenſo ſkeptiſch, ein Darwinianer vom reinſten Waſſer, der jede Gemütsregung, jede Zuneigung, jeden Inſtinkt durch gehäufte Vererbung erklärte! Dennoch hatte ſich dieſer Menſch ein paar Mal ‚raſend verknallt'; freilich in anderem Stil als der ſchüchterne Unterprimaner in ſeine Olga. Weshalb durfte nicht Hellmuth das gleiche Loos ziehen? Gab es hier in der ungeheueren Stadt nicht irgendwo ein Geſchöpf, dem Hellmuth ebenſo heiß und ſchwärmeriſch huldigen konnte, wie



Graf Oriola Kapt. Joe. (Jockei) Hollack Kammerherr Oberst v.
(Trainer) Preß. v. Prillwitz. Poddielski.
Ober-Landsta
Graf Lehn
Baron v. Roye. (Trainer) Gra

Rennlag in Charlottenburg 1
(Mit Genehmigung der Photogr



Leutn Schlüter auf „Glückskind". Leutn. v Graevenitz (Trainer) Winkler. Graf Kalkreuth
Rittm. v. Heyden-Linden v. Tepper-Laski. Rittm. v. Auerswald.
„auf Fénélon". Exc. General v. Rosenberg
Rittm. v. Sydow.
Rittm v Roeller Major v Schmidt-Pauli.
ßmeißer
ıdorff.
ɛmann.

Nach dem Gemälde von R. Schrader.
ıphischen Gesellschaft in Berlin.)

Ottfried der jungen Polin, der Witwe des ruſſiſchen Generals? — Wenn Ottfried Stegemann von ſeiner Katka Raskonieff ſprach, dann machte er ſtets den Eindruck des Knaben, der ſich zum erſten Mal in Champagner berauſcht! — Hellmuth verlangte nach einer ähnlichen Leidenſchaft; ſehr irdiſch mochte ſie ſein, wenn ſie nur ächt war ...

Und dann — ein ſeltſamer Zug, kaum vereinbar mit der ſonſtigen ‚Vorurteilsloſigkeit‘ Hellmuths —: der Gegenſtand dieſer Leidenſchaft durfte nicht eine Feldblume ſein, die man vom Wege pflückt, kein ſo bequemes Perſönchen, wie die Mathilde, ſondern etwas im Genre von Katka Raskonieff, eine wirkliche Dame, die zur Geſellſchaft gehörte, ein Weib, deſſen Eroberung etwas Apartes ſchien. Auf den Grands bals parés im Eldorado konnte man freilich ſolche Eroberungen nicht machen: ihr Terrain war der Salon. — Dort würde er möglicherweiſe finden, was er begehrte ... Und wenn er gefunden hatte, dann wollte er, ganz wie Ottfried, der unübertroffene Lebenskünſtler, ſich die Empfänglichkeit des Gemüts dadurch erhalten, daß er das Eine that und das Andre nicht ließ ... Die Macht des Contraſtes wirkte ja ſtets erquickend. — Fräulein Mathilde, als Gegenbild zu einer großſtädtiſchen Lady, gewann vielleicht neuen Reiz. Ottfried Stegemann hatte ſogar behauptet, der Schritt der wahren Liebe ſei dreifach. Ein richtiger Virtuoſe der Ars amandi habe ſtets drei ‚Verhältniſſe‘ gleichzeitig: nämlich ein halb ſchon vergangenes, ein gegenwärtiges und ein halb noch zukünftiges ... Auf dieſe Manier handle man wie ein tüchtiger Hausvater, wirtſchafte ökonomiſch und gerate ſo nicht in Verlegenheit, — wobei noch der Umſtand, daß man die drei Intriguen nebeneinander führe, ohne ſie doch miteinander verweben zu dürfen, dem Geiſt eine ſchachſpielartige Unterhaltung biete ...

Von dieſen krankhaft-frivolen Gedanken erfüllt, war Hellmuth wieder bei dem Verkaufslokale der Firma Otuſch und Felgentreff angelangt.

Er trat vor eines der großen Schaufenſter und warf einen Blick auf die reizenden Kleinigkeiten, die ſich hier in Geſtalt von allen erdenklichen Amoretten, Putten, Schäfern, Gnomen, Rittern und Zwergen bunt durcheinander drängten. Das war ſo das Rechte für ſeine Stimmung! Vogue la galère! Man löſe dies problematiſche Leben in Spielerei auf, in leichten, gefälligen Tand, in duftige Nippes! Man ringe nicht mühſam nach Schein-Erfolgen!

Er ſchlenderte weiter.

Da ſtand ſie ſelbſt, zierlich und nett wie ein Meißner Porzellanpüppchen, das dunkle Kleid prall an die Büſte geſchmiegt, — das hübſche, kluge Mathildchen mit den kirſchroten Lippen. — Sie beugte ſich vor und ſprach eifrig mit einer alten Dame, der ſie einige Leuchter und Vaſen vorzeigte. — Die Uhr im Hintergrunde des Magazins wies ſchon auf drei Minuten nach acht. Hellmuth trat an das andre Schaufenſter. — Mathilde Solf hatte ihn nicht bemerkt. Er war auch ſtreng genommen kein Freund von dieſen Begrüßungen durch die Ladenthüre, wie ſie von Fräulein Helene und ihrem Bräutigam inſcenirt wurden. Für ſeine Perſon fragte Hellmuth ja ganz und gar nicht mehr nach dem Publikum; dennoch hielt eine inſtinktive Scheu ihn zurück. Halb unbewußt ſchwebte ihm die Geſtalt ſeines Vaters vor, dieſes Mannes, den er ſo unbeſchreiblich verehrte und liebte, der ſo rein und ſo makellos daſtand in all ſeinen Handlungen; des Vaters, vor dem er ſich, trotz aller Kühnheit ſeiner neueſten Lebensphiloſophie, innerlich ſchämte. Wenn Hellmuth ſich ausmalte, es könnte Jemand zu ſeinem Vater herantreten mit einer Bemerkung über Mathilde, ſo ward ihm ſchwül um das Herz, und vorbeugend ſuchte er ſchon nach Ausreden, zu welchen die fünf Couſinen Ottfrieds, die häufig genug vom Lande hereinkamen, das günſtigſte Material boten.

Jetzt rollte an einem der beiden Schaufenſter der eiſerne Laden herab. Im Hintergrunde des Magazins fing ein Bedienſteter an, die Gasflammen auszudrehn.

Hellmuth faßte in einer ſchlecht beleuchteten Seitenſtraße unter dem erſten Thorwege Poſto. — Er nannte das ‚am Geſchäft‘. — Nach fünf Minuten ſchwenkte Mathildchen, den modiſchen Hut auf dem Kopfe, ein kleines Paket unter dem Arm, raſch um die Ecke.

„Wie geht's?“ fragte ſie eilfertig. „Schade, daß Du am Sonntag nicht konnteſt oder nicht wollteſt! War das ein himmliſcher Tag! Wir haben uns wundervoll amüſirt ...“

„Wer denn: ‚wir‘?“

„Nun, ich und Helene und ihr Ver

lobter ... Und dann noch ein Freund von ihm."

„Ein Freund von ihm? Nicht auch ein Freund von Dir?"

„Unſinn! Ich hab' ihn erſt einmal geſehn."

„Und doch ſo brillant mit ihm amüſirt?"

„Mit ihm und den Andern. Warum auch nicht? Soll ich vielleicht den Kopf hängen, wenn Du aus purer Laune mich ſitzen läßt?"

„Ich ſchrieb Dir doch ..."

„Ach was! Ich glaube kein Wort davon."

„Na, komm nur jetzt!"

„Gern, aber ich habe nur Zeit bis um neun. Hätteſt Du mir nicht ſtrengſtens verboten, Dir in die Wohnung zu ſchreiben, ſo hätt' ich Dir Nachricht gegeben und Dich auf morgen beſtellt."

„Das ſoll wol die Strafe ſein?"

„Nein, wahrhaftig nicht! Aber ich muß nun doch endlich mal meine Winterſachen in Stand ſetzen. Die Mutter drängt ſchon ſeit vierzehn Tagen. Das eine Kleid wenigſtens muß heut' Abend noch fertig werden."

Sie ſchritten die Gaſſe hinunter und traten nach fünf Minuten durch eine gardinenverhangene Thür in das einzige Zimmer einer kleinen Conditorei. Hellmuth beſtellte für ſeine Begleiterin Chocolade und Biscuits, und für ſich eine Taſſe Kaffee.

„Eigentlich ſollt' ich das gar nicht mehr von Dir annehmen," ſagte ſie ſchnippiſch.

„Weshalb nicht?"

„Weil Du Dich meiner ſchämſt ..."

„Schämſt! Was ſind das für Redensarten!"

„Doch. Du verſteckſt Dich mit mir."

„So? Gehn wir nicht Arm in Arm?"

„Ja, wo's recht dunkel und einſam iſt."

„Führ' ich Dich nicht in's Theater?"

„Ja, in das Marſchalltheater! Dort in den Logen iſt's beinahe ebenſo finſter, wie in den Gaſſen, wo Du mich einhaken läßt, — und von Eurer Geſellſchaft kommt ja Niemand dorthin, höchſtens einmal ſo Einer, wie Du, und da kratzt denn natürlich eine Krähe der anderen die Augen nicht aus."

„Du biſt heute ſo eigentümlich, Mathilde. Haſt Du mir's übel genommen, daß ich Dir offen und ehrlich geſagt habe ...?"

„Ja wol, offen und ehrlich! Das nennſt Du offen und ehrlich, wenn Du mich wochenlang hintergehſt, was? Und dann willſt Du vor Angſt und vor Ärger ſchier aus der Haut fahren, wenn ich von meiner Entdeckung Gebrauch mache! Übrigens hab' ich das nur Dir gegenüber gethan; denn ſiehſt Du, ich bin viel zu anſtändig und zu ſtolz, um vielleicht der Helene zu ſagen: ‚der Herr, mit dem ich da gehe, iſt ein Herr Doktor und der Sohn eines hohen Beamten' ... Da wär' ich ſchön dumm! So bildet ſich die Helene doch ein, es würde noch was, obſchon ich ſelber gar nicht daran gedacht habe."

„Nun alſo!" verſetzte Hellmuth.

„Ich ſchrieb Dir's ja auch," fuhr ſie mit einer ſpöttiſchen Achſelbewegung fort. „Du — und Commis! Immer war ich Dir ſchon auf der Spur! Aber ich ſagte mir: Gott, was thut's? Er gefällt Dir, und die Art, wie er ſpricht, iſt ſo nett, hundertmal intereſſanter als das Geſchwätz dieſer wirklichen Bräutigams. Na, und da ging ich drauf ein! So einen Knopf, wie den von Helene zum Beiſpiel, möcht' ich ja nicht geſchenkt!"

„Und doch war es am Sonntag mit dieſem ‚Knopf' ſo außerordentlich amüſant?"

„Mit ihm nicht. Aber ſein Freund —, das iſt ein recht artiger Menſch ... Unteroffizier bei den Jägern."

„Der war natürlich Dein Partner?"

„Das kannſt Du wol denken."

„Und Du haſt mit ihm recht kokettirt?"

„Nicht die Idee! Ich bin Dir leider Gottes ja viel zu gut!"

Es klang ſo treuherzig, wie ſie das ſagte! Hellmuth preßte ihr unter dem Marmortiſchchen leiſe die Finger.

„Ich danke Dir!" ſagte er freundlich.

Sie erwiederte ſeinen Händedruck, ſchmiegte ſich etwas näher zu ihm heran und ſah ihm mit einem reizenden Kindeslächeln in's Antlitz.

„Wo wart Ihr denn?" frug Hellmuth nach einer Pauſe.

„In Oberlondorf, beim Kronenwirt."

„Ach, da ..."

„Ich ſchwärme für Oberlondorf. Der Garten iſt großartig. Wir ſind ſchon um elf Uhr dreißig hinaus gefahren, haben zu Mittag gegeſſen, beim herrlichſten Sonnenſchein — Schinken und Rührei, und nachher zwei Hühner. Es war zu hübſch da unter den Weinlauben, die ſich jetzt rot färben. Und ſo ſtill war's im Garten ..."

„Trotz des herrlichen Wetters?"

„Ja. Außer uns waren höchstens noch fünf oder sechs Leute da. Die Concertgäste kommen erst Nachmittags. — Ach, da muß ich Dir doch was erzählen! Ich weiß zwar nicht, ob Du am Ende nicht wieder denkst, ich sei zu kokett gewesen . . .“

Abermals warf sie ihm einen so rührenden Blick zu, daß Hellmuth ihr Händchen ergriff.

„Denke Dir,“ fuhr sie fort, „wie ich so dasaß neben Herrn Kühne . . .“

„Herrn Kühne?“

„So heißt der Unteroffizier von den Jägern . . .“

„Ach so! Entschuldige! Also: wie Du so dasaßest neben dem Unteroffizier . . .?“

„Da merkte ich, daß ein Herr, zwei Tische von uns entfernt, sehr auffallend nach mir hersah . . .“

„Nun ja!“ lachte Hellmuth gezwungen, denn seine Eitelkeit fing doch allmälig zu bluten an. „Ich dachte mir's schon, daß Du für meine unverzeihliche Absage vollen Ersatz finden würdest.“

„Nur nicht gleich das Kind mit dem Bade ausschütten!“ wehrte sie stolz. „Auf mich hat der Herr, von dem ich hier spreche, durchaus keinen sonderlichen Effekt gemacht. Wohl aber auf Helene, und mehr noch auf mein sanftes Cousinchen.“

„Hast Du hier eine Cousine?“

„Ja wol, ein sehr niedliches Mädchen; Franziska Stelzner heißt sie. Herr Kühne behauptet, sie säh' mir ein bischen ähnlich.“

„Aber ich denke, Ihr wart nur zu Vieren?“

„Franziska ist nachgekommen. Erst von halb vier ab hatte sie Urlaub. Gerade am Sonntag nehmen sie's peinlich im Café Reichskanzler.“

„Ach, das ist die?“ fuhr Hellmuth heraus. „Die früh're Beschließerin im Kronheimer Herrenhaus?“

„Ja, die. Woher kennst Du sie?“

„Vor ein paar Tagen machte mich Jemand auf die kleine, verliebte Person aufmerksam. Sie ist jüngst in dem Lichert'schen Brandstiftungs-Prozeß als Zeugin verhört worden.“

„Ja wol! Das ist ja ihr Gram! Sie schämt sich jetzt, weil der Mensch, von dem sie sich damals hat küssen lassen, in's Zuchthaus kommt. Aber das hilft nun nichts. Und kurirt hat der ganze Jammer sie doch nicht. Sie schwärmt nach wie vor ganz rabiat für die Großen und Breitschultrigen. Den Maler Burckhardt hat sie da vorgestern angeschmachtet — geradezu toll . . .! Das war nämlich der Herr, der so auffällig nach mir herguckte.“

„Fritz Burckhardt?“

„Ich glaube, ja. Kennst Du ihn denn?“

„Oberflächlich. Man trifft ihn zuweilen bei Großmann im Restaurant. Ein talentvoller Künstler, aber ein unsympathischer Mensch.“

„So? Mag wol sein. Etwas eingebildet sieht er schon aus . . .“

„Na, und was wollte denn dieser Burckhardt?“

„Mich abzeichnen.“

„Und Du hast ihm das ohne Weitres erlaubt?“

„Nicht so ganz ohne Weitres. — aber es machte sich so. Er kommt häufig nach Oberlondorf und kehrt dann immer beim Kronenwirt ein. Er sagte, der Platz sei so stimmungsvoll, besonders im Herbst. Übrigens steht er auch gut mit der Wirtstochter. Er hat sie gemalt, — auf prächtigen Ölbildern, die er dann teuer verkauft hat. Vorgestern war nun das Mädchen verreist — bei Verwandten in Strehlberg —; und da saß er ganz ärgerlich da und trank so allein seinen Schoppen und blickte dann jedes Mal auf, wenn ich lachte.“

„Und da habt Ihr ihn eingeladen?“

„Bewahre! Was denkst Du? Ganz von selber trat er zu uns heran und bat um Entschuldigung. Aber offen gesagt, gar nicht wie Einer, der's ernstlich meint mit der Bitte, sondern recht großbrodig und von oben herab . . . Die Herren waren zuerst verdutzt über die Art; besonders Herr Kühne, der gleich ein Gesicht machte, als wollte er einen Rekruten anschnauzen. Dann aber mögen ihm wol die riesigen Schultern des Malers Respekt eingeflößt haben. Ich weiß nicht genau, was sie schwatzten; aber ich merkte doch bald, wo die Sache hinauswollte. Der Unteroffizier schnitt ein langes Gesicht. Da sagte ich kurz und bündig: ‚Weshalb nicht? Wenn mir ein Künstler die Ehre erweist und mich abzeichnen will — gut, es genirt mich ja nicht!‘ Na, und so kam's denn. Er setzte sich ein paar Schritte abseits, und bat mich, ganz in Gemütsruhe weiter zu plaudern. Als er dann fertig war, standen sechs Köpfe auf seinem Blatt: der eine nach rechts, der andre nach links; der eine ver-

gnügt, der andre wie lauſchend; aber alle waren recht ähnlich, — beſonders die Augen."

„Nun — und weiter?"

„So ſind wir bekannt geworden. Später — um vier — kam Franziska. Herr Burckhardt ſaß dann noch bei uns bis gegen fünf, wo der Tanz losging."

„Hm, das kann ich ihm nicht verdenken. Deine Augen ſind wirklich ein lockendes Thema für einen Künſtler. Hat er auch mit euch getanzt?"

„Nein. Dazu hält er ſich wol zu gut. Franziska natürlich mit ihren Schmachtblicken hat ihn verführen wollen; aber umſonſt. Er blieb ſtandhaft und ſah nur ein Stündchen mit zu."

Sie trank ihre Taſſe aus und erhob ſich.

„Nimm mir's nicht übel, aber ich muß jetzt nach Hauſe. Die Uhr da ſteht ſchon auf neun."

Mit allen Zeichen der Ungeduld ſchritt ſie der Thüre zu, während Hellmuth bezahlte.

Draußen hing ſich Mathilde in ſeinen Arm.

„Ein Stückchen darfſt Du mich noch begleiten," ſagte ſie ſchmeichelnd; „bis zur Kaſtanienallee."

„Oh, ich bringe Dich weiter — bis an die Hausthüre."

„Ja nicht! Wir könnten geſehn werden."

„Und wenn auch — was thut's?" erwiederte Hellmuth.

Er wußte ſehr wol, daß die Strecke von der Kaſtanienallee bis an die Wohnung Mathildens weit ‚ungefährlicher' war, als beiſpielsweiſe die Forſtſtraße, in die ſie jetzt einbogen.

Mathilde beſann ſich.

„Gut, wie Du willſt."

Hellmuth hatte ihr vorſichtshalber das kleine Paket genommen. Wer ihn ſo ſah, wie er den Ritter ſpielte, konnte ſeine Begleiterin für eine wirkliche Lady halten; denn Fräulein Mathilde, wenn ſie nicht allzu lebendig wurde, hatte ganz gute Manieren und trug ein Straßenkoſtüm, das weder aufgetakelt, noch dürftig war. — Nach fünfzehn Minuten erreichten ſie das fünfſtöckige Haus in der Ziegelſtraße. — Mathildchen hatte unter dem Wandern ſo reizend geplaudert und ihm ſo zärtlich den Arm gedrückt, daß er ſich ernſtlich die Frage vorlegte, ob er den Wert ihres Herzens nicht unterſchätzt habe. — Nun bot ſie ihm frank und freundlich die Hand, flüſterte ſüß und verheißungsvoll: ‚Schreib mir einmal! Aber, bitte, recht bald!' — gab ihm dann einen herzhaften Kuß auf die Wange und verſchwand im Dunkel des Treppenbau's, während Hellmuth, eigentümlich bewegt, aus der Thür-Niſche wieder in's Freie trat.

Planlos und inſtinktiv ſchritt er weiter, bis er bemerkte, daß dieſer Weg nach dem Wall führte; rechts und links zeigten ſich ſchon die Vorläufer dieſes verrufenen Stadtviertels, elende Kneipen, aus denen rohes Gebrüll erſcholl, Höhlen des Laſters und der Verworfenheit. — Er ſtutzte. — Unwillkürlich taſtete ſeine Hand nach dem Totſchläger, den er links in der Bruſttaſche trug. — Dann machte er Kehrt. — Nach drei Minuten befand er ſich wiederum in der Nähe des Hauſes, wo er von ſeiner Mathilde Abſchied genommen. — Er glaubte zu träumen. — Dieſelbe Mathilde, die es ſo eilig hatte mit der Inſtandſetzung ihrer Wintergarderobe, huſchte in dieſem Moment aus der Thüre und zwar in Begleitung eines Soldaten. — Beim Schimmer der nächſten Laterne erkannte Hellmuth die Uniform. Der nächtliche Cavalier war unſtreitig identiſch mit dem mehrfach genannten Herrn Kühne von der neulichen Sonntagsparthie.

Hellmuth verſpürte im erſten Moment einen unwiderſtehlichen Drang, den Beiden eine Scene zu machen, bei der ſein Totſchläger vielleicht eine unerbauliche Rolle geſpielt hätte. Dann überwog die Vernunft. Er ſagte ſich alles, was ihm ein unbeteiligter Freund hätte ſagen können: erſtens, daß hier nur ſeine Eitelkeit, nicht ſeine Liebe gekränkt war; denn er liebte ja nicht; zweitens, daß er's um Fräulein Mathilde nicht beſſer verdient hatte; drittens, daß es im Grunde ein Glück ſei, dieſe Lektion da zu empfangen, wo ſie nicht ſonderlich ſchmerzte.

Je länger er's überlegte, um ſo entſchiedener kam er zu der Erkenntniß, daß ſich Mathilde um ihn verdient gemacht hatte. Die war nun ſo friſch und ſo kindlich offen geweſen, die hatte ſo treu blickende Augen und ſah ſo ganz und gar wie die verkörperte Wahrheit aus —: und dennoch barg ſich hinter dem reizenden Lärvchen die Lüge, der Leichtſinn, die ſchrankenloſe Begierde! Ottfried Stegemann hatte Recht: ſie taugten alle nichts, — von der blendenden Ariſtokratin herab bis zur Bettlerin!

Und welch' ein Ruhm, welch' ein Götter-

glück, dieſe Ladenmamſell da heimlich herumzuſchleppen, während Stegemann ſich in dem Prunkſalon ſeiner Katka Raskonieff ſonnte!

„Nein, Mathildchen,“ murmelte er, theatraliſch die Hand ausſtreckend, „das war ein Mißgriff! Sei Du glücklich mit ſämtlichen Unteroffizieren der Garniſon! Ich grolle Dir nicht!“

Und weiter ſchreitend wiederholte er nochmals die Theſe des welterfahrenen Ottfried Stegemann: ‚Sie taugen alle nichts!‘

9. Kapitel.

Planlos zurückſchreitend, ſah ſich Hellmuth plötzlich vor den erleuchteten Fenſtern des Großmann'ſchen Reſtaurants.

Nicht eben roſig gelaunt, trat er ein, um was zu eſſen. So ſchnell er ſich auch mit dem Treubruch Mathildens zurecht gefunden, — immerhin blieb ihm eine gewiſſe Leere zurück, ein Gefühl der Enttäuſchung, des Fehlſchlags. — Jedenfalls wär' es doch hundertmal amüſanter geweſen, die paar Stunden noch mit der unentlarvten Mathilde irgendwo ſidel zu vertrödeln, als hier verwaiſt und gelangweilt ſein Schnitzel zu würgen. — Nach Hauſe gehn wollte er nicht: das würde ihm die fatale Empfindung des Abgeblitztſeins noch geſteigert haben. Auch war es bereits drei Viertel auf zehn . . . Bis er den weiten Weg nach der Matheſiusſtraße zurücklegte, traf er die Seinigen kaum noch beiſammen. — Jetzt, wo die Schwurgerichtsſitzungen ihn ſo lebhaft in Anſpruch nahmen, ging Herr Gyskra oft ſchon um zehn Uhr zu Bette.

Hellmuth aß und trank ohne den mindeſten Appetit. Keiner unter den Gäſten, die da ringsher beim Rauenthaler oder Champagner ſaßen, war ihm bekannt; er dünkte ſich wie der Taucher unter den Larven des Abgrunds. Einmal ſogar glaubte er wahrzunehmen, daß ihn der dicke, faſtige Lebemann dort in der Niſche, der ſo behäbig das immer von neuem gefüllte Glas ſchlürfte, ganz eigentümlich betrachte, ihn gleichſam verulke, als den Geprellten, der, ein zweiter Henricus Conradus, zum Liebchen gewollt und ſchmählich zu Fall gekommen.

Das war ja nun offenbar eine Täuſchung; aber Hellmuth bemerkte, wie, aller Vernunft zum Trotz, der Wunſch in ihm aufſtieg, den Herrn in der weißen Cravatte zu ohrfeigen.

Haſtig erhob er ſich, — nicht um dieſen Wunſch zu verwirklichen, ſondern um ſchleunigſt das unangenehme Lokal zu verlaſſen, das ihm heute der Inbegriff alles Farbloſen, Schalen und Schnöden erſchien.

Auf dem Trottoir blieb er ſtehen.

Drüben von jenſeits des Platzes ſtrahlte im Glanz des elektriſchen Lichtes das ſchwarz-weiß-rot dekorirte Schild mit der Aufſchrift „Café Reichskanzler“.

Hellmuth, obſchon er die heuchleriſche Mathilde ja längſt über Bord geworfen und ſelbſt die Erinnerung mit dem letzten Glas Rüdesheimer hinabgeſpült hatte, wollte denn doch mal, der Wiſſenſchaft halber, ſich das Couſinchen der Treuloſen gleichſam ad hoc beſehn. Neulich, als er mit Ottfried Stegemann dort geſeſſen, hatte er kaum auf ſie Acht gehabt und ſich vor allem nicht träumen laſſen, daß ſie eine ſo nahe Verwandte, und, wie es ſchien, auch eine Geſinnungs- und Geiſtesverwandte Mathildchens war. Wirklich, ſie intereſſierte ihn jetzt; rein theoretiſch natürlich!

Er trat alſo ein.

Links nicht weit von der Thür ſaßen vier Herren, darunter ein Offizier, deſſen vornehme Adlernaſe ſchneidig und kühn zwiſchen den lebhaften Augen vibrierte. Es lag ſo viel ſorgloſe Keckheit, ſo viel unbewußte Gleichgültigkeit gegen den Ernſt des Lebens in dem hübſchen Geſicht, daß Hellmuth angenehm überraſcht ein paar Sekunden lang hinſtarrte. Dann erſt bemerkte er, daß der Nachbar des Offiziers ihn mit der augenſcheinlichen Erwartung fixierte, von ihm erkannt und gegrüßt zu werden.

Hellmuth neigte den Kopf, während der Herr — ein blonder Koloß von ſtark gerötetem Antlitz — halb ſich erhob und die Begrüßung erwiderte.

‚Ein drolliger Zufall‘, ſagte ſich Hellmuth, indem er vorbeiſchritt, ‚daß ich nun gerade dem hier begegnen muß!‘

Nun packte ihn das Gefühl, als habe auch in dem Blick dieſes blonden, kraftſtrotzenden Hünen — des Malers Fritz Burckhardt — ein ſpöttiſches Mitleid gelegen . . . Diesmal war die Sache ja ganz wol möglich . . . Sogar wahrſcheinlich . . .! Burckhardt konnte ihn irgendwo mit Mathilde geſehn haben. Dann wußte der Maler, wie vertraut ſie ihm war. Und nun hatte doch dieſer nämliche Burckhardt die Anbändelei mit Herrn Kühne beobachtet! Ja, er war vielleicht Zeuge einer

recht weit entwickelten Intimität geweſen ... Hellmuth ſpielte dann in den Augen des Künſtlers eine ſo klägliche Rolle, daß ſich ein Lächeln von ſelbſt ergab.

Umſonſt ſuchte nun Hellmuth ſich vorzuſtellen, die Sache ſei gar nicht der Rede wert; Burckhardt, den er kaum drei- oder viermal geſehn hatte, werde ſich ſchwerlich über dies Thema den Kopf zerbrechen, ganz gewiß aber nicht unterſtellen, Hellmuth habe die kecke Ladenmamſell für eine Penelope oder Griſeldis gehalten. — Irgend etwas kochte in ihm, bis er ſich plötzlich entſchloß, auf die heimlich blutende Wunde der Eitelkeit ein Pflaſter zu legen, das er in dieſem Moment für außerordentlich zweckmäßig hielt.

Er wollte beweiſen, daß er Mathildchen nur als ein flüchtiges, höchſt belangloſes Spielzeug betrachtet; daß Fräulein Franziska zum Beiſpiel, die jetzt eben mit ihrer kleinen, geſchickten Hand eine Apfeltorte zerſchnitt, ihm ganz das gleiche banale Intereſſe einflöße, wie die flatterhafte Verkäuferin bei Otuſch und Felgentreff.

Er wollte dies umſomehr, als er jetzt wahrnahm, daß Burckhardt mit Fräulein Franziska einen Blick des Verſtändniſſes wechſelte. Richtig! Mathilde Solf hatte ihm ja erzählt, ihre Couſine ſei von der Rieſengeſtalt des Malers „ganz weg“ geweſen! Da Fräulein Mathilde den Unteroffizier von den Jägern vorzog, ſo nahm Herr Burckhardt — trotz ſeiner künſtleriſchen Begeiſterung für die Augen Mathildchens — in praxi wahrſcheinlich mit Fräulein Franziska fürlieb und würde ſich ſchwarz ärgern, wenn ſich ein Unberufner mit der ganzen Gewalt ſeiner Ritterlichkeit über Franziska herſtürzte.

Fritz Burckhardt dachte nun allerdings nicht im Traum daran, mit Fräulein Franziska zu liebäugeln; der Blick, den er ihr zugeworfen, trug für jedes unbefangene Gemüt den Stempel abſoluteſter Harmloſigkeit. Fritz Burckhardt war nichts weniger als ein Don Juan, ſondern ein Menſch von ausgeſprochenſtem Ehrgeiz und brennendſter Ruhmbegier, der vorläufig nur im Dienſte ſeines Berufes die Augen aufthat, und ſo vor allem die ſchöne Wirtstochter von Oberlondorf mit einer Aufmerkſamkeit beehrte, die von dem Mädchen ſelbſt leider mißdeutet wurde, aber thatſächlich nur der Pracht ihres herrlichen Inkarnats und dem Adel ihrer ächt venezianiſchen Züge galt. — Bei Franziska intereſſierte ihn wol die Familienähnlichkeit mit der Couſine; oder ſein Blick war nur eine ſchwelgende Reminiscenz an den letzten Sonntag, der ihm ſo koſtbare Skizzen für ſeine Mappe geliefert.

Hellmuth, der ſich kaum erſt geſetzt hatte, ſtand wieder auf, trat an's Büffet, und knüpfte — wie damals Ottfried — unter dem Vorwand, ſich etwas auszuſuchen, ein kleines Geſpräch an.

Franziska, obwol er nicht zu den ganz Koloſſalen gehörte, auch weder ein Bauernknecht noch ein Maler war, nahm ſeine Redensarten mit einem halb ſchmachtenden, halb verſchämten Lächeln entgegen. — Sie hatte wirklich eine nicht unbedeutende Ähnlichkeit mit Mathilde, nur daß ſie kleiner war und eigentümlich geziert, — im Gegenſatz zu der friſchen Urwüchſigkeit der Couſine, die ſelbſt dann noch natürlich blieb, wenn ſie log.

Hellmuth ſprach über die alltäglichſten Dinge; aber — er ſelbſt mußte innerlich über ſeine Komödie lachen — mit ſo glühendem Eifer, ſo liebevoll in Geberde und Haltung, daß er ſofort den Eindruck hervorrief, als mache er hier aus Leibeskräften den Hof.

Der Zufall wollte nun, daß Fritz Burckhardt, der, wie ſo viele robuſte Perſönlichkeiten, ein großer Freund von Kuchen und Torten war, gerade in dieſem Moment auf den Gedanken verfiel, zu dem Portwein, den er da ſchlürfte, müſſe ein gut behandeltes Trockengebäck, ein Stück Biscuit oder dergleichen, ſchön harmoniren.

So ſchritt er dann ganz ohne Arg, nur den Kuchen und ſeinen Portwein im Herzen, nach dem Büffet.

Erſt ſuchte er links; dann ſchob er ſeine Titanengeſtalt weiter nach rechts, eifrig prüfend, als handle es ſich um die kritiſche Wahl einer Farbe.

Und wie er nun noch einen Schritt weiter that, paſſirte dem wenig gewandten Lohgerber-Sohne das Unglück, mit ſeinem wuchtigen Mammuthsfuße derb auf Hellmuths vierte und fünfte Zehe zu treten.

Hellmuth, deſſen Blut bereits ſchäumte, denn er hielt das Ganze für eine dreiſte Herausforderung, verſetzte mit einem gedämpften „Herr, geben Sie Acht!“ dem Künſtler einen zwar gut bemäntelten aber doch ſehr empfindlichen Stoß in die Rippen.

Burckhardt ſah wütend auf. Die mächtige Fauſt zuckte ihm, wie zum Ausholen. „Flegel!“ raunte er faſt unhörbar. Dann ſchritt er nach ſeinem Platz.

Hellmuth, bleich vor Zorn, ging ihm nach, grüßte die übrigen Herren mit großer Verbindlichkeit, ſtellte ſich vor und bat dann den Maler, deſſen Adreſſe ihm nicht bekannt war, um ſeine Karte.

Der Ton, in dem er dies that, ließ keinen Zweifel über den Sinn ſeines Erſuchens. Stirnrunzelnd, mit einer Geberde maßloſer Selbſtüberhebung, griff Burckhardt in ſeine Taſche.

„Hier!“ ſagte er barſch

„Danke!“

„Aber ich bitte Euch, Kinder, was iſt denn los?“ fragte der älteſte unter den Herren. „Nichts da, Burckhardt! Trinken Sie ein Glas Soda-Waſſer! Herr Doktor Gyskra, ich habe die Ehre, Ihren Papa zu kennen ... Ach was! Dieſe Comment-Fragen ſind mir gleichgültig! Leutnant von Alffing, Sie werden beſtätigen, daß es die Pflicht jedes wirklichen Cavaliers iſt, vor Beſchreitung des letzten Auswegs an die Vermittlung ehrlicher Freunde zu appellieren. Mein Name iſt Kretſchmar. Ich bin Rechtsanwalt und ſchon als ſolcher zur Herbeiführung eines Ausgleichs berufen. Bitte, Herr Doktor, nehmen Sie Platz! Ja, mein Gott, Sie müſſen mir's ſchon zu gut halten, daß ich ſo geradeaus bin: aber der Sohn eines Mannes, den ich ſo hochſchätze, ſteht mir im erſten Moment bereits näher, als zwanzig Andre, mit denen ich ixmal gekneipt habe!“

Das Alles war in gedämpftem Tone geſprochen, ſo daß die Gäſte an den benachbarten Tiſchen kaum von ihren Zeitungen aufſahen.

„Sie ſind außerordentlich freundlich,“ verſetzte Hellmuth, „aber ich darf Ihre Güte nicht annehmen.“

„Kommen Sie nur mal her!“ fuhr Kretſchmar fort und ſchob zwiſchen ſich und den Leutnant von Alffing einen der kleinen Rohrſtühle, die um den Pfeiler ſtanden. „Sie, als der Sohn eines Staatsanwalts, werden doch nicht um einer Lappalie willen mit dem Reichs-Strafgeſetz in Conflikt geraten? Nun; und was Burckhardt betrifft — ich bitte Sie, ein gefeierter Künſtler, der ſich für Defregger, Vautier und Makart in einer Perſon hält, — der ſteht doch viel zu hoch über dem Alltagsleben, um einen Sterblichen ohne Lorbeer im Haar kränken zu wollen.“

Der Leutnant von Alffing hatte inzwiſchen heimlich mit Burckhardt verhandelt; nun kehrte er ſein hübſches Geſicht mit vertrauenerweckenden Lächeln zu Hellmuth und ſprach in dem gleichen gedämpften Tone wie Doktor Kretſchmar.

„Herr Burckhardt erklärt ſich bereit, ſeine ... Bemerkung zurückzunehmen, wenn Sie Ihrerſeits die ... etwas lebhafte Art bedauern, mit der Sie auf ſeine Ungeſchicklichkeit reagiert haben.“

Hellmuth, der ſich inzwiſchen etwas beruhigt hatte, ſagte nach kurzem Beſinnen:

„Sobald mich Herr Burckhardt verſichert, daß es in der That nur ein Zufall war ...“

„Sie haben gehört, Burckhardt! Wollen Sie die gewünſchte Verſicherung erteilen?“

„Das kann ich,“ verſetzte Burckhardt.

Hellmuth bedauerte nun ‚ſeine lebhafte Art‘, Burckhardt nahm ſeine ... ‚Bemerkung‘ zurück, und verſöhnt reichten ſich beide Gegner die Hand. Dennoch fühlte ſich Hellmuth nicht wol bei der Sache. Die krampfhafte Schnelligkeit, mit der man den Ausgleich zu Stande gebracht, widerſtrebte ihm. Hätte ein Tag nur dazwiſchen gelegen! Aber ſo unmittelbar nach der Beleidigung ...! Kurz, Hellmuth hatte das unbeſtimmte Gefühl einer Niederlage. Unter dem Vorwand, daß er ſtark überarbeitet ſei, brach er nach einer Viertelſtunde ſchon auf.

„Habt Ihr denn früher mal was miteinander gehabt?“ fragte Kretſchmar den Künſtler, als ſich Hellmuth entfernt hatte.

„Nicht die Spur!“

„Na, na!“ ſagte der Rechtsanwalt. „Cherchez la femme!“

Burckhardt ſchaute ihn mitleidig an.

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, da drüben die ſehnſucht-atmende Nymphe! Sie haben vorhin zwei-, dreimal hinübergeſchaut, wie Troilus in der berühmten Mondnacht, — und Doktor Gyskra machte ſich auffallend lang am Büffet zu ſchaffen.“

Fritz Burckhardt lachte.

„Der Blick des Juriſten!“ ſagte er ſpöttiſch. „Über Herrn Gyskra kann ich nicht urteilen. Was aber mich betrifft — Du lieber Gott!“

„Sie wollen doch nicht beſtreiten ...?“

„Alles beſtreit' ich! Das Mädchen da hat eine hübſche Figur; beſonders die Arm-

Digitized by Google

linien ... Gut! Das gehört zum Metier: unwillkürlich schaut man da hin! Sonst aber fordre ich Bildung und Geist, gutgeschulte Intelligenzen, die fähig sind, mich zu begreifen! Ladenmamsells und Verkäuferinnen locken mich nicht."

„Schön gesagt!" meinte der Rechtsanwalt. „Beinahe monumental! Wahrhaftig, Burckhardt, wenn Sie nicht ein so großes Talent wären — privatim sind Sie manchmal geradezu unausstehlich!"

„Ich bin stolz auf diese Kritik!" sagte der Maler. „Liebenswürdigkeit im alltäglichen Sinne ist Sache der Alltagsmenschen."

Hellmuth Gyskra schlenderte unterdeß ziemlich verstimmt durch die Frankfurter Straße, deren Läden bereits sämtlich geschlossen waren. — Alles schien ihm heut' quer zu gehn. — Er schämte sich jetzt seiner läppischen Heftigkeit, die ihn doch eigentlich vor den Herren im ‚Reichskanzler' schmählich blamiert hatte.

Ein Pech-Tag, wie er im Buche stand!

Grollend kam er so nach dem Postplatz.

Hier liefen zwei Hauptstraßen zusammen; die eine, links, führte auf Umwegen nach den südlichen Stadtteilen, wo Hellmuth wohnte; die zweite, rechts, schwang sich in mächtigem Bogen bis hinaus nach dem Gothengehölz und den Villen der Westvorstadt.

Hellmuth wandte sich rechts. Nach fünf Minuten erreichte er das ‚Neue Concerthaus', vor dessen Vestibulum eine Menge von Droschken und Equipagen harrte. Drüben, wo das Geleise der Pferdebahn sich in verschiedene Stränge zerlegte, standen sechs Pferdebahnwagen.

In diesem Moment erschienen die ersten Gruppen der heimwärts strebenden Gäste zwischen den Hauptsäulen; Rufe ertönten; einzelne Kutschen verließen die Reihe, um vorzufahren, — und gleich darnach ergoß sich ein dichtes Gewimmel über die Treppenstufen. Farbige Capuchons, Helme, Cylinder quirlten bunt durcheinander. — Strahlende Töchter und peinvoll gelangweilte Väter, courbeflissene Cavaliere und keuchende Schwiegermütter, Livreebediente, Zofen und Zöschen, — Alles dies fügte sich zu einem bewegten Gesamtbild, das nach der schläfrigen Öde der Frankfurter Straße zwiefach lustig erschien.

Hellmuth stellte sich rechts an die unterste Treppenstufe und ließ die Gesellschaft Revue passiren.

‚Lauter banale Gesichter!' dachte er seufzend, als er so nach und nach ein Dutzend von jungen Damen gemustert hatte. — Wasserblond, durch die Hitze des Saales ein wenig gerötet, aber so matt, so charakterlos! — Oder brünett, ohne richtiges Incarnat! Hellmuth liebte nicht diesen gelblichen Ton, der gar kein Fleisch war, sondern gegerbte Haut! — Nun vollends die Schwarzen! Hier, die Kleine zum Beispiel! Die konnte kaum zwanzig sein, und hatte schon einen Schnurrbart wie ein Sekondeleutnant!

So kritisierte und schmälte er, und steigerte sich gewaltsam in seiner Verneinung, so daß Keine vor seinem Zorne mehr Gnade fand, selbst nicht die allbewunderte Gräfin Thoß, die zwar schon hoch in den Dreißigen war, aber noch immer für eine der schönsten Frauen der Residenz galt.

Da plötzlich richteten sich zwei große blitzende Augen voll auf die seinen. Er sah in ein Mädchengesicht, das unbewußt über den krankhaften Mißmut des Spötters zu lachen schien. Licht war sie und rosig, — und doch nicht schläfrig und wasserblond, sondern sprühend von Leben und Glut; die Brauen so ausdrucksvoll, die Pupillen so groß unter den langen Wimpern, — eine leibhaftige Widerlegung des verbitterten Skeptikers, der denn auch wirklich unter dem staunenden Blick dieser Augen heimlich zusammenfuhr.

Oh, und das prächtige nachtschwarze Haar! Hellmuth hatte dergleichen niemals gesehn! In weichster Fülle quoll es ihr unter den Spitzen des crêmefarbenen Kaschmirtuches hervor und fiel ihr üppig wie reife Trauben über die Stirne.

Sie war ja nicht halb so schön wie die allgefeierte Gräfin, aber so unendlich viel eigenartiger, so ruhig-beweglich, so dunkel und sonnig, nicht südländisch, aber ebenso wenig nordisch im Typus, widerspruchsvoll und doch harmonisch, — kurz, das reizendste und liebenswürdigste Rätsel, dem Hellmuth jemals begegnet war.

Unwillkürlich folgte er ihr.

Ein paar Sekunden lang hatte er sie verloren; dann tauchte sie im Gewühl wieder auf. Er sah jetzt, wie sie mit einer älteren Dame sprach. Dabei zeigte sie ein Profil, das zwar nicht klassisch, aber berückend war, wie das einer Meernixe. Da sie nun schwieg, hielt sie noch immer ein wenig die Lippen

Karneval. Fächer, gemalt von Wwb. Leinweber.

geöffnet. Eine süße Schalkhaftigkeit spielte um ihre Wange; die herrlichen Zähne weckten bei Hellmuth sofort den Wunsch, er möchte sie eine Frucht anbeißen sehen.

Alles, was ihn den Abend verdrossen hatte, ging jetzt in Rauch auf. Er drängte vorwärts. Er mußte sich dies reizende Antlitz noch einmal gönnen — so recht aus dem Vollen! Und gleichzeitig schwirrte es von ungeduldigen Fragen durch sein Gehirn: wer sie war? wo sie wohnte? mit wem sie verkehrte? Daß sie trotz der ungewöhnlichen Offenheit, mit der sie ihn angeschaut hatte, zur besten Gesellschaft zählte, schien ihm sofort unzweifelhaft. Nicht nur Haltung und Gang und ein unsagbares Etwas in ihrer Erscheinung verbürgte das: auch die Dame, die ihr zur Seite schritt, trug den Stempel wirklicher Vornehmheit. Solche Begleiterinnen — sagte sich Hellmuth — geben über die Stellung und Herkunft junger Mädchen oft deutlicher Aufschluß, als diese selbst; die Jugendlichkeit hat etwas Nivellierendes; in späteren Jahren treten die Rassen- und Klassenunterschiede schroffer hervor.

Die beiden Damen schritten quer über die Straße nach einem der Pferdebahnwagen, auf dessen Längsschild die Worte zu lesen standen: ‚Postplatz-Gothengehölz.' — Ein Bedienter oder dergleichen war nicht in Sicht. — Leicht wie ein Reh schwang sich das junge Mädchen auf's Trittbrett, während der Conducteur, dem die Damen bekannt schienen, der älteren mit ungewöhnlicher Artigkeit beim Aufstieg behülflich war, wofür er ein höfliches ‚Danke!' erntete.

Kurz entschlossen stieg Hellmuth in den nämlichen Wagen und setzte sich der jüngeren Dame breit gegenüber. — Es schien ihm, als husche ein ganz flüchtiges Rot über die Wangen des Mädchens, ein Hauch des Wiedererkennens —: ‚Das ist ja der gelangweilte Herr von vorhin!' Doch hielt sie den Blick, mit dem er sie — nicht ohne Selbstüberwindung — anstarrte, ein paar Sekunden lang ruhig aus und wandte sich dann sehr vergnügt zu ihrer Begleiterin mit einer halblauten Rede über das eben genossene Symphonie-Concert.

Hellmuth, der sonst keineswegs schüchtern war, hatte sich in der That zu dieser Dreistigkeit zwingen müssen. — Er war gut erzogen, taktvoll und ritterlich. — Als ihn der Blick der tiefdunklen Augen jedoch nun abermals streifte, gar nicht befangen, sondern mit einer ganz unverkennbaren Heiterkeit, da fielen ihm plötzlich die guten Lehren seines mephistophelischen Freundes Stegemann ein, — die stets wiederholten Attacken auf die ‚thörichten Illusionen', das Schlagwort: ‚Sie taugen ja alle nichts!' — und zudem das eigne Erlebniß von heute Abend.

Mathilde Solf war ja natürlich mit der vornehmen jungen Dame hier nicht zu vergleichen; die hübsche Ladnerin verhielt sich, schon was die Bewegungen und die Art ihres Sprechens betraf, zu dieser herrlichen Unbekannten wie Talmi zu Gold. — Aber Mathilde hatte doch auch seine gute Meinung getäuscht; die kindliche Treuherzigkeit, mit der sie ihn angelacht, war Lüge und Trug gewesen.

Ferner: Auch Katka Raskonieff sah wie die vollendetste Lady aus; sie hatte sogar einen Zug von der typischen deutschen Frau, in deren Seele nach Bogumil Goltz die Engel traumreden, und Gott der Herr immer von neuem wieder Paradiese erschafft.

Und so in hundert und tausend Fällen ....

Übrigens, wenn er sich's vorurteilsfrei überlegte, wie stand es eigentlich hier mit der Unbekannten? Sah sie denn wirklich unnahbar aus? Ihre Begleiterin hatte ja in der That etwas Puritanisches; gut! Aber der Schluß von vorhin war doch wol zu voreilig. Strenge erzeugt zuweilen ihr Gegenteil. Der staunende, neugierig-flotte Blick an der Concerthaus-Treppe sprach doch eine sehr deutliche Sprache! — Und jetzt wieder ...! Keine Spur von Verlegenheit! — Allerdings auch keine plumpe Herausforderung ... aber trotzdem eine Art, wie sie bei Emmy zum Beispiel unmöglich gewesen wäre ...!

Immer und immer wieder schaute er so, halb forschend, halb sehnsuchtsvoll, in die blitzenden Augen, die es zwar jetzt vermieden, ihm Stand zu halten, aber dennoch ein paar Mal wie zufällig an den seinen vorüberglitten.

Zum Glück merkte die ältere Dame, die außerordentlich kurzsichtig war, nicht das Geringste. — Ihr feines, aristokratisches Antlitz, dem man die Fähigkeit unerschrockenster Energie ansah, würde sich sonst wol in Linien gelegt haben, die dem Taktvergeßnen die Lust zur Fortsetzung seiner Keckheit gründlich verleidet hätten.

Nach halbstündiger Fahrt erreichte der

Digitized by Google

Wagen die Endstation. Die übrigen Insassen waren schon ausgestiegen. — Nun erhoben sich auch die Damen. — Nur Hellmuth verharrte noch ruhig auf seinem Platz, wo ihm der Abendmantel des jungen Mädchens schwer und faltig das Knie streifte. — Noch einmal sah er im Schein der Laterne die schön gerundete Wange und das tiefschwarze Haar, das so traubenschwer über die Stirn fiel. —

„Ein wunderbares Geschöpf!" dachte er seufzend. —

Dann sprang auch er auf den Boden.

Draußen stand ein langbeiniger Mensch von einigen zwanzig Jahren, die Tuchmütze in der Hand. Er folgte den beiden Damen in der Richtung der Landstraße.

Nach kurzem Zögern schlug Hellmuth den nämlichen Weg ein. Er wollte doch sehen, wo die bezaubernde Nixe ihr Heim hatte.

Fast zehn Minuten lang ging es so weiter. Die Chaussee teilte das Villenviertel in zwei ungleiche Teile; die Mehrzahl der Landhäuser mit dem Strom dahinter behielt man zur Rechten, das Gothengehölz mit dem kleineren Teile zur Linken.

Der Bursche rannte voraus, um die Pforte des Gartens, welcher die letzte der links gelegenen Villen umschloß, dienstfertig aufzustoßen. Man hatte das städtische Weichbild hier längst überschritten: die Beleuchtung war spärlich: in den Laternen brannte Petroleum.

Hellmuth konnte noch wahrnehmen, wie die Damen dem Hause zuschritten und ein paar Stufen hinanstiegen, während der junge Mensch um die Ecke verschwand. Die beiden Gestalten hoben sich scharf gegen den Hintergrund der erleuchteten Hausflur ab. Dann fiel die Thüre in's Schloß, und nur der gelbliche Schein zweier Fenster im oberen Stocke verriet, daß hier am äußersten Westen noch Leben herrschte.

In dieser Einsamkeit also wohnte sie! Nun, das Haus war ja leicht zu merken. Die Landstraße bog da nach rechts ab und folgte dem Strom. Vier-, fünfhundert Schritte zu Thal mußte ein kleines Dorf liegen — wie hieß es doch? — Neu-Buseck, wenn er nicht irrte. Und links dort türmte sich das Gothengehölz wie eine unheimlich schwarze Wand . . .

Hellmuth ging langsam wieder stadteinwärts.

Er kam noch gerade zur rechten Zeit, um mit dem letzten Pferdebahnwagen zum Postplatz zu fahren.

Hellmuth war tief in Gedanken. Der Eindruck dieser berauschenden Blicke verließ ihn nicht. Ein Mund, wie geschaffen, um sich von leidenschaftlichen Küssen zermalmen zu lassen! Und — bei Allem, was himmlisch war und berückend! — wie würde die Meernixe wieder küssen! Das wäre noch eine Eroberung, die lohnte; mit der man vor seinem eignen Genius Staat machen könnte; bei der man wirklich für Augenblicke seinen weisheitsmüden Verstand verlöre!

Er malte sich die Glückseligkeit dieses Vertustes aus und bändigte dann die lodernde Phantasie, um ruhig zu überlegen. Der ahnungsvolle Instinkt des Familiensohnes, der eine Mutter, eine Schwester vor Augen hat, kam jetzt wieder zur Geltung.

„Schwer freilich wird's halten," sagte er zu sich selbst . . . „Aber wer weiß? Katka Raskonieff machte ja auch den Eindruck . . . Jedenfalls gilt es doch den Versuch! Ich muß sie kennen lernen! Ich muß ihr sagen, daß sie das wonnigste Weib von der Welt ist, und daß ich . . . . sie heirathen würde, wenn ich der gläubige Esel von einst wäre."

10. Kapitel.

Zwei Tage später hatte sich Hellmuth wieder mit Ottfried verabredet. Kurz nach sechs betrat er die Wohnung des Freundes, die er heute zum ersten Mal bei Kerzenbeleuchtung erblickte. Ottfried nämlich brannte in seiner Wohnung nur Wachskerzen.

„Pompös!" murmelte Hellmuth. „Wie, zum Teufel, bringen Sie's fertig, so die akademische Freiheit und Flottheit mit der üppigsten Eleganz, die Studentenbude mit dem aristokratischen Heim zu verbinden?"

„Je, nun," erwiderte Ottfried, „ich bin hier ja wirklich zu Hause. Vergessen Sie nicht, daß diese Möbel mein Eigentum sind; daß emsige Hände darüber wachen, weibliche Hände, die einer sehr pedantischen alten Dame gehören; daß diese Hände nirgends ein Stäubchen dulden und doch wieder nicht den Mut haben, die genialische Unordnung, wie sie dem Lebenskünstler behagt, meuchlerisch anzutasten. Ich bin hier so gut wie vereh'licht!"

„Wahrhaftig," lächelte Hellmut, „es macht

vollkommen den Eindruck, als walte hier eine junge Gemahlin.“

Nach einer Pauſe ſetzte er — in Verfolgung eines Gedankens, der ſich auf die reizende Unbekannte von vorgeſtern bezog — etwas zaghaft hinzu:

„Sie haben doch ſo viel häuslichen Sinn, Stegemann! Wirklich, Sie hätten Katka Raskonieff zu Ihrer Frau machen ſollen!“

„Kleiner Schäker!“

„Nun, Sie brauchen nicht ſo ironiſch zu lächeln! Ich kenne ja Ihre Anſicht; und offen geſtanden — (er ſtotterte jetzt ein wenig) — je mehr ich die Menſchheit betrachte, umſo entſchiedner bin ich geneigt, Ihnen zuzuſtimmen.“

„Nicht wahr?“ näſelte Ottfried mit dem Ausdruck ſouveränſter Blaſiertheit. „Nur verſtehe ich nicht, weshalb Sie Ihre Erkenntniß auf die Erfahrung zurückführen. A priori muß doch jeder vernünftige Menſch einſehen, daß der Philoſoph des Jahrhunderts Recht hat, wenn er behauptet: Heiraten heißt für den Mann: ſeine Rechte halbieren und ſeine Pflichten verdoppeln. Na,' und da mir die Pflicht überhaupt etwas Läſtiges iſt, — ich thu' ſie ja hin und wieder aus Angewohnheit, — ſo ſeh' ich nicht ein, weshalb ich unſrer lebensmüden Geſellſchaft dieſe alberne Conceſſion machen ſoll. Ein zwanzigjähriger Knabe, der ſich blindlings verknallt, kommt naturgemäß auf den Gedanken: Du fügſt dich. Er gleicht dem Bezechten, der ſich widerſtandslos zur Polizeiwache ſchleppen läßt. Wir aber — proh pudor! — Ich weiß zwar nicht, wie Sie als glücklicher Bräutigam ſich ausnehmen würden: daß ich aber, den Ring am Finger und das Myrthenſträußchen im Knopfloch, eine groteske Figur wäre, über die ſämtliche Teufel der Hölle ſich krank lachen müßten, davon bin ich ſo feſt überzeugt, wie von der Wahrheit des Cauſalitätsgeſetzes.“

Er ſah auf die Uhr.

„Wir haben noch Zeit,“ ſagte er. „Nehmen Sie Platz! Rauchen wir eine Papiros.“

Er reichte dem Freund die grellrot bemalte Schachtel mit ruſſiſchen Cigaretten, drückte dann auf die elektriſche Klingel und hieß den Bedienten ein Glas Valdepeñas auftiſchen.

„Wiſſen Sie,“ fuhr er fort, „wenn ich das Wort ‚heiraten‘ höre, ſo fallen mir immer die Verſe ein:

Und iſt das Weib, dies Weſen ohne Seele,
Dies ew'ge Kind, ein ſolches Opfer wert?
Das girrt ſo dumm aus honigſüßer Kehle,
Das gibt ſo gern, was lächelnd man begehrt.
Der Garten, den ich tauſendfach beſtehle,
Wird nie vom Gärtner grollend mir verwehrt...

Ich kann nicht dafür einſtehn, daß mein Citat genau iſt; aber ich ſchwöre Ihnen, daß es den Nagel meiſterlich auf den Kopf trifft.“

„Es ſcheint ſo,“ murmelte Hellmuth.

Ottfried ſtieß mit ihm an.

„Es lebe die Freiheit! Wie ſchmeckt Ihnen dieſer Tropfen? Ich meinesteils ſchwärme dafür, denn er gemahnt mich an überſchäumende Abenteuer in Valladolid. Dieſe Spanierinnen...! Ich bin ſonſt ja ein leidlicher Patriot: nur was die Frauen betrifft... Die Cigarette da ſcheint nicht zu brennen. Wollen Sie lieber eine mit Mundſtück? — So! — So hab' ich's gern. Wenn der Rauch ſo in dichten Wolken emporkräuſelt, fühl' ich mich Eins mit mir ſelbſt! Wir Beide ſind auf dem Standpunkte angekommen, wo uns die ganze Erſcheinungswelt nicht halb ſo viel gilt, wie eine gute, rauchbare Cigarette; ich meine: als wiſſenſchaftliches Wertobjekt! Natürlich, als Gegenſtand der Betrachtung — im ulkhaften Sinne — hat ſie noch ihren Reiz. Was?“

„Ich fürchte nur,“ ſagte Hellmuth, der ſeinen Meiſter vielleicht übertrumpfen wollte, „auch dieſen Reiz wird ſie nach und nach einbüßen!“

„Pah, ihre Cambinationen ſind zu mannigfach. Das Schachbrett hat nur zweiunddreißig Figuren, und dennoch giebt es nicht zwei Partien, die vollſtändig gleich wären. Zudem: bei aller Erkenntniß von der Nichtigkeit dieſes Daſeins im Allgemeinen, bin ich doch ein genußfraher Menſch, ſobald es ſich um die Details handelt. So ziemlich die meiſten Dinge halten uns, was ſie verſprechen, wenn wir nicht blödſinnig überſpannte Erwartungen hegen.“

In dieſem Tone, bald geiſtreich und klar, bald rätſelhaft und verworren, ging's eine Weile fort, bis man wieder auf das Concrete verfiel. Ottfried erzählte, daß er am Tage zuvor eine vielverſprechende neue Bekanntſchaft gemacht habe, die berauſchendſte

Ungarin, die jemals ein Bassama teremtete geflucht, derb, stramm, resolut, aber kaum siebzehnjährig und schon die Gattin eines schwer betagten Bankiers, der in seiner schmunzelnden Stupidität nicht ahne, welch ein Unheilsgeschenk ihm die Götter in's Haus gesendet.

Hellmuth war nahe daran, auch seinerseits etwas aus dieser Tonart zum Besten zu geben, — die interessante Begegnung nämlich am Portal des Concerthauses. Ein unbestimmtes Gefühl aber hielt ihn zurück, zumal er ja gestern und heute nicht das Geringste gethan hatte, um seine Angelegenheit weiter zu bringen. Vielleicht auch besorgte er von den Lippen Ottfrieds einen Cynismus zu hören, der ihn verletzt haben würde,

Der Diener öffnet leise die Thür:

„Der Wagen ist vorgefahren!"

Es war ein hoch-elegantes Coupé, mit zwei Vollblutfüchsen bespannt, in welches die beiden Freunde nun einstiegen. — Die sausende Fahrt ging nach der Oper.

Stegemann liebte solche Contraste.

„Neulich die Launhofer Pauke und die Alhambra, heute der Musentempel hier mit dem Schwanenritter und der Crême der Gesellschaft. Der Grundsatz 'variatio delectat' ist von erstaunlichem Wert — leiblich sowohl wie geistig. Strenggenommen bleibt sich die Sache ja gleich; ich meine: der Kern; die Form nur wechselt; aber das reicht schon aus, um uns frisch zu erhalten."

Sie betraten die Loge. Das glänzend erleuchtete Haus war schon beinah' gefüllt.

„Der Blick in das Publikum," flüsterte Stegemann, das Opernglas hebend, „lockt mich eigentlich mehr, als der Zauber da auf der Bühne. Ich mache mir nicht viel aus den Wagner'schen Opern, nicht einmal aus dem Lohengrin. Das Stück ist innerlich unwahr; es klingt wie ein Hohn auf die erbärmliche Wirklichkeit. Die Kunst soll uns vom Jammer des Lebens befreien, nicht aber durch ihre Phantasmen zum Widerspruch reizen. Wo immer ein Telramund die schuldlose Elsa anklagt, wird sie verurteilt. Es kommt kein deus ex machina, der sie verteidigt, sondern ein Scherge, der sie in Ketten wirft. Überall triumphiert die Gemeinheit, die Lüge, die Niedertracht. Malt uns der Dichter nun eine Welt, wo die Tugend siegt, so erzeugt er durch dies erschwindelte Himmelblau als Nachwirkung auf der Netzhaut ein sehr verdrießliches Gelb. Die Naturalisten dagegen — das sind meine Leute! Die malen so schwarz, daß unser geistiges Auge zur Ruhe gelangt. Man sagt sich: ganz so lumpenmäßig und schurkisch ist die Menschheit denn doch nicht — und ethisch gehoben geht man zum Sekt über."

Hellmuth Gyskra machte ein etwas verblüfftes Gesicht.

„Der Standpunkt ist neu," bemerkte er zögernd. „Sie raten uns also Galle zu trinken, damit uns nachher der Essig wie Wein schmeckt?"

„Ungefähr so. Aber, was ich bemerken wollte ... 'S ist geradezu lachhaft, wie die Gedanken auf mich herabstürzen! Schade, daß ich nur ein verpfuschter Philosoph und kein Dichter bin ...! Also der Lohengrin macht mir bei all seinen Vorzügen, die ich ja theoretisch nicht leugne, den Eindruck der Puppenkomödie. Wenn ich ihn trotzdem heut auf's Programm setzte, so hat dies seinen Grund nur in dem Reiz, den gerade das Publikum dieser Wagner-Vorstellungen auf meinen Humor übt. Ich denke, Sie sollen das mitfühlen. Überhaupt, Gyskra, so jung Sie sind, — ich meine: so jung an Erfahrung — so viel Talent haben Sie, dereinst meine geistige Erbschaft anzutreten, wenn ich mich über kurz oder lang mal zum ewigen Schlaf bette. Na, das wissen Sie ja! — Jetzt aber schauen Sie sich einmal um! Sehn Sie da gegenüber in der Prosceniumsloge den dicken Herrn mit dem Biedermeier-Gesicht, — links an der Säule? Haben Sie ihn?"

„Den mit den roten Bäckchen?"

„Ja wohl! Bitte, betrachten Sie den mal genau! Für was halten Sie ihn?"

„Keine Ahnung."

„Den Namen haben Sie schon gehört: Balduin Teutschenthal."

„Ach, der Geheime Commissionsrat?"

„Der allgefeierte Wohlthätigkeits-Mann! Die ganze Stadt, bis auf einige Querköpfe, die ihm gelegentlich in die Karten sehn, glaubt an die Selbstlosigkeit seiner Bestrebungen. Er gilt für einen Charakter, beinah' für einen Helden. Wo etwas Großes und Edles vom Stapel läuft — eine Sammlung für Abgebrannte, für Überschwemmte; ein Denkmal; eine gleichviel wie geartete Stiftung —: überall ist Balduin Teutschen-

thal Mitglied des Comitees, ja, die Seele des Unternehmens! Auch ſpendet er Summen aus ſeiner eignen Taſche, die trotz ſeines Reichtums phänomenal ſind. Die Kunſt — natürlich die ernſte — findet in Balduin Teutſchenthal einen begeiſterten Förderer. Kurz er wandelt, nach der Meinung des Publikums, auf den Höhen der Menſchheit! Ich aber ſage Ihnen, Balduin Teutſchenthal iſt ein öder Hanswurſt, ein kindiſcher Narr, kaum der Ohrfeige würdig, die mir beim Anblick ſeiner ſchmunzelnden Phyſiognomie in der Hand zuckt."

„Sie urteilen ja außerordentlich ſchroff," entgegnete Hellmuth.

„Aber gerecht. Zufällig kenn' ich die Triebfedern dieſes Volksbeglückers genau. Er ſieht aus wie das verkörperte Wohlwollen: aber er denkt nur an ſich. Daß ſein raſtloſer Egoismus nicht auf das Poſitive gerichtet iſt, ſondern auf etwas rein Imaginäres, auf ein Hirngeſpinnſt kleinlichſter Art, — das macht den ‚Liebling der Armuth' in meinen Augen nur um ſo läppiſcher. Denken Sie ſich, der Mann will geadelt werden! Geadelt in unſerm Jahrhundert! Geadelt im Zeitalter Schopenhauers und Darwins! Um dies Ziel zu erreichen, ſetzt er all' jene Thaten als Hebel an! Er, der vor einigen Jahren noch ein ſehr tüchtiger Kaufmann war und ein derb-jovialer Genußmenſch, geht nun vollſtändig auf in dieſer fixen Idee und ſchmeißt ſich, zum behuf ihrer Verwirklichung, überall 'ran, wo er auf Protektion hofft. So in der letzten Zeit ganz beſonders bei einer frommen, übrigens geiſtreichen Ariſtokratin, von der er, nach ſo mancher Enttäuſchung, endlich das Heil erwartet. Sie iſt die Gattin eines ausländiſchen Diplomaten und ſoll bedeutenden Einfluß bei Hof beſitzen. Ihr zu Liebe heuchelt er neuerdings auch eine kirchliche Strenge, die ihm früher nicht eigen war. Da, ſehen Sie nur, wie er jetzt mit den Augen zwinkert und hinab in's Parkett grüßt. Steht ihm die Lächerlichkeit ſeiner Komödie nicht auf der Stirn geſchrieben?"

„Nun da ich's weiß," erwiderte Hellmuth, das Glas noch immer auf die Loge gerichtet, „macht er mir allerdings ja den Eindruck einer gewiſſen Geſchraubtheit . . ."

„Ich halte ihn für dreiviertels verrückt. Um ſeiner Gönnerin das Werk zu erleichtern, hat er vor Kurzem die ‚Entdeckung' gemacht, daß er ſtreng genommen gar nicht geadelt, ſondern nur wiedergeadelt zu werden braucht. Die Teutſchenthal's wären dieſer ‚Entdeckung' zufolge ein uraltes Freiherrngeſchlecht, das vor dem dreißigjährigen Kriege irgendwo geblüht und regiert hat . . . Er glaubt jetzt ſchon ſelber an dieſe Mähr . . ."

„Ich ſtaune, wie eingehend Sie unterrichtet ſind."

„Mich amüſiert die Geſchichte. Sie iſt doch ein ganz niedliches Bruchſtück unſrer commedia umana: mit dem Behagen des Feinſchmeckers, wenn auch zuweilen ethiſch verbittert, folg' ich ihrer Entwicklung. Die Quelle, aus der ich ſchöpfe, iſt Katka Raskonieff."

„Katka?"

„Iſt ſehr befreundet mit jener Dame, wenigſtens was man ſo nennt."

„Aber Sie ſagten doch . . ."

„Was denn?"

„Nun," ſtammelte Hellmuth, „die Gönnerin Teutſchenthal's ſei außerordentlich . . . ſtreng —"

„Gewiß. Ich glaube ſogar — ausnahmsweiſe — daß ſie's mit ihrer Strenge und Frömmigkeit ernſt nimmt; denn ſie iſt bereits hoch in den vierzigen. Aber das hindert doch nicht, daß ſie mit Katka Raskonieff verkehrt. Niemand auf Gottes Welt hat ja die leiſeſte Ahnung . . . Sie, mein Freund, ſind der Einzige . . ."

„Und darf man den Namen wiſſen . . .? Den Namen der Gönnerin, mein' ich . . .?"

„Die Gräfin Rödbroge."

„Ach, die Dänin?"

„Die Frau des Geſandten. Sie ſelber iſt eine Deutſche."

Es entſtand eine Pauſe. Die beiden Freunde durchmuſterten die Parkettreihen.

„Da ſitzt auch der Landgerichtsrat von Grolmann," murmelte Ottfried, — „wenn ich nicht irre, ein guter Freund Ihres Papa's."

„Er verkehrt nicht bei uns; aber Papa ſteht ſehr collegialiſch mit ihm. Die junge Dame, die ſich jetzt umdreht, muß ſeine Frau ſein."

„Ja wol, ſein Püppchen, wie er ſie nennt. Die Beiden ſind Wagner-verrückt. Wann und wo irgend etwas von Wagner in Scene geht, ſieht man die leuchtende Glatze und daneben die Pony-Franſen. Während der Vorſtellung wiegen ſie beide

den Kopf; sie ein wenig zur Seite, er ein wenig nach vorn. Zuweilen hebt er die Hand, als ob er den Taktstock eines Kapellmeisters führe; sie stampft mit den Füßchen. Dabei ist der Mann unfähig, einen Moll-Akkord von einem Dur-Akkorde zu unterscheiden, und sie ergeht sich in haarsträubenden Coloraturen. Passen Sie nur nachher einmal auf, wie regelmäßig diese Doppelbewegung von Statten geht. Zu bestimmten Momenten schau'n sie einander in's Antlitz, nicken sich zu und werfen dann einen Blick nach dem Kronleuchter. Ich denke dabei an die drolligen Porzellan-Türken, die ein Uhrwerk im Leib haben und jedesmal nach dem dreißigsten Pendelschlag ihre Zunge herausstrecken."

„Sie kennen das Ehepaar näher?"

„Ich treffe sie oft in Gesellschaft. Sobald — wie dies leider ja unvermeidlich ist — das Lied von den Winterstürmen oder der Pilgerchor intoniert wird, fallen sie in die üblichen Zuckungen."

„Sonderbar! Herr von Grolmann soll ein hochbegabter Jurist sein."

„Weshalb auch nicht? Er hat seinen Sparren wie jeder Andre. Darum kann er in seinem Fache doch excellieren wie Papinianus."

Auf der Balkonreihe neben der Loge Balduin Teutschenthal's erschien jetzt ein auffallend sympathisches Ehepaar: der Gemahl ein stattlicher Vierziger, kühn, elegant; die Frau ein sanftes, rosiges, mädchenhaftes Geschöpf, sehr bescheiden und distinguiert. Die Art, wie sie den Kopf hielt, erinnerte an die Unbekannte von vorgestern; nur daß sie die Augen besser im Zaum hatte und überhaupt ein ruhigeres Temperament verriet.

Hellmuth sagte mit großer Bestimmtheit:

„Sehen Sie dort! Die Dame da mit der Nelke im Haar! Die rettet den Idealismus!"

„Meinen Sie?"

„Ja, das mein' ich? Alle Physiognomik wäre die platteste Narretei, wenn dieses Madonnen-Antlitz mich täuschen sollte!"

Ottfried Stegemann zog die Brauen ein wenig hoch, wie ein Docent, der im Verlauf seines Vortrags an die gewichtigste Stelle kommt.

„Und dennoch: es täuscht! Zufällig kann ich diese Behauptung erhärten."

Hellmuth warf ihm einen staunenden Blick zu.

„Lieber Gyskra," fuhr Stegemann fort, „ich habe mir fest geschworen, nichts, aber auch gar nichts, vor Ihnen geheim zu halten. Das löst mich; das thut mir wol! Ich nenne Ihnen sogar den Helden des märchenhaften Romans: ein gewisser Leutnant von Alffing . . ."

„Alffing?"

„Kennen Sie ihn?"

„Seit wenigen Tagen," stammelte Hellmuth.

„Ein schneidiger, flotter Kerl, nicht wahr? Und der Mensch hat ein Glück bei den Weibern! . . . Na, also hören Sie! Ich erzähle das nicht etwa aus Freude am Klatsch, — sondern lediglich als Ihr Mentor, um Sie vom Irrwahn der Phantasterei zu heilen."

Drunten begann jetzt eben die Ouvertüre. Ottfried rückte mit einem häßlichen Zug um die Lippen zu Hellmuth heran und legte ihm leise flüsternd die Hand auf die Schulter.

Hellmuth lauschte ihm atemlos.

„Na, was sagen Sie nun zu Ihrer Madonna?" frug Ottfried, als er zu Ende war. „Hab' ich den Weibern etwa zu viel gethan? Vorurteilslos wie die Römerinnen des Juvenal! Man müßte nach solchen Erfahrungen doch der compleateste Narr sein, wollte man je daran denken, sich das Ehejoch auf den Nacken zu laden!"

Der Vorhang ging auf. In künstlerischer Vollendung spielte sich Scene um Scene ab. Das sanfte Madonnengesicht verwandte keinen Blick von der Bühne; Balduin Teutschenthal zerklatschte sich bald die Handschuhe; der Landgerichtsrat von Grolmann und sein zierliches Frauchen führten zum größten Ergötzen der beiden Freunde die Wiege- und Wackel-Komödie auf; Elsa von Brabant ließ ihr flehendes Lied erschallen; in effektvoller Haltung kam ihr Befreier daher gefahren; — kurz, der Akt verlief in allen Punkten programmgemäß.

Als sich der Vorhang wieder gesenkt hatte, strömte das Publikum in's Foyer.

Ottfried hatte bei Hellmuth sich eingehängt. Den Klemmer auf der energisch gemodelten Nase, fixierte er jetzt hier die vorüberkommenden Damen mit ganz der gleichen akademischen Ungeniertheit, wie neu

lich die Arbeiterinnen im Saal der Athambra. Auch Hellmuth, dem die Erzählung Ottfrieds noch auf den Nerven lag, folgte ein wenig dem Beiſpiel ſeines Mephiſto.

Plötzlich erſchrak er.

In dem Gewühl tauchte ein lachendes Mädchengeſicht auf: — die reizende Unbekannte vom Portal des Concerthauſes. Neben ihr ging der Leutnant von Alffing und ſchwatzte und ſcherzte mit ihr wie ein alter Bekannter. Unmittelbar hinter den Zweien ſchritt ein älterer Herr, dem man trotz ſeiner Civilkleidung alsbald den ehemaligen Stabsoffizier anſah, und neben dieſem, faſt um Haupteslänge ihn überragend, die blonde Hünengeſtalt des Genremalers Fritz Burckhardt.

Ottfried Stegemann grüßte. Der alte Herr ſtellte ihn.

„Sie machen ſich ja verteufelt rar in der letzten Zeit," ſagte er freundſchaftlich.

„Herr Oberſt ſind außerordentlich gütig, das zu bemerken ... Geſtatten Sie ... Mein Freund, Doktor Gyskra, — Herr Oberſt von Rheuß."

„Hellmuth Gyskra? Aber was frage ich noch! Die Aehnlichkeit iſt ja unverkennbar. Freut mich ganz außerordentlich! Donnerwetter, ja, wie doch die Zeit vergeht! Als Ihr Papa mir neulich von ſeinem Hellmuth erzählte, dachte ich unwillkürlich an ſo ein Bürſchchen im erſten Semeſter! Man vergißt, daß man alt wird!"

Hellmuth, der noch immer ein wenig beklommen war, ſtammelte ein paar Worte der Höflichkeit.

Der Leutnant von Alffing mit ſeiner Begleiterin hatte jetzt Kehrt gemacht.

„Saſcha," rief der Oberſt, als die Beiden wieder vorüber wollten, „komm einmal her, Kind! Das iſt Herr Gyskra, — Doktor Hellmuth Gyskra, — der Sohn meines alten Freundes!"

Dann, mit unverkennbarem Stolz ihre Hand faſſend und die Vorſtellung etwas formeller, als ſie begonnen hatte, zu Ende führend:

„Meine Tochter Alexandrine!"

„Saſcha geheißen," ergänzte die junge Dame mit einer Verbeugung, die nach der Anſicht Hellmuth's etwas Ironiſches hatte.

Dabei ſtrahlten die großen, dunklen Augen ſo ſchalkhaft, daß Hellmuth ſofort darüber im Klaren war: Fräulein Saſcha hatte ihn auf den erſten Blick wiedererkannt.

Sein dreiſtes Benehmen von vorgeſtern Abend fiel ihm ſchwer auf das Herz. Saſcha jedoch ſchien ihm das gar nicht verübelt zu haben. Sie ſprach ganz unbefangen mit ihm, fragte ihn, ob er ein Freund der modernen Muſik ſei, ſchwärmte für Lohengrin und berührte ſogar wie zufällig die Symphonien des Großen Concerthauſes. Der Leutnant warf gelegentlich eine Bemerkung dazwiſchen, während der Genremaler Fritz Burckhardt etwas hochnäſig daſtand, in Erinnerung vermutlich an jene unerquickliche Kaffeehaus-Scene. Hellmuth, der ihn flüchtig begrüßt hatte, nahm denn auch keine weitre Notiz von ihm, zumal jetzt der Oberſt, als wiſſe er den Sohn ſeines Jugendfreundes in beſten Händen, ſich während der folgenden fünf Minuten faſt ausſchließlich an Burckhardt wandte.

Die Erwähnung der Symphonien hatte auf Hellmuth einen befremdlichen Eindruck gemacht. Das klang ja faſt wie ein Bravo für ſeine Keckheit, — wie ein Zuruf: ‚Ich bin das gewöhnt!' — wie die halb verblümte Ermunterung: ‚Fahren Sie fort!' Und nun der freie, kameradſchaftlich-burſchikoſe Ton im Verkehr mit dem Leutnant! Sie gebrauchte zweimal das Wort ‚famos', nannte ihn ſchlechtweg ‚Alffing', wollte ſich totlachen, als er von ſeinem letzten Ritte nach Oberlondorf erzählte, wo ſeine Fuchsſtute Marka, vor dem Anblick einer betagten Milchfrau ſcheuend, kerzengrad' in die Höhe gegangen war — und fragte dann, — ihren hochroten Fächer wie eine Gerte ſchwenkend:

„Reiten Sie auch, Herr Doktor?"

Hellmuth bejahte.

„Sehn Sie, das lob' ich mir! Die Gelehrten von heute ſind in der Regel ſo hölzern, ſo ganz und gar ohne Schwung! Ich kann dieſe Sorte nicht ausſtehen. Ein Mann muß feſch ſein, elaſtiſch und wagemutig! Je toller, je beſſer! Nicht wahr, Alffing?"

„Ganz mein Prinzip, Fräulein Saſcha!"

„Na, Sie ſtehn ja nun ganz beſonders im Ruf, Alles im Sturm zu uehmen! Die Herzen ſogar! Ich ſage Ihnen, Herr Doktor, ein ſchrecklicher Menſch, dieſer Alffing! In Strehlberg hat er Tod und Verderben geſä't. Alle Damen des Regiments haben ihm

nachgeweint, — vom Civil ganz zu geschweigen!“

„Aber Fräulein Alexandrine . . .“

„Na, ist's etwa gelogen? Thu'n Sie nicht so! Die heilige Miene, die Sie jetzt aufsetzen, kleidet Sie nicht! Uebrigens — kein Mensch verdenkt's Ihnen ja! Weshalb soll man sich in der Jugend nicht amüsieren, noch dazu, wenn man Leutnant ist? Auf eine Handvoll Dummheiten mehr oder weniger kommt's da nicht an. Sagen Sie selbst, Herr Doktor.“

„Natürlich,“ stammelte Hellmuth verwirrt.

Nun scholl die Klingel.

Burckhardt und der Oberst von Rheuß traten heran.

„Ich hoffe, Herr Doktor, wir sehen Sie bald einmal bei uns,“ sagte der Oberst zu Hellmuth und bot ihm die Hand.

„Wenn Sie gestatten, mache ich ehestens meine Aufwartung. Gnädiges Fräulein — auf Wiedersehen!“

So trennte man sich.

Hellmuth bemerkte mit sehr gemischten Gefühlen, wie Sascha beim Abgang nach der entgegengesetzten Foyerseite den Arm des Leutnants von Alsfing ergriff und lächelnd zu ihm hinaufsah. Die üppige Haarlocke wallte ihr voll über die Stirn. Sie war jetzt ganz wieder die phantastische Meernixe vom Vestibulum des Concerthauses! Und Leutnant Alsfing lächelte gleichfalls und nickte, als wollte er sagen: ‚Wir Beiden verstehen uns, wir sind wahlverwandte Naturen!‘

Wie dem auch sein mochte: jedenfalls trug der Anblick dieses stark verdächtigen Cavaliers, dessen ‚Glück bei den Weibern‘ Ottfried Stegemann erst vorhin so drastisch betont hatte, nicht dazu bei, die Meinung Hellmuths von der Feinfühligkeit Sascha's zu steigern. Sie hätte doch ahnen, sie hätte doch spüren müssen, weß Geistes Kind sie da vor sich hatte! Freilich, nach außen hin wahrte er trotz der . . . Ungezwungenheit dieses Verkehrs immer noch eine gewisse Form. Seine Frivolität — so sagte sich Hellmuth — hüllte sich in den Schleier des Uebermuthes. Ja zuweilen klang etwas durch, was wie der Hauch einer respektvollen Ritterlichkeit berührte. Aber das war wol nur die instinktive Rücksichtsnahme auf den Herrn Oberst, die alt-eingefleischte Subordination, die aus der Zeit herrührte, wo er in Strehlberg beim Regiment gestanden.

Hellmuth Gyskra blieb den ganzen Abend hindurch nachdenklich. Unausgesetzt beschäftigte sich seine Einbildungskraft mit der zaubrischen Nixe, ihren wonnigen, rotblühenden Lippen und ihren seltsamen Reden.

11. Kapitel.

Im ganzen Gyskra'schen Hause gab es wohl kaum einen Raum, der den Charakter des Inhabers so vollständig abspiegelte, wie das reizende kleine Zimmer der Haustochter.

Zwischen der Arbeitsstube des Vaters und dem Laboratorium des Bruders gelegen, von dem ersteren durch eine unverschlossene Thür, von dem letzteren durch eine Wand getrennt, wob es gleichsam in die Strenge männlichen Schaffens den versöhnenden Zauber weiblicher Poesie und fröhlicher Kindlichkeit. — Es hatte nur ein Fenster: aber dies eine Fenster glich einem Blumengarten. — Die zartblaue Tapete; die zierlich mit Ranken und Arabesken bemalte Decke: der Schreibtisch aus Nußbaumholz, auf dem sich so viele unnennbare Kleinigkeiten in zwangloser Buntheit aufbauten; der mustergültig in Ordnung gehaltene Nähtisch; die Bücher, die Bilder, die reizenden Marmor- und Porzellanfiguren: — alles war wie umflossen von der Atmosphäre des Glücks und der Reinheit. Kein blendender Geist konnte hier hausen, kein fieberndes Streben nach ungewöhnlichen Leistungen: aber ein Herz — man sah das gleich auf den ersten Blick — ein Herz, das kein Falsch kannte, das sich gerne beschied im engen Kreis seiner Pflichten und Rechte und nichts Besseres verlangte, als daß ihm der Himmel erhalten möge, was er bis dahin gütig beschert hatte.

Während der Nachmittagsstunden saß Emmy Gyskra hier häufig allein, mit einer der Handarbeiten beschäftigt, die Hellmuth ihr bei Gelegenheit als die Kriterien einer prosaischen Lebensauffassung zum Vorwurf machte. Aber wenn sie so stickte, oder Masche an Masche reihte, wob ihr Gemüt oft Träume, die den süßesten Versen der Dichter da auf dem Büchergestell an Glut und Innigkeit schwerlich nachstanden. Sie war ein rechtes Kind der Familie: mit gleicher tiefgründiger Liebe umfaßte sie alle,

wenn's ihr auch nicht immer ſo über die Lippen wollte, und ſie mitunter — ein Erbteil des Vaters — ihre weichſten Gefühle in das Gewand eines Scherzes kleidete. Nur in Gedanken gab ſie ihr Herz völlig dahin. Es kam wohl vor, daß ihr dann plötzlich, und ſcheinbar ganz ohne Urſache, heiße Thränen ins Auge ſtiegen; einmal ſogar, als ſie den Vater bei ſeiner Arbeit wußte, war ſie ganz leiſe aufgeſtanden, hatte den Atemzügen des teuren Mannes und dem Raſcheln der Feder lange gelauſcht, und dann, wie in ſtiller Verzückung, die Thüre geküßt.

Am Tage nach jener Lohengrin-Vorſtellung ſaß ſie wieder vor ihrem Nähtiſch und ſchaffte emſig an dem Geburtstagsgeſchenk für ihren Verlobten. Von Zeit zu Zeit hielt ſie inne, warf einen Blick auf die roten Azalien, die ihr zur Seite blühten, oder auf das olivengeſchnitzte Photographiegeſtell vor ihr, das vier Bilder enthielt: die der Eltern, des Bruders und ihres Bräutigams.

Da kam Hellmuth vom Korridor her leiſe ins Zimmer.

„Störe ich, Schweſter?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. „Papa ſchläft; ich denke, wir plaudern ein wenig.“

„Gern,“ ſagte ſie freundlich.

Sie wollte ſchon ihre Arbeit weglegen, denn ſie fürchtete eine Bemerkung Hellmuths über dies endloſe Geburtstagsgeſchenk, das nun ſeit Monaten ſchon bei jeder Gelegenheit auftauchte. Hellmuth jedoch ſchien heute beſonders gnädig geſtimmt.

„Genir' Dich nicht,“ ſagte er lächelnd; „ich weiß ja doch: jede freie Minute gehört ihm, dem Herrlichſten; und was ich Dich fragen möchte, das läßt ſich auch ſo erörtern.“

„Schön. Was giebt's?“

Hellmuth ſetzte ſich auf die Sophakante, kreuzte die Hände über dem Knie und hub an:

„Sag' mal, Emmy — Du haſt doch bei Tiſch gehört, daß ich geſtern den Oberſt von Rheuß und ſeine Tochter zufällig in der Oper traf?“

„Ja wol. Dein Herr Stegemann hat Dich vorgeſtellt.“

„Ich habe mir nun zwar prima vista mein Urteil über die Leute gebildet: aber es würde mich doch intereſſiren, auch von Dir zu erfahren, was Du von den Herrſchaften hältſt. Du warſt ja zugegen, wie ſie Beſuch machten.“

„Nun, ich finde den Oberſt nicht unſympathiſch. Was Frau von Bereſow anlangt . . .“

„Wer iſt Frau von Bereſow?“

„Die Schweſter des Herrn von Rheuß, mit der er zuſammenwohnt.“

‚Aha,‘ dachte Hellmuth, ‚die Begleiterin Saſchas im Pferdebahnwagen!‘ — „Die kenn' ich noch nicht,“ ſagte er laut.

„Sie wird Dich auch ſchwerlich intereſſiren. Eine Witwe, hoch in den Vierzigen; zwar noch gut konſervirt und recht liebenswürdig . . .“

„Und Fräulein Saſcha?“

Emmy zuckte die Achſeln.

„Ich kenne ſie noch ſo wenig,“ ſprach ſie zurückhaltend.

„Das heißt: ſie mißfällt Dir?“

„Ganz und gar nicht. In gewiſſer Beziehung hab' ich ſogar ein Faible für ſie . . . und doch wieder . . . Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll.“

„Sprich nur ganz ohne Umſchweif!“

„Nun, Saſcha iſt reizend; ſie iſt mir entgegengekommen wie eine Schweſter; ſie hat eine ſo liebe, herzige Art — — aber ich glaube, wir paſſen nicht zueinander. Sie iſt zu unruhig, zu ſtürmiſch . . .“

„Wie ſo?“

„Nun, ‚ſtürmiſch‘ iſt auch vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Du wirſt mich am beſten verſtehn, wenn ich Dir ſage, was ſie zum Beiſpiel über die Thätigkeit meines Franz bemerkt hat. Franz war doch gerade bei uns, als die Herrſchaften vorſprachen. Denke Dir nun, wie ſie erfährt, mein Bräutigam ſei Profeſſor der Mathematik, da platzt ſie mit der jedenfalls eigentümlichen Phraſe heraus: ‚Mathematiker ſein — das denk' ich mir ſcheußlich‘ . . .“

„Dabei iſt doch nichts Schlimmes,“ verſetzte Hellmuth. „Fräulein Saſcha wird auf der Schule im Rechnen traurig geweſen ſein, wie die Mehrzahl der jungen Damen.“

„Ja, ſie fügte das auch hinzu; aber die Wendung war doch wol zu brüsk. Franz ſchien auch peinlich berührt, bis er dann merkte, daß ſie von der Art ſeines Berufs — wie vom Univerſitäts-Leben überhaupt — keine Ahnung hat.“

„Woher ſollte ſie auch? Sie iſt eine

echte Soldatentochter, aufgewachsen in unbedeutenden Garnisonstädten."

„Nun, so viel könnte die Tochter eines ehemaligen Regimentskommandeurs doch wissen, daß akademische Vorlesungen keine Lektionen sind! Sie fand es zu drollig, daß die Studenten mit ihren Kanonenstiefeln acht geben und still auf der Bank sitzen müßten wie kleine Buben. Dann sagte sie wieder kurzweg: ‚Die Studenten — das ist meine Leidenschaft! Wenn sie so paarweise durch die Straßen bummeln, sind sie beinahe so fesch wie die Leutnants!' — Ich bitte Dich, Hellmuth: was für Ausdrücke im Mund eines Mädchens! Ich muß mich an diesen Ton erst gewöhnen!"

Hellmuth nickte. Es war also, wie er vorausgesetzt. Emmy, für deren kindliche Reinheit er die Hand ins Feuer gelegt hätte, fühlte vor Sascha die heimliche Antipathie der Unschuld gegen die Leichtfertigkeit. Er konnte oder wollte nicht einsehn, daß in diesem Moment bei der sonst so milden und gütigen Schwester ein wenig gekränkte Eitelkeit mit sprach. Wer ihrem Franz den vollen Respekt verweigerte, schlug die empfindlichste Saite ihres Gemüts an: so vollständig ging sie auf in bewundernder Liebe zu diesem wackern, etwas nüchternen Mann, der seinerseits, außer der sphärischen Trigonometrie, der Analysis und der Differential- und Integral-Rechnung, nur seine Emmy kannte.

„Sag' mal," hub Hellmuth nach einer Pause an, „ist der Professor Lehr — wirklich, und die Hand auf das Herz gelegt — deine erste Liebe?"

Sie schaute ihn groß an.

„Selbstverständlich," sagte sie ruhig.

„Nun, so selbstverständlich ist das wol gerade nicht! Ich zum Beispiel war schon mit sechzehn Jahren . . ."

Sie lachte.

„Du meinst doch nicht die Geschichte mit Deiner Olga? Wie kannst Du so was mit einer echten, wahrhaftigen Liebe vergleichen?"

„Hast Du denn vielleicht ‚so was' gehabt, eh' Du zu Deiner echten, wahrhaftigen Liebe kamst? Eine Schulschwärmerei mein' ich?"

„Bewahre! Wie sollte ich wohl! Denkst Du, ein Mädchenherz ist wie ein Gasthaus?"

Die offene, ruhige Klarheit, mit der sie das sagte, entzückte ihn, aber verstärkte auch den Kontrast zwischen ihr und dem Bilde, das er sich nachgerade von Sascha zurechtgelegt hatte.

Jetzt öffnete Herr Gyskra die Thüre und blieb mit einem freundlichen Blick auf der Schwelle stehn.

„Nun, Kinder, was habt ihr denn mit so lebhaftem Eifer hier zu verhandeln?"

„Verzeih', Papa! Wir haben Dich aufgeweckt . . ."

„Nein, Hellmuth. Euer leises Gemurmel hätte mich wol im Gegenteil eingeschläfert, wenn ich nicht etwas erregt wäre. Der Fall, der heute früh zur Verhandlung kam, will mir nicht aus dem Kopf. Ein Fall von Meineid. Der Angeklagte ist hart verurteilt worden; nun liegt mir's wie ein heimlicher Druck auf dem Herzen: wenn ich geirrt hätte . . .!"

„Aber Papa," sagte das junge Mädchen, „Du hast doch nur Deine Pflicht gethan!"

„Freilich, freilich . . . Seit einiger Zeit aber kömmt mir öfters einmal diese Anwandlung . . ."

„Du bist überarbeitet," meinte Hellmuth.

„Diese Schwurgerichts-Epoche nimmt uns gewaltig mit, das ist wahr . . . Aber was hilft's?"

Er zog seine Uhr.

„Ich habe jetzt gerade noch Zeit, mich in die Droschke zu werfen. Punkt halb vier beginnt eine neue Verhandlung."

„Nimmst Du nicht erst noch den Kaffee?"

„Unmöglich!"

Mit einem strahlenden Blick auf Emmy und Hellmuth nahm der Ober-Staatsanwalt Abschied.

Hellmuth hatte jetzt eben wieder begonnen, das Thema ‚Sascha von Rheuß' zu erörtern, als man ihn plötzlich hinausrief.

„Altenhöffer," murmelte er, die Karte besehend. „Der fehlte mir noch! Daß man doch nie seine Ruhe hat!"

Ärgerlich trat er in den Salon, wo der Chemiker, in der Rechten ein großes Fascikel, am Fenster stand.

Hellmuth war halb schon gewillt, den unerwünschten Besuch abzuschütteln; aber die milde Freundlichkeit dieses Angesichts rührte ihn. Es lag etwas Heiliges, Ehrfurcht-Gebietendes in der Art dieses Mannes: die Kraft des Propheten, die auch den Glaubenslosen erschüttert.

„Ich komme," sagte Herr Altenhöffer, „um Sie kurz mit den Grundzügen meiner

Projekte bekannt zu machen. Ich habe hier in klärlicher Übersicht meine bisherigen Arbeiten zusammengestellt. Sie werden sich leicht zurechtfinden. Trotzdem wollte ich, wenn Sie Zeit haben, Einiges persönlich mit Ihnen durchgehn, da mir an mehreren Punkten Erwägungen aufgestoßen sind, die vielleicht fruchtbar wären."

„Ich bin äußerst gespannt," sagte Hellmuth. „Darf ich Sie bitten, mir in mein Zimmer zu folgen? Drüben sind wir doch ungestörter."

Im Studirgemach angelangt, setzte sich Hellmuth in seinen Lehnstuhl, während Herr Altenhöffer, tief schon im Eifer sich mitzuteilen, die höfliche Einladung Hellmuths, der ihm die Ecke des Sophas anbot, ganz übersah und sich den nächsten Rohrstuhl heranschob.

Mit heimlich bebender Hand schnürte er sein Fascikel auf, blätterte hin und her und sagte dann halblaut:

„Einige meiner ersten Versuche kann ich wol übergehen. Die meiste Hoffnung hab' ich auf eine Arbeit gesetzt, — hier —, die von einem längst schon bekannten Experiment ausging. — Sie wissen, daß sich die Cellulose unter dem Einfluß der mit einem halben Volumen Wasser verdünnten Schwefelsäure in Amyloid verwandelt. Dieses Amyloid genauer zu untersuchen, die Bedingungen zu studiren, unter denen es sich in seinen physikalischen Eigenschaften dem Stärkemehl nähern würde, war die Aufgabe langer Monate. Vor allem jedoch forschte ich nach einer Methode, dies Amyloid einfacher und billiger zu erzeugen . ."

Er nahm ein Heft aus dem Pack und schob es dem jungen Berufsgenossen über den Tisch.

„Hier können Sie sehen," fuhr er fort, „wie ich Himmel und Erde in Bewegung gesetzt habe, um ans Ziel zu gelangen. Einmal glaubte ich ‚Heureka!' rufen zu dürfen: doch da ereignete sich der drollige Fall, daß der Niederschlag meiner Lösung, den ich bereits für ein modificiertes Amyloid hielt, einfach wiederum Cellulose war. Also das Mißgeschick des Prairie-Reiters in dem bekannten Sealsfield'schen Roman! Sie erinnern sich doch? Der Mann reitet fast einen Tag lang in der Irre umher, und wie es nun Abend wird, merkt er an einer weggeworfenen Zeitung, daß er sich trostlos im Kreise gedreht hat. Selten hat mich ein Mißerfolg so niedergedrückt."

„Ich fühle Ihnen das nach," erwiderte Hellmuth, „und zwar um so mehr, als diese Arbeit hier gleich auf den ersten Blick durch ihre geistvolle Zielbewußtheit frappiert."

„Sehr gütig! Ob Geist darin steckt, weiß ich nicht zu beurteilen; aber Zielbewußtheit — allerdings, Herr Gyskra. Nun, die Erfahrung des schwer enttäuschten Prairie-Reiters hat mich nicht abgeschreckt. Nach fünf weiteren Experimenten, die ebenso fruchtlos blieben, knüpfte ich an die Thatsache an, daß man aus Holz wirklich bereits Zucker und Spiritus fabricirt hat . . ."

Er holte ein anderes Heft aus dem Bündel.

„Sehen Sie hier! Und gerade bei dieser Arbeit kam ich auf einige, wie mir scheint, sehr beachtungswürdige Punkte, wo Ihre noch unermüdete Kraft einsetzen kann."

Er stand auf.

„Gestatten Sie mir zunächst die Vorführung eines Experiments, das meines Wissens noch nirgends gemacht worden ist."

„Ich bitte darum!"

Trotz seiner öden Zerfahrenheit begann sich jetzt Hellmuth ernstlich für die Sache zu interessieren.

Die beiden Herren betraten das Laboratorium.

Doktor Altenhöffer ging mit der ruhigen Sicherheit des bewährten Praktikers und doch mit einem inneren Eifer ans Werk, der ihm die Wangen rötete.

Nachdem er die Koch- und Digestions-Apparate hergerichtet und die zu verwendende Schwefelsäure entsprechend verdünnt hatte, nahm er ein größeres Quantum von Cellulose, die er in Form von Sägspähnen mitgebracht hatte, schüttete sie in ein verschließbares Metallgefäß, das einen starken Druck aushalten konnte, goß die Säure darüber und kochte die Mischung fast eine Stunde lang über der Weingeistflamme. Gleichzeitig behandelte er in einem mächtigen Kolben ein anderes Quantum von Cellulose mit verdünnter Salpetersäure.

Nach Vollendung des Koch-Prozesses ließ er die beiden Produkte unter bestimmten Quantitäts- und Temperaturverhältnissen aufeinander einwirken und kühlte dann ab . . .

Das Experiment war mißglückt. Der

Ausdruck in den Gesichtszügen Hellmuths mochte für Doktor Altenhöffer etwas Beklemmendes haben.

„Wirklich fatal," sagte er nachdenklich, „daß ich hier gleich mit einem so augenscheinlichen Fiasko mich einführe. Die Spannung der Dämpfe war vielleicht zu beträchtlich, oder die Mischung der Säuern mit einem Fehler behaftet. Ich wollte Ihnen ad oculos demonstrieren, daß ich auf diesem Wege gleichfalls Amyloid gewinne, und zwar in weit größeren Massen, als bei der Herstellung des Pergamentpapiers. Nun, wie gesagt, ich lasse Ihnen das hier. Vielleicht machen Sie alle von mir beschriebenen Versuche buchstäblich nach und kommen so, an den bezeichneten Punkten, auf neue und fruchtbare Perspektiven. Sie haben das kontemplative Auge des Forschers; Sie bringen's weiter als ich, der ich jahraus jahrein tief in der Praxis stecke. . . ."

„Sie unterschätzen sich . . ."

„Nein, nein! Es ist ja unglaublich, was so im Lauf der Woche an mich herantritt! Behörden, Vereine, Privatpersonen — alle wollen womöglich im Handumdrehen bedient sein. Was ich allein schon mit den beschlagnahmten Objekten der Marktrevision zu thun habe, würde einen bequemeren Herrn vollauf beschäftigen. Trotzdem — ich stehe zur Disposition. Wenn Sie irgend was haben, was Ihnen halbwege scheint, so melden Sie mir's. Vielleicht ist dann der Moment gekommen, wo meine größere Erfahrung fördernd mit eingreifen kann. Ich behalte ja das ganze Problem natürlich im Auge . . ."

Hellmuth schwankte. Die warme Begeisterung des Siebzigjährigen hatte ihn doppelt empfinden lassen, wie arm seine Jugend war im Vergleich mit diesem hoffnungsfreudigen Alter. Aber er konnte die Krankhaftigkeit seines Zustandes nicht durch den bloßen Entschluß aus der Welt schaffen. So gab er denn eine halbe Zusage, wobei er betonte, daß er „offen gestanden" etwas ermüdet sei; die übermäßige Anstrengung seiner Studienzeit räche sich jetzt.

„Nun, es brennt ja nicht auf dem Nagel," versetzte Altenhöffer. „Hab' ich so lange gewartet, so mag's auch noch eine Weile dauern: wenn ich nur überhaupt noch etwas erlebe, was wie ein Resultat aussieht."

Die letzten Worte verklangen in einem Hustenanfall.

„Es ist wohl ein wenig kühl hier," bemerkte Hellmuth. „Ich bin ein unaufmerksamer Wirt. Nehmen Sie ein Glas Grog oder so was?"

Der Chemiker dankte.

„Ich muß in die neue Papierfabrik am Johannisthore. Der Direktor erwartet mich."

Als Doktor Altenhöffer gegangen war, streckte sich Hellmuth wie erschöpft auf sein breites, bequemes Sofa, legte die Hände unter den Kopf und starrte zur Decke empor.

Ein wacher Traum überkam ihn.

Einmal noch trat sein vergangenes Leben und der gläubige Fleiß, die Liebe zu seiner Wissenschaft, die ruhige Stätigkeit alles Empfindens in Gestalt Doktor Altenhöffers vor seine Seele.

Drinnen im Laboratorium schien sich beim Sinken der Dunkelheit ein Heer flüsternder Geister zu regen, die webend und schwebend zu ihm hereinquollen wie die rachedrohenden Genien der Blumen in dem berühmten Gedicht Ferdinand Freiligraths.

Er malte sich diese Analogie mit sonderbarer Lebendigkeit aus und mochte darüber wirklich entschlummert sein . . .

Der steinöl-gefüllten Flasche links auf dem Eckschrank entstieg das Kalium als olivenfarbiger Orientale, der sich vor Hellmuth verneigte und ihn mit Weihwasser besprengte Jeder Tropfen entzündete eine raschverlöschende violette Flamme. Um den Besprenger geschart, wehten blaß und mondscheinartig die Geister des Schwefels, des Broms, des Iridiums, des Antimons und des Siliciums; dazwischen, wie eine Wolke mikroskopischer Engelsköpfchen, die zahlreichen Verbindungen des Kohlenstoffs und des Wasserstoffs . . .

Und nun verschwand plötzlich dieser ganze abenteuernde Spuk vor einer sonnigen Frühlingslandschaft. Üppige Rasenflächen, weithin schattende Bäume, murmelnde Quellen . . Aus dem blütenbedeckten Jasmingebüsch hob sich ein schlankes, weißes Geschöpf, das näher und näher kam; ein lachendes Mädchenantlitz mit großen, liebeglühenden Augen: Sascha. Nein, sie war keine Heilige, sondern ein schönes, schwaches, zärtliches Weib, eine der Himmlischen aus Muhameds Paradies, die nur küssen und

koſen, aber nicht beten; die nur Lieder haben und Wonnen, aber kein Herz in der Bruſt und keine Thränen im Auge.

Als ſich Hellmuth wieder erhob, war ſein Schickſal unwiderruflich beſiegelt. Zum letzten Male vor die Frage geſtellt:

Du grauer Denker, folge ich Dir?
Folge ich Dir, Frau Minne? —

hatte er ſich mit aller Kraft ſeines Wollens für die Straße entſchieden, die einſt Tannhäuſer eingeſchlagen — und was er bei Saſcha zu finden hoffte, war ebenſo irdiſch und heidniſch, wie der gemütloſe Rauſch des Ritters im Hörſelberg.

12. Kapitel.

Durch das Gotengehölz ging der Novembersturm. Er trug klagende Töne bis in die Korridore der Villa und rüttelte an den Doppelfenſtern des Speiſegemachs, wo Frau von Bereſow, die Schweſter des Oberſts, mit Saſcha die Vorbereitungen für den heutigen Abend traf.

In dem vornehm gehaltenen Raum war eine ſtattliche Tafel gedeckt. Drei ſilberne Aufſätze mit Blumen und Früchten hoben ſich reich über das blinkende Chaos von Gläſern, Kriſtallſchalen, Tellern, Beſtecken und Löffeln.

Saſcha von Rheuß, in der Hand einen Zettel und einen Stoß Tiſchkarten, verteilte die Plätze. Nachdem ſie die letzte der Karten mit der ſtilvoll umſchnörkelten Aufſchrift: „Herr Kommiſſionsrat Balduin Teutſchenthal“ auf den gelbgrünen Römer gelegt hatte, blickte ſie auf die Uhr, die gerade halb vier zeigte.

„Heute ſind wir doch pünktlich genug, Tante? Lob' mich einmal! Was nun noch fehlt, das beſorgſt Du wohl ohne mich? Das Wetter hat ſich ſo leidlich geklärt; der Sturm läßt nach: ich muß noch ein bischen ins Freie.“

„Was haſt Du vor?“

„Gar nichts Beſondres. Aber wenn ich ſo denke, daß ich den ganzen Abend hier ſtillſitzen muß, dann packt's mich wie Ungeduld. Ich lauf' noch ein Stündchen.“

„Es windet aber noch ſtark. Und jetzt umzieht es ſich auch ...“

„Was thut's? Ich hänge den Mantel über — den alten, weißt Du — und nehme den Schirm.“

Nach zwei Minuten erſchien ſie gerüſtet.

„Adieu, Tante! Vor Dunkelheit bin ich natürlich zurück.“

„Willſt Du nicht erſt mal hinüber?“ fragte die Tante mit einer Bewegung nach dem Zimmer des Oberſts.

„Nicht für die Welt! Papa iſt ja heute in einer Laune ... Sag' nur, ich hätte noch Luſt ſchnappen müſſen nach all dieſen Anſtrengungen. Selbſt in der Küche geholfen, ſelbſt die Bouquets arrangirt, ſelbſt hier die Karten geſchrieben — es iſt ja großartig!“

Leicht wie ein Reh huſchte Saſcha die Treppe hinab und glitt aus dem Hauſe. Wer ſie gewahrte, mußte den Eindruck gewinnen: dies reizende, junge Mädchen will nicht bemerkt werden. Nach dem Zimmer des Vaters warf ſie einen recht ängſtlichen Blick hinauf. Dann bog ſie nach links ab, folgte dem Fluß und erreichte ſo, ins Gehölz dringend, eine verſteckte Hütte, niedrig, mit Schindeln gedeckt, an das romantiſche „Häuschen“ der Märchenwelt, vielleicht auch an jenes lauſchige Heim erinnernd, wo, dem Dichter zufolge, trotz aller Beſchränktheit Raum für ein glückliches Paar iſt ...

Saſcha von Rheuß hatte in vollem Ernſt ein ſüßes Geheimnis. Zagend verbarg ſie's vor ihrer Tante, und mehr noch vor ihrem Vater. Auch trug ſie ſich mit dem dunkeln Gefühl, daß ſie ein Unrecht beging: aber die Luſt am Verbotenen überwog die eifrigſten Einwände ihres Gewiſſens ...

Beſagtes Geheimnis war allerdings nicht von der Art derer, wie ſie Hellmuth gewittert hätte, wenn er die glutäugige Nixe mit dem küßlichen Mund ſo heimlich hinter den Baumſtämmen hätte verſchwinden ſehen.

Hellmuth vergriff ſich in der Beurteilung Saſchas vollkommen, denn er kannte nicht die Geneſis ihres friſchen, flotten, übermütigen Weſens.

Saſcha von Rheuß war in Strehlberg der Mittelpunkt der Geſelligkeit, der Abgott der Leutnants geweſen, die auch den Vater trotz ſeiner Strenge und Rauhheit liebten, vor allem jedoch reſpektirten und fürchteten. Völlig naiv, hatte ſich Saſcha inmitten der Offiziere ihres Papas wie unter Brüdern bewegt. Keiner von ihnen hatte Eindruck auf ſie gemacht; aber mit allen faſt ſtand ſie auf dem Fuße einer Vertraulichkeit, die oft etwas Ungebundenes, ja Keckes hatte. Niemals war ſelbſt dem unbeſonnenſten

dieſer Leutnants der Einfall gekommen, die Tochter eines ſo ſchroff imponierenden Vaters zum Gegenſtand oberflächlicher Tändeleien zu machen, geſchweige denn zu was Schlimmerem. Zwei oder drei der feurigſten Regimentslöwen hatten ſich ſterblich in Saſcha verliebt, ohne jedoch die Gefahr eines Korbes auf ſich zu nehmen: ſo deutlich klang aus dem Weſen des jungen Mädchens die vollendete Gleichgültigkeit.

Nur ein junger Mann von ſo wenig geſchulter Lebenserfahrung wie Hellmuth konnte dieſe Naivetät mißdeuten: der Kenner, ſobald er mit Muße in Saſchas leuchtende Augen ſah, las hinter dem ſchalkhaften Blitzen des Übermuts die Reinheit und Wärme eines echt weiblichen Herzens.

Nein, das Geheimnis, das Fräulein Saſcha vor ihrem Papa mit ſo wohliggrauſender Ängſtlichkeit hütete, war im Grunde ſehr harmloſer Art und bekam nur dadurch eine gewiſſe Bedeutung, daß der Oberſt von Rheuß in gewiſſen Punkten ein Sonderling war, und dazu ein Charakter, mit deſſen Zornesausbrüchen nicht eben geſpaßt werden durfte.

Saſcha von Rheuß begab ſich an jenem Nachmittage zu ihrem „Herzensjungen".

Dieſer Schatz, wie ſie ihn auch bei Gelegenheit nannte, war ein allerliebſter fünfjähriger Knabe, deſſen Bekanntſchaft ſie im vorigen Sommer beim Erdbeerſuchen gemacht hatte. Lutz Marguth hieß der kleine, reizende Burſch, ein Blondkopf mit großen, blauſchimmernden Augen, gar nicht ſcheu, ſondern ſo klug und ſo zuthunlich, daß ſie den Buben gleich auf den Schoß genommen, ihn ſtürmiſch geliebkoſt, ihn nach Vater und Mutter gefragt hatte. Der kleine Lutz plauderte zum Entzücken. Einen Papa hatte er nicht; nur eine Mutter, die tagsüber auf Arbeit ging, und eine liebe, alte, runzlige Großmama, die Kaffee kochte und ſtrickte und ihn des Morgens wuſch und des Abends ihm Geſchichten erzählte — vom Wolf und vom Rotkäppchen, vom guten Schneewittchen und der böſen Frau Stiefmutter, von der Prinzeſſin, die nicht in die Kirche wollte . . . Am beſten aber gefiel ihm das Rotkäppchen, weil das auch eine ſo liebe Großmutter hatte, die gerne Wein trank und Kuchen aß.

Saſcha, die ſchon mit zehn Jahren ihre Mutter verloren hatte und trotz der herzlichen Güte, die ihr zu teil ward, bei Frau von Bereſow keinen Erſatz fand, fühlte auf einmal, wie ſich in ihrem Herzen was regte, was mit den Wonnen und Träumen ihrer früheſten Kindheit verwandt war. Sie liebte ja ihren Vater, trotz der Furcht, die er ihr manchmal einflößte, leidenſchaftlich; aber der Oberſt war doch ein Mann, der ſich nicht auf den Schoß nehmen ließ, wie der Lutz, und überhaupt ſolches „Gethue" von Seiten der Frauenzimmer ſentimental fand. Da ergab es ſich denn von ſelbſt, daß ſie, einmal gerührt, mit dem entzückenden Lutz eine dauernde Freundſchaft ſchloß.

Lutz Marguth hatte die „gute Fee", wie er Saſcha von Rheuß nannte, zu ſeiner Großmama in die Hütte geführt, und hier erſchloß ſich für Saſcha denn abermals ein Gebiet für die Bethätigung eines Herzensbedürfniſſes, das bis zur Stunde halb noch geſchlummert hatte. Frau Suſe Marguth lebte in trüben Verhältniſſen. Sie ſelber konnte nichts mehr verdienen, da ihre Geſundheit durch übermäßige Anſtrengungen geſchwächt war. Ihre Tochter, die Mutter des kleinen Lutz, brachte am Sonnabend, wenn ſie aus der Papierfabrik heimkehrte, nur das Allernotwendigſte mit. Jeder Pfennig ward hier zu Rate gehalten. Der kleine Lutz ſogar mußte ſchon verdienen — durch Beeren- und Blumenſammeln.

Da hatte denn Saſcha von Rheuß die Miſſion in ſich geſpürt, dieſer Großmama, die einen ſo herzigen Enkel beſaß, heimlich zu helfen. Mehr als drei Viertel ihres nicht allzu reichlichen Taſchengeldes trug ſie den Leuten zu — unter der einen Bedingung, daß Frau Marguth nie was darüber verlauten ließe.

Dem Vater hätte Saſcha um keinen Preis von dieſer „Albernheit" etwas mitteilen mögen. Der Oberſt ſchwärmte nicht für den Verkehr mit dem Pöbel. Er war überhaupt ein Freund des Normalen und Regelrechten. Er zahlte prompt ſeine Beiträge zu mehreren Wohlthätigkeitsvereinen, wies aber grundſätzlich jeden Bettler zurück, kaufte von keinem Hauſirer und ſpöttelte über die Krankenbeſuche der vornehmen Damen, „die ſich mit ſolchem geheuchelten Samaritertum nur öffentlich aufſpielen wollten".

Saſcha von Rheuß hatte ſich dieſer Bemerkung jetzt wieder erinnert, da ſie vom Hauptweg in das Gehölz bog. Ihr Papa

war doch von Herzen ſo gut! Warum gab er ſich nur ſo ſchroff und ſo mitleidslos, wenn ſich die Dinge einmal nicht in ſeine Schablone fügten?

Sie ſeufzte, zuckte die Achſeln und ſchlüpfte dann durchs Gehölz nach der Waldhütte.

Suſe Marguth war keine Almoſenjägerin. Unterſtützungen von Behörden nahm ſie nicht an; ſie hatte da ihren Stolz. Von Saſcha jedoch — in Gottes Namen! Das war auch ganz etwas Anderes! Die hatte den Kleinen ſo lieb, und was ſie brachte, das war für den Lutz beſtimmt! Da durfte Frau Marguth „Schön Dank“ ſagen und die ſchweren Fünf-Mark-Stücke ohne Kopfzerbrechen in ihre Kiſte verſchließen!

Nachdem Saſcha die Alte freundlich begrüßt und ihren blondlockigen „Schatz“ eine Minute lang auf den Arm genommen, packte ſie aus: ein Bilderbuch und ein eigenhändig geſtricktes Jäckchen für Lutz, gebrannten Kaffee und Zucker für Großmama, und dazu etwas Geld; ſehr wenig diesmal; denn ſie hatte noch Schulden vom letzten Monat, und dann brauchte man jetzt zum Beginn der Saiſon leider Gottes ſo entſetzlich viel Handſchuhe!

Suſe Marguth erſchöpfte ſich in Dankesbeteuerungen, küßte dem „lieben, lieben Fräulein“ die Fingerſpitzen und weinte die hellen Tropfen, denn ſie war in den letzten Jahren etwas rührſelig geworden und konnte weder Gutes noch Schlimmes erfahren, ohne in Thränen zu ſchwimmen.

Während das Kind ſich mit den grellbemalten Tigern und Klapperſchlangen beſchäftigte, trat Saſcha zum Herd, wo nur noch wenige Kohlen unter dem Dreifuß glommen.

„Sie haben's recht kalt hier, Großmutter!“

„Ja, du lieber Gott,“ meinte die Alte, „wenn man nicht recht mehr fort kann, und das alles ſo teuer iſt! Vierzehn Tage lang bin ich jetzt nicht vor die Thür gekommen. Sonſt hätt' ich wohl Holz geſammelt; wir haben ja die Erlaubnis von dem Herrn Oberförſter. Aber das Reißen bringt mich noch um. Da in der Schulter ſpukt's wieder jämmerlich. Allemal im November geht's los ...“

„Kein Wunder,“ ſagte das junge Mädchen. „Hier frier' ich ja ſelber, trotz meiner achtzehn Jahre, und dazu noch im Mantel! Sie müſſen ſich Kohlen kaufen! Da — drei, vier Mark hab' ich zur Not noch übrig. Der Lutz iſt wohl noch zu ſchwach und zu klein zum Holzſchleppen?“

Frau Marguth weinte von neuem.

„Gott, zur Winterszeit, wenn's hier im Walde ſo einſam iſt, laſſ' ich den Buben nicht gern hinaus. Aber das iſt nun wirklich zu viel —! Nein, Fräulein, beſtimmt, Sie ſollen doch unſerthalben nicht in Verlegenheit kommen!“

Saſcha beruhigte ſie, packte die Schaufel, warf etwas Kohlengries auf die halb ſchon erlöſchende Glut und fachte ſie an, daß die Funken ſprühten.

„Nicht doch, nicht doch!“ wehrte die Alte. „Ein Fräulein wie eine Königstochter — mit ſo vornehmen Händen — und Feuer machen! Pfui, der Schande, wenn ich das zugäbe!“

„Sehn Sie, es brennt ſchon!“ lachte Saſcha vergnügt. „Und wiſſen Sie was, Großmutter? Während ich jetzt mit dem Lutz ſpiele, kochen Sie uns einen recht tüchtigen Kaffee — da von dem friſchen, den ich mit hergebracht habe! Ein Stündchen hab' ich wohl Zeit; das verplaudern wir dann bei der dampfenden Taſſe!“

Frau Marguth ſtrahlte. Der freundſchaftlich-warme Ton Saſchas ging ihr faſt mehr noch zu Herzen als die handgreiflichen Wohlthaten, die ſie mit ihrem Lutz doch ſo nötig hatte. Sie vergaß ihren quälenden Rheumatismus und ging eifrig ans Werk. Nach zehn Minuten ſchon kochte das Waſſer. Nun goß ſie hübſch ſorgſam auf und holte dann aus dem Schubfach der alten Kommode eine zwar oft geflickte aber ſchneeweiße Decke.

Da ſaßen die Drei ſeelenvergnügt um den Tiſch herum. Milch gab es allerdings nicht, und die Taſſe des kleinen Lutz wurde deshalb zu zwei Dritteln mit Waſſer gefüllt, denn „ſtarker Kaffee iſt nichts für Kinder“, ſagte die Suſe — und der Kaffee war ſtark, wie ſie ihn kaum ſelbſt auf ihrer Hochzeit getrunken hatte. Auch fehlte der Kuchen; an ſeiner Stelle ſervirte Frau Marguth Schwarzbrotſchnitten — „die Butter,“ meinte ſie, „muß ſich das Fräulein hinzudenken.“ Trotzdem lag über der ganzen Scene ein Schimmer von Feſtlichkeit. Lutz plapperte von den Giraffen, Tigern und Elephanten, (deren Leben und Treiben Saſcha ihm zwar nicht vollſtändig ſachgemäß, aber doch kraft-

Digitized by Google

Geteiltes Leid. Nach einer Studie in Kreide und Farbestift von † Karl Hoff.

Digitized by Google

voll und malerisch auseinandergesetzt hatte), während die Großmutter leuchtenden Blicks an dem kirschroten Munde des Knaben hing, der zwischendurch mit seinen blanken Zähnchen so scharf in das Brot biß und immer noch Zucker wollte.

„Gott," fuhr Sascha plötzlich heraus, „wenn mich Papa hier sähe!"

Frau Marguth nickte.

„Das ist's ja, was mir so manchmal am Herzen frißt! Ich komme mir vor, als thät' ich Gott weiß was Böses, wenn so das Fräulein heimlich vor dem Herrn Vater . . ."

„Das verstehen Sie nicht, Großmama! Jeder nach seiner Art. Mein Papa ist so seelensgut: aber was ihm nicht in den Kram paßt, das giebt er nicht zu, und wenn man sich auf den Kopf stellt."

„Da sollten Sie ihm halt lieber gehorchen . . ."

„Unsinn. Ich will auch mal was haben, was mir Vergnügen macht — und vor Gott ist's doch hoffentlich keine Sünde . ."

„Nein, gewiß nicht! Der liebe Gott wird Sie segnen! Aber trotzdem — was wär' denn gewesen, wenn Sie jetzt Ihrem Herrn Vater gesagt hätten: ‚Lieber Papa, ich geh' da zu einer armen, bedürftigen Frau und bring' ihr ein Päckchen Kaffee — (sie weinte schon wieder) — und Zucker dazu — (sie weinte noch stärker) — und etwas Geld, damit sie sich wärmen kann, sich und den kleinen Lutz!' . . .?"

„Du meine Güte!" rief Sascha, „da wär' ich ihm recht gekommen! Seit einigen Tagen ist rauhes Wetter bei uns! Papa zankt über jede Kleinigkeit. Alles macht ihn nervös."

„Ja, was hat er denn nur?"

„Er ist für die nächste Periode des Schwurgerichts zum Geschwornen gelost."

„Was heißt das?"

„Gute Großmama, wie soll ich Ihnen das gleich erklären? Wenn einer gestohlen hat oder gemordet, dann kommt er doch vors Gericht . . ."

„Natürlich," versetzte die Alte unruhig.

„Da wird die Geschichte nun breitgetreten. Der Richter befragt den Angeklagten, die Zeugen . . . Der Staatsanwalt ruft: ‚Der Kerl muß verurteilt werden!' Dann ruft der Verteidiger: ‚Ganz im Gegenteil: das Gericht muß ihn freisprechen!' Na, und da sitzen nun Männer aus den verschiedensten Klassen, arme und reiche, kluge und dumme: das sind die Geschworenen. Die hören mit zu, und wenn alles zu Ende ist, geben sie ihre Meinung ab. Sie sagen: ‚Der Angeklagte ist schuldig' oder: ‚Der Angeklagte ist nicht schuldig' — und darnach wird das Urteil gefällt."

„Gräßlich!" murmelte Suse Marguth. „Da hätt' ich doch gleich den Tod davon!"

„Weshalb denn?"

„Puh! Mit Herren vom Gericht möcht' ich halt nichts zu verzapfen haben — nicht um die Welt! Schon der Gedanke, daß mich da einer was fragen könnte . . . Gott behüt' mich in Gnaden!"

„Unsinn! Wenn der Richter Sie fragt, thut er Ihnen doch nichts!"

„Kann man nicht wissen, kann man nicht wissen . . .! Ich kenne ein Beispiel, da haben sie Einen auch erst gefragt, bloß so als Zeugen, und wie die Sache dann fertig war, ist er verhaftet worden. Das war ein Verwandter vom jetzigen Waldhüter Storck. Nachher hat er sitzen müssen, wohl an die drei Jahre!"

„Das wird wohl noch anders gewesen sein, Großmama! Der Mensch hat vielleicht einen Meineid geleistet. Übrigens, was die Geschworenen betrifft, so werden sie gar nicht einzeln gefragt, sondern alle zusammen und nur so am Schluß . . ."

„Nun, Ihr Herr Vater scheint doch auch keinen Spaß zu finden an der Geschichte."

„Das hat seinen Grund für sich. Papa ist so ängstlich, so peinvoll gewissenhaft! Wenn er denn so ein Amt einmal übernimmt, so will er's auch ehrlich verwalten, nicht halb duseln während der Sitzung, wie das mitunter wohl vorkommt. Das lange Aufmerken aber strengt ihn natürlich an."

„Ja, kann er denn da nicht sagen: ‚Ich mag nicht . . .'?"

„Ich glaube kaum. Und wenn er's auch könnte, er thäte es doch nicht! Der Gedanke würde ihn quälen: wer weiß, was für ein gewissenloser Patron deine Stelle dort einnimmt, und ob dieser Tausch nicht dem Angeklagten zum Nachteil gereicht."

Großmutter Suse nickte still vor sich hin.

„Das ist sehr schön von Ihrem Papa, aber — Sie nehmen's nicht übel, Fräulein — ich bliebe trotzdem zu Hause! Es geht eine Rede bei uns: wer einmal den Richter

erblickt, der iſt ihm verfallen! Ich thät's nicht um alles auf dieſer Welt! Man ſoll dem Teufel niemals die Hand bieten! Sehen Sie, Fräulein, vor dritthalb Jahren ſtarb eine Baſe von mir; da hatt' ich etwas zu erben. Und gar nicht wenig: ſo einige fünfzig Mark und allerlei Bettzeug. Nun ſollt' ich ſchwören — ich weiß nicht genau mehr was, aber mit gutem Gewiſſen hätt' ich's gekonnt. Drei Nächte hab' ich damals kein Auge geſchloſſen. Wir hatten das Geld ſo nötig, und der Eid, den ich ſchwören ſollte, wäre vor Gott dem Allwiſſenden wahr und gerecht geweſen! Aber da hin zu laufen in das Gerichtsgebäude, wo man doch keinen Augenblick ſicher iſt, daß man aus purem Unverſtand nicht was Strafbares thut — nein! Dann lieber gleich an den Galgen! Ich bin alſo weg geblieben und habe die fünfzig Mark und das Bettzeug verſcherzt!"

„Das war thöricht genug!"

„Thut mir leid, Fräulein, aber ich bin nun mal ſo darin aufgewachſen! Und ich laſſ' es mir auch nicht nehmen: Ihr Herr Vater denkt ebenſo — und juſt deshalb iſt er verſtimmt und möcht' aus der Haut fahren, weil er's nicht ändern kann! Wenn er's nur gerade jetzt nicht merkt, daß uns das Fräulein beſucht! Er ließe wohl gar ſeinen Ärger an uns aus!"

„Nein, Großmutter, dazu iſt Papa viel zu gerecht. Ich allerdings könnte mich auf ein Donnerwetter gefaßt machen. Am meiſten, glaub' ich, nähm' er die Heimlichkeit krumm! Aber ſo geht's: wenn die Eltern ſo ſtreng ſind, verfallen die Kinder auf Durchſteckereien! Seit ich dem Handwerksburſchen am Gartenthor das Zehnpfennigſtück reichte, hab' ich die offene Teilnahme für die Armen mir abgewöhnt. Das war eine Scene! Mein guter Papa, der mich ſonſt auf den Händen trägt, hätte ums Haar mich geohrfeigt. Denken Sie, Großmutter! Mich, die erwachſene Tochter! Das war doch ein bischen ſtark!"

„Freilich, freilich! Und doppelt hoch muß ich's drum anrechnen, daß Sie hier ab und zu bei uns vorſprechen. Wär's mir nicht um den Jungen, und weil wir's doch leider Gottes ſo nötig haben — ich würde Ihnen ja ſelbſt davon abraten."

„Narrheit! Ich weiß, was ich thue. Jetzt aber muß ich heim. Wir haben heut' Abend Geſellſchaft — dreißig Perſonen. Da giebt's noch hier und da was zu ordnen. Auch muß ich mich erſt friſieren und anziehen."

„Ich möchte das Fräulein wohl einmal ſehn ſo im Ballſtaat . . ."

„Na, das wäre was Rechtes! Ganz einfach und ſchlicht geh' ich — nur eine Blume im Haar. Leben Sie wohl! Es fängt ſchon an dunkel zu werden. Jetzt, wo der Winter kommt, wird's mir noch ſchwerer fallen, mich unbemerkt fortzuſchleichen. Es iſt zu dumm! Aber wiſſen Sie was? Schicken Sie doch mal den Lutz! Ich werde die Köchin mit ins Geheimnis ziehen; die iſt eine gute Perſon, die verrät uns nicht. Wir eſſen um Eins. Wenn ſich der Junge dann kurz vor halb Zwei in der Küche zeigt, kann er ſich eine Suppe holen oder was ſonſt — nicht?"

Sie ſchlüpfte in ihren ſtahlblauen Regenmantel, küßte das Kind auf die Stirn und reichte der Alten, die wieder in Thränen zerfloß, energiſch die Hand.

„Adieu! Adieu. Lutz! Sei hübſch brav! Großmama, Sie ſind doch die reine Dachtraufe! Was wollen Sie nur? Ich thu' doch das alles nur mir zuliebe!"

So ſchritt ſie hinaus.

Frau Marguth aber nahm ihren Enkelſohn auf das Knie, ohne ſich um ſein Schreien zu kümmern, drückte ihn feſt an ſich und ſtrich ihm dann zärtlich über den lockigen Blondkopf.

„Nicht wahr, Kind," raunte ſie ſchluchzend, „ſie iſt wie ein Engel?"

Dann füllte ſie ſich nochmals die große Henkeltaſſe und leerte ſie, hoffnungsfreudig gen oben ſchauend, bis auf den letzten Tropfen.

13. Kapitel.

Die Villa des Oberſts von Rheuß war in allen Geſchoſſen feſtlich erleuchtet. Es fehlte noch ein Viertel an acht.

Saſcha von Rheuß ſtand in lachsfarbener Surah vor dem kleinen Kriſtallſpiegel ihres Zimmers und warf einen letzten Blick auf die beiden Dijon-Roſen, die ſich vornehm und einfach zugleich von ihrem ſchwarzem Gelock abhoben.

Dann griff ſie bedächtig nach ihren Handſchuhen, die neben dem Fächer lagen.

Unter dem Zuknöpfen trat ſie an das Fenſter der Schmalſeite, das nach dem Gotengehölz ſah. Rechts über den halb ſchon entlaubten Bäumen ſtand die Mond-

Digitized by Google

ſichel, einige Tage alt, gelb, unheimlich. Von dem kerzenbeſteckten Kronleuchter fiel eine breite Lichtfläche auf die Mauer hinaus, die, kaum zehn Fuß von der Villa entfernt, das Grundſtück umfriedigte. Hinter der Mauer ragte allerlei Strauchwerk und Kleingehölz auf, das ſich im Sturm raſchelnd und rauſchend bewegte und ſo beim Schimmer der Kerzen den Eindruck ſonderbarer Geſtalten hervorrief, die ſich erfolglos anſtrengten, herüber zu klettern. Hundert Schritte weiter nach Süden ſtand der Hochwald, ſchwarz, undurchdringlich, trotz der fahlen Beleuchtung, die der ſinkende Mond über die Wipfel goß.

Saſcha beugte ihr Antlitz dicht an die Scheibe. Rechts und links von dem unwirtlichen Nachtbild da draußen erblickte ſie — vom Fenſter geſpiegelt — ihr trauliches Zimmer: links auf der Mauer den Schreibtiſch, rechts im bewegten Strauchwerk den zierlichen Toilettentiſch, von roſigen Falten umwogt — ein ſonderbarer Kontraſt.

Sie ſeufzte ein wenig. Die ſchöne Zeit, da ſie hier morgens, wenn ſie die Jalouſie aufzog, ins thauige Grün blickte, war nun vorüber. Der Sommer hier draußen glich ja einem Idyll; man lebte wie auf dem Lande. Die Sträucher, die jetzt dürr und kläglich über die Mauer nickten, waren ihr ſo vertraut geweſen, als hätte ſie jeden einzelnen gehegt und gepflegt.

Und das Gotengehölz mit ſeinen herrlichen Buchenkronen! Jetzt hatte die Nähe der toten Bäume, deren Äſte im Sturm knackten, etwas Schauriges, Troſtloſes. Wie mochte es hier erſt im Winter einſam und öde werden! Das hatte man von den Vorſtadtwohnungen! Strehlberg war ja freilich nur ein ſehr winziges Neſt: aber man kauerte da ſo behaglich mitten unter den guten Freunden, und die Geſelligkeit war ſo leicht und ungezwungen! Selbſt die großen amtlichen Regimentsbälle dünkten ihr netter und harmloſer als die feierlichen Soupers in der Hauptſtadt, wo ein ganz anderer Geiſt in den Leuten zu atmen ſchien, ein Hauch von Fremdheit und Förmlichkeit, der ihr nicht recht zu Gemüt ging.

Nun fielen ihr plötzlich die Platen'ſchen Verſe ein, die ihr der Leutnant von Alſſing damals in Strehlberg ſo kunſtvoll kalligraphiert ins Album geſchrieben:

Ich gab mich ſtets mit ganzer Seele hin
Dem Wechſel, welchen die Natur befiehlt,
Die bald auf eiſ'gem Thron als Königin,
Und bald als Braut auf Roſen ſitzt und ſpielt.

An dieſe Strophe mußte ſie jedesmal denken, wenn's Herbſt wurde.

Und das war nun bereits der dritte Herbſt, ſeitdem er dies eingeſchrieben! Wie doch die Zeit verging!

Sie war nun fertig mit ihren vielknöpfigen Handſchuhen.

Ob's heute Abend wol hübſch ward? Ein leiſes Rot ſtieg ihr ins Antlitz. Warum nicht?

Einige von den Herren waren doch recht amüſant, vor allem der Leutnant Alſſing, der noch ein Stück ihrer Strehlberger Vergangenheit repräſentierte. Sie mochte ihn zu gern mit ſeiner ſtets ſich gleichbleibenden Ritterlichkeit, ſeiner luſtigen Art, ſeinem reizvollen Konverſations-Talent. „Brillanter Geſellſchafter!“ Wie oft hatte ſie dieſe Worte aus dem Munde ihres Papas gehört, wenn von dem Leutnant die Rede war!

Intereſſant war auch Herr Stegemann, der freilich mit ihrem Papa nicht ſo gut ſtand wie Alſſing. Sie hatte ihn häufig in Schutz genommen, wenn die jungen Damen in Strehlberg über ihn ziſchelten und allerlei ſonderbare Bemerkungen machten. Was wollten die nur? Ottfried Stegemann war ein aparter Menſch, etwas blaſiert — nun ja; aber ſo klug, und in jeder Beziehung ein Gentleman. Sie zum wenigſten hatte ſich ſtets vortrefflich mit ihm unterhalten und auch niemals bemerkt, daß er dreiſt wurde, wie die Tochter des Bürgermeiſters und die Frau Leutnant Franke behaupteten ...

Ferner: Fritz Burckhardt ... Nun, der war freilich ein merkwürdig aufgeblaſener, wortkarger Herr; aber wenn er auf ſeine Bilder zu ſprechen kam und die Kunſt überhaupt, dann merkte man doch, man hatte da eine originelle Perſönlichkeit vor ſich; und der Ruhm, ſelbſt wo er noch in den Anfängen ſteckt, verbreitet ein ganz beſonderes Arom.

Auch der Rechtsanwalt Doktor Kretſchmar konnte für einen recht beachtungswürdigen Kavalier gelten. Er war allerdings ja verheiratet; aber Saſcha hatte niemals begreifen können, weshalb ein Herr ſo jedes Intereſſe einbüßen ſollte, nur weil er eine hübſche, luſtige Frau mitbrachte. Nicht mal vom Stand-

punkt einer Verlobungsluftigen aus schien das verständlich; denn verloben konnte man sich ja nur mit Einem, und war dieser Eine nun zufällig in der Gesellschaft nicht anwesend, so blieb es doch unerfindlich, was denn die Unverheirateten vor den oft weit amüsanteren Ehemännern voraus hatten.

Die lebendigste Sympathie aber fühlte sie doch für Hellmuth Gyskra. Das war ein ganz eigentümlicher Mensch, bald ernst und gedankenvoll wie ein gereifter Mann, bald wieder so frisch und so keck — man ward nicht klug aus der Sache. Es klang in seiner Stimme etwas Geheimnisvolles, was ihr ans Herz faßte, wie das Rauschen des Meeres, — so traut und melodisch, und doch nicht in Worte zu kleiden. Es war ihr, als hätte sie ihn vor langen Jahren bereits gekannt und nur das Wo und das Wie vergessen . . .

Nun versank sie in tiefes Träumen. Sie sah ihn noch einmal hell beleuchtet am Portal des Konzerthauses, wo er so bleich und verbittert erschien und doch so teilnahmewürdig, daß sie voll plötzlicher Neugier ihn anschauen mußte. In ihrer Verwirrung hatte sie damals gelächelt, zu ihrem größten Verdruß; aber das war nicht zu ändern; es fehlte ihr leider an Schulung und Selbstbeherrschung, und selten traf sie in solchen Momenten das Richtige. Später hatte der junge Mann ihr's dann im Pferdebahnwagen heimgezahlt, stärker als nötig, aber doch ganz gerecht . . . Dann im Foyer . . .! Sie hätte ja gleich in die Erde versinken mögen, wie er mit Ottfried an ihr vorbeischritt, und vollends, wie sie dann wahrnahm, daß ihr Papa ihm die Hand reichte und sich ganz behaglich mit ihm unterhielt! Auch hier war die scheinbare Zuversicht ihres Auftretens nur ein Deckmantel ihrer Beklommenheit . . .

Die Wanduhr draußen im Treppenhause schlug acht. Jeden Augenblick konnten die Gäste kommen. Sascha strich sich noch einmal mit den Fingerspitzen über die Stirnlocken, nahm den Fächer mit den zierlich gemalten schwarzblauen Schwalben, faßte sorglich die Schleppe ihres Surah-Gewandes und eilte die Treppe hinauf.

Droben am Eingang stand schon Friedrich, der Gärtnerbursche, der neulich die Damen vom Pferdebahnwagen abgeholt hatte. Er trug eine schwarze Livree mit Goldlitzen und benahm sich in seiner Rolle als „herrschaftlicher Bedienter" ganz gewandt und manierlich.

Nach einer kunstgerechten Verbeugung öffnete er dem gnädigen Fräulein die Flügelthüre, und Sascha, die Schleppe fallen lassend, rauschte in den großen Empfangssalon.

Die Tante, Frau Gertrud von Beresow, Exzellenz, war bereits auf dem Posten. Sie trug eine kostbare tiefschwarze Robe aus schwerster Seide mit echten Alençonspitzen. Ihre vornehm-schweigsamen Züge waren noch ernster und schmäler als sonst. Beim Anblick Saschas jedoch glitt ihr ein Sonnenstrahl über das Antlitz; die klösterlich-verschleierten Augen leuchteten auf.

„Wie hübsch Du bist!" sagte sie warm. „Diese Lachsfarbe kleidet Dich reizend."

„Nicht wahr, Tantchen? Das finde ich auch! Und da wollte die dumme Pute von Schneiderin mir absolut Scharlachrot aufschwatzen."

Draußen regte sich was. Gleich darnach traten die ersten Gäste ein — Leutnant von Alffing und die rotblonde Hünengestalt des Genremalers Fritz Burckhardt. In demselben Moment erschien auf der Schwelle der Seitenthüre Saschas Papa.

Bei der Begrüßung drückte Sascha den beiden Herren mit einer Art militärischer Flottheit und Straffheit die Hand. Fritz Burckhardt warf ihr einen leidenschaftlichen Blick zu, den sie, nach Alffing schauend, glücklicherweise nicht wahrnahm. Der Künstler nagte die Lippen, warf das Lockenhaupt mit einer hoheitsvollen Geberde zurück und wandte sich dann, genialisch lächelnd, zu Frau von Beresow, die sich in einen der großen Fauteuils setzte, während der Oberst und Sascha sich von dem Leutnant ein paar unbedeutende Stadtneuigkeiten erzählen ließen, die von den Lippen dieses gewandten Plauderers hochamüsant klangen.

Der Salon füllte sich rasch.

Zunächst erschien die leuchtende Glatze des Landgerichtsrats von Grolmann und das niedliche Puppengesicht seiner acht- oder neunundzwanzigjährigen Frau.

Die lebhafte junge Dame hüpfte gleichsam über die Schwelle — mit einem Ausdruck, als wollte sie sagen: „Da bin ich! Nun schaut mich an!" — Sie machte vor Frau von Beresow, Exzellenz, ein schneidiges.

fast übertriebenes Hofkompliment, reichte dem Hausherrn die Rechte, wie eine Fürstin ihrem Generalissimus, nickte der ziemlich gleichgültig dastehenden Sascha liebevoll zu, als sei das Fräulein ihre vertrauteste Freundin, sagte dem Genremaler ein paar huldvolle Worte über sein letztes Bild — das ihr nie zu Gesichte gekommen — und hatte plötzlich, ohne daß man recht wußte, wie sie es fertig gebracht, den Leutnant festgenagelt, plaudernd und plappernd und das Köpfchen mit dem wackelnden Schmetterling hin und her bewegend, als akkompagniere sie eine besonders packende Stelle aus Wagners Götterdämmerung.

Herr von Grolmann dagegen war die Ruhe und Förmlichkeit in Person. Sein kluges Gesicht mit den hellgrauen, spärlich bewimperten Augen hatte ein wohlwollend diplomatisches Lächeln. In wohlgesetzter, etwas tonloser Rede erkundigte er sich gehorsamst nach dem Befinden der gnädigen Frau, war lebhaft befriedigt, das gnädige Fräulein so wohl zu finden, und bot dann — als feinfühliger Psychologe, der da sofort erkennt, wie er die Freunde verpflichten kann — dem Oberst von Rheuß die erwünschte Gelegenheit, über das Resultat der letzten Geschworenen-Auslosung kräftig zu raisonnieren.

Der Oberst hielt überhaupt nichts von dem Zwölfmännergericht. Was wußten die Bauern und Gutsbesitzer und Schlossermeister u. s. w., u. s. w. von den Finessen der Jurisprudenz? Wozu entlohnte der Staat seine Richter, wenn sich die Steuerzahler noch obendrein mit dem Aburteilen der Gauner befassen sollten?

Herr von Grolmann gab ihm in mancher Beziehung Recht. Wenn die Geschworenen ja auch nur über die Schuldfrage zu entscheiden hatten, so lag es doch in der Natur der Sache, daß ein geübter Richter selbst hier tausendmal klarer blickte als diese Laien, die vielfach eine sehr mangelhafte Erfahrung und eine noch mangelhaftere Bildung besaßen. — Indeß, gerade mit Rücksicht auf diese Thatsache ging es nicht an, Leute wie den Herrn Oberst zu dispensieren . . .

Das Gespräch wurde durch das Erscheinen weiterer Gäste gestört . . .

Es waren indifferente Leute, die jetzt, fünf oder sechs zugleich, das stereotype Lächeln auf den zarten oder schnurrbart-geschmückten Lippen, im Rahmen der weitgeöffneten Flügelthür auftauchten.

Gleich darnach kamen die Gyskras, und mit ihnen Professor Dr. Franz Lehr, Emmys Bräutigam.

Emmy zog aller Blicke auf sich. Ohne eigentlich hübsch zu sein, hatte ihr Antlitz einen so holdweiblichen Ausdruck, und ihre ganze Erscheinung in dem himmelblauen Satinkleide etwas so Gretchenhaftes, daß selbst ein Skeptiker, wenn er sie so an der Seite ihres Verlobten sah, diesen Mathematik-Professor beneiden mußte.

Herr von Rheuß und der Ober-Staatsanwalt schüttelten sich mit einem Anflug der Rührung die Hände.

„Labuntur anni!“ sagte der Hausherr. „Wir knüpfen hier wieder an, was Jahrzehnte lang in der Schwebe hing. In der Zwischenzeit sind wir alt geworden.“

„Ich fühle das nicht,“ sagte der Ober-Staatsanwalt lächelnd. „Freilich, wenn man auf seine Kinder schaut, wenn man, wie ich, einen Jungen besitzt, der jeden Tag das Katheder besteigen und seine Bergpredigt halten kann, so erschrickt man gelegentlich vor der Fülle der Jahre, die sich so unvermerkt aufgetürmt.“

„Nicht wahr? Ich sag's ja! Die Ballvaterschaft mag ihre heimlichen Reize haben: ich für mein Teil bin nicht sonderlich enthusiasmirt davon.“

„Ich begreife das. Gerade die Ballvaterschaft, wie Sie sich ausdrücken, hat ja ihr Unbequemes. Im übrigen halte ich's mit der Anschauung, daß man in seinen Kindern von neuem jung wird. Soweit mein Beruf mir Zeit läßt, nehme ich teil an Dingen, die ich längst überwunden glaubte. Meine Frau weiht mich in Ausstattungsfragen ein; ich muß mein Urteil abgeben über Eßzimmer-Einrichtungen, über Salongarnituren, Servietten und Tischläufer. Sogar den Bädeker hab' ich studiert: man verlangt von mir kurzgefaßte Entwürfe zur Hochzeitsreise . . .!“

„Das würde mir fehlen!“ lachte der Oberst.

Hellmuth, der die Damen des Hauses nur flüchtig begrüßt hatte — er wollte nicht merken lassen, wie sehr er auf Saschas nähere Bekanntschaft brannte — kam jetzt langsam heran, augenscheinlich bemüht, dem Oberst, den er als den natürlichen

Schirmherrn Saſcha's in Sicherheit wiegen mußte, den Eindruck vollendeter Biederkeit und Korrektheit zu machen. Er ſprach ſogar — natürlich in Allgemeinheiten — über das ‚neue Problem', das ihn beſchäftige; denn Herr von Rheuß, dem der Ober-Staatsanwalt neulich ſchon anvertraut hatte, was Doktor Altenhöfer mit Hellmuth plante, war feſt überzeugt, dem jungen Gelehrten kein lebhafteres Vergnügen bereiten zu können, als wenn er die ‚große Entdeckung', die ja ſelbſtverſtändlich ‚nur eine Frage der Zeit war', gleich aufs Tapet brachte.

Nun waren die Gäſte beinahe vollzählig.

Der Rechtsanwalt Doktor Kretſchmar erſchien mit ſeiner kleinen, drallen, krapprotwangigen Frau, deren hochgelbe Sammetrobe auf den ariſtokratiſchen Lippen der Frau von Berefow ein flüchtiges Lächeln hervorrief.

Der Rechtsanwalt grüßte ſtudentiſch flott, mit einem erquicklichen Hauch geiſtiger Überlegenheit, die nur dem Ober-Staatsanwalt gegenüber die Segel ſtrich, während die junge Frau etwas Ländlich-Geräuſchvolles hatte. Nachdem ſie ihrer geſellſchaftlichen Verpflichtung bei Frau von Berefow, dem Oberſt und der Geſamtheit nachgekommen, ſtürzte ſie feurig auf Saſcha los, umarmte und küßte ſie und wies ihr mit theatraliſchem Pathos ein koſtbares Armband, deſſen perlengeſchmückter Goldreif ſich tief in ihr ſchneeiges Fleiſch grub.

„Er hat den Prozeß gewonnen," raunte ſie überglücklich, „— und das iſt mein Honorar!"

„Ach? Den Prozeß gegen die Neue Papierfabrik?"

Frau Doktor Kretſchmar zog ein wenig die linke Schulter hoch.

„Er gewinnt ja faſt alle," ſagte ſie wie von oben herab. „Millionenmal unberufen! Aber iſt's denn ein Wunder? Sehn Sie einmal dieſe Stirn, dieſe Augen! Diesmal übrigens war die Sache doch recht verwickelt. Er hat ſich gehörig ins Zeug legen müſſen. Und dieſe Akten! Die Schreiber wurden nicht fertig und wurden nicht fertig, bis ich dann endlich ſagte: ‚Her damit!' Sechs Tage lang hab' ich von zwei bis neun ſtramm darüber geſeſſen — und ich habe ihm Glück gebracht!"

„Das war ja reizend von Ihnen! Aber der Herr Gemahl hat ſich auch wundervoll revanchiert! Wirklich — ein Prachtſtück!"

(Fortſetzung folgt.)

Eine Mußeſtunde. Mit der Schere geſchnitten von Johanna Beckmann.

In den Spreewald!

Von Ernſt Behrend. (Abdruck verboten.)

Nun ſchnell den Schlittſchuh unter den Fuß
Zu winterſeligem Gleiten!
Blinkend und glitzernd lockt mich der Gruß
Eistragender Wieſen und Weiten.
Und wo ich mich Sommers im wendiſchen Kahn
Auf Fließen und Grafften ließ treiben,
Soll heute mein Stahl auf dem rieſigen Plan
Runen der Freude ſchreiben. —
Schon fahr' ich dahin. Ich durchſchneide den Oſt,
Den die ruſſiſche Steppe geboren.
Das Antlitz brennt von dem prickelnden Froſt,
Hell ſiedet das Blut in den Ohren.
Hie Sturm und Müh' — hie lachende Luſt!
Und Luſt und Lachen gewinnen;
Zum Spiel wird die Mühe; hoch hebt ſich die Bruſt —
Jauchzend jag' ich von hinnen. —
Bald bin ich allein in dem glanzvollen Gau
In meilenweitem Kreiſe.
's iſt Sonntag heut. Von Lübbenau
Die Glocken erklingen mir leiſe.
Vorwärts! — Nach fernem Waldesſaum
Die meſſenden Blicke ſchweifen.
Doch die Ferne rückt nah. Und Baum an Baum
Tritt hervor aus dem dunkeln Streifen.
Ein Wald in Winters härteſtem Bann,
Der Spreewald wurzelnd im Eiſe!
Seine Rieſen ſtarren mich troſtlos an
Wie vom Tode vergeſſene Greiſe.
Wie prächtig paradierte die Schar
Im Sommer auf blumigem Teppich,
In grünen Wämſern, bekränzt das Haar
Mit Ranken von Hopfen und Eppich;
Um die ſtolzen Häupter den Amſelſchlag
Und der Finken luſtiges Schmettern —
Und ſchliefen die Sänger im lauſchigen Hag,
Dann ſpielte der Wind in den Blättern!
Der pfeift und keift heut andern Ton
Und Text in dem kahlen Geſtänge.
Eine Krähe krächzet — Spott und Hohn
Auf Lieder und Lockgeſänge! —
Durch die ſchaurigen Gaſſen des Waldes gleit'
Ich fort auf dem Rücken der Fließe.
Keine Menſchenſeele weit und breit,
Die ein Ende der Öde verhieße.
Doch ſieh! Auf flinkem Eiſenſchuh
Wer fliegt mir plötzlich entgegen?
Der Poſtbote gar! Ohne Raſt und Ruh',
Selbſt auf der Wildnis Wegen!
Grüß Gott! Wohin? — „Nach Lübbenau,
Von dort aus macht' ich die Runde.“ —

Bracht' er dem Förſter im einſamen Bau
Glücks- oder Trauerkunde?
Die Rieſen des Waldes grinſen mich an
Mit unheilsfrohem Grimme —
Vorwärts! Schon trachtet, mich in Bann
Zu ſchlagen, die Furcht, die ſchlimme.
Hinweg aus dem verhexten Hag!
Will er denn noch nicht enden,
Daß ich die Kaupen erreichen mag,
Die Siedelung fleißiger Wenden?
Horch! Heller Stimmen fernes Gebraus,
Fürwahr! Und das Düſter verſchwunden!
Ich fahr' aus dem luftleeren Wirrwald hinaus,
Die Welt hab' ich wiedergefunden!
Da liegen ſie wieder flach und gemach,
Die glitzernden Wieſengelände;
Heimſtätten darauf, und jedes Dach
Bringt rauchende Opferſpende.
Die Kaupen. — Weit erſtreckt ſich der Ort
Mit ſeinen hundert Kanälen,
Ein ander Venedig. Hier wie dort
Die Häuſer auf Roſten und Pfählen. —
Jetzt hör' ich die Stimmen laut und klar —
Das iſt geſchwatzt und geſungen!
Auf Schlittſchuhen naht eine bunte Schar
Pausbäckiger Dirnlein und Jungen.
Sie kommen von Burg; die Kirch' iſt aus;
Sie tollen ſich heim auf dem Eiſe;
Weit hinten die Alten, die gleiten nach Haus
In würdevoller Weiſe.
Wie leuchten den Kindern die Augen ſo hell
In Freiheit und Winterwonnen!
Wie ſprudelt ſo friſch des Frohſinns Quell
Aus ungetrübten Bronnen!
Die liebe Unſchuld ſelber lacht
Aus dem Jubel der jungen Horden —
Iſt hier der Lenz vorzeitig erwacht
Und Schlittſchuhfahrer geworden? —
Hold weidet mein Aug'. — Doch die Luft geht kalt,
Da frommet kein länger Verweilen —
Vorwärts, den „Wendiſchen König" bald
Und den gaſtlichen Herd zu ereilen!

Geſchichte des deutſchen Studentenlebens.

Von Eduard Groſſe.

(Abdruck verboten.)

Im XII. und XIII. Jahrhundert waren die akademiſchen Verhältniſſe andere als heut. Das Fehlen gedruckter Bücher gab den damaligen Univerſitäten eine ungleich höhere Bedeutung als den heutigen, war aber auch die Urſache einer erheblich längeren Studienzeit. Das Lehrmittel beſtand überwiegend im mündlichen Vortrage, auch war die Vorbildung keine ſo gründliche, und die Studierenden weilten daher zu ihrer Ausbildung oft viele Jahre auf Univerſitäten. Um die Jünglinge zu dem langwierigen und koſtſpieligen Studium heranzuziehen und zum Beſuch der Univerſitäten zu reizen, wurden den Studierenden geſetzliche Begünſtigungen, beſondere Rechte und Freiheiten gewährt, die ſich teilweiſe bis in die Neuzeit forterhalten haben. Man bewilligte ihnen einen beſonderen akademiſchen Gerichtsſtand, Freiheit von bürgerlichen Laſten, traf Schutzmaßregeln zur Beförderung ihrer materiellen Wohlfahrt und ſtellte ſie im ganzen den Geiſtlichen gleich. Dadurch waren ſie der bürgerlichen Strafe ſo ziemlich entzogen und konnten ſich mancherlei Übertretungen geſtatten, welche gewöhnlichen Bürgern teuer zu ſtehen gekommen wären. Sie bildeten mit ihrer „akademiſchen Freiheit“ ſozuſagen eine kleine Republik im großen Staate.

Infolge dieſer Ausnahmeſtellung wuchs das Selbſtgefühl der Studenten, es artete ſchließlich in Überhebung aus, ſie übertrugen ihre begünſtigte Ausnahmeſtellung auch auf den täglichen Verkehr und blickten übermütig auf den gewöhnlichen Bürger herunter. Dieſer nahm die übermütige Behandlung nicht ruhig hin, und ſo begannen ſchon in alter Zeit jene Raufereien zwiſchen Studierenden und Bürgern, die ſich zugleich mit der akademiſchen Freiheit bis in unſer Jahrhundert forterhalten haben.

Die Hochſchulen hatten um jene Zeit einen internationalen Charakter, mit ihrem Latein konnten ſich die Studierenden leicht verſtändigen, und ſo lebten in berühmten Univerſitäten wie Paris und Bologna oft nahezu an 6000 bis 10000 Studierende aus aller Herren Länder zuſammen. Dies führte bald zu engeren Vereinigungen, zu „Nationen“, zu denen ſich die Angehörigen eines Landes zuſammenſchloſſen. Die unausbleibliche Folge war, daß die verſchiedenen Nationen in Händel gerieten und ſich gegenſeitig die Köpfe blutig ſchlugen. Die akademiſche Freiheit zog ferner auch Abenteurer niederen Schlages an, die weniger um zu ſtudieren, als vielmehr um ein freies, ungebundenes Leben zu führen auf die Hochſchule kamen, und ſo ſand ſich in den Univerſitätsſtädten ein wüſtes Völkchen zuſammen, deſſen Wert treffend durch eine Verordnung aus dem Jahre 1251 gekennzeichnet wird, welche beſtimmt, „daß Mädchenräuber, Diebe und Totſchläger nicht als Studenten zu betrachten ſeien.“

Gegen die ſtudentiſchen Vereinigungen erhob ſchon im Jahre 1216 der Papſt Honorius III. ſeine Stimme und ſuchte dieſelben zu unterdrücken. „Guter Anfang dieſer Art“ — äußerte er — „nähme in der Regel ein ſchlimmes Ende.“ Auch der Kardinal Otto bemühte ſich im Jahre 1239 in Oxford die Sitten der Studierenden zu beſſern, fand für ſeine Bemühungen indeſſen wenig Dank. Er ward thätlich angegriffen, ſein Koch erſchoſſen, und er ſelbſt mußte vor der Wut der aufgeregten Studenten auf einen Kirchturm flüchten, von dem er nur durch das Einſchreiten des Königs gerettet werden konnte. Streitigkeiten, oft von Mord und Totſchlag begleitet, waren unter den Studenten oder zwiſchen ihnen und anderen Ständen nichts Seltenes. Außer-

Digitized by Google

dem zeitigte das mittelalterliche Studentenwesen noch Auswüchse anderer Art, von denen besonders das Vagantentum der sogenannten „fahrenden Schüler" erwähnenswert ist.

Die fahrenden Schüler waren teils arme, mittellose Studenten, welche auf ihren Wanderungen die Mildthätigkeit der Geistlichen und reichen Leute in Anspruch nahmen und von diesen Reiseunterstützungen erbaten, mehr aber noch waren es Abenteurer, welche einige Zeit auf Universitäten verbrachten, dort das freie, ungebundene Leben genossen und dann wieder monatelang im Lande umherstrolchten. Diese abenteuernden Studenten, in späterer Zeit Vaganten, Bacchanten oder Lyranten genannt, wurden bald zur Landplage und sanken zu straßenlungerndem Bettel- und Raubgesindel herab. Sie zogen bewaffnet im Lande umher, verübten allerlei Ungebühr, bettelten um Reiseunterstützung, erzwangen diese, sowie verweigerte Gastfreundschaft wohl auch mit bewaffneter Hand und verpraßten dann das erbettelte Geld wieder in Herbergen und Frauenhäusern. Gegen diese Nichtsnutze schritt zwar die weltliche und kirchliche Obrigkeit nach Kräften ein, indessen war das Vagantentum nicht gänzlich zu unterdrücken, besonders da nicht immer der Unwürdige von dem ehrlichen, unterstützungsbedürftigen Schüler zu unterscheiden war. Und letzterem ward Gastfreundschaft und Reisegeld von mildthätigen Leuten meist gern bewilligt.

Ohne Zweifel übte das ungebundene Wanderleben auf junge, phantastische Gemüter großen Reiz aus und verlockte vielleicht auch manchen unverdorbenen Jüngling zum Vagieren. Dieser ging dann entweder in der liederlichen Gesellschaft unter, oder er kehrte, nachdem er das Wandern überdrüssig bekommen, zum geregelten Studium zurück und bildete sich noch zu einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft aus. Daß sich unter den fahrenden Schülern auch manches verlotterte Genie befand, zeigen die von Vaganten herstammenden Volkslieder, welche teils in lateinischer, teils in deutscher Sprache gedichtet sind. Der berühmteste jener Vagantendichter war der Erzpoet Walther, welcher in lateinischen Versen das Vagantum dichterisch verherrlichte und der fröhlichen Lebenslust in reizenden Liedern Ausdruck gab. Diese Schülerlieder haben selbst in neuester Zeit einen Widerhall in der Vagantenlyrik, den Liedern fahrender Gesellen und dergleichen wachgerufen. Unter ihnen befindet sich auch ein kleines Gedicht, welches die Schüler wahrscheinlich deklamierten oder sangen, wenn sie um eine Gabe ansprachen. Dasselbe lautet in deutscher Übersetzung:

Bin ein fahrend Schülerlein,
Muß mich müh'n und plagen.
Sauer wird es mir und schwer,
Um mich durchzuschlagen.

Dem gelahrten Studium
Möchte gern ich leben,
Aber ach, der Mangel zwingt
Mich, es aufzugeben.

Seht mein schlichtes Mäntelein,
Dünn ist's zum Erbarmen
Wind und Kälte schlagen durch,
Kann mich kaum erwarmen.

Friere selbst beim Gottesdienst,
Zwing mich kaum so lange,
Bis die Vesper oder Meß'
Kommt zum Schlußgesange.

Hochgeschätzter Herr N. N.
Dürft' ich wohl mit Sitten
Um ein klein Viaticum
Euer Gnaden bitten? — —

Da in berühmten Universitätsstädten Tausende von Studenten zusammenströmten, so trat Mangel an passenden Wohnungen ein, und ärmere Studenten waren oft nicht in der Lage, die steigende Miete zu zahlen. Um Abhilfe zu schaffen, gründeten begüterte, mildthätige Leute sogenannte „Kollegien" oder „Burfen", klosterähnliche Häuser, in denen eine Anzahl Studenten unentgeltliche Wohnung fand. Von „Burse", deren Bewohner „Bursarii" genannt wurden, leitet man auch die heutige Bezeichnung „Bursch" her. Die Kollegien gewährten neben Freiwohnung auch noch andere Unterstützungen, legten dagegen den Bewohnern einen fast klösterlichen Zwang auf (Abb. 1). Diese standen unter der Aufsicht von Lehrern und Vorstehern, und die Strafen, welche auf Vergehen folgten, bestanden oft in Peitschenhieben. Trotz dieser Strenge wurden die Kollegien doch bald die Brutstätte von allerlei Unsitte, geheime Verbindungen entstanden und Unfug schlimmer Art wurde von Schülern und auch von Lehrern getrieben.

Während der Reformationszeit lösten

sich die Kollegien allmählich auf, sie wurden von den Studenten verlassen, die sich nun eigene, einzeln gelegene Wohnungen mieteten. War aber schon der jugendliche Übermut durch strenge Aufsicht nicht zu bändigen, so führte die plötzlich erlangte Freiheit noch weniger zu etwas Gutem. Wie schon früher zu Nationen, so vereinigten sich jetzt die Studenten zu „Landsmannschaften", die indessen nicht mehr den früheren Charakter der Nationen trugen, sondern mehr eine Art von Kränzchen waren, Verbindungen einer Anzahl Landsleute, die sich zu gemeinschaftlichen Zechereien zusammenfanden. Die schlimmste Unsitte war der sogenannte „Pennalismus", dem eine Rangordnung zu Grunde lag, die aus dem längeren oder kürzeren Aufenthalte der Studenten auf der Hochschule entsprang. Diese Rangordnung schied die Studierenden in „Schoristen", d. h. ältere Studenten, und in „Pennäle", d. h. Studenten, welche weniger als ein Jahr, sechs Wochen, sechs Tage und sechs Stunden auf der Universität weilten.

Abb. 1. Mittelalterliche Studenten im Kolleg. (Nach einem alten Holzschnitt.)

Die Pennäle standen unter Aufsicht der Schoristen; letztere mißbrauchten jedoch ihre Überlegenheit und warfen sich allmählich als die Tyrannen der Pennäle auf. Diese gerieten in ein unwürdiges Abhängigkeitsverhältnis, sie waren nicht einmal Herr ihres Geldes und ihrer Kleider, über die der Schorist beliebig waltete, gezwungen, die niedrigsten Dienstleistungen zu thun. Nahte endlich die langersehnte Befreiungsstunde, so war auch diese wieder mit Quälereien, mit rohen, oft gesundheitsschädlichen Mißhandlungen verbunden. Die Lossprechung vom Pennalismus bestand in einer brutalen Zeremonie, wie sie im Mittelalter bei ähnlichen Gelegenheiten beliebt waren. Der Loszusprechende wurde in buntfarbene Kleider gesteckt, sein Gesicht geschwärzt, an seinen Hut lange Ohren und Hörner befestigt, in den Mund mußte er Schweinszähne nehmen, dieselben mit den Zähnen festhalten und durfte sie bei Prügelstrafe nicht fallen lassen. Nachdem er mit Stockschlägen in einen Saal getrieben war, hielt einer der Schoristen eine Rede, verhöhnte ihn, umklammerte seinen Hals mit einer hölzernen Zange und schüttelte ihn so lange, bis er die Schweinszähne fallen ließ. Dann wurde sein Körper mit Hobel, Axt, Bohrer, Schere und Ohrlöffel bearbeitet und dem Gequälten oft hart zugesetzt. Hatte er diese letzte Prüfung überstanden, so war er Schorist und hatte das Recht, die Pennäle ebenso zu quälen, wie er selbst gequält worden war.

Gegen diese Unsitte wurden zahlreiche Mandate erlassen, selbst der Reichstag beschäftigte sich damit, und ein Reichsgesetz war bestimmt, dem Unwesen des Pennalismus ein Ende zu machen; indessen vergebens. Erst die fortschreitende Bildung besiegte die Unsitte, der Pennalismus nahm mildere Form an und ging allmählich in das heutige Fuchswesen über.

Zahlreich sind die Klagen über Sittenlosigkeit und wilde Trink- und Raufluft der Studenten. Wie es damals auf Universitäten zugegangen sein mag, ist aus einer Rede des Professor W. Heyder zu Jena aus dem Jahr 1607 ersichtlich, in welcher es unter anderem heißt: „Das öffentliche Collegium besucht er (der Student) entweder niemals oder gar zu langsam. Er höret keine Lektionen, damit er nicht im Auditorium wie ein Hund im Bade getroffen werde. Nach Mittage schläft entweder das faule Murmelthier, oder sitzet in gemeinen Trinkzechen und rüstet sich also zu den nahenden Nachtsscharmützeln, daß

man auch zumal, wie tapfer und frisch er sich halten werde, abmerken kann. Wenn es nun auf den Gassen, auch in den Gemachen still geworden, beides die Menschen in die Ruhe sich begeben, und die Vögelein unter den Zweigen das Singen verlassen, und die Bestien in ihren Höhlen schlafen, alsdann erhebet er sich mit großem Krachen der Thüren und Pfosten, bricht los, wo er gestecket, gewappnet und von seinem Jungen begleitet. Dannzumal hast du ein wunderlich Schrecken- und Trauerspiel zu hören, das Rültzen, das Grültzen, das Rauschen, das Schreien, das Wüthen, das Steinhauen ster, die inwendig mit Baumwollen, Werg, Haar, oder Fischbein dick ausgefüllt und wohl vermacht sein, damit solche den Stich dulden können. Du wirst sehen etliche Humpen und eine große Anzahl Gläser, welche der neuen Gäste warten. Du wirst sehen Karten, Bretspiel, Würfel und mehr Instrumente, das Geld sammt der Jugend zu verderben" (Abb. 2).

Ähnlich schildert Moscherosch das Leben der Studenten, von denen er unter anderem erzählt: „Andere (Studenten) sah ich blinzelnd herum schwärmen, als ob es im Finstern wäre, trugen jeder einen bloßen

Abb. 2. Ein Student vom Jahre 1621 in seinem Zimmer.
(Nach einem alten Gemälde.)

und werfen, und viel mehr Stücke, welche, so jemand das den einäugigen Riesen thäte, würde ganz Sicilia zusammenlaufen und den Schwärmer in ewiges Elend verbannen . . ."

Das Zimmer eines Studenten beschreibt derselbe Heyder folgendermaßen: „Kommst du ohngefähr in seine Stuben, ich frage dich, was wirst du für Hausrat finden? Erstlich zwar keine Bücherlein oder etliche wenige unter die Bänke und in die Winkel verwegentlich geworfen, die von Staub verwüstet, von Motten zerfressen und von Mäusen fast aufgezehret . . . . du wirst sehen Panzer und eiserne Handschuhe, auch Wämb- Degen in der Faust, hieben in die Steine, daß es funkelte, schrieen in die Lust, daß es wehe in den Ohren thäte, stürmten mit Steinen, Prügeln und Knütteln nach den Fenstern, und: heraus Pennal! heraus Feix! heraus Ohlberger! Da es dann bald an ein Reißen und Schmeißen, an ein Rennen und Laufen, an ein Hauen und Stechen ging, daß mir darob die Haare zu Berge stunden. Andere soffen einander zu auf Stühlen und Bänken, auf Tisch und Boden, durch den Arm, durch ein Bein, den Kopf unter sich, hinter sich und für sich. Andere lagen auf dem Boden und ließen sich einschütten

als durch einen Trichter. Bald ging es über Thür und Ofen, über Trinkgeſchirr und Becher, und mit demſelben zum Fenſter hinaus mit ſolcher Unſinnigkeit, daß mir grauſete."

Das Hauen und Stechen ging nicht harmlos ab, und die Raufſucht forderte oft blutige Opfer. Ein alter Student, welcher ſich um 1516 in Wittenberg aufhielt, erzählt mit trockenen Worten folgende Erlebniſſe: „Am Abend St. Michaelis ſpringt ein Schwabe aus dem Collegio und ſtach Antonium v. Schirrſtadte todt. Kurz darauf ward der lange Johann von Haldensleben vor ſeiner Burſe erſtochen. Acht Tage darnach ward Andreas Binnemann von Brunswick erwürgt und in den Bach geworfen, u. ſ. w."

Nachdem das Unweſen des Pennalismus endlich überwunden war, trat an die Stelle des Pennals der neuzeitliche „Fuchs", an die Stelle des Schoriſten der „Burſch". Die Landsmannſchaften beſtanden indeſſen fort, und ſchon früh waren die Mitglieder der einzelnen Verbindungen darauf bedacht, ſich durch äußere Abzeichen, durch farbige Bänder, Federbüſche und dergleichen von einander zu unterſcheiden. Überhaupt liebten es die Studenten von jeher, ihren bereits rechtlich vom Bürgertum geſonderten Stand auch durch phantaſtiſche Kleider äußerlich erkennbar zu machen.

Im ſiebzehnten Jahrhundert ſtolzierte der Bruder Studio in weiten Pluderhoſen und geſpornten, die offenen Waden zeigenden Stulpenſtiefeln einher, über das geſchlitzte Wams einen weiten Ärmelmantel tragend, keck auf den langbehaarten Kopf einen Schlapphut mit Federbuſch gedrückt. Dabei fehlte natürlich der lange Stoßdegen oder Hieber mit breitem Stichblatt nicht, der an der Seite hing und klirrend nachſchleppte. Im nächſten Jahrhundert brachte die Mode eine durchgreifende Wandelung. Der mächtige Hieber wandelte ſich in einen Parodedegen, die weiten Pluderhoſen und Stulpenſtiefel in kurzes Beinkleid, ſchwarze Strümpfe und Schnallenſchuhe, das Wams in breitſchößigen, mit Stickereien verzierten Rock, und auf dem friſierten Haar ſaß ein dreieckiger Hut (Abb. 3). Am Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ging wieder ein Modewechſel vor ſich. Börne, welcher um 1804—1806 in Halle ſtudierte, beſchreibt das damalige Auftreten der Studenten folgendermaßen: „Sitten, Sprache, Kleidung der damaligen Studenten, alles war an ihnen ungezogen. Sie trugen große Stiefeln, die man Kanonen nannte, und Helme mit roten, weißen, grünen oder ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich anſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern, von unten deutſchen Poſtillonen (Abb. 4).

Abb. 3. Student aus dem XVIII. Jahrhundert.

Die Sitte dagegen wandelte ſich weniger ſchnell als die Kleidermode. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war die wüſte Völlerei und Rauflust noch nicht verſchwunden, die Bildung noch wenig verfeinert und die Schilderungen, welche vom Studentenleben jener Zeit von Zeitgenoſſen vorliegen, gleichen denen aus dem Mittelalter. Beſonders roh ging es auf kleinen Univerſitäten zu, von denen vielleicht nur das junge Göttingen eine Ausnahme machte, da hier die mittelalterlichen Traditionen nicht vorhanden waren und auch nicht ſo leicht Fuß faßten. „Jede der deutſchen Akademien hat eine beſondere Geſtalt" — erzählt Goethe aus ſeiner Studienzeit. — „In Jena und Halle war die Rohheit auf's höchſte geſtiegen, körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeſte Selbſthilfe war dort an der Tagesordnung; und ein ſolcher Zuſtand konn ſich nur durch den gemeinſten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhältnis der Studierenden zu den Einwohnern jener Städte, ſo verſchieden es auch ſein mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und ſich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegiertes Weſen anſah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant ſein, ſobald er mit reichen, wohl und genau geſitteten Einwohnern in einigem Bezug ſtehen wollte." — Wie es in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf kleineren

Abb. 4. Verbindungs-Studenten zu Anfang des XIX. Jahrhunderts.

Universitäten zugegongen, erzählt draſtiſch der Pfälzer Friedrich Lauckhord: „Der Ton der Studenten oder Burſche zu Gießen“ — ſagt er — „war ganz nach dem von Jena eingerichtet und zwar durch die vielen relegierten Jenenſer, die dohin kamen. Wer ein honoriger Burſch ſein wollte, ging wenigſtens des Abends in eine der vielen Bierkneipen, ſoff bis zehn oder elf Uhr und ſchob hernach ab. Da man es für Pedonterie hielt, von gelehrten Sachen zu ſprechen, ſo wurde von Burſchen-Affairen diskutiert und größtenteils wurden Zoten geriſſen ... Die meiſten Studenten traten einher wie die Schweine. Ein Flouſch wor des Burſchen Kleid, Sonntag und Werktag. Dazu trug er lederne Beinkleider und lange Reiterſtiefel. Schlägereien waren gar nicht ſelten und man ſchlug ſich auf offener Straße. Der Herausforderer ging vor das Fenſter ſeines Gegners, hieb einigemol mit ſeinem Hieber in's Pflaſter und ſchrie: Pereat N. N., der Hundsfott, der Schweinekerl! Nun erſchien der Herausgeforderte, die Schlögerei ging vor ſich, endlich kam der Pedell, gab Inhibition, die Raufer komen in's Korcer, und ſo hatte der Spaß ein Ende .... Der Ton der Hallenſer war ſehr rüde. In Jena hatte jeder Burſch ſeine ſogenannte Charmonte, d. h. ein gemeines Mädchen, mit welchem er ſo lange umging, als er da war, und das er bei ſeinem Abzug einem anderen überließ. In Göttingen hingegen ſuchte der Student bei einem vornehmen Frauenzimmer anzukommen und machte derſelben den Hof. —“

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhundert ſchien es endlich, ols wollte unter der Studentenſchaft ein beſſerer Geiſt einziehen, ausgehend von dem Ordensweſen jener Zeit, an dem auch die Studierenden Geſchmack fanden. Der Mittelpunkt der ſtudentiſchen Orden war Jena, der altbekannte Houptſitz ſtudentiſcher Herrlichkeit. Dort wurde bereits um das Jahr 1746 der Moſelbund gegründet, aus dem ſpäter der ausgebreitete Amieiſten-Orden hervorging. Auf anderen Univerſitäten wurden Tochterlogen aufgethan, Ordensmitglieder aufgenommen und Beiträge für die Mutterloge „vom doppelten Kreuz“ geſammelt. Neben dem Amiciſten-Orden gab es auf den verſchiedenen Univerſitäten auch noch andere Ordensverbindungen, z. B. der Orden der Deſperotiſten, der Unitiſten, der ſchwarzen Brüder, des heiligen Fenſters, Mopsorden, Lilienorden und dergleichen mehr. Die Aufnahme in dieſe Orden fand mit dem üblichen, geheimnisvollen Mummenſchanz ſtott, beſonders kamen gezückte Degen, Totenköpfe, Blitz und Donner, dumpfe Glockenſchläge und ähnliche Schauerſtücke zur ausgiebigſten Verwendung.

Mit Gründung der Orden kam wohl

einerseits ein neuer, besserer Geist unter einen Teil der Studierenden, anderseits aber auch wieder ein neuer Anlaß zu Feindschaft und Raufereien. Die Ordensmitglieder sahen mit Geringschätzung auf die Nichteingeweihten herunter, außerdem fanden sie in den älteren Landsmannschaften feindliche Rivalen, und so entstanden bald gegenseitige Reibereien, die schließlich in blutige Raufereien und furchtbare Studentenkrawalle ausarteten. Ferner ward der bessere Geist, welcher anfangs die Orden zu beleben schien, durch das Überherrschen der althergebrachten Verbindungsbräuche bald wieder erstickt, und die Orden verfolgten später ebenso wie die Landsmannschaften nur noch den Zweck „sich in solche Position zu setzen, daß alle übrigen Studenten, die Professoren und der akademische Senat vor ihnen Furcht und Respekt habe."

Die blutigen Raufereien erregten bald die Aufmerksamkeit der Regierungen, man witterte hinter den Ordensverbindungen wohl auch politische Tendenzen, und so erfolgte durch einen Reichstagsbeschluß die Aufhebung sämtlicher studentischer Orden. Diese Verfügung hatte natürlich wieder Zank, Streit und Empörung zur Folge, denn die Studierenden waren nicht willens, sich ohne Widerspruch zu fügen.

Die studentische Republik fühlte sich stark und glaubte ihren Willen auf jede Weise erzwingen und gegen den bürgerlichen Staat durchsetzen zu können. Es waren wieder die braven Jenenser, welche als kühne Recken an der Spitze der „freien akademischen Bürger" marschierten und in dem Zwiste, der nun zwischen den Verbindungsstudenten und den Regierungen ausbrach, Heldenthaten ganz einziger Art vollbrachten.

Dieser Zwist erhält noch ein besonderes Interesse dadurch, daß die zwei größten deutschen Dichter in ihn verwickelt wurden und dabei keineswegs beneidenswerte Rollen spielten. Schiller war um jene Zeit Professor in Jena und bemühte sich mit den anderen Professoren, die widerspenstigen Studenten zur Vernunft zu bringen, Goethe als weimarischer Kammerpräsident und Minister hatte die noch schwierigere Aufgabe, die Auflösung der Verbindungen zu veranlassen und durchzusetzen. Bereits im Jahre 1786 sah er sich veranlaßt, gegen die Jenaer Verbindungen vorzugehen und höheren Orts die Auflösung derselben anzuempfehlen. Allerdings war ihm bewußt,

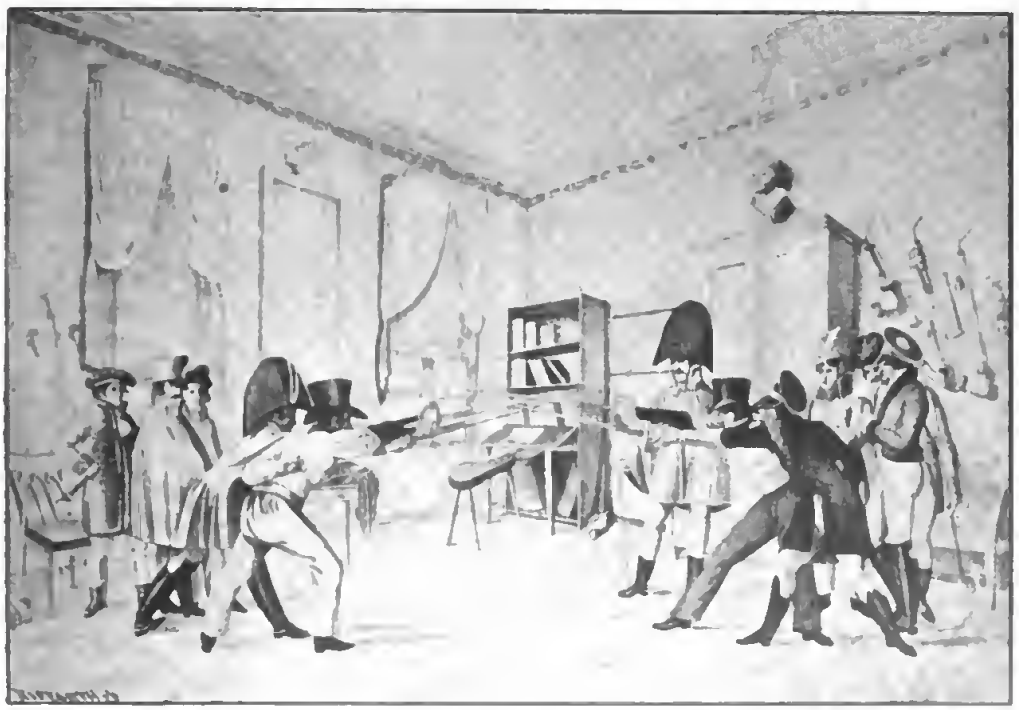


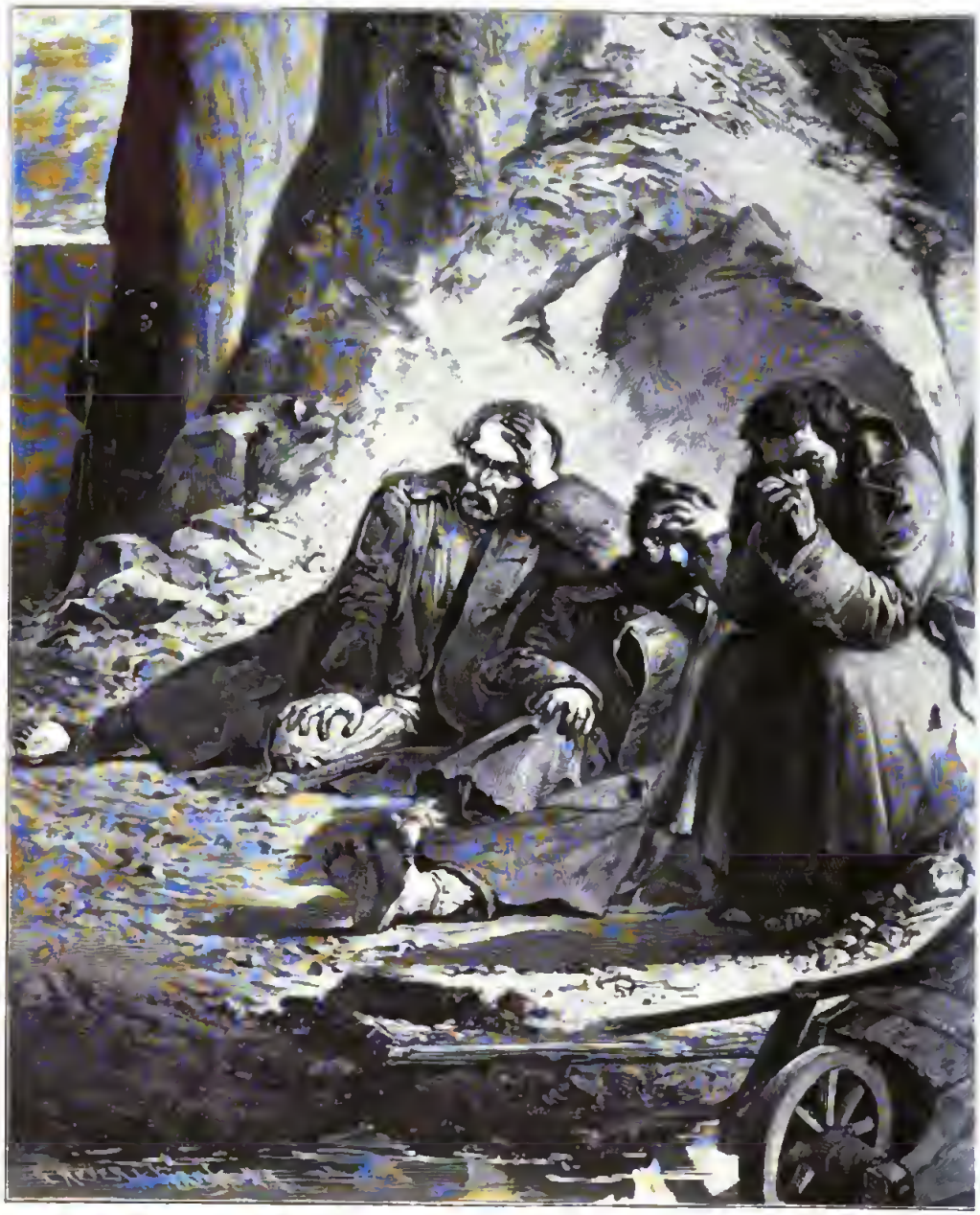
Abb. 5. Studenten aus dem Jahre 1780. (Nach einer gleichzeitigen Lithographie.)

daß die Verbindungen wohl nicht ganz ausgerottet werden könnten, dennoch meinte er, man könne sie durch geeignete Maßregeln schwächen. Von dieser Zeit an hatte Goethe öfter Gelegenheit, Kleinkriege mit dem lieben Bruder Studio in Jena auszufechten.

Im Jahre 1792 war die Aufregung der Studentenschaft auf das höchste gestiegen; es brach ein wilder Aufruhr aus, eine trunkene Studentenhorde stürmte das Haus des Prorektors Ulrich, und die weimarische Regierung sah sich infolgedessen gezwungen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung eine Kompagnie Jäger und Husaren nach Jena zu legen. Darob ein allgemeiner Wehruf des in seiner „akademischen Freiheit gekürzten" Bruder Studio, ein Aufbrausen der erregten Geister, ein furchtbarer Racheschrei der „tyrannisierten" Jünglinge. Man wollte Goethe und der Regierung zeigen, daß man Ehre im Leibe habe, daß man seine Freiheit nicht ungerächt antasten lasse, daß man seine guten, privilegierten Ausnahmerechte zu ertrotzen wisse. Man beschloß, Jena durch Verlassen der Stadt empfindlich zu schädigen. Eine Anzahl Verbindungsstudenten einigten sich, gemeinsam nach Erfurt zu ziehen, hegten dabei aber die stille Hoffnung, daß sich die Regierung beeilen würde, ihre Verfügungen zu ändern und die lieben Herren zum Bleiben zu bewegen. Darin hatten sie sich indessen geirrt. „Man ist keineswegs gesonnen, diejenigen aufzuhalten, welche sich in die Anordnungen, die man zum allgemeinen Besten rätlich glaubt, nicht fügen wollen und wird sie in Frieden ziehen lassen," schrieb Goethe an Dalberg in Erfurt.

Darauf hin zog am 19. Juli 1792 ein Teil der Studierenden aus Jena fort und nahm seinen Weg über Weimar nach Erfurt. Goethe hatte sich in das Gartenhaus des Kriegssekretär Mayern in Weimar begeben und beobachtete von hier aus die durchziehenden Studenten, welche er auf ungefähr 300 Mann schätzte. Ruhig bewegte sich der Zug durch die Stadt, zum Erfurter Thor hinaus und setzte dann seinen Weg nach Erfurt zu fort. Lange hielten es die jungen Herren indessen nicht in der Fremde aus, sie sehnten sich bald wieder nach den Fleischtöpfen und Bierfässern der pumpbereiten Jenaer „Philister" und baten um die Erlaubnis zur Rückkehr. Im akademischen Senat wurde nun eifrig beraten, ob es angebracht sei, den Zurückkehrenden entgegenzugehen und sie feierlich zu empfangen. Da war es besonders Schiller, welcher seine Stimme männlich-stolz gegen eine solche Zumutung erhob, welcher nichts von einem Entgegenkommen wissen wollte und die Würde des akademischen Senates streng gewahrt verlangte. Dennoch konnte er es nicht verhindern, daß sich einige Professoren im Hinblick auf die Kollegiengelder herbeiließen, den Burschen entgegenzugehen. Ihrem Beispiel folgte aus ähnlichen Geschäftsgründen die ganze Bürgerschaft, und so wurden die heimkehrenden Verbindungsstudenten mit Jubel begrüßt und feierlich in die Mauern Jenas zurückgeführt, wo sie sich zu neuen Heldenthaten erholen konnten.

Ihr nächster Kriegszug richtete sich drei Jahre später gegen den berühmten Philosophen Fichte, welcher damals gleichfalls Professor in Jena war. Auch er sollte erfahren, was es heiße, übermütigen Studenten Moral predigen zu wollen. Fichte sah mit innerem Verdruß die Verwilderung der akademischen Jugend, er erkannte, daß es hauptsächlich ihre bevorzugte Rechtsstellung und die daraus folgende Überhebung sei, welche jene Verwilderung herbeiführe. Nun war Fichte keineswegs der Mann, die berühmte akademische Freiheit als unantastbar zu betrachten. Die Freiheit der Gesellschaft im allgemeinen war ihm heilig, die Freiheit und gesetzliche Sonderung einzelner Gesellschaftsklassen indessen betrachtete er als eine ungerechte, verwerfliche Einrichtung, und so hielt er es auch für seine Pflicht, gegen die akademische Freiheit und daraus entspringende Zügellosigkeit, insbesondere aber gegen das Unwesen der Verbindungen und Duelle zu Felde zu ziehen. Das sollte ihm aber schlecht bekommen. Eine fanatische Rotte von Verbindungsstudenten stürmte sein Haus, und Fichte mußte vor diesem Studentenpöbel in dunkler Nacht mit den Seinen fliehen. „Nichts geht über die Schrecknisse dieser Nacht" — schreibt er — „ich fand mich ärger behandelt als den schlimmsten Missethäter, fand mich und die Meinigen preisgegeben dem Mutwillen böser Buben, hatte Brief und Siegel, daß ich keinen Schutz zu erwarten hatte." Er flüchtete nach dem Dorfe Osmannstädt bei Weimar



Verbannte Polen in Sibirien

Nach dem Gemälde von J. Malcewski

und verbrachte dort den Sommer, da er es nicht wagen konnte, sofort nach Jena zurückzukehren. So mußte der Philosoph, welcher später durch seine mächtigen Reden an die deutsche Nation ein ganzes Volk aufzurütteln und zu erheben wußte, dem Übermute einer Studentenschar weichen und vor ihrer Wut sein und der Seinen Leben durch die Flucht retten.

Dies ist bezeichnend für den studentischen Geist am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Auch mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts trat noch keine wesentliche Besserung ein. Die Studierenden nahmen ihre Traditionen, ihre Überhebung und ihr Verbindungswesen mit in das neunzehnte Jahrhundert herüber, und während die Völker gegen den korsischen Eroberer um ihre Unabhängigkeit rangen, fochten auf deutschen Universitäten die Verbindungen ihre kindischen Duelle aus, standen sich auf der Mensur Sachsen und Pommern, Schwaben und Franken, Hessen und Thüringer in kleinlichem Waffenspiel gegenüber. Die Orden verschwanden gegen das Jahr 1808 allmählich, dagegen entstanden neben den Landsmannschaften noch die „Korps", auf provinzieller Verschiedenheit beruhende Waffenverbindungen, welche bis in die Gegenwart fortdauerten. Die Korps und Landsmannschaften entwickelten sich in den Jahren 1806 bis 1817 zu ihrer höchsten Blüte, und aus dieser Zeit rühren auch die hauptsächlichsten Grundsätze dieser Verbindungen her, deren wichtigste ungefähr folgende sind:

„Alle Studenten, welche an öffentlichen, die hohe Schule betreffenden Sachen Stimme und Anteil haben wollen, sollen einer Verbindung angehören. Jede Verbindung hat eine eigene Verfassung; die Namen derselben sind auf den meisten Universitäten ein- für allemal festgesetzt, und neugegründete Verbindungen müssen daher den Namen einer solchen annehmen, die zu der Zeit bestand, als der allgemeine Komment verfaßt wurde und später infolge ungünstiger Verhältnisse einging. Andernfalls hat sich die neugegründete Verbindung zur Erlangung von Sitz und Stimme im Seniorenkonvent mit allen Verbindungen oder doch mit den Chargierten zu schlagen. Auf dem Seniorenkonvent, d. h. der verwaltenden und gesetzgebenden Repräsentantenversammlung, hat jede Verbindung eine Stimme. — Wird ein honoriger Bursche beleidigt, so muß er sich in einer bestimmten Zeit, meist in drei Tagen, in Avantage setzen oder den Beleidiger fordern lassen; unterläßt er dies, so kommt er in Verruf. Durch das Duell wird die verletzte Ehre des Beleidigten wieder hergestellt."

Wie schon früher, so lebten auch um jene Zeit die einzelnen Verbindungen in fortwährender Eifersucht und in Unfrieden, jede strebte nach möglichstem Einfluß, und so standen sich die stärksten Verbindungen im Kampfe um den Vorrang gegenüber. Die schwächeren Verbindungen gruppierten sich um die eine oder andere der um den Vorrang kämpfenden, und die gegenseitige Feindschaft ward oft traditionell und pflanzte sich Jahre hindurch fort. So spielte sich auf den deutschen Universitäten ein Stückchen Kleindeutschland ab; denn wie in politischer Hinsicht Deutschland zerklüftet, in viele Kleinstaaten und Sonderinteressen geteilt war, so auch das Studententum durch seine Verbindungen mit ihren kleinlichen, närrisch-deutschen Feindseligkeiten. „Es war" — schreibt Immermann, welcher um jene Zeit studierte — „ein ausgebildetes Nichtsthun, eine Tabulatur phantastischer Gesetze von Müssiggängern für Müssiggänger gegeben, ein problematischer Staat, in welchem kindische Thätigkeit, kindische Tapferkeit, kindische Ehre regierten, nebst einiger wahren Freundschaft, Hingebung und Brüderlichkeit. Es war die deutsche Komödie, der nationale Schwang."

Das Jahr 1813, welches Beamte, Handwerker und Bauernbursche gleich freudig unter die preußischen Fahnen eilen sah, rüttelte auch den besseren Teil der Studentenschaft auf und trieb ihn in den Kampf für die deutsche Freiheit. In diesem Kampfe reiften die Jünglinge zu Männern, das Kindische der bisherigen Verbindungsstreitigkeiten ward ihnen bewußt, und als sie auf die Universitäten zurückkehrten, sahen sie das Treiben der zurückgebliebenen Verbindungsstudenten, deren kleinliche Zwiste und Bestrebungen, mit stillem Widerwillen. Sie brachten aus dem ernsten Manneskampfe einen anderen Geist mit, sie hatten selbst mit innerem Grimm den deutschen Volkshader in der Welt des Ernstes durchlebt, das Verderbliche desselben kennen gelernt, und diesen Hader auf den Universitäten als kindisches Spiel fortzusetzen, erschien ihnen freventlich.

Sie erkannten, das alte Verbindungswesen sei unhaltbar, nicht mehr im Geiste der Zeit begründet, und bald entstanden Gesellschaften, welche Besserung anstrebten und sich zur Aufstellung folgender Grundsätze einigten:

„Alle Studierende erhalten durch die Immatrikulation gleiche Rechte und haben gleichen Anteil und gleiche Stimme an den die hohe Schule betreffenden öffentlichen Angelegenheiten. Zur Erhaltung des deutschen Einheitsbewußtseins und zur Beseitigung der Nachteile, welche durch die Trennung in Landsmannschaften entstehen, soll künftig nur eine, alle deutschen Burschen umfassende Verbindung bestehen. Der Geist, welcher die deutschen Burschen belebt, soll von Liebe und Wahrheit und nicht von überreiztem Eigendünkel genährt werden. Daher soll bei etwaigen Beleidigungen nicht sofort zur Waffe gegriffen, sondern zunächst ein Ausgleich durch Vermittelung versucht werden, und erfolgt die Beleidigung aus frechem Mutwillen, soll ein von allen ernanntes Ehrengericht die Ehre des Beleidigten für unverletzt erklären dürfen."

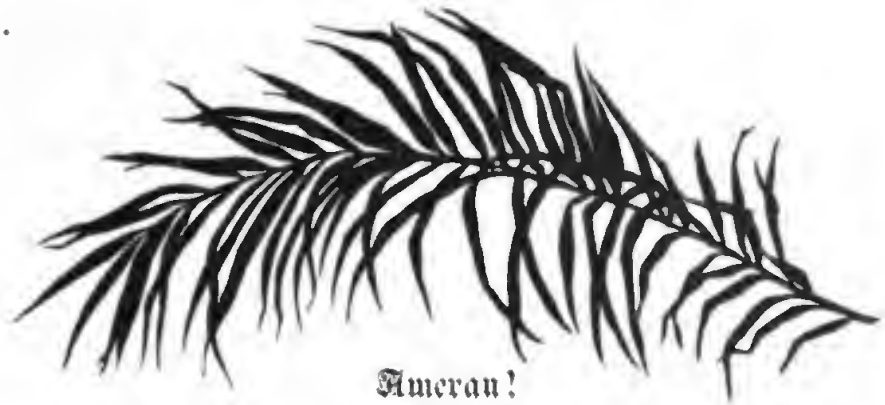
Diese vernünftigen Grundgedanken, welche allerdings niemals ganz zur Ausführung kamen, bildeten die Basis, auf der im Jahre 1815 die deutsche Burschenschaft gegründet ward. Es ist bekannt, daß die Bestrebungen der Burschenschaft bei den Regierungen wenig Anklang fanden, daß man hinter denselben eine gefährliche Demagogie witterte, daß man die Burschenschaft unterdrückte, ihre Mitglieder verfolgte und einkerkerte. Damit ist erwiesenermaßen vielen Jünglingen und einer ganzen Geistesrichtung großes Unrecht geschehen. Richtig ist es, daß der deutsche Einheitsgedanke wie ein belebender Strom durch den burschenschaftlichen Geist flutete, daß viel unklare Schwärmerei mit unterlief, daß die Burschenschaft als demokratisch-konstitutionelle Organisation der monarchisch-absolutistischen der Korps und Landsmannschaften entgegenstand; daß jedoch ein paar Hundert unklare Jünglinge den Staat in Gefahr bringen konnten, wird niemand im Ernste annehmen. Den Hauptanlaß zur Gründung der Burschenschaft gab die vorliegende Notwendigkeit einer Reform des gesellschaftlichen Studentenlebens, und hätten die Regierungen den Kämpfen, welche bald zwischen Burschenschaft und Korps entbrannten, abwartend zugesehen, so würde sich in diesen Kämpfen vielleicht das Unklare geläutert haben und die Reform nach längerem Ringen durchgesetzt worden sein.

So aber griffen die Regierungen ein, sie hinderten damit eine durchgreifende Reform, sie unterdrückten die Bestrebungen der Burschenschaft und begünstigten, um diesen einen Wall entgegenzustellen, die Grundsätze der Korps und Landsmannschaften. Obwohl es nicht gelang, die Burschenschaft dauernd zu unterdrücken, so war doch der Reformgedanke zum Teil abgetötet und die im Zeitgeist wurzelnde Agitation gelähmt, während die Begünstigung der Korps eine Erstarkung dieser sowie ihrer Prinzipien zur Folge hatte.

Der burschenschaftliche Geist blieb im Laufe der Jahre nicht derselbe, sondern er machte zugleich mit den politischen Umgestaltungen eine Wandelung durch. Mächtigen Einfluß übte besonders das Jahr 1830 mit seinen Folgen. Die christlich-deutsche Gesinnung, welche die Burschenschaft früher beseelt hatte, wandelte sich, der allgemeinen politischen Strömung folgend, in eine liberale, eine kosmopolitische Anschauung. Endlich nahm auch das Interesse an politischen Dingen allmählich ab, ein großer Teil schätzte ein gemütliches Kneipleben höher als politische Umtriebe, und nur die Idee der deutschen Einheit erhielt sich noch fort. Da kam das Jahr 1870/71, mit ihm die Einigung des zerrissenen Deutschland, und damit war auch jene große burschenschaftliche Idee erfüllt, das einige, konstitutionelle Deutschland eine Thatsache — die Burschenschaft hatte aufgehört, höhere politische Ziele zu verfolgen.

Das deutsche Verbindungswesen hat sich bis in die Gegenwart forterhalten, und Landsmannschaften, Korps und Burschenschaften sind auf den deutschen Universitäten noch jetzt vertreten. Mit den Verbindungen erhielt sich auch der sogenannte Komment mit vielen seiner althergebrachten Ehrengesetze und Trinkregeln fort, damit auch die Duelle oder Mensuren, welche gegenwärtig indessen überwiegend mit dem wenig gefährlichen Schläger ausgefochten werden. Dagegen ist das rohe Gebaren der vorhundertjährigen Renommisten glücklich überwunden.

Digitized by Google



Amerau!

Von Ernſt Lenbach.

(Abdruck verboten.)

Mit rotem Dach ein niedrig Wächterhaus,
Ein Wieſenraum mit alten Kirſchenbäumen,
Und in dem Garten war ſo ſüß der Schmaus,
Und vor dem Pförtchen war ſo hold das Träumen.

Dort ſaßen wir als Kinder abendlang, —
Am blauen Himmel ſchwammen Wolkenroſen;
Kaum noch vernehmlich aus der Ferne drang
Zum ſtillen Port der Großſtadt wirres Toſen.

Wir ſpielten, wie im Märchen, Mann und Frau, —
Dann — dunkler ward's: „Die Mutter hat gerufen,
Ich muß hinein, — bis morgen! Amerau!“ *)
Und einſam ſaß ich auf den Gartenſtufen.

So Jahr um Jahr verging. Zur Jungfrau faſt
Warſt du erblüht: „Lebwohl!“ Die Freunde harrten;
Du ſchmückteſt ſcheidend noch den lieben Gaſt
Mit einem Kirſchenreis aus deinem Garten. —

Und als ich wieder kam ins Heimatland,
Wie anders war's! Wo einſt die Droſſeln ſangen,
Rauſcht nun das Stadtgewühl; der Garten ſchwand,
Das Häuslein fiel, — und du auch biſt gegangen.

„O bitt' für uns, — bald wirſt du unſer ſein!“
So ſteht geſchrieben auf des Friedhofs Pforte;
Und betend tret' ich durch die Pforte ein
Und bring' dein Reislein dir, das lang verdorrte.

Herbſtabend iſt's. Der Himmel ſilbern-blau,
Die Luft ſo ſtill, ſo friedlich rings das Schweigen.
Noch einmal denn wie eh'mals: „Amerau!“ —
Und wie zur Antwort flüſtert's in den Zweigen.

*) „Amerau!“ alter kölniſcher Gutnachtsgruß = „ſüße Ruh!“

Majestät.

Roman von A. Baron von Roberts.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

„Ist es dein Ernst?“ fragte er, nachdem sein Blick einige Sekunden lang ihren, wie er erwähnte, herausfordernden Blick bestanden. Zwischen seinen Runzeln spürte er ein feines Wittern zuckender Fältchen: wohlan, es ist die Stunde!

„Gewiß!“ nickte sie. „Ich meine es so. Mama ist hundertmal würdiger — ihr kommt die Ehre zu.“

„Ach so, du meinst, der Orden bedeutete dann eine Art Ersatz für sie? Und du bist so großmütig, selbst darauf zu verzichten?“

„Wieso? Ich verstehe dich nicht!“

Sie starrte ihn betroffen an. Und der seltsam scharfe, anzügliche Ausdruck seiner Worte!

Ach so, sie weiß ja nicht! Nun ist es aber genug dieser Lächerlichkeit! Mit einem schrillen Lachen fuhr er heraus; es schnitt ihr ins Herz.

„Was hast du? Hab' ich etwas Böses gesagt?“ stammelte sie hilflos.

„Weißt du,“ begann er, „ich kann es nun nicht länger mit ansehen. Man hat dich wahrhaftig auf die unverantwortlichste Weise in der Unwissenheit gelassen. Ich mache dir selbst ja keinen Vorwurf. Aber man hätte dich vorher aufklären müssen. Es wäre besser für dich, für mich, für uns alle gewesen. Du bist harmlos, harmlos wie — — nun wie dein Vögelchen. Das weiß noch mehr von dem, was um ihn passiert.“

Ihre sprachlose Bestürzung dauerte ihn dann. Kurz überflog ihn die Erinnerung an seine eigene Gefangenschaft. Was wußte und erfuhr er damals? Und einen mildernden Ton anschlagend:

„Siehst du, gutes Kind“ — (diesmal war es unmöglich, das „Kind“ zu unterdrücken) — „es ist ja nicht deine Schuld. Aber du hast darunter zu leiden. Es wird dir nun um so empfindlicher sein, jetzt erst aufgeklärt zu werden.“

„Ich bitte dich, sprich! Foltere mich nicht! Was geschieht oder ist geschehen?“

„Nun, du brauchst es nachträglich nicht tragischer zu nehmen, als es sich der vollendeten Thatsache gegenüber verlohnt. Also du weißt, Mama ist unglücklich — —“

„Das sagtest du mir —“

„Und ich muß gestehen, ich habe mich nun schon die sechs Monate unserer Ehe hindurch darüber verwundert, daß du noch nicht einmal den Grund ihres Unglücks für dich aufgeklärt —“

„Wen hätte ich fragen sollen?“

Eine unbedachte Naivität, die ihr entfahren. Und sie erschrak selbst davor.

„O!“ machte er. Weiter nichts als diesen Vokal der Verwunderung, der sich vor ihr wie ein großer ovaler Abgrund dehnte.

„Ich hatte nicht den Mut zu fragen. Ich wollte nicht indiskret sein —“ flüsterte sie.

„Nein, gewiß nicht, du Ärmste, du hattest niemand, um dich an ihn zu wenden! Ich könnte dir jemand sagen, an den du dich künftig wenden solltest —“

Es war der Hohn; ihr ganzes Wesen zitterte unter dem Anprall dieser Worte.

Aber wie ein Dämon stachelte es ihn, grausam zu sein, ja brutal, rücksichtslos zum Verwunden.

„Sieh mal, es ist ja mit wenigen Worten erklärt, das große Geheimnis. Als zwischen meinem Hofe und dem deiner Eltern die Verhandlungen schwebten, betreffs unserer Verbindung, da wurde uns von dort die Bedingung gestellt, an eine Verbindung sei nicht zu denken, solange Königin Rodalga auf ihrer Absicht beharre. Diese Absicht war eine Heirat mit dem Grafen Lariva. Sie liebt ihn, sie hängt mit allen Fasern ihrer Sehnsucht noch heute an ihm. Er ist dessen wert. Ein Edelmann vom Scheitel zur Sohle, ein Charakter, lauter wie Gold. Eine Mesalliance, wie der Jargon unsers Fürstenrechtes es nennt, war da, aber nur nach der Gestaltung seiner Krone, die sich eben nicht, wie die unsere, zur Königlichen ausgewachsen, obgleich sein Geschlecht das ältere. Ich hatte meine Zustimmung gegeben. Von dieser Seite durfte die Königin ihres ersehnten Glückes sicher sein. Da fuhr die Weigerung Eures Hauses dazwischen. Ich hätte von dieser Verbindung zurücktreten können. Ich durfte mich aber diesem Refüs nicht aussetzen; einen Korb darf ich mir als regierender Monarch nicht gut gestatten. Das Interesse meines Reiches erforderte diese meine Heirat. Hoffentlich

ist dir nicht auch das ein Geheimnis. Wir wollen uns keinen Illusionen hingeben: die Staatsraison hat unsere Ehe eingesegnet. Deswegen konnten wir aber doch glücklich werden —".

Er stockte. Sie saß aufrecht starr vor ihm, Blässe überhauchte ihr Antlitz, und ihre Augen horchten in angstvoller Verwunderung.

„Nun, liebe Otty, wir wollen uns das nicht zu Herzen nehmen — wie gesagt, es mußte sein! Und du siehst, Mama ist nicht daran zu Grunde gegangen. Anspruch haben wir, wir Königsleute, nicht an das Glück, das kannst du dir selbst sagen —"

„Wenn ich gewußt hätte —" preßte sie tonlos aus.

„Du hättest nichts thun können — nichts, nichts, mein armes Weib, — du hättest gehorchen müssen, wie ich gehorcht und Mama — der Staat befiehlt — wir müssen still sein und uns fügen —"

„Die arme, arme Mama!" stöhnte sie, das Gesicht in den Händen.

Und er saß stumm, wie von einem grausamen Dämon gefesselt neben ihr und sah den Jammer ihres schwer getroffenen Herzens. Vergeblich sein äußerliches Bemühen, sie zu beruhigen. Zwar bereute er keines seiner Worte — eine notwendige Operation. Auch verstand er wohl, was ihr immer wiederholter Jammerruf bedeutete: „Die arme Mama!"

„Wir armen, armen Ärmsten!" Das hörte er deutlich durch das Schluchzen dieses Jammerrufes. „Wir Ärmsten — du und ich!"

28. Die Beichte.

Königin Rodalga sah sofort, als ihre Schwiegertochter eintrat, daß etwas geschehen sein müsse; — ein Konflikt mit Edwin? Der schwebte in der Luft! Der mußte kommen! — Sie leben nicht glücklich, o, das hat ihr Mutterherz längst geahnt. — Es ist das alte Leid: — Fürstenehe, Fürstenelend! Sie wollte sich über nichts mehr verwundern — war ihr nicht Gleiches geschehen?

Sie streckte Ottilie beide Hände entgegen, auf sie zurauschend. „Nun?"

Ein inniger Ton statt des längeren Grußes; und die Ankommende wähnte eine Last von ihrem Herzen gleiten zu fühlen. Mit welcher Bangnis war sie nach Schloß Miraflos geeilt! Sie wollte sich Mama gegenüber aussprechen, sie wollte ihr sagen, wie sträflich man sie in betreff jener Wichtigkeit im Unwissen gelassen, und sie wollte um Verzeihung bitten für das, was geschehen. Sie konnte kaum den Morgen abwarten, um nach Miraflos zu eilen. Doch es bedurfte nicht der Ungewöhnlichkeit dieser frühen Besuchsstunde, um Königin Rodalga sofort erkennen zu lassen, daß etwas geschehen war. Die kleine Königin kommt nach Rat und Hilfe flehend. . . .

Und doch etwas andres!

Das Köpfchen der feinen Sylphengestalt lehnte nun an ihrer Schulter, und ihre Hand umfing deren Taille, sie an sich schmiegend in zärtlicher Liebkosung.

„Mein Kind, mein gutes Kind —".

Ottilien klang es lieb und herzig, als käme es von ihrer eignen Mutter.

„Mama, verzeih —" hauchte es von ihren Lippen.

Königin Rodalga stutzte. Und sie erschrak: war es so weit gediehen, daß Ottilie schon kommen mußte, um Verzeihung zu erflehen? — Ein Bruch? — der Anfang eines solchen?

„Ich weiß, ich weiß —" beruhigte sie. „Du solltest nicht gleich das Schlimmste fürchten! Es wird alles wieder gut!"

Das Köpfchen wiegte sich traurig verneinend an ihrer Schulter.

„Komm, richte dich auf! — Blick mir in die Augen! Wer wird verzagen! Komm, du sollst mir beichten!"

Aber das Köpfchen widerstrebte dem Aufrichten; dann Aug' in Auge:

„Siehst du, Edwin ist nicht schlecht. Er ist brav und lieb — es ist kein Grund, daß Ihr nicht glücklich werdet!"

„Nicht das, Mama!"

„Ei, was kann es denn sonst Thörichtes sein? Holla, Kopf hoch! Ich versichre dich, wenn ich den Kopf hängen lassen wollte! Grade trag' ich ihn aufrecht — gerade!"

Und Ottilie fühlte, wie ein aufrichtendes Zucken durch Mamas Gestalt ging. Und es war, als würde mit diesem Zucken auch ihr eigner Kleinmut hinweggeschleudert. Was denn? Sie ist ja ohne Schuld! Sie braucht ihre Augen nicht zu verbergen!

Dann, das Köpfchen hebend und Mamas beide Hände fassend mit den ihren:

„Siehst du, Mama, ich wußte nicht damals — man hatte mir nichts davon gesagt — ich begreife selbst nicht, warum es nicht geschehen, wie Edwin und du es nicht begreifen — aber wahrhaftig, der liebe Gott ist Zeuge! — ich wußte nicht, als mir Edwins Werbung mitgeteilt wurde, daß es auf Kosten deines. . . ."

Sie stockte vor dem Worte „Glück."

„Was soll das? Was rührst du daran?"

Auf Rodalgas Antlitz stellte sich jene eigenartige, marmorne Erstarrung ein, die nur bei der leisesten Andeutung dieses Themas andre sofort davon abstehen hieß.

„Es kam gestern zwischen mir und Edwin zur Aussprache," fuhr Ottilie fort. „Und da erfuhr ich denn. Ich schwöre dir nochmals, beim heil'gen Gott! — man hat mich in völliger Unkenntnis gehalten. Sonst hätte mich nichts, nichts zwingen können. . . ."

„Aber, was soll das? Du bist thöricht!"

„Du sollst mir verzeihen — du sollst mich trotzdem lieb haben! — du sollst mir nichts entgelten!" flehte jene, die Hände Radalgas konvulsivisch umklammernd.

„Habe ich das?" Und der Marmor wich wieder der milderen Freundlichkeit. „Niemand ist schuld. Auch Edwin nicht. Wir haben alle gethan, was wir thun mußten. Und es hat niemand den andern um Verzeihung zu bitten, das ist ja thöricht! Komm, was bist du für ein Närrchen!"

„Ich gelobe dir, dich doppelt, hundertfach . . ." kam es in hilflosem Stammeln von Ottiliens Lippen.

„Gewiß, das sollst du! Du sollst mir auch erlauben, dich wieder zu lieben. Bin ich nicht jetzt an Stelle deiner Mama? Ich weiß, du hast Heimweh —".

Rodalga erhob ihre beiden Hände, faßte das glühende, völlig verstörte und verwirrte Köpfchen und hielt es so, dicht ihren Augen gegenüber.

„Nun sollst du mir aber Rede stehen. Von dir — von euch! Mich laß aus dem Spiel! Du siehst, ich bin nicht daran gestorben, (Radalga lächelte wehmütig) ich verarbeite es schon, (abermals ging ein zuckendes Aufrichten durch ihre Gestalt.) Unglück stählt! Wirkliches. Ihr braucht dieser Stählung aber nicht. Ihr habt nicht nötig, mit einem Unglück zu kokettieren, das nicht da ist! — Ihr seid eben Kinder — thörichte Kinder —"

„Mama —"

„Ja, Mama! — Mama! — warte! — Also, es steht nicht zwischen euch, wie es stehen sollte?"

„Mama —"

„Ich wünsche aber, daß ihr glücklich werdet! Ich will es! Ich darf es verlangen! Es ist das Einzige, was ich verlange — nicht um deshalb! Nein, nein, um euretwillen! Ihr seid es mir und euch schuldig. Und nun Kopf hoch! — Ihr seid eben zwei thörichte Kinder —"

Und sie führte das Köpfchen, das fest in ihren Händen eingeklammert war, an ihre Lippen und drückte auf Ottiliens halbgeöffneten Mund, darauf das stammelnde, flehende „Mama" immer noch hilflos schwebte, einen herzhaften Kuß.

„Ich will mit ihm sprechen, Kind —"

„Das sollst du nicht! ich bitte dich, auf keinen Fall, Mama!"

Wie sie erschrak! Dieselbe Scheu, die sie die Augen schließen hieß, wenn er, in der Nacht von der Arbeit kommend, an ihr Lager trat. Das hieße verraten! Etwa, daß sie ihn liebt? Daß sie in der Verzweiflung ihres Herzens um seine Liebe wirbt? Nun gar auf dem Umwege von Miraflos? Nimmermehr!

Plötzlich ein Überfall von seiten Mamas: „Weißt du, euch fehlt bloß etwas. Ich hatte immer schon gehofft, ihr würdet mich mit solch froher Nachricht überraschen. Sie warten alle, alle darauf. Nimm mir die Ungeduld nicht übel!"

„Ach, Mama!" Und Ottiliens Antlitz flammte.

„Es würde Wunder wirken. Und was würde die Staatsraison dazu frohlocken. Weißt du, daß ich neidisch bin, daß ich den Mitzlaws das nicht gönne?"

Es war ein Hinweis auf die neue Mutterhoffnung der Prinzeß Mathilde. Und sie selbst, die arme Königin, die beharrlich von dieser Hoffnung ausgeschlossen blieb. . .

29. Ein Prinz?

„Es thäte mir leid, wenn es ein Bub' wäre —" sagte Prinz Mitzlaw. „Es wäre fatal, ich möchte es ihnen, den Königs, nicht wünschen! Schließlich sind wir es doch, welche die Thronfolge retten. Denn man

kann nicht wissen — na, du brauchst nicht rot zu werden, Tilda, wir können ruhig darüber sprechen — also, man kann nicht wissen; fünf Mädels ist etwas Seltenes, nicht? — ein halbes Dutzend Mädels wäre stark — und doch? — wenn ich zu wetten hätte, ich ließe mir die Buben-Chance nicht entgehen."

Prinzeß Tilda war aufgestanden und legte ihm ihre blütenweißen, rundlichen Hände auf den Mund: „Genug, genug! Du weißt, ich kann das nicht leiden!"

Dann sagte sie nach einer kleinen Pause: „Weißt, du, sie thäten mir sehr leid, Mitzi."

„Wenn, meinst du —" ergänzte der Schreckliche. „Man hätte wohl abwarten können, — Großpapachen — Gott schenke ihm die ewige Ruhe! Großpapachen hatte es aber so ungeheuer eilig. Meine Mädels, die waren nichts für ihn, die zählten nicht, meine lieben prächtigen Dinger! O, ich kenne meine Demokraten: Prinzessinnen kosten nur Geld, sie verzehren Apanage, sie beanspruchen, um mich sportlich auszudrücken, überflüssige Ration — sie sind einfach zu nichts nutze — und dann, die Plage, sie künftig an den Mann zu bringen! Ein Prinz — ja, da ständen wir längst groß da! Da wäre überhaupt manches anders gekommen. Da hätte man unser Vetterchen nicht per ordre heiraten lassen, und da brauchten wir uns nicht den Kopf zu zerbrechen, ob sie glücklich sind, oder nicht, die beiden —"

„Die arme kleine Königin —" seufzte die Prinzessin. Ihr gutes Herz gebot ihr das aufrichtigste Bedauern, sie bildete sich wenigstens ein, es wäre ein solches. Hat sie die niedlichste aller Monarchinnen nicht unter die mütterlich schützenden Flügel ihrer Sympathie genommen? Gibt es süßeren Geheimgenuß, als, vom eigenen Glücke aus, Entbehrende zu bedauern? Und hier in Belvedere saßen sie so warm in ihrem molligen Glücksneste, von hellen fröhlichen Kinderstimmen umjubelt, während die beiden da drüben im Schlosse . . . ja es that weh, das mit anzusehen! Man möchte so gerne helfen! Das aber allein würde helfen! Ein Kinderschrei würde die Mauer zwischen den beiden zu Fall bringen — nur ein Kinderschrei!

„Gewiß thut sie mir leid —" erwiderte er. „Ein gutes, liebes Geschöpf. Du weißt, ich habe mir nie viel aus Nippesfiguren gemacht, vor dieser muß man Respekt haben, sie ist doch noch mehr als Porzellan für den Spiegeltisch. Ich glaube, sie hat das Herz auf dem rechten Fleck. Als sie kam, war sie das pure Kind — wie hat sie sich seitdem entwickelt!"

„Es thut mir weh, wenn ich sie mit den Kindern sehe," entgegnete Prinzeß Mathilde. „Sie hat die Mädels so gern. Wie herzig sie mit ihnen spielte! Jetzt scheint sie das zu vermeiden; das heißt, ich bin so rücksichtsvoll und sende die Mädels wenigstens nicht mehr ins Schloß. Anfangs konnte sie nicht genug die kleine Lärmgesellschaft um sich haben. Ihre Liebkosungen haben etwas Wehmütiges — es schneidet mir ins Herz, man meint Thränen zittern zu sehen. Und dabei doch lieb und voll Sorge und Herzlichkeit gegen mich. Weißt du, neulich nach dem Hochamt in der Kirche, als der Priester die Fürbitte für mich ablas, sah ich deutlich, wie Thränen in ihren Augen —"

„Bildest du dir ein, Tilda! Ihm dem König muß es ganz anders ans Herz greifen. Er denkt gleich, das Vaterland geht zu Grunde. Potz Wetter, es ist ja aber alles Unsinn! Was zerbrechen wir uns den Kopf und doktern an ihrem Glücke herum! Sie werden selber am besten wissen. Auch ihre Stunde wird kommen —"

„Niemand möcht' es inniger wünschen als ich —" fügte Prinzessin Mathilde hinzu. Doch ihre Sorgenmiene hatte sich schon aufgehellt, und die mitleidigen Worte entschlüpften ihr wie in einer Zerstreuung, denn von den ferneren Zimmern her wurden Kinderstimmen hörbar. Jubelndes, Lachendes, Neckisches. Die herzige Fünfzahl, die heranrückte und jetzt in vollem Sturm, einer Schar übermütiger Vöglein gleich, auf die Mama hingeflogen kam.

Mitzlaw aber saß und genoß die hübsche Scene mit dem schmunzelnden Lächeln seines feisten Gesichts, ganz voll strotzenden Vaterstolzes.

„Ja, was doktern wir auch an dem Glücke der anderen herum!" wiederholte er für sich.

30. Annunçion.

Seit über Jahresfrist hatten die Zeitungen nun schon die Ozeanfahrten der Brigg „Annunçion", Kapitän Armin Praga, vermeldet.

„Die Segelbrigg Annunçion, Kapitän Armin Praga, hat am n^ten *** verlassen mit der Bestimmung ****"

Oder: „Die Segelbrigg Annunçion lief auf ihrer Fahrt nach ..... am n^ten den Hafen von *** an."

Und die unscheinbare Nachricht war in dieser Rubrik wenigstens jedesmal das Wichtigste, was es zu melden gab. Die Neugier stöberte an den paar Worten, als müßte ihnen allerlei Pikantes und Interessantes auszupressen sein. Aha! es ist die Fortsetzung des Romans von Miraflos! Der Roman ist mit nichten zu Ende! Und die Poetischen konnten eine gewisse Ergriffenheit nicht verbergen: weit dort hinten in der Meereswüste die ritterliche Gestalt des Grafen, von Hafen zu Hafen steuernd, ein Bild verzweifelnder Unrast — hier dagegen im Rosenschlosse die Königin, das Schiff verfolgend, bei Tage, bis in die Träume der Nacht hinein, jeder Gedanke mit ihm ziehend, und die Furcht und die Sorge um das geliebte Leben unaufhaltsam geschaukelt in der gewaltigen Meereswiege. Denn es kamen auch Nachrichten, die in ihrer äußeren Geschäftsnüchternheit selbst für einen Unbeteiligten etwas Aufregendes hatten: „Segelbrigg Annunçion im Hafen von *** mit achttägiger Verspätung eingetroffen. Grund: Heftige Cyklone im chinesischen Archipel."

Wie aber, wenn einer dieser cyklonischen Ungeheuer das Schiff verschlänge? Ja was dann?

Auch Königin Ottilie kannte ja jetzt die Bedeutung dieser, seltsamer Weise unter die Hofnachrichten verirrten Schiffsmeldung. Jetzt, wenn sie auf die Nachricht stieß, war es jedesmal wie ein Alarm. Sie hatte sich im Tantenpalais Genaueres über die Persönlichkeit des Grafen und die Phasen des interessanten Liebesbundes erzählen lassen, sie kannte das Porträt des Helden, und seine männliche schöne Erscheinung, der Blick seiner großen offenen Augen, der sie mit nichten wie ein Vorwurf zu treffen, der ganze geheimnisvolle, sympathische Zauber, der seine Gestalt zu umweben schien, vermehrten nur noch ihre Erregung. Sie wähnte die Finger auf sich weisen zu sehen: Da ist sie, die den Bund zersprengt hat! Da ist die Schuldige!

Ja, hätte sie wenigstens, wie es ihre Aufgabe war, dem Lande einen Thronerben geschenkt! Je näher die Stunde der Prinzessin Mitzlaw nahte, um so mehr wuchs ihre innere Angst. Ein Prinz — ein Thronfolger! es wäre wie ein Brandmal für sie, die immer noch Hoffnungslose ....

Ist denn all ihr heimlich Sehnen und Seufzen und Weinen umsonst? Umsonst das stammelnde Flehen ihres Herzens, daß der Schöpfer alles Lebens ihr Hoffnung schenken möge? —

Prinz Mitzlaw erschien eines Morgens sehr früh mit der pflichtmäßigen Meldung, daß „Numero sechs" in der Nacht eingetroffen — Hurra! Mädel Nummer sechs! Er war des Glückes übervoll: eine Sechszahl von Mädchen — und was für prächtige Dinger und Dingerchen! Wahrhaftig, jetzt wußte er erst: ein Prinz hätte ihm diese Freude lange nicht gemacht!

„Ei, famos!" rief der König, ihm beide Hände entgegenstreckend. „Wie gehts denn? War alles gut?"

„Schnell und gut wie immer — es hat uns freilich um vierzehn Tage zu früh überrumpelt," erwiderte Mitzlaw.

„Also ein Mädel!" sagte der König. „Nummer sechs, das ist ja wirklich wundervoll!"

Und selbst ein schärferer Physiognomiker als Prinz Mitzlaw hätte in dem Antlitz des Königs nichts andres zu entdecken vermocht, als die Freude über das frohe Ereignis.

Vielleicht schimmerte durch diese Freude die andre versteckte, daß es — kein Junge war. Der gebührt doch ihm, dem König, wenn es der Himmel endlich und dennoch so beschließen möchte ....

„Darf ich schießen lassen, Majestät?" fragte Mitzlaw in seiner Ungeduld.

„Sofort! Wir wollen sofort zur Kommandantur senden, damit das Donnern losgehen kann. Die ganze Stadt wird sich freuen. Besonders die Damen — es ist was für Damen: ein Nest von sechs Mädels, potztausend! — gratuliere nochmals, lieber Mitzlaw! Ihr seit wirklich famos!"

In seiner Freude entfuhr es dem Prinzen: „Na, nun bist du an der Reihe! Ich habe den Prinzen doch noch für dich gelassen."

Gleich reute es ihn. Es war nicht nötig, diese empfindliche Stelle zu berühren! Aber der König ging auf den Scherz ein: „Es war sehr rücksichtsvoll von dir! Ich

danke dir!" Dann mit einer Art lächelnder Wehmut: „Ach ja, ein Junge . . . ."

Das deutliche Aussprechen dieses Wortes war schon zu viel. Auch soll Mitzlaw nichts merken! Sofort sprang er wieder in den freudigen Ton über:

„Ihr sollt sehen, der Hohenzoller macht es Euch nach, bei seiner famosen Fünf läßt er es nicht lange bewenden. Ich werde ihm nachher sofort telegraphieren. Aber das Schießen! Es könnte schon längst der erste Schuß gefallen sein!"

Und er drückte auf einen der Knöpfe der telegraphischen Klaviatur, die, wie bei einem Großbankier, einen Platz auf seinem weiten Schreibtische einnahm.

„Ein Adjutant zur Kommandantur!" befahl er dem eintretenden Kammerdiener. „Es soll geschossen werden! Eine Prinzessin! Ich ließe mir aber ausbitten, nicht gerade die leichtesten Manöverkartuschen! Das letzte Mal puffte es zum Skandal!"

Und mit seinem freundlichen sympathischen Lächeln wandte er sich wieder gegen Mitzlaw hin. „Wenn es nicht gegen die Vorschrift ginge, ließe ich noch ein Dutzend Schüsse zugeben zu Ehren von Nummer Sechs. Aber was können wir Könige gegen die heilige Vorschrift?"

Mitzlaw wollte sich empfehlen. „O, du willst schon gehen?" fragte der König. „Willst du nicht mit uns frühstücken? Du könntest der Königin die Meldung persönlich abstatten. Auch sie wird sich freuen."

Das kam etwas klein heraus. Mitzlaw dankte, er war so voll Hast und Eile in seinem Glücke.

„Ja, du Glücklicher!" rief Edwin, ihm zum Abschied die Hand reichend. „Grüß mir Tilda und die Fünf — natürlich auch Nummer Sechs!"

Mitzlaw fühlte wie eine Art Erlösung, als er das Schloß hinter sich hatte. So, nun kann er sich ganz unumschränkt seiner Freude hingeben! Diese Meldung war ihm nicht ganz geheuer gewesen. Und gerade die Freude des Königs, die schmerzte ihn am meisten. Potz Wetter, was ist das aber auch für eine Ironie! Wir hätten wohl noch warten können mit Nummer Sechs. . . .

„Du Glücklicher!" — War es nicht, als hallte das Wort, das er, der König, selbst gesprochen, deutlich weiter und weiter durch den Raum, während seine Schritte ihn stürmisch durchmaßen? Jetzt äffend im spöttischen Ton, dann wie eine wehmütige Klage — dann wie ein scharf klingender Zornruf. Er wollte diesem gespenstischen Wesen am frühen, goldsonnigen Frühlingsmorgen ein Ende machen, sich zur Königin begeben und sie mit der Meldung überraschen. Dann wollte er eiligst frühstücken, wobei er die wichtigsten der eingegangenen Depeschen und Briefe erledigte, um darauf zu Pferde zu steigen. Es gälte ja auch die Nachricht nach Miraflos zu bringen. Regelmäßig an jedem Morgen pflegte sein Ausritt die Richtung des Lustschlosses zu nehmen, wo er seine Mutter begrüßte. Heute besonders drängte es ihn dorthin. Um etwa sich auszusprechen? Wenn er dessen bedarf. . . . Überhaupt, ist nicht jemand anders da? — sein Weib, sein armes Weib? Wie brutal, sie das entgelten zu lassen! Wie grausam, sie heute gerade am Frühstückstische allein zu lassen, während der Donner der Kanonenschüsse das frohe Ereignis verkündet! Horch, da kommen sie schon!

Schmetternde Trompetenmusik klang von ferne durch die klare Frühlingsluft. Er trat ans Fenster und horchte den feierlich-freudigen Tönen. Sie woben wie einen weichen Zauber um sein trotziges Herz. Eine Rührung übermannte ihn. Eine plötzliche, seltsam geheimnisvolle Sehnsucht durchzitterte ihn, hinzueilen und ein gutes, ein liebes, ein mildfreundliches Wort zu der Gefährtin seiner Enttäuschungen zu sprechen. Vielleicht war die Stunde gekommen, mit gemeinsam ausgestreckten Händen nach dem — „Glücke" zu greifen?

Dann befahl er, daß man der Königin melden möge, er, der König warte auf sie, um mit ihr gemeinsam das Frühstück einzunehmen.

31. Bismarck will nicht!

Lange schon hatten sie die hübsche, für andere junge Eheleute so poetisch stimmungsvolle Stunde am Frühstückstisch nicht mehr zusammen verbracht. Er, der König hatte nie Zeit, er war stets in Eile; wenn sie, die Königin erschien, war er längst zu Pferde, ja oft schon von seinem Ausritt zurück, und die Vorträge hatten schon begonnen. Sie,

die Nordländerin, litt unter dem ihr ungewohnten weichen Klima, so erklärte es die Weisheit der Ärzte, wenn sie sich matt und unfrisch fühlte, denn Heimweh, Verschüchterung, Vereinsamung, das paßte nicht in die gelehrte Diagnose. Die Schwingen ihrer jungen Seele waren gelähmt: was vermag die Therapeutik dagegen?

Er war ihr beim Eintritt entgegengeschritten, hatte sie mit sanften Armen umfangen und einen Kuß auf ihre klare Stirn gedrückt.

„Ei, das ist aber hübsch, daß du auf mich gewartet, Edwin!"

Ihr feines Gesichtchen war belebt von der ungewohnten Freude, die er ihr durch seinen Wunsch, mit ihr zu frühstücken, bereitet. Sie sah hübsch aus in dem duftigen, überaus kleidsamen Spitzen-Negligee, ihre zarten Wangen blühten, und ein erwartungsvolles Lächeln umschwebte ihre Lippen.

„Du bist heute nicht geritten, Edwin — und bei dem herrlichen Wetter?"

„Ich wollte nicht versäumen, dir persönlich eine wichtige Nachricht mitzuteilen. Übrigens sag' einmal, wenn du dich entschlössest, einmal mit mir zu reiten, jetzt am Morgen? Ich versichere dich, der Wald ist herrlich jetzt."

„Ich habe lange nicht zu Pferde gesessen, ich würde deiner Begleitung keine Ehre machen."

„Mama würde sich aber herzlich freuen, wenn du ihr so in der Frühe einmal unverhofft guten Morgen in Miraflos wünschtest —"

Sofort, nur bei der Erwähnung von Miraflos war der Schatten da. Sie gedachte des Schiffes; sie sah es auf und nieder bäumen im hohen Wellengang, und dort in Miraflos die Dulderin, die in fiebernder Angst auf die Meldung seiner endlichen Landung harrt. . . .

„Gewiß, auch mir würde es Freude machen! Die gute Mama!"

Sie lächelte mit Anstrengung, während ihre Blicke mit dem ungewohnten Ausdruck der sorgsamen Hausherrin über den blinkenden und funkelnden Theetisch streiften. Die Spiritusflamme züngelte blau unter dem Kessel; es heimelte so an: — ganz wie in den ersten Wochen ihrer Ehe!

Mit einer graziösen Handbewegung lud sie ihn zum Sitzen ein, ihr gegenüber. Ihr Herz pochte für sie hörbar in das lustige Singen des Kessels hinein: was soll es nur? Was bedeutet dieser plötzliche Anruf vergangener Tage? Halt, sagte er nicht etwas von einer wichtigen Nachricht? Sie glaubte dergleichen gehört zu haben, aber sie war nicht ganz sicher, so verwirrt hatte sie diese Begegnung mit ihm.

„Ich denke, es ist alles in Ordnung!" sagte sie nach einer vom Singen des Kessels erfüllten Pause zu den beiden zum Servieren bereit stehenden Lakaien. Diese schlichen lautlos davon, einen geheimnisvollen Diplomatenblick miteinander tauschend.

„Ist dir doch recht, Edwin?"

Er nickte ihr freundlich zu; der Dampf des Kessels wirbelte so lustig zwischen ihnen empor. Welch wundervolle Zähne er doch hat! Wie sie blinken! Ja, heute scheinen sie hell zu lachen — hatte sie das sonst noch nicht entdeckt?

Plötzlich fuhr ein Kanonenschuß daher, mit dröhnendem Donnerhall, daß die Scheiben der Fenster erklirrten. Sie erschrak und ließ die aufgehobene Tasse wieder auf den Teller gleiten. „Was ist denn das?"

„Ein Morgenständchen!" scherzte er mutwillig. „Extra von mir bestellt! Wart nur, es kommen noch mehr, du gewöhnst dich daran."

Und Bum — mm! Ein zweiter Hall, gewaltiger als der erste. Diesmal erklingelten sogar die Löffelchen auf den Tellern, und die Kristalle des venetianischen Kronleuchters über ihnen raschelten leise vor Erregung.

„Versteht du denn nicht? Nun, was kann es denn sein?"

Bum—m—m!

„Zweiunddreißig von dieser Sorte — also Mut! — Zweiunddreißig bedeutet nämlich eine Prinzessin —"

„Bei Mitzlaws?!"

Sie schnellte fast von ihrem Sitze empor.

Er nickte abermals. „Heute um fünf Uhr ist eine Prinzessin einpassiert."

Bum—m—m—m!

„Na, die Kerle meinen es diesmal gut! So muß es aber auch sein!"

Und sich über das laute Knallen freuend, war er aufgestanden und an eines der Fenster getreten, um dieses vollends zu öffnen. „Es erschreckt dich dann nicht so —" meinte er.

„Eine Prinzessin —“ hauchte sie hin. „Wundervoll! Ach das freut mich!“

Ihr Herz pochte so gewaltig, daß sie es kaum herausbrachte. Eine Prinzessin! Gottlob nur eine solche! Mit welcher Bangnis hatte sie dieser Stunde entgegengesehen! Gottlob, die Schmach war nicht ganz so groß! Und das nächste „Bum — m!“ das hereindonnerte, dünkte ihr wie ein Freudenlaut.

Sie erkundigte sich dann, flackernd in froher Erregung, wie es ginge und nach den näheren Details. Er wiederholte ihr Mißlaws Bericht. Lebhaft wurde der freudige Fall erörtert, während die Donnerschläge dazwischen fuhren, und in der Pause Freudenrufe der neugierigen Menge heraufdrangen.

„Wie das schmeckt bei solcher Musik!“ hob er nach einer kleinen verlegenen Pause von Neuem an.

„Schade, daß es so bald zu Ende!“ fiel sie ein, ermutigt, ganz der frohen Stunde hingegeben.

„Weißt du auch, was es bedeutete, wenn es nicht bald zu Ende wäre?“ Langsam, vorsichtig rückte er auf den Punkt zu.

„Wie meinst du?“

Ihre Naivität reizte ihn ein wenig. Sie ist doch gar zu harmlos! Sie weiß nichts, sie hört und sieht nichts!

„Na, so bedeutete es einen Prinzen!“

Bum—m—m!

Wie ein Trumpf, der darauf setzte. Das Wort war heraus. Jetzt würden sie einmal mit voller Offenheit das Thema abhandeln — es war der Augenblick! Jetzt oder nie werden sie den Alp herabschleudern! Er wollte das Wort recht wirken lassen, er wollte ihr Zeit dazu lassen, und so setzte er eine gleichgültige Miene auf, und seine Blicke fuhren über den Haufen Briefe hin, der neben seinem Gedecke lag; nach dem Muster eines guten Geschäftsmannes pflegte er Wichtiges schon beim Frühstück zu erledigen. Heute hatte er die Briefe nicht anzurühren gedacht, aber wie seine Hand durch den Haufen fuhr, traf sein Blick eine Handschrift, die ihn im Stöbern einhalten ließ.

Die Handschrift seines Schwiegervaters. Sofort wußte er, worum es sich handelte. Die Brialla-Frage stand im politischen Vordergrund; der zu ihrer und anderer brennender Punkte Erledigung anberaumte Kongreß würde demnächst in Wien zu stande kommen. König Edwin hatte mit seinem Schwiegervater in letzter Zeit wichtige Briefe darüber gewechselt. Auch dieser Brief dort galt der Angelegenheit, das wußte er.

Brialla! — Vor diesem Wort schwieg alles andere Interesse. Es hatte etwas Betäubendes, es blendete, faszinierte ihn jederzeit. Unmöglich die Hand von diesem Briefe abzuheben, ohne ihn zu öffnen! Er fühlte hier im Herzen einen Stich — ein Ruck ging durch sein Wesen, als hinderte ihn eine unsichtbare Gewalt: — nicht jetzt! Laß die Gunst dieser Stunde nicht unbenutzt entgleiten! Sie ist flüchtig wie ein Hauch....

Bum—m—m!

Er hörte nicht einmal mehr den Hall. „Brialla!“ Nur das Wort dröhnte ihm im Ohr. Und mit merklich zitternder Hand — denn er wußte, in dem Briefe handelte es sich um wichtige Entscheidungen, — riß er das Kouvert auf. Vielleicht ist Brialla gewonnen. . . .

Bum—m—m!

„Pardon!“ sagte er. „Nur ein Moment!“ Und nicht einmal Zeit genug, sie dabei anzusehen.

Dann eine Pause, während der sie das Papier in seinen Händen zittern sah — jetzt krampften diese Hände sich unwillkürlich zusammen, das Blatt zerknitternd. Aber ruhig — ruhig! Sein Oberkörper richtete sich hochatmend empor; sein Antlitz übergoß eine fahle Blässe.

Angstvoll starrte sie ihn an. Auch sie vernahm nicht mehr das Dröhnen der Kanonenschüsse. Gott, o Gott, was ist das wieder!?

Ein Ruf entfuhr seinen gepreßten Lippen — ein Ächzen — nein, ein Fluch. Abermals krampfte er das Papier zusammen, sein Augen loderten in hellem Zorn.

„Aber, Edwin!“ stammelte sie in ihrer Angst, „was ist?“

„Was ist, was ist?“ zischelte er — „hier ein Brief von Papa! Es ist alles so gut wie aus mit Brialla! Er kann nichts mehr thun. — Dein Papa!“

Das „Dein“ so feindlich betont.

Bum—m—m!

„Ja, schießt nur da draußen! — Pardon, daß ich mich so hinreißen lasse! — Weißt du, ich bin zu wütend! O, es ist unerhört!“

„Wieso kann Papa nichts thun? —

Ich denke, er war seiner Sache so sicher?" Kleinlaut wagte sie die Einwendung.

„Dieser — dieser — (und er hatte abermals einen Fluch auf den Lippen) — dieser Bismarck will nicht!"

Er schlug in zornigem Ächzen die Hände gegen die Augen.

Sie hatte nicht den Mut hinzueilen und mit ihren Händen beruhigend sein Haupt zu umfassen. Nein, sie hatte nicht den Mut. Auch sie hatte der Ruf wie gelähmt:

„Bismarck will nicht!"

32. Gefeit!

Die „Hofnachricht" über die Annuncion war längst fällig gewesen. Handels- und schiffahrtskundige Kreise vermißten sie schon seit mehreren Wochen; die Meldung von dem beabsichtigten Anlaufen der Brigg im Hafen von *** hätte längst da sein müssen. Und das Interesse des Publikums wandte sich immer eifriger aufmerkend dieser Lücke im Hofbericht zu. Mutmaßungen, Befürchtungen, Möglichkeiten, die einfachste die: das Schiff ist durch widrige Winde verschlagen worden, es wird da oder dort auftauchen, man braucht nicht gleich das Schlimmste zu fürchten! Warum soll *dieses* gerade ein Untergang treffen, gerade dieses unter Hunderttausenden? —

Ja, warum ihn gerade? Er ist gefeit! Alle guten und starken Geister wandeln mit ihm und tragen sein geliebtes Leben über Sturm und Gefahren hinweg! Diese Zuversicht stand wie angeklammert in Königin Rodalgas Brust. Nicht gleich in der ersten Zeit. Zwar hatte sie solche angstzitternde Sorge schon einmal für ihn durchgemacht. Anfangs, als keine und keine Nachricht kommen wollte, begann ihre Seele nach Hilfe zu schreien. Ein Hoffen vom Morgen zum Morgen, dann von Stunde zu Stunde, jede Minute von dem suchenden, fragenden, flehenden Gedanken an den Verschwundenen erfüllt. Ihre Phantasie malte und dichtete in grausig wilden Meeresscenerien, die Nußschale seines Schiffes himmelan geschleudert, und dann wieder versinkend im schwarzen Wogenthal; sie vernahm den donnernden Anprall der Brandung am scharfzahnigen Geklipp, und das Krachen und Ächzen seiner zusammengepreßten Rippen, und das Gesplitter seiner stürzenden Maste, all der Horizont ihrer Seele von wüstem Chaos und betäubendem Getös erfüllt. Aber seine Stimme dringt machtvoll hindurch, die vernimmt sie immer noch, die trotzt der Gefahr, und seine großen, schönen, festen Augen bannen gleichsam das Unheil wie mit Zaubergewalt.....

Aber zugleich, wie ein Widerspruch zu solch phantasievoller Selbsttäuschung, ließ sie den Telegraphen immer hastiger, immer dringender spielen. Dahin, dorthin, nach dem Abgangshafen, nach dem Bestimmungshafen, nach allen Zwischenstationen, die das Schiff anlaufen konnte — — nichts! Keine Spur einer Nachricht! — Sie läßt Sachverständige nach Miraflos entbieten, und die konstruieren ihr, an der Hand eigener derartiger Unfälle, die sie selbst oder ihre Schiffe durchgemacht, die Möglichkeit, wie das Schiff durch widrige Winde verschlagen sei, oder durch unheimliche Windstille irgendwo festgebannt liege, ohne rückwärts noch vorwärts zu können mit seinen Segeln, allerlei Möglichkeiten und Kombinationen. Dankend entläßt sie die Herren, mit lächelndem Dank: Ja, so ist's! Allerlei kann dem Schiffe zugestoßen sein, nur das *nicht*! Untergang nicht — der ist ausgeschlossen!

Warum sitzt sie denn stundenlang, das Antlitz in die gestützten Hände vergraben, mit hochwogender Brust, die Pulse im Fieber, nichts hörend und sehend von den Dingen und Erscheinungen um sie her? Warum ergreift es sie plötzlich mit wildem Gelüst, hinaus zu stürmen und auf ihrem feurigen Araber die Waldestiefen zu durchsprengen, als wollte sie Schutz erjagen vor der ungeheuren Angst. Ihre Begleitung empfindet fast ein Grausen vor dieser Wildheit: als gälte es das Schicksal herauszufordern durch dies ungezügelte Dahinjagen, wie er, der Geliebte ja auch das Schicksal herausgefordert. Dann wieder die Hoffnung, die sie langsam, der Araber kochend und mit Schweiß bedeckt, zurückschleichen heißt nach Miraflos — sie will dieser Hoffnung Zeit gönnen, gerade während dieser Zögerung wird die Nachricht anlangen in Miraflos! — Nun hält ihr Pferd unter dem Baldachin im burgartigen Hof. Kein Zucken ihres Blickes, das eine Frage verrät, keine Frage selbst. Aber ihr Herz pocht

zum Zerspringen: — ist denn keine Nachricht da?

Alles schweigt. Nichts — nichts!

Sie wirft sich auf den Divan, hinter verschlossenen Thüren, und ihre ungeheure Angst macht sich Luft in verzweifelnden Thränen, während ihre Zähne das Battisttuch zernagen wie ein ungeduldiges Kind. In der Stille der Nacht vernahmen die Kammerfrauen ihr leises Wimmern.

Aber auch in der Stille der Nacht kommt ihr das süße Wiederfinden in traumhaftem Halbschlummer. All das, was gewesen war, sein Blick, der wundervolle Bann seiner Augen, der Ton seiner sympathischen, bis ins Innerste des Herzens reichenden Stimme, der Zauber seines Wesens, sein Hauch — ach sein Kuß! seine Umarmung! — um so beseligend süßer, je verbrecherischer das alles dünkte in den Augen der Menschen und je heimlicher der Raub geübt wurde.

Auch die Bilder der Zukunft schwebten daher. Wieder die Villa an der blauen Meeresweite, und das Paar, das eins aufs andere gelehnt, vom goldigen Abendlicht verklärt wird, die Loslösung von all den Fesseln des Königlichen Elends. . . .

Doch das Morgengrauen grinst so gespensterhaft fahl in diese Traumwelt — „nichts! nichts!“ Kein Telegramm! — keine Nachricht! — keine Erlösung! Wieder nur neue Vermutungen, neue Kombinationen: so und so könnte das Schiff verschlagen sein. Also jetzt in einem Hafen der Ostküste Südamerikas Schutz suchend, oder dort eine Havarie ausbessernd; dort gibt es keine Telegraphen und über Land braucht eine Nachricht viele Wochen.

Lügen alle diese Berichte, eingeforderte und freiwillig gesandte! Nur eine Lüge, um ihr, der Königin, über die Hoffnungslosigkeit hinwegzuhelfen. Lügner sie alle! — Ein Zufall läßt sie dahinter kommen. Der spielt ihr eine Zeitung in die Hände, in welcher von einem Schiffskapitän, der die dortigen Gewässer und ihre Tücken kennt, die Möglichkeit des Verbleibs in sachgemäßer, vielleicht etwas brutaler Offenheit erörtert wird. Alle Chancen erwogen: erstens, zweitens bis fünftens, ist so wenig wie möglich Hoffnung da, daß die Annuncion gerettet sei. . . .

Ihre Augen starren das Blatt an wie entgeistert. Eine ungeheure weite, graue Leere breitet sich vor ihrem Blick. Und der kalte Schauer dieser öden Weite überrieselt sie.

Plötzlich schnellt sie empor aus der Starrnis. „Es ist nicht wahr!“ schreit sie schrill. Und es ist ihr Herz, das so schreit. „Nicht wahr! Er ist gefeit! Die guten Geister sind mit ihm!“

Nun baute sie sich ihre Hoffnung auf, in grausam unheimlicher Selbsttäuschung, Stein auf Stein, mühsam, mit Ächzen, zuweilen mit ungläubigem Lächeln, dann unter Thränen, aufmauernd und verklammernd. Eine Hoffnung, so kühn, so märchenseltsam, daß andere, die ihre Spur sahen, eine Art Grauen überlief: — ist sie denn bei Sinnen? Hat die entsetzliche Qual dieser Ungewißheit nicht eine Verstörung angerichtet? Seht doch ihre königlich aufgerichtetete Haltung! Seht doch die stolze Weltverachtung, die auf ihrer Stirne thront! Seht doch das seltsame Lächeln, das um ihre Lippen haucht, die unheimliche Ruhe, die ihr ganzes Wesen beherrscht! Die Königin in ihr ist wieder wach geworden und hat ihr Haupt emporgereckt. Und wie eine Königin trägt sie diese Prüfung.

Sie hat währenddem einen gewissen Brief wohl hundertmal gelesen, den er schrieb nach jener ersten Verspätung seines Schiffes durch einen Cyklon. Eine Stelle war darin: „Die Kraft Deiner Liebe war bei mir in der höchsten Not. Sie schützte mich wie eine Gottesmacht. Was konnten mir Wellen und Winde anthun?“

Und aus diesen Worten baut sie ihre Hoffnung immer kühner und trotziger himmelan. Ja, die Kraft ihrer Liebe, die ist stärker als jedes Weltengesetz! Sie ist selber eine Gottesmacht! Was kommen sie mit ihrem erbärmlichen Trost? Mit ihren Strohhalmen, die sie ihr hinhalten. . . .

„Lieber, guter Edwin, ich weiß, du meinst es gut. Mit diesen kleinen Auskünften und Ausflüchten ist nichts gethan. Mag das Schiff sein, wo es wolle — ich weiß, er lebt! Es gibt eine Kraft, die ihn schützt!“

Der König sah sie erstaunt an. Und das siegesgewisse Lächeln, das ihr Antlitz überzuckte, schnitt ihm tiefschmerzend ins Herz. —

Was dann? — Die eine Frage wich von da ab nicht mehr von ihm. Was

dann, wenn die Gewißheit kommt, daß das Schiff endgültig verloren? Ihn schauderte.

Was dann, wenn es dagegen gerettet? Mit nichten hat sie entsagt. Ihre Liebe ist zu neuem, gewaltigem Flammengelober entfacht. Dann, ja dann ist die Gottesmacht ersichtlich. Umsonst für uns Sterbliche, und mögen wir auch Könige heißen, uns dagegen zu stemmen!

Dann, ja dann soll sie glücklich werden, trotz allem! — Zum Trotz der Staatsraison! — mag auch ein Bismarck, der überall seinen wuchtigen Nacken einsetzt, sein Veto erheben! Ja, meine liebe, arme Mama, der Glaube an die Gottesmacht soll dich dann nicht enttäuschen!

33. Das Rosenfest.

Der Erzfürst Thronfolger von *** nebst Gemahlin weilten auf ihrer Orientreise einige Tage am Königlichen Hoflager. Feierliche Empfänge und rauschender Festesprunk, Galadiners und Paraden und das ohrenbetäubende Tantam eines Riesen-Zapfenstreiches — ah, wie wenig stand den hohen Gastgebern der Sinn nach dergleichen! Er, der König, verwirrt in allen Tiefen seines patriotischen Herzens, allarmiert durch jene verhängnisvolle Bismarckweigerung betreffs Brialla (und sein energischer Feuergeist schickte sich an, das Duell mit Bismarcks gigantischen Eigenwillen auszufechten) dann das Schicksal der „Annunçion," das noch immer seiner Lösung harrte, und die aufreibende Fiebersorge um Mamas Geschick, und die Enttäuschungen seiner jungen Ehe; sie, die Königin verschüchterter und vereinsamter denn je, das Herz von Heimweh überquellend, von der wachsenden Bitternis erfüllt, daß sie es ist, ihr Kommen und ihr Verweilen, die all dies Weh geschaffen!

Ah, die Stimmung hier bei Hofe verlangt wahrhaftig nicht nach Fanfaren und Illuminationen! Doch die grausame Fürstenetikette kümmert sich nicht um Stimmungen: — hier muß gelächelt werden! hier muß die Sorgenstirn sich sonnig glätten und die Lippen müssen voll süßer Höflichkeiten überfließen. Die Staatsraison gebietet es — lieblich lächeln, und den Dolch im Herzen! Selbst die Gedanken müssen grinsende Masken anlegen in der erstickenden Schwüle, denn es ist nicht die Person Sr Kaiserlichen Hoheit des Erzfürsten, es ist das großmächtige *** Reich selbst, das angelächelt und hofiert und mit Aufmerksamkeiten überhäuft werden muß.

Es war die Sorge König Edwins gewesen, Miraflos vor dieser festlichen Sturmflut zu bewahren; seine bedauernswerte Mama bedurfte der Schonung: die Weihe ihres Schmerzes sollte nicht durch die Trivialität weltlicher Fanfarenklänge beleidigt werden. So hatte er ihr vorgeschlagen, vor diesem Besuch zu flüchten, und er hatte ihr das Jagdschloß Soletta als Zufluchtsort anweisen wollen, bis die festliche Wildjagd vorübergetost.

„Warum soll ich fliehen?" — Dazu ihr königliches Emporrichten und das unheimlich gewitterschwüle Lächeln ihres fahlblassen Antlitzes. „Was denkst du, Edwin! Laß sie nur kommen! Sie sollen sich nicht über meinen Empfang zu beklagen haben!"

„Es genügt, daß wir dir hier in deinem reizenden Retiro einen kurzen Besuch abstatten, Mama, wenn du denn nicht anders willst."

„Meine Rosen stehen in voller Gala. Es ist jetzt wunderschön in Miraflos, sie sind zur rechten Zeit gekommen. Wie wär's, wenn ich euch ein Rosenfest arrangierte? Ja, ein Rosenfest — das ists! Etwas Feenhaftes, Originelles, dergleichen ihnen selbst der Sultan, oder der Schah, oder die Maharadschas, die sie besuchen wollen, kaum bieten können. Es wird Sensation machen — "

„Das wolltest du wirklich, Mama?"

„Denk' nicht, es geschähe absichtlich, um mich zu betäuben, mich — das vergessen zu machen! Das nicht! Ich bedarf solcher Mittel nicht! Ich bin nach wie vor meiner Sache sicher. Du sollst sehen, wir erhalten bald gute Nachricht!"

König Edwin überlief es wie ein Grauen. Sie hofft? Sie glaubt? Ihre Zuversicht ist noch immer nicht ins Wanken geraten? — Und die „Annunçion" nun schon seit Monaten verschollen, selbst auf den schwierigsten Umwegen müßte Nachricht da sein. Niemand zweifelt mehr an dem Untergang der Brigg. Sie allein hofft und hofft und wartet — — ja ein Grauen überrieselte ihn heiß: als wenn ein verstörter, durch die ungeheure Qual dieser Ungewißheit exaltierter Sinn sich in diese unselige

Hoffnung verbohrt! — Doch ihre Augen strahlten klar und fest wie Siegestriumph, und das fast kindlich gläubige Lächeln, das um ihre halbgeöffneten Lippen spielte, war der Widerschein des inneren Glaubens an die Gottesmacht, der nach wie vor in ihrem Herzen flammte — „Er ist gefeit! Meine Liebe geleitet ihn durch die Gefahr!“ —

Nun gut, da sie es haben will: ein Rosenfest in Miraflos! König Edwin ließ diese Festnummer also in das Programm eintragen, zum geheimen Erstaunen des Hofmarschallamtes. Doch eine gewitterbange Ahnung krampfte ihm das Herz zusammen, wenn er an dieses Fest dachte. Auch ordnete er an, daß es den Beschluß bildete, vielleicht käme es durch eine plötzlich veränderte Reisedisposition des hohen Besuches nicht zur Ausführung — wer weiß, was alles in letzter Stunde es etwa noch verhindern könnte.

Ein Rosenfest in Miraflos! Diejenigen, die in früheren Jahren solche Feste mitgemacht, gerieten in Ekstase: es gibt nichts Entzückenderes! Freilich verstand wohl auch niemand solche Feerien zu improvisieren, als die damals so lebensprudelnde Königin Rodalga. Und das fashionable Entzücken vergaß sofort die verhängnisvollen Umstände, die der geplante Festesglanz jetzt zu überstrahlen bestimmt war: Was kümmert uns von der großen Welt der versteckte Kummer und die seelenerstickende Sorge unsers Gastgebers? Wenn nur seine Flöten lustig tönen! Wenn nur sein Champagner lustig schäumt!

Wundervolle Einzelnheiten wurden berichtet. Das berühmte Rosenparterre von einem Festspiel in antikem Kostüm belebt, die Huldigung der Flora darstellend, ausgeführt von den Mitgliedern des Königlichen Balletts; eine italienische Nacht auf dem großen Parkteich, den illuminierte und mit Sängern besetzte Gondeln überschwärmten; ein Jahrmarkt, volksmäßig echt mit Buden und Karrussells und Tombola; zuletzt ein grandioses Feuerwerk, die kleinen hübschen Überraschungen nicht gerechnet: so gab es lebende Statuen als Ergänzung der steifen Marmorbilder, so wurden die in magische Beleuchtung getauchten abgelegeneren Partien des Parks, seine Grotten, Tempel und lauschigen Plätze von allerlei mythologisch mutwilligem Volk, Faunen, Nymphen, Dryaden, Sylphen und Elfen durchtummelt.

Tagelang wimmelte es in Miraflos von Künstlern, Technikern und Arbeitern; seine sonst so stillen Baumgruppen widerhallten von dem ausgelassenen Gescherz der Probenden. Königin Rodalga hatte selbst die Aufsicht übernommen; unermüdlich griff sie ein, unerschöpflich ihre Erfindungsgabe, ihr ganzes Sinnen auf diese eine Aufgabe gerichtet. Bis in die Nächte hinein gab es zu ordnen, zu schaffen, zu überlegen, zu entscheiden. Als gälte es den Namen von Miraflos, der durch die Tragik ihres Schicksals so verdüstert schien, wieder in seinem alten Glanze herzustellen. Eine Art dämonischer Trotz schien sie zu stacheln: wohlan, ich will ihnen und der Welt zeigen, wie eine Königin auf der großen Bühne des Lebens agieren soll!

Es war eine Stunde vor Beginn des Festes. Die Königin hatte ihre Toilette beendet; sie stand vor der Psyche ihres Ankleidezimmers, und ihre Augen musterten ihr Spiegelbild, das heller Kerzenglanz übergoß. Ein zartes Spitzengewebe von hellerem Violett, das mit winzigen, goldenen Sternen besetzt war, umwebte duftig ihre herrliche Gestalt; in ihrem seidig glänzenden Haar schimmerte ein Diadem grau irisierender Perlen. Musternd glitten ihre Blicke vom Haupt zu den Füßen, langsam den wundervollen Linien ihres Körpers folgend. Wie der klassisch edle Kopf auf dem klassisch edlen Halse sitzt! (eine Harmonie, die von jeher die Bildhauer begeistert) wie marmorfest der Nacken prangt und die Schultern sich runden! — welch' üppig gemeißelte Büste! — welch' eine stolze Haltung ihres Oberkörpers! — wie Nacken und Büste und Arme und die berühmt schönen Hände leuchten in der seltenen, überaus feinen Farbe des alten Elfenbeins!

Ah, was will das wetternde Gezuck dort zwischen ihren Brauen? Und jetzt — trübt sich nicht das Spiegelbild, leise wankend? Als wenn der Glanz ihrer Augen ein feuchter Schleier überzitterte . . .

Da geht es plötzlich durch ihre Gestalt wie ein zorniges Aufrecken; die Büste schwellt trotzig, und die vollen Lippen kräuseln sich zu einem bittern Lächeln. Ah, sie wollte soeben aus der Rolle fallen: zuckende Fältchen und thränenzitternde Augen, die gehören nicht dazu! Sie wollte ja lächeln — nicht dieses bittere, unsagbar traurige, verzweifelnde

Lächeln, nein das Maskenlächeln des großen Karnevals „Welt“ genannt — wie Könige lächeln müssen, wenn ihnen das Weh das Herz zerfleischt! Mechanisch erhob sie ihre Arme und barg ihr leichtgesenktes Haupt in den Händen. Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust — „Verzeih — o verzeih!“ hauchte sie hervor. Er dort draußen in der unbekannten Irre, der Verlorengeglaubte, auf dessen ungewisses Schicksal sich all die Marter ihrer Seele häufte, er soll diese Weltlichkeit verzeihen — denn es ist die Rolle! Es ist das Königsspiel! Es ist der Beruf! Laßt uns tapfer sein bis zum Ende — „so bin ich deiner am würdigsten, Armin —“

Als sie die Hände nach einigen Minuten wieder sinken ließ, lächelte ihr Antlitz, lächelte wie sie wollte nach dem Programm, mit jenem Versuch des zauberischen, herzbethörenden Lächelns, das ihr fast in alter Art geraten wollte, nach ihrer Meinung — andre würden gerade die eigenartig wehmütige Verschleierung solches Lächelns um so reizvoller finden.

Jetzt haftete ihr Blick auf dem Ordensstern, der die linke Brustseite schmückte: es war der Großkordon des schwarzen Löwen. Hat die Garderobière etwa die richtige Stelle verfehlt und ihn zu weit nach links befestigt? Das will nicht recht sitzen! Weiter nach dem Herzen hin hätte er hingehört — gerade soll das Wappentier, das die Staatsraison verkörpert, über diesem Herzen seine Pranken recken, und es wäre schon besser für uns Könige, wir trügen solches Ungetier im Herzen selber, damit seine Krallen um so bequemer zerfleischen könnten ....

Während sie den fünfeckigen Stern und das kleine heraldische Untier betrachtete, flogen seltsame Gedanken sie an. Als wenn das Tier von selbst zur Seite gerückt wäre, um die Herzstelle freizulassen — wozu? Ja wozu? Als wenn die winzigen, funkelnden Diamantenaugen zwinkerten: — So, jetzt ist der Weg frei, wenn es deinem hübschen, kleinen, reizenden Dolche beliebeu würde ....

Ein Schauer überlief sie. Wieder war das Gespenstische da. Sie sah, wie Macbeth, einen Dolch in der Luft schweben, aber die Spitze nicht vorwärts hinweisend auf Mörderpfade, nein, auf sie selber gerichtet, auf die Stelle hin, die das gefällige Wappentier frei gemacht. Ihr hübscher, reizender, kleiner Dolch, der mit seinem entzückenden Griff ein kostbares Meisterstück Cellinis darstellte, funkelnd von Edelsteinen; aber noch prächtiger funkelt das blanke Dreikant seines Stahles: stoß' zu, stoß' zu! ...

Es war nicht das erste Mal, daß der gespenstische Dolch vor ihr herschwebte. Vor Wochen, als die erste Möglichkeit sich einstellte, die „Annunzion“ könnte dem gemeinen Schicksal verfallen sein, begann er sich einzustellen, besonders in den Nächten, da sie die Hände in Verzweiflung rang — hinzückend auf ihre wogende Brust. Und ihre Rechte hatte danach gegriffen, in die leere Luft hinein — schnell zufassend, ohne Zaudern. Es war gut, daß es nur ein Gespenst! Es war wirklich gut — vielleicht hätte sie ihr fieberndes Temperament dennoch zustoßen heißen damals ...

Mehrere Male hatte sie diesen Dolch, das Urbild des Gespenstes selbst, in der Hand gehalten, und er hatte sich so bequem und handlich ihren umkrampfenden Fingern eingeschmiegt. Mit stieren Augen hatte sie ihn angestarrt, und eine heiße dampfartige Betäubung umwogte ihre Sinne: nein, nicht das! es ist zu früh! — jetzt nicht! — Noch winkt ja die Hoffnung, wenn auch noch so fernfern! — jetzt noch nicht — aber vielleicht später .... und sie ließ die Waffe wieder auf den Marmor der Konsole hingleiten. Eine Königin, die sich selbst den Todesstoß versetzt! ... Ermordet zu werden ist kein zu seltenes Königslos, erdolcht, erschossen, enthauptet, durch Dynamit in Stücke zerrissen zu werden, aber sich selbst zu entleiben? — Ei, die Kleopatra! — Ei, das unselige Schicksal des wahnhaften Bayernkönigs! Die romanhafte Tragik des habsburgischen Kaisersprosses! — Warum soll sie nicht? warum darf sie nicht? Bebend am ganzen Körper hatte sie sich abgewandt.

Aber der Dolch verfolgte sie nach wie vor als Gespenst. Im grellen Sonnenschein flimmerte er vor ihr her — in der Nacht war er da, vor ihren weitwachen Augen, blutrot leuchtend in der Dämmerung, ja, selbst, wenn sie Worte sprach, wie die an Edwin gerichteten: „Du sollst sehen, wir werden gute Nachricht haben —“ leuchtete er plötzlich vor ihr auf. Als gäbe es kein Entrinnen: nimm mich! Nur ein Dolchstoß ist königlich; Erschießen, Erträn-

Digitized by Google

Beim Lampenschein. Nach dem Gemälde von J. Wodzinski.

ken und dergleichen ist häßlich und gemein, ein Schlangenbiß à la Kleopatra ist gar zu sehr poetische Pose. Zu einem Dolchstoß gehört ein königliches Temperament — wohlan! — Ah, es ist ja nicht so weit! Sie hofft ja wieder! Ihr armes Herz will ja das Hoffen nicht aufgeben bis zuletzt — es muß eine Entscheidung kommen! — nun muß sie bald da sein! — Hinweg mit dem zückenden Gespenst!

Abermals zwang sie das Rollenlächeln auf ihre Mienen, und nun trat sie ans Fenster und schaute hinaus. Es dunkelte; droben am stahlblauen Firmament glitzerten ein paar Sterne mit schwachem Glanz, und der Mond haftete in scharfer Rundung, wie eine ungeheure rotgoldene Münze, auf diesem Dunstpfühl. Die himmlische Illumination also schon ins Werk gesetzt, während hier im Garten noch gezögert wird: soll doch die Beleuchtung wie eine Überraschung wirken. Wohl schlingen sich die Perlenketten der bunten Lampions schon von Baum zu Baum, die Alleen hinab; wohl schimmern die Grotten und Tempel schon in ihrem magischen Lichte; auch der Jahrmarkt hat schon seine Karrussels mit grellen Lampen behangen, irrende Lichter huschen überall durch den Park; es sind die Arbeiter, die des Zeichens gewärtig sind, die Dämmerung plötzlich in seenhafte Helle zu verwandeln, ein besonderes Bravourstück, das die Königin ausgedacht. Noch hat das Schloß selbst keine andere als die übliche Beleuchtung, den dunkelgoldenen Schimmer seiner erhellten Fenster; auch liegt das Rosenparterre noch in erwartungsvoller Dämmerung, nur die helleren Rosen schillern an dem dunkeln Laub der Guirlanden, Bäume und Sträucher. Zum Empfang der Gäste wird es eines Druckes auf einen bestimmten Elfenbeinknopf genügen, um die seenhafte Helle hervorzuzaubern: die Umrisse und Simse des Schlosses und die Beete und Gruppen und Rosenparterres plötzlich auffachend mit vielen tausend elektrischen Lämpchen, und der ganze Garten mit magischer Helle überflutet.

Auch herrscht noch das verhaltene Schweigen über dem Festplatze. Nur ein leises Surren und Summen, ein neckisches, elfenartiges Geflüster von Stimmen, die kostümierten Darsteller und Statisten auf ihren Posten, die Musik und die Sänger zum Einsetzen bereit. Es ist wie das Geräusch einer schwülen Hochsommernacht, da die Geister der Blumen Zwiesprache halten, während von dem reifenden Korn der Felder der Zirpgesang der Grillen herüberschwebt.

„Wer ist da? — Ein Brief?" Die Königin fuhr zusammen aus ihrem Brüten. War da nicht jemand in der Spaltung der Portiere erschienen, und dieser Jemand hielt einen Brief? Einer der Kammerherren?

„Wer ist da?" — Sie eilte auf die Portiere hin, riß diese auseinander und sah wirklich den bewußten Kammerherrn in der nächsten Thüre verschwinden.

Ein Brief . . . sie wittert deren überall. Sie fürchtet, man könnte verzögern, verheimlichen wollen, wenn — das einträfe. Und sie hatte den strengsten Befehl gegeben, daß ihr nichts hinterhalten würde. Auch König Edwin hatte ihr versprechen müssen, nichts zu verheimlichen.

Warum flüchtet er denn, dieser Schranze? Hat er nicht den Mut, ihr den Brief zu übergeben? Sie hatte das weiße Papier in seiner Hand leuchten gesehen! Keine Täuschung!

Und sie befahl in ihrer resoluten Art, daß man ihr den bewußten Brief aushändigte. Nur ein kurzes Zögern, nur ein kurzes Leugnen: der Brief wäre an Excellenz die Oberhofmeisterin bestimmt —

„Es ist nicht wahr!" Sie las es dem glatten Höflingsgesicht ab: es ist nicht wahr! Es ist — das!

Mit einem Stammeln der Entschuldigung, daß man jetzt, kurz vor der Ankunft der Allerhöchsten und Hohen Herrschaften gezögert habe, Majestät mit einer Korrespondenz zu behelligen, händigte der Kammerherr den Brief ein.

Ihre Rechte ergriff ihn, ohne einen Blick auf die Adresse zu thun. Erheuchelt festen Trittes, während in ihrem Innern alles zu wanken schien, suchte sie einen Divan, auf dem sie ihn unbeachtet öffnen könnte. Saß dort in wogender Erregung, die Hände im Schoß, und nicht die Kraft, den Krampf der Rechten, die den Brief immer noch umpreßt hielt, zu lösen, ihn zu öffnen — hatte sie denn nicht den Mut?

Der Brief konnte beides bringen, die Rettung sowohl wie den Untergang der „Annunçion" — vielleicht auch nur neue Lügen und Hypotheien? — auf jeden Fall würde seine Kenntnis die mühevoll einstu-

dierte Rolle über den Haufen werfen, denn wie fände sie die Beherrschung, mit solcher Nachricht, sei es die verhängnisvolle, sei es die erlösende, den Gästen gegenüber zu treten?

Ah, schäme dich! Mag er bedeuten was will! — feige sein? — alles, nur das nicht! — Sie wird sich beherrschen! — sie muß! Niemand soll ihr etwas anmerken! — Die Haltung, der Stolz und die Kraft ihrer Königlichen Seele wird sie nicht verlassen in dieser höchsten kritischen Stunde! Die Augen der ganzen Residenz sind heute auf Miraflos gerichtet — und da hat sie nicht den Mut, diesen Brief zu öffnen?

Schnell riß sie das Couvert auseinander. Ein langer, weitschweifiger Bericht in losen Telegrammblättern. Worte, Umstände, Schwall, Schwulst, Einleitungen, Verdunklungen — dem Berichterstatter, ja, dem fehlt der Mut auf die Sache loszugehen! Fiebernd, mit zitternden, immer zornigeren Händen blätterte, stöberte, tastete sie nach der Entscheidung, nach dem einen, gewissen Wort. Die Blätter entsanken ihrem Schoß, glitten auf den Teppich: sie bückte sich, raffte sie auf, stöberte von neuem. Nichts — Schwall und leerer Ton — ah, man will ihr die Wahrheit verhüllen! Die anderen nennen es Schonung, so sollte ja auch die Oberhofmeisterin das Telegramm zuerst prüfen, gegen der Königin strengsten Befehl. Aber sie will keine Schonung! Schonung ist Grausamkeit! — Lebt er? — Ist er tot? — Wenn er lebt, wozu der Schwulst und das Ausweichen. . . .

Halt, stand nicht etwas dort von der Galleone, die man gestrandet haben will? — Eine kurze Wirrnis ihrer gequälten Gedanken — das Bild von dem an das Ufer gewellten Schiffszeichen hatte sich in ihrer Angst so oft vor ihre erregten Sinne gestellt, sie kannte es aus der Abbildung der Brigg, eine freundliche Frauengestalt, diese „Annunçion," die einen Zweig in der Hand schwingt — und nun sah sie es halbzertrümmert von der Brandung, übel zugerichtet, wie eine Schiffbrüchige, ja wie eine Leiche auf den Kieseln des Strandes liegen, die gemalten Augen starr gen Himmel gerichtet — ist es so? Hatte sie nicht soeben davon gelesen, oder war es wieder die Sinnentäuschung? — Nein, hier stand es! — Nein dort! — Wieder stöberte sie, raffend, blätternd, wühlend — endlich!

Mit gläsern stieren Augen haftete ihr Blick auf der verhängnisvollen Stelle. Ja, so war es, das hübsche, blühend gemalte Frauenbild auf den Strand hingeschleudert. . . .

Langsam, langsam ließ sie die Hände sinken in den Schoß, das unselige Blatt glitt zu Boden. Und weiter stierte ihr gläserner Blick. Kein Ton aus ihren Lippen, die halb geöffnet blieben — scheinbar kein Atemzug, als wenn ihr Puls innehielte, als wenn all' ihre Sinne den Dienst versagten — vor ihr, rings um sie her, eine graue Dämmerung, unendlich, dehnend, öde und starr — und kein Laut — alles stumm — das ungeheure Nichts, das sie wie mit Meereswelten angähnt. . . .

„Majestät, die Allerhöchsten Herrschaften sind im Anfahren!"

Gleich wie aus einer großen Ferne drang die Meldung des Hofmarschalls an ihr Ohr.

Mechanisch hob sie den Kopf. Da war dennoch eine Saite in ihr, die noch nicht ganz verstummt. Und die tönte bei der Meldung. Etikette! Das Gewissen der Könige!

Und sie schnellte empor. „Ich danke!" nickte sie.

Es ist Eile. Als wäre alles nur ein Räderwerk, das durch die Meldung in Bewegung versetzt ist. Und nun rauscht ihre Gestalt durch einige Gemächer hin nach ihrem Schreibtische, wo der elektrische Knopf des Druckes ihrer Hand harrte, damit die feenhafte Helle hinflutete über den Garten, den Gästen zum Gruß.

Der Knopf ist unter Blumen sinnig versteckt. Und während ihre Linke sich auf die Tischplatte stützt, tastet ihre Rechte danach, mechanisch, in traumhafter Nötigung — plötzlich fährt sie zurück — etwas Kaltes, Metallenes, das ihre tastenden Finger berührt — — der Dolch Cellinis! Wie kommt der in solche Nachbarschaft des Knopfes? Als wenn eine dämonische Macht ihn dorthin gerückt — hier der Knopf, das ist die Helle, die Freude, das Leben! — daneben die starre, stumme, ewige Nacht — nun sollst du wählen. . . .

Und wenige Sekunden schwankt es in ihr. Warum nicht? Warum soll sie nicht nach dem Cellini greifen? Hier ist das Königtum an seiner Grenze. Ich will mein menschlich Recht! Ich will meinem Herzen den Todesstoß versetzen, wann es mir beliebt! Hinweg mit diesen Rücksichtsqualen! Eine

Komödie, wohl, aber ein Griff, ein Stoß wandelt das Spiel zur Tragödie — ſehenswert, beklatſchenswert, beides!

Ihre Finger umtaſten den ciſelierten Griff. Als wenn das Gold magnetiſche Gewalt übte, als wenn ſich die bequeme Handhabe von ſelbſt in ihre Hand ſchmiegte....

„Majeſtät — die Herrſchaften paſſieren ſogleich das Parkthor!“

„Ich danke!“

Von der Wache her, die das Parkthor flankiert, erſchallt Trommelwirbel; die Räder der Equipagen knirſchen im Kies. Plötzlich fährt es wie eine gewaltige Blitzeslohe über Schloß und Park dahin. In wundervoller, grünlichweißer Lichtflut vibriert das Schloß, die Baumgruppen des Parks, das Roſenparterre, die marmornen und lebenden Statuen. Der Vorhang iſt aufgerollt, die Vorſtellung beginnt. Muſik erſchallt, ein Sängerchor ſetzt ein.

Und es iſt wie ein ungeheurer Wirbelſturm, der ſie, die Königin fortweht von dem Tiſche hinweg nach dem Baldachin des Eingangs, wo ſie die Herrſchaften nach dem Programm zu empfangen hatte.

Wie kam es doch? Hat ſie nur aus Verſehen auf den Knopf gedrückt? Nein, nicht aus Verſehen! Es war noch eine andere Saite in ihrem Herzen, die plötzlich ins Tönen geriet: — das Vaterland! Das will ſie dem Vaterland nicht anthun! Nicht die Gräßlichkeit eines Königlichen Selbſtmordes mitten auf heller Bühne! Und ihre Hand zuckte von dem Dolchgriff zurück, nach dem Knopfe hin.

„Später....“ hauchten ihre Lippen hin.

Und, die Büſte wieder aufgereckt, alle Fibern geſpannt, alle Selbſtbeherrſchung zuſammengerafft, rauſchte ſie hinaus, durch das Spalier des harrenden Hofſtaates, um ihre Gäſte zu empfangen.

Im Vorbeirauſchen traf ihr Blick einen Spiegel. Sie meinte ihr Antlitz lächeln geſehen zu haben. „Bravo!“ Man wird applaudieren: wie tapfer ſie iſt!

Doch nicht die Hände klatſchten Bravo!

Alle Blicke waren der Bewunderung voll: wie tapfer ſie iſt! Wie ſchön in ihrer Tapferkeit!

34. Man ſchweige!

Als der König, der ſoeben auf dem Bahnhof der Abfahrt der erzfürſtlichen Gäſte beigewohnt, ſich zurückwandte, um durch die verneigende Hofwelt das Veſtibül zu gewinnen, ſah er den Baron Hollbars auf ſich zukommen, den Hofmarſchall ſeiner Mutter. „Verſpätet?“ — Und er wollte ihm lachend ein neckendes Wort zurufen. Aber, wie ſieht der Mann denn aus? Sein ganzes Weſen in Haſt und Verſtörung — er muß geeilt ſein — und unter Nichtachtung des Ceremoniells tritt er auf den König hin: „Majeſtät —“ nur das Wort, als wenn ſeine Lippen ſich wehrten gegen das, was er zu melden hat.

„Was gibt es denn?“

„Ich habe Euer Majeſtät zu melden —“

Der Blick des Barons fährt ſcheu, mit geheimnisvoll runzelnden Brauen über die Begleitung hin; dann die geſchmeidige, höfiſche Art, die endlich der Situation Herr wird:

„Dürfte ich Eure Majeſtät bitten, meine Meldung zu genehmigen —“

„Was ſoll's? Was gibt's?“

Eine unheilvolle Ahnung fiel dem König aufs Herz. Und er trat mit dem Marſchall beiſeite. Man ſah dieſen ſeine Meldung abſtatten, mit Augen, die vom überſtandenen Entſetzen geweitet ſchienen, und dieſe Augen meldeten mehr als ſeine Lippen. Man ſah Se. Majeſtät zurückprallen, wie von einem körperlichen Schlag getroffen, dann einige haſtige Fragen ausſtoßen. Und das Blut entwich ſeinen Wangen.

„Ein Herzſchlag — und man fand Ihre Majeſtät. . . .“

Der Hofmann ſprach das Wort nicht aus, nur ein kurzes ſcheues Ausweichen.

„Entſetzlich!“ ſtieß der König aus. Das hatte nicht Bezug auf den Wortlaut der Meldung. Die berichtete von einem „Herzſchlag“ — das „Entſetzlich!“ traf die andere furchtbare Vermutung, die der Blick des Meldenden nur zu ſehr zu beſtätigen ſchien.

Gleich darauf jagte das galamäßige Sechſergeſpann, mit dem der König die Gäſte in offiziellen Ehren nach dem Bahnhof geleitet, die Chauſſee nach Miraflos entlang. Ihm zur Seite ſaß Baron Hollbars; der König ſchwieg, dumpf brütend, und er vergaß die ehrerbietigen Grüße zu erwidern, die ihn unterwegs trafen, die Blicke ſtier geradeaus gerichtet, dem Wagen vorauseilend. Um ſeine Lippen zuckte es, und die Zähne vergruben ſich in die Unterlippe.

Eine Frage saß ihm auf der Zunge; aber die konvulsivisch nagenden Zähne verwehrten ihr den Ton. O, er wußte ohnedem! Es ist geschehen, das Entsetzliche! — O, er hatte es geahnt! — nun wußte er — das mit dem „Herzschlag“ ist eine Lüge!

Eine Ahnung von einem Unheilvollen schwebte bereits über der Stadt; als wenn der Wind die Kunde von Miraflos hergeweht. Wie in zitternder Bangnis harrte alles. Und die seltsam unerklärliche Beklemmung fand ihre Bestätigung durch das Dahinjagen des Sechsergespanns und die starrbrütende Haltung Sr. Majestät. Bald ist die Gewißheit in aller Munde; in einer Stunde spielt der Telegraph die Kunde von dem Geschehenen in alle Richtungen der civilisierten Welt: Die Königin Rodalga in der Blüte ihrer Schönheit einem tückischen Herzschlag erlegen. . . .

Ein köstliches Sonnengold flimmert über dem Garten von Miraflos. Doch seine Beete zerzaust und zertreten, die Büsche ihres Rosenschmucks beraubt, der gelbe Kies der Wege aufgewühlt, die Kulissen und Festesstaffagen zeigen jetzt am Tage den Stuck und die grobe, auf abendlichen Lichteffekt berechnete Malerei; wie häßliches Gerippe ragen die Gerüste des abgebrannten Feuerwerks in den blauen Himmel; die sonst so tadellose Sammetwiese zeigt schwarze Brandflecke. Und die Vögel schweigen, der Lärm dieser Tage hat sie aus ihrem Revier verscheucht; nur wenige Schmetterlinge flattern irrend über den entblätterten Kelchen. Doch in der alten unvergänglichen Glorie strahlt die Sonne über dem verwüsteten Paradiese.

Sie hatten auch hier noch dem Könige das Märchen von dem „Herzschlag“ der Königin vormachen wollen. Keiner wagt das Richtige, die nackte Entsetzlichkeit zu melden, keiner von dem ratlos versammelten Hofstaat, der ihn erwartet. Selbst die Ärzte nicht. Auch die faseln von einem „Herzschlag.“ Aber der König liest es in allen ihren Mienen. Und wie selbst die gestrenge Wissenschaft sich scheut, das Unabänderliche mit solchen Lügen verhängen zu müssen!

Er will selber sehen, was niemand zu melden wagt. Doch während er die Räume dahin eilt nach dem Schlafgemach, wo der erschütternde Anblick seiner harrt, gefolgt von den Ärzten — nur diese sollen zugegen sein nach seinem Befehl — stutzt er plötzlich, wendet sich herum, und gegen den einen der Begleiter, einen Professor in mittleren Jahren mit Borsthaaren und wasserhellen Augen, gleichsam anfahrend:

Es ist nicht wahr, das mit dem „Herzschlag!“ zischelt er finster.

Der Mann hebt die breiten Schultern, stumm und vielsagend.

„Was denn? — was denn? — ich will es wissen!“

„Der letzte Wunsch Ihrer Majestät gebietet Schweigen. Wir kommen diesem Wunsche nach, Majestät!“

„Wieso — der letzte Wunsch?“

Einer der andern Ärzte zieht ein Blatt Papier hervor, auf dem mit fester durchaus nicht zitternder Schrift die Worte stehen:

„Man schweige! Man schweige!
Rodalga.“

Es hatte auf dem Teppich neben der Bettstatt gelegen, von der es herabgeweht sein mochte, denn das Fenster mußte während der Nacht aufgestanden haben. Dies Zettelchen war wohl von der Königin an das Personal gerichtet, das zuerst ihre That entdecken würde.

Der König stierte es an. Schaudernd zuckte er empor. Dann entglitt das Papier seiner Hand. „Nun?“ fragte er.

Wieder ein Heben mehrerer Schultern, wer sich der Pein dieser Meldung zuerst unterziehen solle.

„Ein Dolchstoß, Eure Majestät —“

Der König stierte das unsichtbare Wort an, wie er soeben den Zettel angestiert. „Ein Dolchstoß . . . .“ flüsterten seine fahlblassen Lippen.

„Ins Herz, Eure Majestät, die große Schlagader durchschnitten, der Tod muß sofort eingetreten sein.“

Keine Zeit zum Stieren und Schaudern! — „Man rufe den Hofmarschall!“ befahl er. Und als gemeldet wurde, die Kammerfrau, die den Befehl hatte, Majestät um 8 Uhr zum Bade zu wecken, hätte zuerst die Entdeckung gemacht: — „Auch die Kammerfrau!“

„Weiß jemand außer diesen hier?“ fragte er den herbeigeeilten Hofmarschall. „Hat die Kammerfrau Lärm gemacht?“

Wankend, ein Bild fassungslosen Jammers nahte die alte Dame. — „Ruhig, wir

wollen nachher reden, liebe Frau — ein Wort nur: — haben Sie davon verlauten lassen, irgend wem?"

„Majestät, es hat wohl nicht ganz verhindert werden können", fällt der Hofmarschall ein, „daß das Personal — — es ist so gut geschwiegen worden, nach dem Befehl, als möglich — aber —"

„Und man weiß?" fuhr der König auf:

Der König stapfte mit dem Fuße: „Man soll nicht wissen! Man darf nicht! Sie haften mir dafür, Baron Hollbars, daß nichts davon über diese Mauern hinauskommt! Es hat niemand vom Personal das Schloß zu verlassen! Wohlverstanden — niemand! — Auch soll niemand herein, einstweilen!"

„Zu Befehl, Eure Majestät!"

„Nun?" wandte er sich an die Kammerfrau.

Zitternd am ganzen Körper berichtete diese, mit von Schluchzen immer wieder unterbrochener Stimme. Ihre Majestät hatte alsobald nach der Abfahrt der Allerhöchsten Herrschaften — es mochte 1 Uhr sein — ihre Gemächer aufgesucht. Sie hatte sich mit der Hilfe der Berichterin entkleidet, weitere Bedienung verschmähend, wie es auch sonst wohl geschehen war. Majestät waren erregt, aber eine ganz andere Art der Erregung, wie sie all' die Tage über gezeigt. Nichts von einer Verzweiflung, eher eine freudige Stimmung, als hätte Majestät gute Nachricht erhalten. Sie, die Kammerfrau, bekam sogar noch ein paar liebe, sanfte Worte. Und dabei schien eine Rührung Ihre Majestät anzuwandeln. Ach, hätte man das geahnt!

Majestät hatten sich an ihren Schreibtisch begeben, nachdem sie einige der Blumen, die ihn allzu üppig besetzt hielten, zu entfernen geboten; und von dort aus gab sie Weisung, daß man sie ungestört ließe: — um acht Uhr zum Bade zu wecken wie gewöhnlich.

„Wo ist das Geschriebene?"

Man hatte den Brief an Se. Majestät bereit gehalten; zugleich mit dem Bündel Depeschenblätter, die man nebst dem Briefe auf dem Betschemel Ihrer Majestät gefunden, mit dem Vermerk: „Zur schleunigen Aushändigung an Se. Majestät!"

Der König griff danach, stöberte kurz in den Blättern — verstand sofort, nickte — riß dann den Brief auf — seine Hand zitterte — vor seinen Augen schwankte es — doch jetzt nicht die Zeit solches zu lesen! — eine Erschütterung wollte ihn übermannen — nein, nicht jetzt! — nicht im Beisein der andern!

Und sein stummer Wink hieß sie alle folgen nach dem Ort der Katastrophe.

Das eine Fenster des Schlafgemaches stand auf; eine leichte Brise ließ die Spitzen des üppigen Rosengeranks, das die Fenster umrahmte, hereinwehen, leise gegen die Scheiben tickend. Dazu ein starker Rosenduft — diese Blüten wenigstens hatte das Fest nicht geplündert und zerzaust! Im zartblauen Duft blaute der sonnenbeglänzte Himmel herein.

Stille, außer dem Ticken der Ranken an die Scheiben. Die Tote scheint zu schlafen, man hätte das Fluten ihres Atems hören müssen. So friedlich-freudiger Ausdruck liegt auf ihrem Antlitz gebreitet: es ist die Erlösung von aller Qual! Und der Dolchstoß hat mit nichten geschmerzt — was sind solche kleinen Körperschmerzen gegenüber dem Qualengeflamm der Seele? Der Kopf ist leicht zur Seite gewandt; die Wimpern geschlossen, und deren Schatten belebt das matte Elfenbeinweiß der Wangen. Ebenso geschlossen die Lippen, nur eine feine dünne Linie blutigen Schaums, die hervorquellen will, aber durch die Energie der zusammengepreßten Lippen zurückgehalten wird.

Die untersuchenden Ärzte haben die weißseidene Decke über die Stelle gebreitet, wo das Heft des Cellini-Dolches brutal aufragt, unter der leicht zur Seite gedrängten Brust der ganze Stahl bis ans Heft eingesenkt, nur geringe Blutspur in bereits geronnenen Fäden über die Marmorblässe ihres wundervollen Körpers hingerieselt.

Zu Füßen des Bettes sind die Kleider abgeworfen; das Haar ist gelöst und umfließt in breiten dunklen Wellen das stille, bleiche Haupt.

Auf dem Pult des Betschemels ist das kostbare, altertümliche Kruzifix von Silber umgestoßen, es muß in einer plötzlichen Hast des Aufstehens geschehen sein — sie muß lange dort gekniet und im Gebet gerungen haben, dann ist sie emporgefahren: nun ist es Zeit! nun hat sie auch das abgethan! — und nun nichts mehr als der Gedanke an ihn, den Verlorenen! — nur

noch die gläubige Zuversicht, daß sie im Begriff ist, sich mit ihm zu vereinen durch diesen Dolchstoß — in den nächsten Minuten! Daher der frohe, erlöste Ausdruck ihrer Mienen. . . .

Der König winkte, man entfernte sich, und er sank an dem Bette nieder, die Arme darüber hinbreitend mit einem Ruf — einem Hilfschrei, der an die Angsttage seiner Kindheit erinnerte!

„Mama. . . ."

All' sein stolzes Königtum verschwindend in diesem schluchzenden Schrei seines verwaisten Kindesherzens.

35. Requiescat!

Es ist das feierliche Totenamt. Die Pfeiler und Wände der ehrwürdigen byzantinischen Kathedrale bis hoch in die Kuppel hinauf mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, jeder Sonnenblick von außen abgewiesen durch den langwallenden Trauerbehang der Fenster. Selbst die Kerzen, die zu vielen Hunderten den Hochaltar und den hochragenden Katafalk davor umstehen, flackern müde, von schwerem Qualm umwölkt, ihr eignes Licht in sich verzehrend. Nichts Glänzendes, als die goldenen „R", die abwechselnd mit den Königlichen Kronen sich von der schwarzen Verkleidung abheben. Die ganze offizielle Welt in Hoftrauer anwesend, die Damen in dichten Schleiern. Der Katafalk ist nur ein dekoratives Symbol; die sterbliche Hülle der Entschlafenen ruht seit gestern Nacht in der uralten Gruft des Königlichen Hauses, und die Blätter melden von einer ergreifend poetischen nächtlichen Trauerfahrt nach dem fern in pittoresker Waldwildnis abgelegenen Kirchlein; Se. Majestät zu Pferde hinter dem Trauerwagen folgend, Schritt für Schritt, viele Stunden lang, durch das schweigende Land, über dessen Fetder der rote Schein der Fackeln düster hinflackert, während am stahlblauen Himmel die Sterne in ihrer ewig gleichbleibenden Fröhlichkeit glitzern. Der letzte Wille der Königin hatte solchen stillen Gang begehrt.

Alles andre aber im höchsten Pomp, so will es der König. Offiziell wenigstens soll die Lüge von diesem „Herzschlag" aufrecht erhalten werden. Mag auch die schauerliche Kunde des Ereignisses alle Gemüter erschüttern und die Sensation in allen Winkeln aufscheuchen, hier gilt es die Maske zu bewahren! Sein strenges Gebot hat nicht verhindern können, daß die Kunde über die laubumwucherten Mauern von Miraflos dahinwehte, in dunklen Gerüchten nach allen Seiten schwirrte und dann in brutaler Offenheit den Telegraphendraht entlang schnellte, zugleich mit der offiziellen Lüge.

Da es nicht zu verheimlichen war, mochten sie alle wissen, wenn nur eine es nicht weiß — die Königin! Mit peinticher Angst wachte der König darüber. War es die Sorge um ihren Frieden, der ohnedies heftig genug durch den plötzlichen Tod erschüttert worden war? War es wirklich ein Erwachen seiner verhaltenen Liebe, die sie, die Zarte, Gebrechliche, Enttäuschte, ja insgeheim Unglückliche geschont wissen will? Oder ist es wahr, was gerade in diesen Tagen der allgemeinen Bestürzung in den Wust düsterer Nachrichten fällt wie ein lichter Strahl, die erste Kunde von der endlichen, so lang ersehnten Mutterhoffnung Ihrer Majestät — ein Ausblick in eine aufhellende Zukunft?

Von dem hohen Chor schwillt mit dem Orgelgebraus der schwermütige Gesang durch den Raum dahin, gedämpft durch die Trauerverkleidung und wie in einem ungeheuren Grabgewölbe dumpf in sich verhallend. Und nun, aus dem steifen Gebäude von trauermäßigem Silberbrokat, das als Stola die vom Alter gebückte Gestalt Sr. Eminenz des Fürsterzbischofs umhüllt, tönt das „Requiescat!" — und die assistierenden Priester antworten tonlos, während blauer Weihrauch aufwallt, das matte Geflacker der Kerzen mit wogenden Wolken umhüllend.

Der König kniet neben der Königin auf dem gemeinsamen Betschemel. Er hat die versteckte kleine Loge gewählt, während die offizielle Galaloge von den übrigen Gliedern des Hauses und den zur Feier zugereisten Fürsttichkeiten besetzt ist. Jetzt bei dem „Requiescat!" hat er sein Haupt herabgesenkt in die Höhlung der aufgestemmten gefalteten Hände. Das Haupt der Königin von einem undurchdringtichen Kreppschleier völlig umhüllt, ist gleichfalls tief herabgebengt. Niemand sieht ihre stummen

Thränen. Könnte sie ihm, der dicht neben ihr auf dem schmalen Betschemel kniet, von diesen Thränen mitteilen! Aber seine Augen sind stumm und starr seitdem — heiß vom steten Wachen, wie verstört von der Anstrengung, das Geheimnis, das doch nicht zu halten ist, zu bewahren. Welch' ein Himmelstrost wären Thränen für ihn! Und in ihrem kindlichen Herzen stammelt ein naives Gebet, nur kleine Gabe bittet sie — Glänzendes, Glückliches, das wagt sie nicht mehr zu erflehen! — also eine winzige Gabe: „Lieber Gott im Himmel, laß ihn weinen! — sag' ihm doch, wie sehr es mich quält und ängstigt, sein thränenloses Leid. . . ."

Jetzt, mit dem wieder anhebenden Chorgesang, hebt der König das Haupt empor und läßt die Hände sinken, die Augen immer noch thränenlos. Da raschelt es neben ihm in der Wolke schwarzen Krepps; die Hand der Königin kämpft mit den schier undurchdringlichen Falten um den Ausgang. Endlich hat sie diesen Ausgang erreicht. Was ist das? Über sein Herz hin flutet eine warme Welle. Ihre Hand hat nach der seinen getastet, und endlich hält sie die, hält sie fest umklammernd in steigendem Druck, und ein gemeinsames Beben geht durch ihre beiden Körper. —

„Lieber Edwin —"

Das Gebraus der Orgel und der Chorgesang verschlingt den Hauch dieser zwei Worte. Und auch die andern:

„Ottilie, verzeih mir —"

Nur ein innigerer Gegendruck ihrer Hand als Antwort: — was hat sie ihm denn zu verzeihen?

„Et lux perpetua luceat eis —" braust es von der Empore der Sänger.

Am Abend aber, nachdem die Ceremonie verhallt und sich der Schwall der Gäste verlaufen, errang er den Mut, ihr die Wahrheit zu gestehen. Er wollte sie um Verzeihung bitten, weil er die Tage über sie zu klein, zu zag und zu gebrechlich gehalten, solches Ungeheuerliche zu fassen, weil er in seinem eignen Kleinmut nicht zuerst nach ihrer Hand getastet. Auch etwas von der Angst, daß sie auf anderm Wege davon erführe und die Überraschung dann verhängnisvoll für ihren Zustand wirken könnte.

Er hielt, nach dem ersten Sturm der verhängnisvollen Mitteilung mit seinem Arme ihren zarten Nacken umfangen, schirmend und stützend. Und so lasen sie beide gemeinsam das Schriftstück, das Königin Rodalga in der Nacht ihres Abschieds für sie beide hinterlassen:

„Lieber Edwin, arme, liebe Kinder!

„So ist es denn beschlossen, daß ich gehen soll. Ihr werdet aufs tiefste erschrecken, das kann ich Euch nicht ersparen. Mich hat die Rücksicht auf die Dynastie nicht zu halten vermocht, so egoistisch ist der Glücksdurst Eurer armen Mutter. Lechzt sie nicht nach dem Glück des ewigen Vergessens? Ihr sollt sie selig preisen, weil sie in diesen Stunden grausamer Bitternis das Hoffen ihres Herzens gläubig auf ein nahes Wiedersehen mit *ihm* gerichtet.

„Das unerbittliche Verhängnis hat uns beide Schiffbruch zu leiden geboten — Rang und Name und der ganze Glanz der Krone hat uns nicht zu schützen vermocht. Was ist eine Krone in der Hand des Allmächtigen? — Flitterstaub, den ein Lufthauch dahinführt! Sind wir Königlichen nicht ärmer als die Ärmsten, die Zuflucht suchen unter dem Mantel unsrer Gnade?

„Wieviel des Glückes muß ein König missen,
Deß' sich der Einzelne erfreut. . . ."

„Eines heißt mich zögern. Verzeiht, daß ich es offen sage in dieser Stunde: — warum säumt Ihr Frieden zu finden? Ich wäre mutiger diesen Weg geschritten, wenn ich den Trost dahin genommen, daß Ihr gemeinsam, in helfender Liebe, die schwere Bürde Eures Königlichen Berufs zu tragen gewillt seid. Vielleicht kommt die Stunde, die Eure Herzen aneinander fesselt für den Sturm des Lebens, der Eurer Kronen spottet. Möge dieser Sturm Euch nicht überraschen! Mahnend, im innigen Flehen, rufe ich Euch zu: Liebet Euch! — laßt die Treue, das Glück der Guten, Euren Bund segnen! — liebet Euch. . . ."

Und die Worte verzitterten schwankend vor ihren Augen, das Blatt entglitt ihren Händen. Laut aufschluchzend barg er ihr schluchzendes Köpfchen an seiner Schulter, lange, lange. Kein gesprochenes Wort von ihren Lippen, nur das stumme, heißbebende Gelöbnis ihrer erschütterten Herzen:

„Mutter — Arme, Unselige! Nicht ganz vergeblich sollst du dich geopfert haben. . . ."

Wilde Neſſel.

Geſtrüpp und Ranken, wild und dicht,
Ums Waldhaus her im Bergeskeſſel.
Dort wächſt auch ſie und brennt und ſticht,
Das ſchlanke Kraut, die wilde Neſſel.

Ihr Mund ſo rot — ihr Zünglein ſpitz,
Das wiſſen alle, die ſie kennen.
In Scherz und Ernſt, mit Wort und Witz
Weiß ſie zu ſtechen und zu brennen.

Gar mancher nahte ſacht und zart,
Das ſchlimme Waldkraut ſich zu brechen.
Sie blieb bei ihrer alten Art,
Drauf los zu brennen und zu ſtechen.

Nur einen hat ſie nicht gebrannt,
Wie trotzig ſie im ſtillen glühte.
Er faßte mit beherzter Hand
Und feſtem Griff die wilde Blüte.

Keck brach er ſich das ſchlanke Kraut,
That nicht erſt zierlich und beſonnen,
Froh und getroſt mit heiler Haut
Hat er das Pflänzchen ſich gewonnen.

Nun ruht ſie fromm an ſeiner Bruſt,
Nun trägt ſie ſelig ſeine Feſſel.
Ihn aber freut's, daß er gewußt,
Wie man ſie pflückt, die wilde Neſſel!

Frida Schanz.

Digitized by Google

Die Erschließung Afrikas.

Von Gerhard Rohlfs.

(Abdruck verboten.)

Das Jahr 1788 wird für die Entdeckungsgeschichte Afrikas stets epochemachend sein. Etwas mehr als 100 Jahre sind erst seitdem verflossen, und der ganze afrikanische Continent, von Stanley bezeichnend „der dunkle“ genannt, ist entschleiert.

Im Jahre 1788 war in London die British-African Association gestiftet worden, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Innerafrika für europäische Kultur, für das Christentum und für den Handel zu erschließen, und erst seit dieser Zeit kann von einer den Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Organisation von wirklichen Forschungs- und Entdeckungsreisen in Afrika die Rede sein.

Unter den ersten Reisenden, welche die British-Association nach Afrika schickte, ist der hervorragendste der Schotte Mungo Park. Dieser wurde 1771 zu Fowlshiels bei Selkirk geboren und gab sich in Edinburgh medizinischen Studien hin. Nach Vollendung derselben praktizierte er als Arzt in London und nahm später als solcher eine Stelle zu Benkulen auf Sumatra an. So wurde er mit dem Tropenklima bekannt. Im Jahre 1795 erhielt er von der African Association den Auftrag, sich von der Westküste aus in das Innere von Afrika zu begeben.

Mungo Park.

Er ging den Gambia stromaufwärts und drang von der letzten englischen am Flusse gelegenen Station Pisania aus mutig ins Innere vor. Die Schwierigkeiten, welche er bei seiner Reise zu überwinden hatte, waren unglaublich groß, denn man muß bedenken, daß vor hundert Jahren das Reisen in Afrika — gerade wie bei uns in Europa auch — mit unendlich größeren Gefahren aller Art verknüpft war, als heut zu tage. Es gelang Mungo Park trotzdem, bis zu den Reichen von Bondu, Kaarta und Ludamar vorzudringen, und er erreichte unter unsäglichen Mühen und Anstrengungen den Niger. Er verfolgte den Strom eine zeitlang bis er das Dorf Kamilia in Manding erreichte, wo eine schwere Krankheit ihn lange festhielt. Sieben Monate mußte er dort verweilen, dann kehrte er, als er sich kräftiger fühlte, mit einer Sklavenkarawane nach Pisania und im Dezember 1797 nach England zurück. Aber es litt ihn nicht lange in der Heimat; schon 1805 brach er, von der Regierung geschickt, von neuem nach Afrika auf und unternahm die Reise abermals von Pisania am Gambia aus. Diesmal von zahlreichen Gefährten begleitet, erreichte er Bammako am Niger und wollte sich hier auf selbstgezimmertem Boote einschiffen, um den Lauf des Stromes zu erforschen. Er hatte aber nicht genug mit den Eingeborenen gerechnet. Überall tauchten Feinde auf, sein Boot wurde angegriffen und als er sich durch Schwimmen retten wollte, durchbohrten ihn die Speere der Feinde.

Mungo Park hat nicht nur die wissenschaftliche Erschließung des Kontinents begonnen, er brachte auch in seinem Reisewerk wertvolle Notizen über das Innere desselben, und wir verdanken ihm die erste genaue Kenntnis des Niger, neben wertvollen Notizen über den Sklavenhandel im Innern und einem Vocabular der Madingo Sprache. In Selkirk wurde ihm 1859 ein Denkmal errichtet.

Unter den mannigfachen Expeditionen, die nach Mungo Parks Tode seitens verschiedener Länder und seitens verschiedener Personen unternommen wurden, ragt durch ihre Resultate vor allem die von Denham und Clapperton gemeinschaftlich mit Oudney unternommene hervor. Dixon Denham wurde am 1. Januar 1786 zu London geboren, machte als Freiwilliger den spanischen Krieg gegen Napoleon mit und unterbreitete 1821 der britischen Regierung einen Plan zur weiteren Erschließung Afrikas. Er wollte versuchen vom Norden und zwar von Tripolis

Dixon Denham.

aus in den Kontinent einzudringen. Am 21. November 1821 traf er mit seinen Begleitern Clapperton und Oudney in Tripolis zusammen. Sie zogen zunächst im Jahre 1822 mit einer eigenen Karawane nach Mursuk in Fessan, welches vor ihnen schon 1799 von Lyon und Ritchie besucht worden war. Noch im selben Jahre erreichten sie sodann einen Ort Lari (Ngigmi) am Tschad-See, so daß Denham und Clapperton als die eigentlichen Entdecker dieses wichtigen Süßwassersees, der augenblicklich als Brennpunkt der Kolonialpolitik der Engländer, Franzosen und Deutschen gilt, angesehen werden können. Von hier aus begaben sie sich nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu, wo sie vom Sultan, dem Scheich el Kanemi, gut aufgenommen wurden. Der Scheich von Bornu überredete Denham sodann, einen Kriegszug gegen die Pullo mitzumachen, wobei dieser Mandara kennen lernte, aber in Kriegsgefangenschaft geriet und verwundet nur mit genauer Not seinen Feinden entkam. Mittlerweile hatte er den Tschad-See astronomisch bestimmt und drang nun an den Ufern desselben weiter bis zum Delta des Schari vor. Seine Absicht in Bagirmi einzudringen, wurde durch die Wildheit der Bewohner vereitelt.

Nach seiner Wiedervereinigung mit Clapperton unternahm Denham mit diesem eine Reise nach Sokoto und kehrte mit ihm 1824 über Tripolis nach England zurück. Oudney war mittlerweile in Bornu gestorben. Später, im Jahre 1826, schiffte sich Denham nach Sierra Leone ein und wurde zum Statthalter dieser Kolonie ernannt. Er hatte vor, von hier aus neue Wege nach Innerafrika zu erschließen, erlag aber am 9. Juni 1828 einem perniciösen Fieber.

Hugh Clapperton, der von Denham gar nicht zu trennen ist, wurde 1788 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries geboren, widmete sich im Anfange dem Handelsstande, trat aber dann in den Seedienst und ging 1814 als Seekadett unter Admiral Cochrane nach Nordamerika, wo damals auf den Seen eine Flotte gegen die Vereinigten Staaten ausgerüstet wurde. 1817 nach England zurückgekehrt, begleitete er Major Denham und Oudney auf ihrer Expedition nach Bornu und Sokoto. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1825 hatte er vor, gemeinsam mit Denham von der Westküste aus in Afrika einzudringen, ging aber schon ein Jahr früher als dieser nach der Bucht von Benin und drang mit seinem Diener Landers bis Sokoto vor. Dieser wurde später durch die Nigererforschung berühmt. Der damalige Sultan Bello verbot ihm ein weiteres Vorgehen, und er sah sich zur Umkehr genötigt. Die Enttäuschung und schwere Anstrengungen warfen ihn aufs Krankenlager, und am 13. April 1827 starb er zu Tschangarry unweit der Hauptstadt Sokoto.

Die Reisen von Denham und Clapperton erschlossen der Wissenschaft ein vollkommen neues Gebiet. Innerafrika, das bis dahin nur aus den Aufzeichnungen der arabischen Geographen bekannt war, trat nun in seiner

vollsten Wirklichkeit vor die Augen der Zeitgenossen. War doch allein schon die Thatsache, daß der Tschad-See gesehen worden war, daß verschiedene Ortschaften daselbst astronomisch festgelegt waren, ein ungeheurer Gewinn für die geographische Wissenschaft.

Wenn nun auch die auf die Erforschung von Central-Afrika gerichteten Bestrebungen nicht mehr aufhörten, so wurden größere Expeditionen doch erst 1850 wieder unternommen. Es handelt sich um die damals unter dem Engländer James Richardson ins Leben gesetzten. Wir können hierbei aber Richardson, Vogel und Overweg übergehen und uns nur der Hauptperson Heinrich Barth zuwenden. Mit Heinrich Barth treten wir, obschon auch er den Toten angehört, in die Gegenwart und begrüßen ihn außerdem mit Stolz als einen Forscher, der unserm Vaterland angehörte.

Hugh Clapperton.

Heinrich Barth wurde am 16. Februar 1821 zu Hamburg geboren. Er erfreute sich der Auszeichnung, daß er ein Schüler der beiden größten damals lebenden Geographen und Reisenden war: Ritters und Alexander von Humboldts. Schon früh unternahm er große Reisen. Namentlich zog es ihn nach dem Mittelmeer, dessen angrenzende Länder er auf zahlreichen wissenschaftlichen Reisen kennen zu lernen suchte. Nachdem er in England sich im Arabischen vervollkommnet und durch den Besuch der dortigen Museen seine Kenntnisse der orientalischen Sitten und Gebräuche erweitert hatte, setzte er 1844 von Gibraltar nach Tanger über und begann seine denkwürdige Reise um die Küsten von Afrika. Er durchwanderte die Küstenstädte des westlichen Marokko, unterzog die Küsten von Algerien und Tunesien einer eingehenden Untersuchung und drang auch ins Innere vor. Schon seine Reisen durch Tunis und Tripolis, sowie durch die Sandwüste am Südrand der großen Syrte bis Bengasi brachten der Altertumskunde reichen Gewinn. Ganz aber konnte er sich seinen antiquarischen und archäologischen Studien hingeben, als er mit Bengasi, dem alten Euesperides, das klassische Land, die alte ruhmreiche Cyrenaika, betrat. Seine Gelehrsamkeit und sein äußerst kritischer Geist kamen hier voll zur Geltung. Nach Beendigung seiner Reise durch Cyrenaika wollte er sich durch Marmarica nach Ägypten begeben, er wurde aber in der Nähe Ägyptens von Räubern fast seiner ganzen Habe, namentlich auch seiner Skizzen und seiner Tagebücher, beraubt und selbst schwer verwundet, so daß er sich mit genauer Not nach Ägypten retten konnte. Hier unternahm er noch eine Nilreise bis zum zweiten Katarakt und eine Wüstenreise von Assuan nach Berenike und Koser. Darauf begab er sich zum asiatischen Festlande, durchwanderte die peträische Halbinsel und Palästina, sowie das nordsyrische Küstenland und setzte seine Forschungen auf Cypern, in Pamphylien, Lykien mit Rhodus, Bithynien, Lydien, Äolien und Troas fort. Erst nach dreijähriger Abwesenheit kehrte er nach Europa zurück.

Barth habilitierte sich nun in Berlin und las über die Geographie Nordafrikas, bis er durch Bunsen, den damaligen preußischen Gesandten in London, und Petermann aufgefordert wurde, sich der nach Centralafrika abgehenden Expedition unter Richardson als wissenschaftlicher Begleiter anzuschließen. Mitte November 1849 verließen die Reisenden, denen sich Overweg als Geolog angeschlossen hatte, London, landeten am 11. Dezember in Philippeville, und Overweg und Barth machten von Tunis aus eine Reise über Susa, Sfax und Djerba nach Tripolis, von wo aus sie endlich im März 1850 ins Innere aufbrachen.

Die Reisenden kamen ohne Unfall nach Mursuk. Von hier aus machte Barth einen Abstecher nach Tin Tellust, in dem vorher noch von keinem Europäer erreichten Gebiet von Air oder Asben, erforschte das Land und schloß Verträge mit den Kelowi Tuareg. In Tamerghu auf der Grenze zwischen den

Tuareg und den Kanuri (Bewohner von Bornu) trennten sich die Reisenden, Barth, um Kano und Katsina zu erreichen, Overweg und Richardson, um nach Kuka zu gehen. Richardson erlag schon in Ngurutua bei Kuka dem Fieber, während Barth daselbst am 5. Mai 1851 mit Overweg zusammentraf.

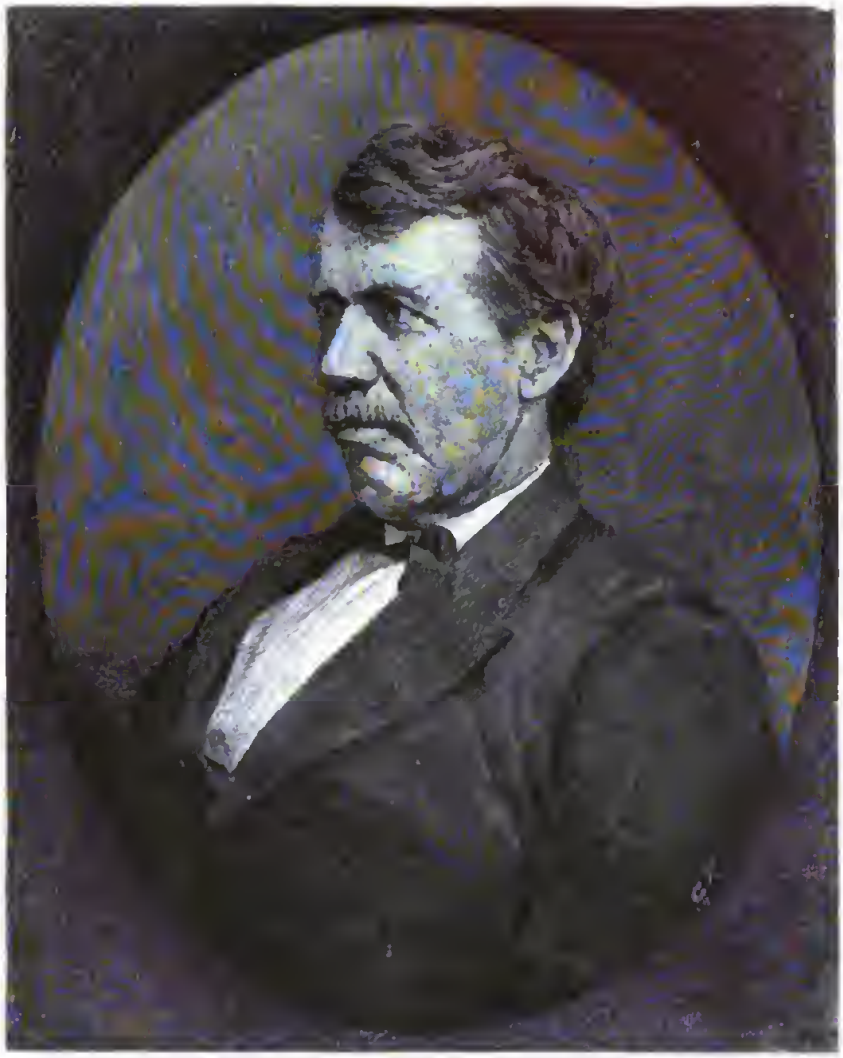
Barth wandte sich nun nach Adamaua, überschritt den Benue und kehrte am 22. Juli nach Kuka zurück. Von da aus unternahm er vereint mit Overweg eine Reise nach Kanem und am 25. November 1851 bis Ende Januar 1852 eine Reise nach der Landschaft Musgu. Sodann ging Barth nach Bagirmi und besuchte die Hauptstadt Massenja. Am 27. September 1852 starb Overweg, und Barth reiste nun über Kano und Katsina nach Sokoto, erreichte dann Say am Niger am 12. Juni 1853 und gelangte endlich am 7. September 1853 nach Timbuktu. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt verließ er am 8. Mai 1854 die Stadt, schloß noch in Gagho Verträge mit den angesehensten Tuareg-Häuptlingen, war am 18. Oktober 1854 wieder in Kano und am 12. Dezember bei Scheich Omar in Kuka.

Heinrich Barth.

Durch die Wüste kehrte er zurück und befand sich am 21. August 1855 in Tripolis, am 8. September in Marseille, nachdem er vor beinahe sechs Jahren Europa verlassen hatte. Er nahm nun in Berlin seine akademische Thätigkeit wieder auf, erhielt 1859 die vor ihm von Karl Ritter innegehabte Professur und unternahm alljährlich Reisen, die ihn durch Spanien, die Türkei, Italien, Dalmatien und Montenegro führten. Von seiner letzten Reise kehrte er krank zurück und starb am 25. November 1865 in Berlin.

Barth erforschte zuerst das Land Air gründlich, überschritt den Benue und kam als erster Europäer nach Jola in Adamaua; er kam ferner zuerst nach Bagirmi und gab von diesem Lande, sowie von Wadai die genaueste Beschreibung; er besuchte endlich als erster Europäer nach René Caillié Timbuktu und erforschte ein großes Stück des Niger. Die Wissenschaft verlor in Heinreich Barth den größten Afrikareisenden aller Zeiten und aller Länder. Wer das Glück gehabt hat, ihm persönlich näher zu stehen, wird nicht umhin können, die wahrhaft aufopfernde Liebe zu betonen, die er allen wissenschaftlichen Bestrebungen entgegentrug. Ich befand mich gerade inmitten der Sahara, in Mursuk, als ich von Barth ein Schreiben mit beifolgenden Instrumenten erhielt. In einem zu gleicher Zeit eintreffenden Brief wurde mir der Tod des großen Forschers angezeigt.

Fast gleichzeitig mit Heinrich Barth, aber im Süden des afrikanischen Kontinents, trat nun David Livingstone auf, den die Briten mit Recht ihren größten Afrikareisenden nennen. David Livingstone wurde am 19. März 1813 in Blantyre bei Glasgow geboren und ging 1840 als Sendling der Londoner Missionsgesellschaft nach dem Inneren des Kaplandes. Seit 1845 wirkte er im Reiche Setscheles am Rande der Kalahariwüste. Im Jahre 1842 durchwanderte er diese bis zum Ngamisee, folgte 1851 der Einladung des Makololo Häuptlings Sibitoane und erreichte als erster Europäer bei Seschele den Sambesi. Dann den Sambesi und Liba hinaufgehend, erreichte er am 31. Mai 1854 über den Kassai und Kuango die Westküste bei Loanda. Fast auf demselben Wege kehrte er nach Linjanti zurück, ging den Sambesi stromabwärts, wobei er die Viktoriafälle dieses Stromes entdeckte, und erreichte am 20. Mai 1856 die Ostküste bei Quilimane. Im Süden hat also



David Livingſtone.

Livingſtone als erſter Afrika von Weſt nach Oſt durchquert.

Nun kehrte er in die Heimat zurück, wo es ihn aber nur ſo lange litt, bis er ſein Reiſewerk vollendet hatte, dann zog er im März 1858 wieder hinaus nach Quilimane, erforſchte den unteren und mittleren Lauf des Sambeſi, den Nebenfluß Schire bis zu ſeinem Urſprung aus dem Njaſſa und entdeckte in der Nähe dieſes Sees den Schirwaſee. Auch ging er zwei Mal den Rovuma hinauf.

1864 kehrte Livingſtone nach England zurück, aber ſchon im Januar 1866 ſehen wir ihn wieder in Sanſibar. Er ging nun den Rovuma hinauf zum Njaſſa, umging dieſen See im Süden und gelangte im April 1867 an das Südende des Tanganjika. Nun wandte er ſich weſtlich, und erreichte 1868 den Moeroſee, nachdem er zuvor den Lualaba entdeckt hatte. Sodann drang er bis an den Bangweoloſee vor und ging nun nach dem Norden, wo er Udjidji am Tanganjika erreichte. Hier blieb er bis 1869. Hierauf erforſchte er das weſtlich von Tanganjika gelegene Manjemaland, von wo er am 23. Oktober 1871 nach Udjidji zurückkehrte. Da man in Europa nichts von ihm hörte, gingen Reiſende aus ihn aufzuſuchen. Der von Bennet in New York ausgeſchickte Stanley fand ihn endlich in Udjidji und begleitete Livingſtone nach dem Nordende des Tanganjika-Sees und in das öſtlich davon gelegene Unjamjembe Gebiet.

Digitized by Google

Während Stanley nun zur Küste zurückkehrte, wandte sich Livingstone nach dem Süduser des Tanganjikasees in das Land Kasembe und zog bis zum Ostuser des Bangweolosees, immer nach den Quellen des Nils suchend. Hier starb am 2. Mai 1873 er, der ausdauerndste aller Afrikareisenden, der über 30 Jahre auf afrikanischem Boden geweilt hat. Livingstones Leiche wurde von treuen Dienern nach der Küste gebracht und in der Westminster Abtei in London beigesetzt.

Livingstone war gleich groß als Afrikareisender wie als Missionar. Seine großartigen Entdeckungen, sowie seine Bemühungen, die Neger für das Christentum zu gewinnen, sichern ihm für immer einen Platz in den Herzen der Menschen. Keiner verstand es wie er, christliche Liebe mit dem Eifer für geographische Wissenschaft zu vereinen.

Wir kommen nun zu dem Manne, der eins der bedeutendsten Probleme der alten und neuen Welt löste, ein Problem, welches schon Nero zu entschleiern versuchte: die Frage nach den Quellen des Nils. Es war John Hanning Speke. Derselbe wurde am 4. Mai 1827 in Jordans bei Ilchester in Somerset geboren, trat in die Armee, wurde Offizier und durchzog als Jäger und Naturforscher den Himalaya. Im Jahre 1854 ging er zuerst mit Burton nach der Somalihalbinsel und wurde dort schwer verwundet, machte aber im folgenden Jahr den Krimkrieg mit. Im Jahre 1857 sehen wir ihn mit Burton wieder in Ostafrika eintreffen. Es gelang ihm jetzt Ende Juli, den Ukerewe, von ihm Viktoria See benannt, zu entdecken. Er erklärte ihn für die Quelle des Nils. Mit Burton hatte er sich inzwischen entzweit, und in den Berichten dieses Reisenden wurde das Ganze angezweifelt. Infolge dessen unternahm Speke im Jahre 1860 mit Grant von Sansibar aus eine neue Reise nach dem Ukerewe. Die beiden Reisenden gingen zunächst nach Kagehi, südlich vom Ukerewe, durchzogen die Reiche von Karagwe und Uganda, gingen im Westen um den See, durch das Königreich Unjoro und längs des Nils bis Gondokoro und entdeckten den Ausfluß des Nils und den Mwutan-See, den er durchströmt. Speke konnte also mit vollem Rechte sagen, the Nile is settled, und seine Neider wurden von Professor Petermann in Gotha bald zum Schweigen gebracht. Speke wurde am 15 September 1864 bei Bath in England durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd getötet.

Innigen Anteil an der Entdeckung der Nilquellen hat noch ein andrer Engländer, der noch lebende General Grant. James Augustus Grant, geboren 1827 zu Nairn in Schottland, wurde früh in Indien Offizier und machte als solcher den Feldzug gegen die Sipahis mit, focht mit Auszeichnung bei Gudscherat und wurde bei Lakhnau schwer verwundet. Berühmt aber wurde Grant durch die Reise, welche er mit Speke unternahm. Er trug seinerseits nicht wenig dazu bei, daß die Nilquellen entdeckt wurden. Entdeckt aber sind sie, der Ukerewe hat in der That nur so kleine und unbedeutende Zuflüsse, daß man keinen einzigen derselben als Quellfluß des Nils bezeichnen kann. Grant befand sich 1867/68

Hütte, in welcher Livingstone am 2. Mai 1873 verschied.

im Stab des Generals Napier's und beteiligte sich namentlich an verschiedenen Recognoscirungspartien, die er gemeinsam mit Munzinger unternahm, auch machte er wissenschaftliche Beobachtungen. Für seine Leistungen in Abessinien wurde er zum Ritter des Sterns von Indien ernannt. General Grant lebt jetzt in London.

Ein Leben, reich an Abenteuern und an Erfolgen ist auch das des ausgezeichneten Reisenden Burton gewesen, der 1821 zu Tuam in Irland geboren wurde und erst vor wenigen Monaten aus dem Leben schied. Auch er trat als Leutnant in die englisch-ostindische Armee, verließ sie indes bald, da ein nicht zu bändigender Thatendurst und eine unwiderstehliche Neigung nach Abenteuern ihn trieb, unbekannte Länder zu erforschen. Dabei kamen ihm ein starker Körper, Geschmeidigkeit im Wesen, Sprachtalent und eine große Nachahmungsgabe sehr zu statten, so daß er allen Gefahren getrost ins Auge schauen konnte. Nach verschiedenen Reisen in Indien faßte er den

John Hanning Speke und James Augustus Grant.

Sir Richard F. Burton.

Plan, mit Hilfe der Londoner geographischen Gesellschaft die heiligen Orte der Mohammedaner, Mekka und Medina, zu besuchen. Unter dem Namen Scheich Abdallah von Afghanistan schiffte er sich 1853 zu Sues ein und es gelang ihm, der ganzen Feierlichkeit, deren man bedarf, um Hadj zu werden, beizuwohnen. Wenn man weiß, wie schwierig es für einen Europäer ist, sich an den Orten aufzuhalten, von denen Mohammed gesagt hat, daß sie „Harem" für alle Ungläubigen d. h. „verboten" sein sollten, und daß die Übertretung dieses Verbotes sogleich mit dem Tode bestraft wird, wird man zugeben müssen, daß nur ein gründlich mit den Sitten, Gebräuchen und der Sprache Vertrauter dieses Wagnis ausführen konnte.

Nach dem Erfolge dieser ersten Reise sollte Burton im Auftrage der englischen geographischen Gesellschaft die Somalihalbinsel bereisen und namentlich nach Harar zu dringen versuchen. Die Erreichung wissenschaftlicher Zwecke und die Absicht Handelsbeziehungen anzuknüpfen, waren die Ziele der Reise. Burton schiffte sich am 29. Oktober 1854 von Aden nach dem afrikanischen Hafenort Seila ein und konnte, als mohammedanischer Kaufmann verkleidet, wirklich Harar erreichen und daselbst einen zehntägigen Aufenthalt nehmen. Am 9. Februar 1855 kehrte er nach Berbera zurück. Nun schickte er sich an mit mehreren Begleitern, Speke, Herman und Stroyan, sämtlich Offiziere der britisch-ostindischen Armee, ins Innere zu dringen, das Lager wurde aber nachts von den Somali überfallen und Stroyan getötet, alle übrigen verwundet.

Da dieser Plan nun vereitelt war, richtete Burton sein Augenmerk auf die südlich vom Somaliland gelegene Suaheliküste. Er und Speke machten sich Ende 1856 mit Unterstützung der britischen Regierung von Sansibar aus auf den Weg ins Innere. In westlicher Richtung vordringend, erreichten sie 1858 das Gestade des Tanganjika. Infolge von Krankheit mußte Burton in Unjamjembe liegen bleiben, während es seinem Begleiter gelang, weiter nach dem Norden zu gehen und den großen See Ukerewe zu entdecken. Im März 1859 kehrten beide Reisenden nach Sansibar zurück und waren im Mai wieder in England.

Zunächst wandte sich Burton nun den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu, besuchte die Mormonen am Salt Lake und wurde darauf britischer Konsul in Fernando Po. Von hier aus besuchte er Abbeokuta im Golf von Guinea, bestieg den Kamerunberg mit dem deutschen Botaniker Mann und ging in diplomatischer Mission zum König von Dahome, Gelele, wo er den berüchtigten Menschenopfern beiwohnte und Gelegenheit fand, verschiedene Sklaven dadurch vom Tode zu retten, daß er sie sich vom Sultan Gelele schenken ließ. Eine der so geretteten Sklavinnen, die auf Kosten der Königin von England erzogen worden war, begrüßte mich 1867 in Lagos mit einer Mozartschen Sonate. Burton befuhr auch den Kongo bis zu den Katarakten.

Im Jahre 1864 wurde Burton zum Konsul in Santos in Brasilien ernannt und begann nunmehr seine Studien südamerikanischer Verhältnisse. Die erzreiche Provinz Minas Geraes wurde von ihm besucht und der Francisco-Strom befahren. Dann wohnte er dem Kampfe Brasiliens, Argentiniens und Uruguays gegen Paraguay bei.

Im Jahre 1869 kam Burton als Konsul nach Damaskus, wo sich ihm wieder ein neues Feld für seine Forschungen eröffnete. Er durchzog Syrien und das geheimnisvolle Palmyra, von wo er zahlreiche archäologische und anthropologische Schätze mit nach Hause brachte. Zwei Jahre verblieb er in Damaskus. Ruhelos machte er dann im Sommer 1872 eine Reise nach Island und dann 1876 und 1877 eine im Auftrag des Chedive, eine andere in das Land der Gold-

minen, Midian, wo er die Ruinen zahlreicher Städte entdeckte. Darauf erhielt er eine Anſtellung als britiſcher Generalkonſul in Trieſt, wo er am 20. Oktober 1890 ſtarb.

Wir bewundern in Burton nicht nur einen ausgezeichneten Reiſenden, ſondern auch einen vorzüglichen und ſehr fruchtbaren Schriftſteller. Seine Werke, zu denen noch zahlreiche Abhandlungen kommen, füllen mehr als dreißig Bände und alle haben bleibenden Wert.

Sir Samuel White Baker.

Eng verknüpft mit Speke, Grant und Burton war Sir Samuel White Baker, der am 21. Juni 1821 zu Thoregove in Worceſterſhire geboren wurde. Als vortrefflicher Schütze begab er ſich 1845 nach der Inſel Ceylon, um dort der Eleſantenjagd obzuliegen, vernachläſſigte aber über der Jagd nicht die Beobachtung von Land und Volk. Er kehrte ſodann nach England zurück, fühlte ſich aber nach ſeinem eigenen Ausſpruch „wie eine Pflanze in einer düſteren Stube“ und war vollkommen durchdrungen von einer „zigeunerhaften Liebe zum Wandern.“

Nachdem er eine zeitlang beim Bau der türkiſchen Bahn von Warna nach Küſtendje thätig geweſen war, rüſtete er 1861 in Kairo eine Expedition aus, um Speke und Grant, die von Sanſibar aufgebrochen waren, entgegen zu gehen. Um ſich auf dieſe Weiſe gehörig vorzubereiten, ging er erſt nach Nordabeſſinien, um die Zuflüſſe des blauen Nils zu erforſchen. Dieſe Reiſe, von der Baker zahlreiche Jagdtrophäen heimbrachte, währte ein Jahr. Im Juni 1862 rüſtete er ſodann die Expedition in Chartum aus, fuhr ſtromaufwärts bis Gondokoro und traf Mitte 1863 wirklich mit Speke und Grant zuſammen. Dieſe gaben ihm Kunde von dem großen Quellſee des Nils. Es ſollte aber noch ein zweiter See vorhanden ſein, den beide nicht geſehen hatten, und Baker beſchloß nun dieſen aufzuſuchen. Er wandte ſich zunächſt nach Oſten, erforſchte die Negerreiche Ellyria, Latuko und Obbo, kam dann auf der Rute von Speke zu den Karuma-Waſſerfällen des Somerſet und endlich unter vielen Gefahren durch das Reich Unjoro am 16. Mai 1864 bei Vacovia an den Luta Nſige (Albert See). Zehn Tage lang fuhr er in Kanoes an dem Norduſer des Luta Nſige entlang bis Magango, wo ſich der Somerſet in den See ergießt. Den Abfluß des Nils aus dem See fand er aber nicht, er liegt an der von Baker nicht bereiſten Küſte des Luta Nſige. Im März 1865 war Baker wieder in Chartum und kehrte nach England zurück. 1868 unterbreitete er dem Vicekönig von Ägypten einen Plan, die Sklavenjagden zu verhindern, und der Chedive machte ihn, auf dieſen Plan eingehend, zum Paſcha und ſtellte ihn an die Spitze einer kleinen Armee, mit der er am 7. Juni 1870 in Chartum eintraf. Hier verſchwur ſich alles, vom Gouverneur bis zum letzten Laſtträger, gegen Baker, weil alle in der Verhinderung des Sklavenhandels eine ſchwere Schädigung ihrer Intereſſen ſahen. Trotzdem konnte Baker mit ca. dreißig Barken aufbrechen und im April 1871 unter unendlichen Schwierigkeiten Gondokoro erreichen, wo er eine Stadt erbaute, die er Ismailia nannte. Er führte Krieg gegen die Bari und zog Ende 1871 nach dem Süden, errichtete bei Fatiko ein feſtes Lager und drang fortwährend mit den Sklavenhändlern kämpfend bis Maſindi in Unjoro. Baker annektierte das Land für den Vicekönig von Ägypten, aber es blieb

nur so lange ruhig, wie er da war. Im Jahre 1873 kehrte er nach Gondokoro und von da nach London zurück, sein angesangenes Werk, das ungeheure Summen gekostet hatte, Gordon überlassend, der zu seinem Nachfolger ernannt wurde. 1879 brachte Baker sechs Monate auf Cypern zu, seitdem lebt er auf seinem Gut in England. Er heimste reiche Ehren ein, wurde baronisiert und erhielt, wie die vorigen Reisenden, die goldenen Medaillen von London und Paris.

Georg Schweinfurth, geboren zu Riga am 29. Dezember 1836, ist offenbar von allen noch lebenden Afrikareisenden derjenige, welcher die meisten wissenschaftlichen Kenntnisse besitzt. Er hat sich ja auch von Anfang an ganz für wissenschaftliche Reisen ausgebildet. Nachdem er sich im frühen Jünglingsalter einer schwärmerischen Neigung für China hingegeben, zog es ihn später, infolge seiner botanischen Studien, nach Afrika. Sein spezielles Fach blieb immer die Botanik, und er ist zweifellos der beste Kenner der afrikanischen Flora. Er wandte sich aber auch geologischen, anthropologischen und sprachlichen Studien zu, sodaß er als Reisender jeder Wissenschaft reichlich Genüge leistete.

Georg Schweinfurth.

Schweinfurth bereitete sich in Berlin, wo er bis 1863 weilte und unter Alexander Braun, dem Entdecker der Blattstellungsgesetze, botanische Studien betrieb, zu den so erfolgreichen Reisen ins Nilgebiet vor und begann noch vor Schluß des genannten Jahres seine Unternehmung mit einer Reise durch Ägypten bis Koser am roten Meer. Von hier aus unternahm er eine Küstenfahrt bis Sauakin, welche, oft durch Ausflüge ins Innere unterbrochen, die Erforschung vieler bis dahin noch so gut wie unbekannten Berggegenden, namentlich die des Gebel Elba im Gebirge der Bischarin, zur Folge hatte. Von Sauakin aus wurde nach einem wiederholten Besuch der Nubischen Küstenstriche die erste Reise ins Innere angetreten und über Kassala und Kedaref das damals noch Abessinien tributpflichtige Kalabat erreicht. Die üppige Flora dieses interessanten, an der untersten Vorstufe Abessiniens gelegenen Ländchens ward durch Schweinfurths siebenmonatliche Forschungen aufs gründlichste erkundet. Später gelangte der Reisende an den blauen Nil, den er bis Chartum hinabfuhr, um von da aus über Berber den Rückweg nach Ägypten und Europa zu nehmen.

Nachdem Schweinfurth auf diesen Reisen 1864—1866 die reichsten Erfahrungen gemacht, herrliche Sammlungen zu Stande gebracht und namentlich gezeigt hatte, daß er ein wissenschaftlicher Reisender von großer Befähigung sei, ging er im Juni 1868 mit Unterstützung der Humboldt-Stiftung im Auftrage der Akademie zu Berlin abermals nach Afrika. Über Djidda, Sauakin und Berber erreichte er Chartum, wo er sich einer der Expeditionen anschloß, wie sie die dortigen Elfenbeinhändler alljährlich in die oberen Nilgebiete zu entsenden pflegten. Er durchzog vom Gazellenfluß aus südwärts die Länder der Djur, Bongo und Mittu, durchquerte das Gebiet der menschenfressenden Njam-Njam, von deren Land er die erste verbürgte Kunde brachte, und entdeckte schließlich im Lande der gleichfalls kannibalischen Monbuttu den nach Westen fließenden Uelle. Es ist jetzt bekannt, daß dieser Fluß dem Kongo- und nicht, wie man anfangs vermutete, dem Schari-Gebiet angehört. So wurde Schweinfurth der erste Erforscher des oberen Kongobeckens, wenn man von Livingstones Entdeckung des Lualaba absieht. Er gab auch die ersten zuverlässigen Nachrichten von dem Zwergvolke der Akka. Leider büßte er bei einem Brande alle Tagebücher und schriftlichen Arbeiten ein, aber seine Sammlungen und Zeichnungen blieben verschont. Im November 1871 traf Schweinfurth wieder in Europa ein. Im Jahre 1873

Digitized by Google

beteiligte er sich insofern an der Rohlfs'schen Expedition in die libysche Wüste, als er die Oase Chargeh erforschte. Er gründete darauf 1875 im Auftrag des Chedive Ismail die Geographische Gesellschaft in Kairo und war in der Folge unablässig auf die Erforschung der dem Nilthal benachbarten Wüste bedacht. Im Laufe von dreizehn Jahren hat er ein großes Material an topographischen, geologischen und botanischen Forschungsergebnissen zustande gebracht. In den Jahren 1876—1888 unternahm er wie in jedem Winter und Frühjahr weite Streifzüge durch die ägyptischen Wüsten und sandte beständig große Sammlungen nach Berlin. 1881 beteiligte sich Schweinfurth an der von dem verstorbenen Dr. E. Riebeck zur Erforschung der Insel Sokotra unternommenen Expedition. Seit 1888 in Berlin ansässig, wo seine Sammlungen vom Staate übernommen wurden, setzt Schweinfurth seine gewohnten botanischen Streifzüge noch alljährlich fort. In den beiden letzten Jahren verwandte er je drei Monate auf die Erforschung der Flora des glücklichen Arabiens, sowie auf diejenige des italienischen Gebietes im nördlichen Abessinien.

Gustav Nachtigal.

Einige Jahre später als Schweinfurth, ein Jahr früher als Stanley, begann Nachtigal seine Reise nach Innerafrika, die ihn mit einemmale zu einem Forscher ersten Ranges erhob. Geboren am 23. Februar 1834 zu Eichstätt bei Stendal, siedelte er aus Gesundheitsrücksichten im Jahre 1863 nach Algerien über, ging dann nach Tunis, wo er Leibarzt des Chasnadars des Bei wurde. Als ich 1868 die Geschenke für den Sultan von Bornu absandte, sollte mein Diener sie überbringen. Als dieser starb, wurde Nachtigal damit betraut. Im Januar 1869 brach Nachtigal auf, ging über Sokna und Mursuk und machte von hier aus einen gefährlichen Zug nach Tibesti, das er als erster Europäer betrat. Mit Mühe dem Tode entronnen, setzte er seine Reise nach Bornu fort und hielt im Juli 1870 seinen Einzug in Kuka. Hier sein Hauptquartier aufschlagend, unternahm er eine äußerst wichtige Reise nach dem nordöstlich vom Tschad-See gelegenen Borku und bestätigte die von Barth erkundete Thatsache, daß Egei und Bodele tiefer gelegen seien als der Tschad-See. Am 27. Februar 1872 unternahm er eine Reise von Kuka nach Bagirmi und kehrte am 7. September nach Kuka zurück. Seinen Heimweg nahm er im März 1873 über Wadai, wo er auch Wara besuchte, in welcher Stadt Vogel getötet worden war. 1874 führte ihn sein Weg über Dar For, wo ihn indes ausbrechende Feindseligkeiten zwangen, das Land rasch zu verlassen, um über Kordofan und Chartum im November desselben Jahres Kairo zu erreichen. Bis zum Mai des nächsten Jahres blieb er hier, um seine arg mitgenommene Gesundheit wieder herzustellen. Dann sah er Deutschland wieder, wo er als ein Held der Wissenschaft gebührend gefeiert wurde. Während er die nächstfolgenden Jahre, mit Ausarbeitung seines großen Werkes beschäftigt, in Berlin verbrachte, führte er (seit 1879) den Vorsitz der geographischen Gesellschaft von Berlin. Seine politische Thätigkeit war ebenfalls von glänzendem Erfolge gekrönt. Als sich im Jahre 1881 herausstellte, daß Deutschland in Tunis vertreten sein müßte, wurde Nachtigal mit dem Titel eines Generalkonsuls dahin geschickt und im Jahre 1884 zum Reichskommissar für Westafrika ernannt. Sein Wirken im Togoland, in Kamerun, sowie an der Südwestküste von Afrika ist

Henry M. Stanley.
Nach einer Aufnahme von John Fergus, Largs (Schottland).

bekannt. Sein ohnehin nicht ſtarker Körper konnte das Fahren zur See nicht vertragen, und die kaum entfachte Begeiſterung in Deutſchland für afrikaniſche Koloniſation erhielt durch den am 19. April 1885 auf hoher See erfolgten Tod Nachtigals einen empfindlichen Schlag. Er verſchied auf dem deutſchen Kriegsſchiff „Möve“. Am 20. April fand ſeine Leiche auf Kap Palmas die letzte Ruhe. In vorigem Jahre iſt ihm in Stendal ein Denkmal geſetzt worden.

Die Wiſſenſchaft verlor in Nachtigal einen ihrer tüchtigſten Vertreter, ſpeziell die afrikaniſche Forſchung eines ihrer eifrigſten und erfolgreichſten Glieder. Daß er ein durchaus erfahrener Diplomat war, erhellt am beſten aus der in Ausſicht genommenen Ernennung Nachtigals zum Miniſterreſidenten in Marokko. Nachtigal erhielt von allen Ländern die höchſten Auszeichnungen.

Eine der intereſſanteſten Erſcheinungen unter den Afrikaforſchern und ohne Zweifel der erfolgreichſte Afrikareiſende der Jetztzeit iſt Stanley.

Henry M. Stanley, deſſen eigentlicher Name James Rowland iſt, wurde 1840 bei Denbigh in Wales geboren, ward Schiffsjunge und kam als ſolcher nach New Orleans. Hier fand er bei einem Kaufmann namens Stanley Beſchäftigung und wurde von dieſem adoptiert. Seine Reiſen begann er als Korreſpondent des New York Herald, indem er für dieſe Zeitung 1865 die Türkei und Kleinaſien durchzog und 1868 die britiſche Expedition nach Abeſſinien mitmachte. Hier lernte er Munzinger, Grant und mich kennen. Seinen Weltruf verdankte Stanley ſeinem Zug um Livingſtone aufzufinden. Er brach im Jahre 1869 auf und vereinigte ſich am 10. November 1871 in Udjidji am Tanganika in der That mit Livingſtone. Nachdem er gemeinſam mit Livingſtone den Tanganjika erforſcht hatte, kehrte er im März 1872 über Sanſibar nach Europa zurück. Alles dies war geſchehen auf Koſten des N. Y. Herald.

Nachdem Stanley dann Amerika durchreiſt, nahm er in noch großartigerer Weiſe ſeine Reiſen in Afrika wieder auf, indem der N. Y. Herald und der Daily Telegraph ſich zuſammen thaten, um durch ihn die Waſſerverhältniſſe im Oſten und Süden Afrikas klar legen zu laſſen. Mit 300 Trägern und Soldaten verließ er im November 1874 Bagamojo und erreichte im Februar 1875 den Ukerewe, den er in 58 Tagen umfuhr. Mit den Einwohnern hatte er hier viele Kämpfe zu beſtehen. Sodann wandte er ſich nach Weſten, entdeckte neue Seen und einen Zufluß zum Ukerewe, den Kagera oder Kitangule, den er für die eigentliche Nilquelle erklärte. Stanley wendete ſich nun der Löſung des größten noch vorhandenen afrikaniſchen Problems zu, er wollte ergründen, wohin die ungeheuren Waſſermengen weſtlich vom Tanganjika ſich ergießen, ob ſie dem Kongo zugehörten. Am 27. Mai 1876 kehrte er deshalb nach Udjidji zurück, umfuhr den von Burton entdeckten Tanganjika in 51 Tagen und fand auch den von Cameron entdeckten Ausfluß, den Lukuga, wieder, den er eine Strecke ſtromabwärts befuhr. Er erreichte dann unter großen Gefahren Njangwe, den äußerſten von Livingſtone und Cameron her bekannten Ort am Lualaba-Kongo, wo beide Forſcher hatten umkehren müſſen. Stanley ging mutig vorwärts. Er hatte viele Waſſerfälle und Stromſchnellen des Kongo zu umgehen und mußte oft ſeine 18 Schiffe über Land und durch Wälder ziehen laſſen, erreichte aber nach 32 Kämpfen am 8. Auguſt 1877 Boma an der Kongomündung. Er hat mithin den ganzen Ver-

Digitized by Google

lauf des Kongo feſtgelegt. Durch ihn erſt hat man erfahren, daß der Kongo in ſeinem Mittellauf den Äquator um 2° nördlich überſchreitet. Seit der Feſtlegung des Kongo waren in der That die letzten großen Probleme von Afrika als gelöſt zu betrachten. Hatten auch Cameron vor ihm, Wiſſmann und Lenz nach ihm den Kontinent im Süden durchquert, ſo hatte doch Stanley durch die Feſtlegung des Kongo eine der großartigſten Thaten in der Entdeckungsgeſchichte Afrikas vollzogen. Am 25. November 1878 ernannte ihn der König der Belgier zum Chef des Comité d'études du Haut-Congo, ſpäter zum Gouverneur.

Verney Lovett Cameron.

Weit wichtiger aber wurde Stanleys Wirkſamkeit wenn auch nicht als Erretter, ſo doch als Auffinder von Emin Paſcha (Dr. Schnitzer). Seit Jahren waren Dr. Junker, Emin Paſcha und Caſati verſchollen. Als dann im Jahre 1886 Junker endlich zurückkam, wurden mehrere Expeditionen geplant, um Emin Paſcha Hilfe zu bringen, und daß die Engländer dabei auf Stanley verfielen, muß ganz ſelbſtverſtändlich erſcheinen. Stanley wählte wieder den Weg über Sanſibar, wo er Anfang 1887 eintraf, Soldaten und Träger engagierte und mit ihnen den Kongo hinauffuhr. Die Errichtung eines feſten Lagers bei Jambuja am Aruwimi, ſein Zuſammentreffen mit Emin am Albert Njanſa, ſein Aufbruch zum Entſatze der Nachhut in Jambuja, ſein Wiederzuſammentreffen mit Emin Paſcha in Kavalli und die Heimreiſe bis Sanſibar ſind noch in aller Gedächtnis, wir brauchen hierbei nicht zu verweilen. Auch auf dieſer Reiſe hatte Stanley große geographiſche Errungenſchaften zu verzeichnen. Er erreichte am 16. Januar 1890 Kairo und kehrte von da nach London zurück, worauf er Amerika durchquerte und dann nach England zurückkehrte.

Verney Lovett Cameron, geboren am 1. Juli 1844, erwarb ſich nach ſeinem Eintritt in die engliſche Marine auf weiten Reiſen im Mittelmeer, Weſtindien und dem roten Meer nautiſche und ſprachliche Kenntniſſe und wurde 1872 von Sir Bartle Frere zum Führer einer Expedition auserſehen, deren Zweck war, dem von Stanley wieder aufgefundenen Livingſtone neue Hilfsmittel zuzuführen. Am 18. März 1873 verließ Cameron in Begleitung von Dillen, Morphy und Moſat, einem Neffen von Livingſtone, Sanſibar und erreichte am 4. Auguſt Unjamjembe. Hier traf er mit der Leiche Livingſtones zuſammen und erreichte am 21. Februar 1874 Udjidji am Tanganjika. Dieſes beſtimmte er aſtronomiſch, umſchiffte faſt den ganzen See und ſprach hierbei zum erſten Mal die Vermutung aus, daß der Lukuga ein zum Lualaba d. h. zum Kongo führender Zufluß, mithin der Tanganjika ein Quellſee des Kongo ſei. Den Lualaba vermochte er nicht ſtromabwärts zu ſchiffen, er wandte ſich weiter nach Südweſten, folgte dem rechten Ufer des Lomami und erreichte die Hauptſtadt von Urua, Nilemba. Hier blieb er vom Oktober 1874 bis Februar 1875, machte dann einen Abſtecher nach Südoſten und entdeckte den Kikondſcha- und Kaſſali-See. Darauf ſetzte ſeine Karawane ihren Marſch über Totela, Lunga Mandi und Bihe fort und erreichte endlich bei Katumbella nördlich von Benguella am 7. November 1875 den atlantiſchen Ozean. Cameron trat ſpäter

wieder in den britischen Marinedienst; im Jahre 1878 begab er sich nach dem Orient, um die Möglichkeit einer Bahn vom Mittelmeer nach Indien zu untersuchen. Im Jahre 1891 war Cameron in Berlin in Sachen des Antisklavereivereins, und er hat jetzt vor, sich wieder nach Afrika zu begeben. Cameron lebt sonst in England.

Wilhelm Junker ist ein in Moskau geborener Deutscher, politisch ein russischer Unterthan. Er hat sich in Ostafrika einen der bekanntesten Namen gemacht und sich durch seinen langjährigen Aufenthalt in den sudanischen Provinzen neben Emin Pascha und Casati die hervorragendsten Verdienste erworben, sodaß er jetzt zu den Afrikareisenden erster Klasse gerechnet werden muß. Seine wissenschaftliche Befähigung, sein Eingehen auf das Denken und Fühlen der Eingeborenen werden nur noch übertroffen durch eine ungeheure Geduld, welche als eine der ersten Tugenden des Afrikareisenden bezeichnet werden muß. Er wurde am 6. April 1840 in Moskau geboren und studierte Medizin. Nachdem er 1874 in Tunesien geweilt, wurde er 1875 auf dem Pariser internationalen geographischen Kongreß durch mich bestimmt, sich Ägypten und dem unteren Lauf des sogenannten behar bela ma zuzuwenden und ging infolge dessen zum Marjutsee, zu den Natronseen und nach Fajum. 1876 begab er sich von Sauakin durch das Chor Baraka nach Kassala und Chartum, befuhr im September den unteren Sobat und machte dann ausgedehnte Reisen in den Gebieten der westlichen Nilzuflüsse. Sodann zog er von Gondokoro nach Westen bis Mauarara und ging 1877 über den Tondjifluß bis Wau, so daß er Schweinfurths Route von 1869—1870 kreuzte und teilweise erweiterte.

Wilhelm Junker.

Im Jahre 1878 kehrte Dr. Junker nach Europa zurück, brach aber schon im Dezember 1879 von Sues zu einer neuen Reise nach dem Monbuttaland auf. Die Reise ging von Chartum nach Meschra el Rek, nach Seriba Soliman und dann zum Fürsten Ndoruma und zum Fürsten Mambanga, wobei er des Uelle ansichtig wurde. Er schildert in seinem Werk die schweren Kämpfe Lupton Bei's, des Gouverneurs des Bahr el Ghasalgebietes, gegen die Dinka, sein Zusammentreffen mit Casati, mit Emin Pascha seinen gezwungenen Rückzug nach Ladó, die Invasion der Mahdisten, die Vorgänge in der Äquatorialprovinz Emin Pascha's in den Jahren 1884 und 1885, seine Reise durch Unjoro, Uganda, über den Viktoria See nach Tabora und endlich die Rückreise mit dem Elfenbeinhändler Tippo Tip an die Ostküste nach Bagamojo und Sansibar im Jahre 1886.

Dr. Junkers zweite Reise war nicht nur eine der längsten der Zeit nach — sie nahm sieben Jahre in Anspruch — sondern auch der räumlichen Ausdehnung nach. Sie hat ganz unschätzbares wissenschaftliches Material gebracht. Da Dr. Junker ganz verschollen war, so wurden zwei Expeditionen ausgerüstet, um ihn aufzusuchen, die von Lenz, die gar kein Resultat ergab, und die von Dr. Fischer, die aber nur in persönlichem Interesse unternommen wurde. Dr. Fischer in Sansibar behauptete fest, Junker sei tot, während bald darauf die Kunde von Junkers Eintreffen in Msalala anlangte. Dr. Junker lebt jetzt in Wien, noch immer mit Abfassung seines klassischen Reisewerks beschäftigt.

Einer der fähigsten und glücklichsten Erforscher Afrikas ist Hermann Wissmann.

Hermann von Wiſſmann. Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Berlin.

Geboren zu Frankfurt a. d. O. im Jahre 1853, wurde er Offizier und meldete ſich als ſolcher auf Anregung Pogges bei der deutſchen afrikaniſchen Geſellſchaft. Er wurde angenommen und ging Ende 1880 mit Pogge nach Weſtafrika. Im Januar 1881 trafen ſie in Loanda ein und brachen am 2. Juni von Malandje nach Muſſumba auf, konnten aber der Kriege der Eingeborenen wegen nicht dahin gelangen, ſondern gingen zum Häuptling Mukenge im Lande Tuſchilange und erforſchten den Kaſſai. Während Pogge dort blieb, reiſte Wiſſmann weiter nach Njangwe und erreichte am 18. November 1882 glücklich Sanſibar. 1884 bereitete Wiſſmann ſich zu einer neuen Reiſe in Afrika vor und brach am 29. Februar 1884 von Malandje auf. Am 19. Auguſt paſſierte die Expedition den Kuango — Wiſſmann war mittlerweile in den Dienſt des Königs der Belgier getreten — und ſtellte dabei feſt, daß der Sankuru die Kwa Station am Kongo erreicht. Von hier aus kehrte Wiſſmann zur Herſtellung ſeiner Geſundheit nach

Madeira zurück. Bald darauf erfolgte seine zweite Durchquerung des südlichen Kontinents. Nach einem ersten Vorstoß nach Südosten in das Gebiet der Baluba ging die Expedition nach Nordosten nach dem Lubi, wo der Stamm der Bena-Ngongo für die Belästigungen Poggos auf seiner Rückreise von Njangwe im Jahre 1882 gezüchtigt wurde. An der Mündung des Lubi wurde der Sankuru überschritten. Dann wandte sich Wissmann nach Süden, kreuzte seine Route von 1881 im Gebiete der Beneki, welches durch Krieg, Sklavenjagden und Pocken verwüstet und entvölkert war, und gelangte mit geringen Abweichungen von seinem früheren Wege nach Njangwe, von wo er auf der gewöhnlichen Straße nach dem Tanganjika kam. Der Rückweg zur Ostküste wurde vom Süduser dieses Sees nach dem Njassa und von da auf einer neuen Straße nach Quilimane genommen, von wo er im November 1887 über Mozambique und Sansibar nach Berlin zurückkehrte.

Wenn der Leutnant Wissmann schon einen glänzenden Namen in die Annalen der Afrikaforschung eingeschrieben hatte, so sollte der Major von Wissmann sich noch unverwelklichere Lorbeeren in unserer deutschen Kolonie Ostafrika erwerben. Doch davon haben wir hier nicht mehr zu handeln.

In dem Kreise der Erforscher des dunkelsten Weltteils, den uns unser verehrter Mitarbeiter soeben vorgeführt hat, darf er selbst schließlich nicht fehlen. Ist doch der Name **Gerhard Rohlfs** für alle Zeit mit der Erschließung Afrikas eng verbunden! Wenn heute auch die Wüste Sahara und die im Norden und im Süden an sie grenzenden Landschaften der Wissenschaft bekannt sind, so ist das großenteils das Verdienst dieses ebenso kühnen wie ausdauernden und erfolgreichen Reisenden.

Gerhard Rohlfs wurde am 14. April 1831 zu Vegesack bei Bremen geboren. Nachdem er 1849 gegen die Dänen gefochten, studierte er Medizin und trat 1855 als Arzt in die französische Fremdenlegion in Algier. Sechs Jahre lang blieb er in dieser Stellung, die ihn vorzüglich dazu befähigte, das Leben der nordafrikanischen Mohammedaner kennen zu lernen und sich die Kenntnis des Arabischen anzueignen. Im Jahre 1861 glaubte er in der Lage zu sein, die Rolle eines einheimischen Reisenden erfolgreich durchzuführen. Damit war ihm der Zugang zu einer Reihe von Landschaften erschlossen, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte, und Rohlfs beschloß, von diesem Umstande im Interesse der Wissenschaft Gebrauch zu machen. Dem vermeintlichen Mohammedaner öffneten sich Kreise, die für jeden christlichen Europäer durchaus unnahbar waren. Rohlfs begab sich nach Marokko und erwarb sich dort die Gunst eines einflußreichen Geistlichen. Mit Empfehlungsbriefen von diesem ausgerüstet, durchwanderte er das ganze Land. Dann begab er sich in die Marokkanische Wüste und durchzog sie von Westen nach Osten. Diese Reise war auch für den mohammedanischen Pilger gefährlich, denn die räuberischen Stämme der Sahara plündern eben, wen sie finden. Rohlfs wurde das Opfer eines solchen Überfalls, und er verdankte es nur der Barmherzigkeit zweier Marabuts, die sich des schwer Verwundeten barmherzig annahmen, daß er schließlich wieder die französische Grenze erreichen konnte. Trotzdem ging Rohlfs 1864 wieder nach Marokko und drang bis zur Oase Tuat vor. Auch wäh-

Gerhard Rohlfs.

Digitized by Google

rend der folgenden Jahre wurden mehrere Reisen unternommen, welche der Erforschung der großen Wüste und ihrer Oasen galten. Sie endeten teils in Tripolis, teils an der Westküste von Afrika und erschlossen der geographischen Wissenschaft weite Landstrecken.

Als Rohlfs im Jahre 1866 nach Europa zurückkehrte, war er bereits einer der erfolgreichsten Reisenden unter denen, die sich die Erschließung Afrikas zur Aufgabe gestellt hatten.

Der Feldzug der Engländer gegen König Theodor von Abessinien, den Rohlfs im Hauptquartier des Lord Napier mitmachte, gab ihm Gelegenheit, auch den Osten Afrikas kennen zu lernen. Er hat dann auch die Lybische Wüste mehrfach durchzogen, so daß das ganze ungeheure Wüstenland, welches den Nordrand vom Innern Afrikas trennt, recht eigentlich als sein Forschungsgebiet bezeichnet werden muß.

Von 1884 bis 1885 war Rohlfs als deutscher Generalkonsul in Sansibar thätig.

Rohlfs hatte sich in der Mitte der siebziger Jahre in Weimar ein überaus trauliches, allen Freunden der Afrika-Forschung wohl bekanntes Heim geschaffen. Von diesem zog er, wenn er in Deutschland blieb, in jedem Winter aus, um durch Vorträge, die er in allen großen Städten hielt, das Interesse an der Erforschung Afrikas in die weitesten Kreise zu tragen und immer wieder neu zu beleben.

Seit seiner Rückkehr aus Sansibar lebt Rohlfs in Godesberg am Rhein.

Die Zeit, in der er sich persönlich an der Erschließung Afrikas beteiligte, liegt wohl endgültig hinter ihm. Wenn er aber auf sie zurückblickt, kann er sich sagen, daß die Arbeit seines Lebens von den reichsten Erfolgen begleitet war.

Die Redaktion.

Verkündigung.

Von Max Kalbeck.

(Abdruck verboten.)

Alter Baum, du sollst noch einmal blühen,
Wenn im Frühlingsbrand die Lüfte glühen.

Schon im tiefsten Marke kannst du spüren,
Wie sich zauberstill die Säfte rühren.

Voller Blätterlust und Blütenwonne
Hebst den breiten Wipfel du zur Sonne.

Mit geschäftig frohem, dumpfen Lärmen
Wird das Volk der Bienen dich umschwärmen.

Auch die Nachtigall wird wiederkommen,
Die so gern ihr Nest bei dir genommen.

Duftend, tönend stehst du auf der Wiese,
Holdverjüngt, der Vorzeit starker Riese.

Und vom Himmel ward mir eine Kunde,
Die ich dir vertrau' mit frommem Munde:

Nicht der kühle Herbst soll dich entfärben,
Stolz, so wie du lebtest, sollst du sterben.

Flammenstrahl, der aus der Wolke wetterl,
Heiligt dich, indem er dich zerschmettert.

Besser, feurig himmelan zu lodern
Als in feuchter Erde zu vermodern.

Im Atelier. Nach dem Gemälde von Henriette Ronner.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Ein litterarischer Kaiserbazar.)

Als von einer Merkwürdigkeit der Stadt London ist mir von Geschäftshäusern erzählt worden, in die man durch eine Thür hineingehen kann, ungewaschen und zerlumpt, und nach ein paar Stunden herausfahren in einem Viererzug, mit einem Diener neben dem Kutscher, als vollendeter Gentleman. Diese Art von Geschäften soll ein Bedürfnis für jene schnell reich gewordenen Engländer sein, die aus den Kolonien in ihr Vaterland zurückkehren und die nun so bald wie möglich mit dem Erworbenen protzen möchten. Die Umwandlung soll auch die denkbar vollkommenste sein. Der durch einen glücklichen Fund zum Millionär gewordene Minengräber, dem jeder, welcher von der Anweisung auf die englische Bank in seiner Tasche nichts ahnt, ängstlich aus dem Wege gehen würde, wenn er ihm vor jenem Geschäftshause begegnet, ist nach seinem Heraustreten nicht wieder zu erkennen — bis auf die roten Fäuste und die schlechten Manieren. Für die ersteren hat das Weltgeschäft noch Handschuhe; die letzteren sind ihm gleichgültig, wenn die Rechnung nur baar beglichen wird. Und Kredit wird nicht gegeben. An diese Londoner Weltgeschäfte bin ich kürzlich lebhaft erinnert worden; nicht durch den Zusammenbruch des Berliner Kaiserbazars, der ähnlichen Bedürfnissen entgegenzukommen suchte, sondern durch zwei merkwürdige Neuheiten des deutschen Buchhandels. „Die elegante Welt“ nennt sich die eine, ein „Handbuch der vornehmen Lebensart“ (Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft, Berlin) und der Verfasser ist Paul von Schönthan, der nicht unbekannte Bruder des bekannteren Lustspieldichters Franz von Schönthan. Das zweite Epoche machende Werk der deutschen Litteratur — nennt sich „Der gebildete Mann“, ist auf eine ganze Reihe von Bänden angelegt, für die eine anonyme „Redaktion“ zeichnet, und mit der Verlagsbuchhandlung von Alfred H. Fried & Cie., Berlin, Leipzig, Budapest, prozessiert gegenwärtig eine andere, welche behauptet, der Gedanke zu diesem Unternehmen sei von ihr ausgegangen und unberechtigter Weise von Alfred H. Fried & Cie zur That gemacht worden. Auf die mit einem Check auf eine Million in der Tasche aus den Kolonien Zurückkehrenden hat der Kaiserbazar sechs Monate lang vergeblich gewartet und über dieser Ewigkeit hat sein solides Fundament zu krachen angefangen; um die Verleger dieser beiden Bücher könnte einem ebenfalls bange werden, wenn sie die Umwandelung des Knoten in den feinen Reißner nicht so spottwohlfeil besorgten.

Das umfassendere von beiden Werken, der reichhaltigere Bildungsbazar, ist ohne Zweifel Schönthans „Elegante Welt“. Ich will nicht behaupten, daß dieses Buch für alle Lebenslagen einen Leitfaden gibt, an dem man sich auf anständige Manier aus der Verlegenheit ziehen kann. Aber es kennt der Nöte viele, und daß es sich nicht bloß mit theoretischen Abhandlungen begnügt, die einen doch im Stich lassen, wenn man nach ihnen handeln soll, ist sein besonderer Vorzug. Was würde es mir z. B. nützen, wenn mir jemand sagte, daß man in „Allgemeinen Familienbriefen“ sich möglichst als sich selbst gibt. Das würde mich vielleicht dazu verführen, erst über mich selbst nachzudenken, und über dem Nachdenken würde wahrscheinlich aus dem Brief nichts werden. Jetzt schlage ich aber meinen Schönthan auf und bin sicher, in allen Lebenslagen als ein Mann von vornehmer Lebensart zu gelten. Nehmen wir an, ich besuchte noch die Universität, und mein Vater hätte mich wegen langen Stillschweigens gerüffelt. (Wie er das zu machen hat, zeigt ihm Schönthan in dem ersten seiner Musterbriefe.) Umgehend erwidere ich ihm:

„Teuerster Vater!

Deine lieben Zeilen erhielt ich in dem Augenblick, als ich zur Feder greifen wollte, um Dir und allen Lieben daheim wieder ein Lebenszeichen und zugleich eine gute Nachricht zukommen zu lassen. Du hast vollkommen recht, mir über

mein langes Schweigen Vorwürfe zu machen; doch war der Grund meiner scheinbaren Nachlässigkeit keineswegs der von Dir vermutete. (Der Alte hatte natürlich geglaubt, ich hätte mich zu tief in den Strudel gestürzt und mir das deutlich, aber in den weltmännischen Formen Schönthans zu verstehen gegeben.) Im Gegenteil! Ich bin vielmehr auf der Leiter des Lebens eine Stufe höher gestiegen, denn ich habe in den letzten Tagen das Examen in den Naturwissenschaften, der Anatomie, Physialagie u. s. w., das sogenannte tentamen physicum, welches vorschriftsmäßig (elte) abgelegt werden muß, ehe wir jüngsten Jünger das Äskulap zum Besuche der Kliniken zugelassen werden, mit Glanz absolviert und bin nun wahlbestellter Kandidat der Medizin. Natürlicherweise war ich ganz in meine Repetitionen versunken: auch wollte ich nicht eher schreiben, als bis ich zugleich das Resultat meiner Prüfungen, die mir schwerer als die des seligen Hiob erschienen, melden konnte u. s. w."

Paul van Schönthan hat es für überflüssig gehalten, meinem Vater vorzuschreiben, was er auf meinen Brief erwidern soll. Mit Recht! Er wird mit dem Telegramm „Galdjunge" und einer Postanweisung das Richtige zu treffen wissen. Aber als eine Lücke empfinde ich es, daß Schönthan gar nicht in Betracht gezogen hat, ich könne möglicherweise nicht gerade beim Empfang des Mahnbriefes „auf der Leiter des Lebens eine Stufe höher gestiegen" sein. Was dann? Schönthans Vertrauen ehrt den Leser, aber es hilft ihm nicht aus der Verlegenheit.

Die Eltern sind von dem Verfasser rücksichtsvoller behandelt als die Söhne; denn als gleich nachher der glückliche Sohn Otto um den elterlichen Segen für seine Verlobung bittet, wird ihnen sowohl die zustimmende Antwort wie die Verweigerung der Zustimmung zum Verlöbnis in die Feder diktiert. Und doch scheint mir hier die letztere überflüssig; nicht, weil ich den Eltern prinzipiell das Recht zu einer solchen bestreite, sondern, weil sie Barbaren sein müßten, wenn sie nicht schon aus Freude über Ottos Briefstil „Ja" sagten. Man höre, wie das Glück den Glücklichen zum Dichter macht:

„Innigstgeliebte Eltern!

Die rauhe Winterzeit ist vergangen (Otto schreibt am 8. Juni); die Natur hat sich in ein neues, holdseliges Gewand gekleidet; die Sonne strahlt so warm und hell vom Himmel herab, daß es eine Lust ist, und jeder den kleinen Vögeln nachthun möchte, die jauchzend sich hinauf in den Aether schwingen. Auch in meinem Herzen ist es Lenz, o, ich vermag mich vor Wonne nicht zu fassen, nun da sie mein ist, mein auf ewig! Ja, geliebte Eltern, ich darf es Euch mitteilen, Euch, den gütigen Pflegern meiner Kindheit und ersten Jugend: sie hat mich erhört, hat sich mir versprochen in hingebender Liebe; und Hand in Hand trete ich mit meiner Johanna vor Euch und bitte Euch um Euern elterlichen Segen." u. s. w. u. s. w.

Schönthan hält es, wie gesagt, für möglich, daß die Eltern auf einen solchen Brief mit „Nein". antworten. Ich kann's nicht glauben. Dagegen sehe ich nicht ein, warum sich Otto nicht am 8. November statt am 8. Juni verloben kann, und für diesen Fall läßt ihn Schönthan wiederum vollkommen im Stich. Denn es ist klar, daß er dann seinen Eltern mit dem „holdseligen Gewand der Natur" nicht kommen dürfte. Aber wenn Otto nur eine Spur von Intelligenz besitzt, wird er sich folgendermaßen zu helfen wissen:

„Innigstgeliebte Eltern!

Die warme Sommerzeit ist vergangen; die Natur hat sich in ein graues, schmuckloses Gewand gehüllt; die Sonne strahlt nicht mehr warm und hell vom blauen Himmel herab, und fröstelnd möchte ich es den beiden Spatzen nachthun, die eng aneinander gedrängt vor meinem Fenster sich schnäbeln. Mein Herz sehnt sich nach Wärme, nach wohlthuender Wärme, und sie könnte sie mir geben, sie, die nun mein ist, mein auf ewig."

Folgt Fortsetzung wie bei Schönthan. An den „gütigen Pflegern der Kindheit und ersten Jugend" darf selbstverständlich nichts geändert werden. Ich würde nicht so unbescheiden sein, mit diesem Vervollständigungsvorschlag für das Werk herauszukommen, wenn Verfasser und Verleger desselben nicht in der Vorrede betonten, daß „ein solches für den praktischen Gebrauch bestimmtes Werk nur durch Mitwirkung aller zu möglichster Vollendung gelangen kann."

Vielleicht aber ist die Möglichkeit, daß Otto sich im November verloben könnte, mit Absicht außer Betracht gelassen; ein stimmungsvoller Novemberbrief kann die grauen Töne nicht entbehren, und diese Töne passen schlecht zu dem Optimismus, der ein Kennzeichen vornehmer Lebensart sein muß, denn er bricht fast aus allen diesen Musterbriefen in wahrhaft herzerquickender Weise hervor. Wie frisch, fromm und frei klingt es nicht, wenn „eine Schwester ihrem Bruder den Trübsinn ausredet" und mit den Worten schließt:

„Also Kopf hoch, Brust heraus, lieber Bruder und vorwärts marsch! Deine Grillen wirf zum Fenster hinaus, mitsamt dem alten Adam; Du aber zieh schleunigst einen neuen Menschen an, und laß Dir, wenn Du Deinen nächsten Brief schreibst, von allen neckischen Genien des Humors und der muntern Laune die Hand führen."

Die Antwort fehlt wieder, aber niemand wird zweifeln, daß sie zum Totlachen ausfallen muß. Ebenso zuversichtlich und neckisch beginnt der Brief einer Nichte an ihre gekränkte Tante:

„Meine liebe, gute Tante!

Nicht wahr, Du bist erstaunt, einen Brief von mir zu erhalten? Ich kann jedoch nicht länger dem Verlangen widerstehen, Dir zu schreiben "

Die Tante verzeiht natürlich, trotzdem die Nichte sie an der Stelle gekränkt hat, an der die meisten Frauen am empfindlichsten sein sollen, mit einer boshaften Bemerkung über ein unmodernes Kleid. Und in dieser Antwort feiert der Novellendichter Schönthan — Paul van Schönthan schreibt auch Novellen — seinen Triumph.

„Glaube mir, mein Kind," antwortet die Tante, „in manchem schlichten Kleide ruht eine

Lebensgeschichte! Dein guter Onkel, den schon lange die Erde deckt, war Postdeamter und Reserveoffizier; und wir waren oft froh, wenn wir mit unserm bescheidenen Einkommen reichten. An Zurücklegen war wenig zu denken, um so mehr, als ich damals leidend war! Aber als unser liebes Elschen, unser einziges Kind, das leider schon so bald Deinem Vater folgen sollte, zur Welt kam, da nahm er die wenigen Ersparnisse zusammen und schenkte mir dieses seidene Kleid, welches neulich Deinen Spott erregte. Das war am 4. Juli 1870! Am 15. Juli küßte Dein Onkel seine kranke Frau, sowie sein junges Töchterchen, und nahm in bitterm Herzeleid — vor dem Dich, liebes Kind, Gott allezeit schützen möge! — oder stolz und siegesfreudig von uns Abschied zum Kampfe für Heimat und Vaterland. Dann kam der schreckliche 18. August; und als die Nacht sich niedersenkte auf das blutige Gefilde von Gravelotte, da schlummerte mein ganzes Lebensglück, mein ein und alles, den tiefen Todesschlaf mit der Kugel im Herzen! — Und darum ist mir dies seidene Kleid, das letzte Zeichen seiner Liebe, ein Heiligtum geworden, das ich unverändert an festlichen Tagen, dem geliebten Toten zu Ehren, trage; darum schmückte es mich auch an Deiner lieben Eltern silberner Hochzeit."

Ich bedaure, daß Schönthan nur die Briefe vorschreibt, welche dem Takt der eleganten Welt Rechnung tragen, und nicht auch die Wirkung, welche sie auf einen Empfänger von warmem Lebensart ausüben müssen. Besonders in diesem Fall! Denn der Brief der Tante ist mehr als ein Brief, er ist eine Novelle, die den Leser tief erschüttert. Und um ihn ein wenig aufzurichten, müßte geschildert werden, wie auch die gute Martha von diesem Briefe ihrer versöhnten Tante Minna erschüttert wurde und sich für die Zukunft heilig vornahm, vor jeder alten Fahne Front zu machen. Unter dem Titel „Die Fahne von Gravelatte" etwa würde dann dieser Ausschnitt der Musterbriefe einen sehr hübschen Beitrag zu Schönthans Novellensammlungen liefern, und der doppelsinnige Titel würde die Wirkung gewiß nicht abschwächen. Eine gleich schlichte und malerisch anschauliche Darstellung findet sich in keinem der Briefe wieder, während die poetische Stimmung das eigentlich Charakteristische der eleganten Welt zu sein scheint. Rührend schön leitet eine junge Frau ihre Klage bei der Großmutter über ihren Mann ein:

„Mein innigst geliebtes Großmütterchen! Lang, lang ist's her, daß ich mit Dir geplaudert und geträumt habe. Wie schön waren doch sanft die traulichen Dämmerstunden, in denen ich zu Deinen Füßen in der Fensternische sitzend, den Worten der Weisheit lauschte, die Deinem lieben Munde entströmten! Dann kam der schöne Liebesfrühling mit seinem Hangen und Bangen in schwebender Pein, kam der schönste Tag im Leben eines Weibes — der Hochzeitstag — und mit ihm begann der Ernst des Lebens, den ich vordem nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte! Die süße Zeit aber, die mich ehemals so hoch beglückt hat, ist dahin, wie ein Traum zerronnen; nie werde ich wohl künftighin mehr auf dem Schemel zu Großmütterchens Füßen sitzen, um mich an alten, wunderbaren Geschichten aus Wahrheit und Dichtung zu erquicken" u. s. w.

Großmütterchen spinnt in ihrer Antwort die gleichen Fäden weiter, die ihr die Tochter in die Hand gegeben:

„Wie warst Du doch so heiter, als Du, eine frisch erblühte Rose, vor mir niederknietest, um meinen Segen zu Deiner bevorstehenden Vermählung zu empfangen. Wie wurde es mir doch so weich ums Herz, als ich Dir die Hand auf's Haupt legend, an des Dichters herrliche Worte dachte:

Traum der eignen Tage,
Die nun ferne sind,
Tochter meiner Tochter,
Du mein süßes Kind!" u. s. w.

Großmütterchen ist ein wenig pedantisch; sie vergißt nicht, die zitierte Strophe mit einem Sternchen auszuzeichnen und unter dem Strich anzumerken, daß sie von A. von Chamisso herrührt. Möglicherweise aber auch ist das nicht Pedanterie, sondern ein hervorragendes Merkmal vornehmer Lebensart; ich finde die gleiche Gewohnheit bei allen diesen Musterbriefschreibern, die verschwenderischer Weise den Schmuck ihrer eigenen Worte nach durch ein eingestreutes Citat bereichern. In Großmütterchens Fall wenigstens scheint mir die Fußnote nicht absolut notwendig zu sein: es läßt sich wohl mit Recht annehmen, daß die Enkelin in den Tagen ihres Brautstandes oder früher, als ihr „das Herz noch nicht zum Brechen schwer war", mit diesen Chamissoschen Gedichten bekannt geworden ist, oder daß sie eine illustrierte Prachtausgabe derselben unter ihren Hochzeitsgeschenken vorgefunden hat.

Gleich reichhaltig wie die Abteilung für Familienbriefe sind auch die andern Abteilungen mit den allerneusten und wunderhübschen Mustern ausgestattet. Dabei darf man durchaus nicht glauben, daß nur für den Bedarf derjenigen gesorgt sei, denen Briefe zu schreiben etwas Ungewohntes ist, aber nur für Ausnahmefälle. Findet doch sogar der Berufsschriftsteller das Muster des Begleitschreibens einer Manuskriptsendung an eine Redaktion und der Redakteur die ablehnende Antwort, die er zu geben hat. Die letztere ist geeignet, die meisten Redakteure auf das tiefste zu beschämen. Man höre nur, von welcher idealen Höhe herab er sein Blatt leitet: „Ich habe mir zur Richtschnur gemacht, vor allem diejenigen Artikel zu vermeiden, welchen jeder Kenner sofort anmerkt, daß sie von einem zünftlerischen Schriftsteller herrühren. Es gibt eine Reihe von Themen, welche den Geruch der Studierlampe an sich tragen; man hat die Empfindung, daß sie nicht aus einem innerlichen Bedürfnis heraus entstanden sind, sondern lediglich aus der Sorge um Gelderwerb und mit Hilfe der Bibliothek. Ich will nicht leugnen, daß ich früher solche Artikel gelegentlich auch gebracht habe, weil mein Mitarbeiterstab noch nicht genügend zahlreiche Elemente von ursprünglicher Kraft umschloß; jetzt aber, nachdem ich dies erreicht habe, wird es mir möglich, auf jene mehr gewerbsmäßigen Beiträge zu verzichten." So blitzt der Dr. Felix Wiedemann mit seinem kulturgeschichtlichen Artikel

„Die Haartrachten der Renaissance“ ab. Ihm schan recht; warum hat er ihn nicht „aus einem innerlichen Bedürfnis heraus“ geschrieben. Der Redakteur De. Friedrich Kurze pacht aber sicher nur deshalb sa auf, weil sein Mitarbeiterstab unter den „genügend zahlreichen Elementen van ursprünglicher Kraft“ auch den genialen Paul van Schönthan zählt, der ihn nicht verlassen wird. Der schafft immer „van innen heraus“, auch wenn er Musterbriefe schreibt, und niemals verliert er das ideale Ziel aus dem Auge; ist er aber dach einmal gezwungen, des höheren Zweckes wegen banale Dinge zu behandeln, dann behandelt er sie mit Anmut. Rät er nicht einem jungen Mann, der auf den thörichten Gedanken gekammen ist, die Litteratur als Beruf zu wählen, erst ein Fachstudium zu ergreifen, das ihm eine sichere Existenz gewährt, und sich sa lange, bis er sich über die materielle Ausgibigkeit seines Talents versichert hat, nur nebenher litterarisch zu beschäftigen, denn, Beispiele beweisen: „Sa hat es Ernst van Wildenbruch gemacht, der Ihnen auch in dieser Hinsicht als Muster dienen möge.“ Und wie weiß dieser selbe Paul van Schönthan mit dem idealen Seelenflug auch dem banalsten Dinge eine anmutig zierliche und dach zugleich charakteristische Farm zu geben, wenn er den Rittmeister Felix van Rikasius im Königs-Ulanen-Regiment sich wegen Nichterscheinens in einer Gesellschaft entschuldigen läßt:

„Gnädigste Frau Baranin!

Werden Sie den armen Sünder wieder zu Gnaden annehmen, der es wagt, Ihnen, wenn auch zunächst nur brieflich, wieder var die schönen Augen zu kammen, nachdem er Sie gestern Abend in sa unverantwartlicher Weise hat warten lassen? Sie haben die Güte gehabt, gnädige Frau, mich zu einer Ihrer berühmten Ballfestlichkeiten einzuladen, und ich hatte freudig zugesagt; dach des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr sallte mir einen Strich durch die Rechnung machen und mich des Varzugs derauben, in Ihren gastlichen Räumen zu weilen und ‚wie ein Wasserfall‘ zu tanzen.“ u. s. w.

Schneidig, was? Man sieht sie ardentlich var sich, die Persanen einer entzückend geistvallen, einaktigen Plauderei, Baranin Saundsa, junge Witwe, Felix van Rikasius, Rittmeister, wie sie sich durch diesen geistreichen Entschuldigungsbrief zusammenfinden. „Achatte dach, hängen Se Sich man nich uff,“ pflegt meine Freundin, Frau Kuhnicke, zu sagen.

Leider kann ich auf die Abteilung „Liebesbriefe“ nicht auch nach näher eingehen: sie ist auf das reichhaltigste assartiert van den ersten Briefen des Bräutigams und der Braut bis zur Verheiratung ader auch bis zum Bruch, zur Wiederannäherung und zur Wiederverladung. Nur die Verve, mit der Mariß Angerer seiner Eifersucht auf die Zukunftsbraut Ausdruck gibt, scheint mir zu demerkenswert, um diesen Brief ganz zu übersehen:

„Mein gnädiges Fräulein!

Es ist mir unmöglich — was Sie gütigst verzeihen wallen — Ihrer Auffarderung nachzukammen und heute im Theater zu erscheinen. Ich habe mir fest vargenammen, mir künftig die Ehre Ihrer Gesellschaft zu versagen, und Sie wissen wahl, warum. Es geht eben über meine Kräfte. Ich wiegte mich in sa süßen Haffnungen; und nun machen sie einen Spart daraus, ein Herz, das van Liebe für Sie glüht, aufs grausamste zu quälen! Ich will mich kurz fassen: mit Herrn De. Wenzel sehe ich Sie lachen und sich ledhaft unterhalten; mir gegenüber zeigen Sie dagegen eine eisige Kälte und die verletzendste Gleichgültigkeit. Warum haben Sie gestern Herrn De. Wenzel den Contre zugesagt?“ u. s. w. u. s. w.

Zweifellos, wenn alle Männer sa energisch wären, wie Mariß Angerer, würden die Damen die süße Gewahnheit bald aufgeben, sich van zwei Herren den Has machen zu lassen und den einen gegen den andern auszuspielen. Denn ich bin überzeugt, daß sie alle zu wahlerzagen sind, um Herrn Angerer auf seinen Brief mit dem einzigen Wart „Schaute“ zu antworten.

Aus dem dem Briefwechsel angehängten „Lexikan des guten Tanes“ könnte man hier und da den Eindruck gewinnen, als sei Schönthans Werk nur für Batakuden bestimmt, die Europens übertünchte Höflichkeit noch gar nicht kennen. Es heißt darin z. B. unter der Spitzmarke „Essen“:

„Essen sall man möglichst geräuschlos, nicht mit Messer und Gabel klappern. Den Suppenteller hält man nicht schräg, um kein Tröpfchen zu verlieren, halt sich nicht mit der Spitze des bereits benutzten Messers seinen Salzbedarf aus dem Salzfaß, fährt nicht mit seiner Gabel, seinem Löffel in irgend eine Schüssel, wischt nicht mit Brat die Saucenreste vam Teller, gibt die Steine ader Kerne einer Frucht nicht direkt vam Munde auf den Teller, sondern bei frischem ader eingemachtem Obst mittels des Löffels (Gräten, Knöchelchen mittels der Gabel), nimmt die größeren Knachen des Geflügels nicht in die Hand, sandern löst das Fleisch mit Messer und Gabel. Man spricht nie mit vallem Munde; wird man in salchem Augenblicke angeredet, sa sagt man kurz: „Ich bitte einen Mament um Verzeihung!“ und antwartet nachher.“

Zu eingehende Instruktianen machen den Menschen unselbständig und erweisen sich dann gewöhnlich als nicht eingehend genug. Was mache ich z. B., wenn ich zu frischem Stein- ader Kernabst keinen Löffel habe, was gewöhnlich der Fall ist? Schlucke ich die Kerne herunter? Das ist mir in der Jugend als gesundheitsschädlich untersagt. Und wenn ich mit vallem Munde bei den höflichen Warten: „Ich bitte einen Moment um Verzeihung“ dem unzeitig Fragenden eine Prabe dessen versetzt habe, was ich esse, bitte ich dann gleich nach einmal, etwa mit Weglassung der durch das t am Ende gefährlichen Warte „einen Mament“ um Entschuldigung ader warte ich auch hiermit, bis ich geschluckt habe? Man möchte sich doch gern in jedem Falle anständig benehmen.

Daß man nicht mit den Fingern ißt und nicht mit dem gebrauchten Messer in das Salzfaß fährt, hatte ich schon früher gehört. Da ader auch in diesem Lexikan der guten Sitte

den Offizieren in Erinnerung gerufen wird, wie sie sich beim Ablegen u. s. w. zu verhalten haben, was ihnen doch wohl ebenso bekannt sein wird wie Herrn von Schönthan, so mögen solche Wiederholungen von scheinbaren Selbstverständlichkeiten wohl nicht gegen die vornehme Lebensart verstoßen. Fremde redet man auch nach Schönthan mit „Sie“ an, wogegen sich ja nichts einwenden läßt. Dagegen scheint es mir in der Höflichkeit zu weit gegangen, daß ein Herr, der auf der Straße an einer Dame eine abgetretene Kleiderschnur bemerkt, sie höflich ansprechen und mit einem „Verzeihen Sie“ auf den „Übelstand“ aufmerksam machen soll. Ich meine, die Sache ginge den Herrn eigentlich nichts an, wenn die Schnur nicht gerade so lang hängt, daß jemand drüber fallen kann. Sehr bemerkenswert ist unter der Spitzmarke „Civiltrauung“ der Passus: „Bis *nach* der kirchlichen Trauung gehört die Braut noch dem Elternhause.“ Es ist ja möglich, daß die Brautpaare, welche die kirchliche Trauung für die eigentliche Eheschließung ansehen, hierüber bereits orientiert waren. Wollte man sie aber noch einmal darauf aufmerksam machen, daß diese Anschauung auch maßgebend für die elegante Welt ist, so konnte es sicher nicht in einer feineren Wendung geschehen.

Über die Abteilungen der Denksprüche und Taste gehe ich hinweg, um nur nach darauf aufmerksam zu machen, daß ein Fremdwörterbuch den Beschluß bildet. Nach welchem Prinzip dieses zusammengestellt ist, ist mir nicht klar geworden. Mir scheint z. B., man könne der eleganten Welt angehören, auch wenn man nicht weiß, was Heteromorphie ist. Jedenfalls ist man nicht viel klüger als vordem, wenn man hier erfährt, daß das Wort griechischen Ursprungs und männlichen Geschlechtes ist und Federerz bedeutet. Und eine unzureichende Erklärung kann einen in große Verlegenheit bringen. Da heißt es z. B. „Hämorrhoiden, pl., grch., goldene Ader.“ Weiter nichts. Kann es mir nicht passieren, wenn ich auf dem Standpunkt stehe, den Paul von Schönthan für die Leser seines Werkes voraussetzt, daß ich dieses Buch vergleiche mit einem unerschöpflichen Minengange, in dem man überall auf Hämarrhoiden stößt? Mir wäre es peinlich, wenn es mir passierte, und die Leute lachten.

Paul von Schönthan wird anders dazu stehen. Er wird sich gesagt haben, der Vorzug zur eleganten Welt zu gehören und für einen Mann von vornehmer Lebensart zu gelten, ist ein so großer, daß man ihn mit dem Fluch der Lächerlichkeit nicht zu teuer erkauft.

So umfassend auch das Schönthansche Werk ist, es läßt sich nicht leugnen, daß „*der gebildete Mann*“ ihm eine notwendige Ergänzung bildet. Leider liegt erst der erste Band dieses „Welt-Lexikons der Litteratur“ und „Bildungshandbuches für jedermann“ vor, der die Theaterstücke der Weltlitteratur ihrem Inhalt nach wiedergibt. Vor Jahren hatte ich mal einen Bekannten, der am Biertisch immer eine lebhafte Wirkung damit erzielte, wenn er den Inhalt von „Kabale und Liebe“ oder den ersten Teil des „Faust“ wiedererzählte, indem er den Anschein erweckte, die Sache sei gestern passiert und habe am Morgen im Tageblatt gestanden. Erst staunte der Stammtisch, daß er die Geschichte nicht auch beim Morgenkaffee gelesen hatte, dann merkten einige den Scherz, und der Begriffsstutzigste wurde schließlich von allen ausgelacht. Schon bei der ersten Wiederholung fand man den Scherz albern und ließ ihn sich nur nach gefallen, wenn ein Fremder am Tische saß, der so aussah, als ob er sehr lange nichts merken würde. Wer hätte damals geglaubt, daß in diesem Bierwitz die Idee zu einem monumentalen buchhändlerischen Unternehmen steckte, das Max Nordau mit der Bemerkung einleitet, daß es ihn „ungemein“ interessieren wird, und daß es „unzweifelhaft einem vorhandenen Bedürfnis“ entgegenkammt. Es läßt sich also nichts mehr dagegen sagen, und ich kann mich nur freuen, daß mein alter Bekannter an diesem Werk eine lohnende Mitarbeiterschaft gefunden hat, denn ich bin überzeugt, daß die Verlagshandlung sich seine schätzbare Kraft nicht hat entgehen lassen. Er hat sich auch zu wenig verändert, als daß ich ihn nicht wiedererkennen müßte. Man höre, wie er knapp, klar und sachlich Kleists „Käthchen von Heilbronn“ erzählt, ohne jede Verkleidung natürlich, die damals am Biertisch so nur bezweckte, den Hörer irre zu führen, während er hier darauf ausgeht, dem Leser „Bildung“ zuzuführen: „Theobald Friedebarn, ehrsamer Waffenschmied zu Heilbronn, hat eine liebliche Tochter, Käthchen. Eines Tages nun kommt ein Ritter, Friedrich Wetter, Graf vom Strahl, durch das Städtchen geritten; da ihm eine Schiene seiner Rüstung gesprengt, so tritt er bei dem Waffenschmied ein. Als nun Köthchen den edlen Herrn erblickt, stürzt sie ihm zu Füßen. Die Liebe hat mit zaubergewaltiger Macht ihr das junge Herz gerührt. Der Ritter reitet nun fort, Köthchen warf sich aus dem Fenster sinnlos auf die Straße und folgt, da die Verletzungen des schweren Falles kaum geheilt sind, dem Grafen, unbekümmert um die Strapazen des Weges. Schließlich wird der Graf dieser seltsamen Begleitung überdrüssig, er schickt zu dem Waffenschmied. Dieser kommt, doch, als sich in seiner Gegenwart ein jenem ersten, wunderbaren Auftritte ähnlicher abspielt, da flieht er entsetzt u. s. w. u. s. w.“ Braucht man mehr von Kleist zu wissen? Kann irgendeine Litteraturgeschichte, eine Geschichte der Weltlitteratur, ausführlicher über ein einzelnes Drama sein? So umfaßt dieser Band Goethe und Schiller, Kleist und Grillparzer, Lindau und Blumenthal, Schönthan (Franz) und Stahl und hundert andere Große und Kleine, — ein Riesendenkmal frecher Büchermacherei, wie es bisher noch nicht errichtet worden ist. Kein Wunder, daß die Verleger wußten, daß sie etwas Monumentales leisten würden und für ein solides Fundament sorgten. Sie wandten sich mit einer Klarlegung ihrer „Idee“ an ein halbes hundert Leute in Deutschland, die berühmt sind, berühmt sein wollen oder berühmt sein sollen, und fragten um das Urteil der „Berühmten“ über ihre Idee. Diese antworteten natürlich mehr oder weniger zustimmend, denn die Großartigkeit der Idee

mußte ihnen einleuchten, und daß sie gefragt wurden, mußte ihnen schmeicheln. Ebenso natürlich benutzt die Verlagshandlung diese Antworten jetzt als eine Reklame für das traurige Machwerk, das sie in die Welt gesetzt hat. Die Strafe ist hart, aber sie ist nicht unverdient; warum glauben diese Herren der Öffentlichkeit jede Frage beantworten zu müssen, die ihnen von Narren oder Spekulanten vorgelegt wird!

Zu unsern Bildern.

Ein wundervoll charakterisierter Studienkopf von L. Passini „Amalietta" bildet den ersten Schmuck unsers Heftes, dem ein weibliches Porträt nach einer Handzeichnung von Tizian folgt. Das buntbewegte Leben auf dem Rennplatz in Charlottenburg schildert ein Gemälde von R. Schrader, auf dem die Porträts der bekanntesten deutschen Sportsmen lebhaft interessieren werden. Robert Leinweber hat eine originelle und gerade für diesen Zweck sehr geeignete Idee auf einem Fächerblatt zu reizvoller Ausführung gebracht. Aus der Skizzenmappe des verewigten Meisters Karl Hoff veröffentlichen wir das stimmungsvolle Blatt: Geteiltes Leid, und den denkbarsten Gegensatz zu einander bilden das Gemälde von J. Malcewsky „Verbannte Polen in Sibirien," eine gemalte Tragödie, und das Konversationslustspiel, das auf dem Bilde von J. Wodzinski „Beim Lampenschein" aufgeführt wird.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Coppée, François. — Flüchtige Erzählungen. E. Piersons Verlag, Dresden.

Egbert, W. — Im Garten der Semiramis und andere Novelletten. E. Piersons Verlag, Dresden.

Geißler, Kurt. — Pooli. Ein Drama aus der Zeit der französischen Revolution in 5 Aufzügen. Carl Ulrich & Co., Berlin.

Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. II. Band: Vermischte Schriften. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin.

Hesse, August. — Esther. Roman. E. Piersons Verlag. Dresden.

Janitschek, Maria. — Lichthungrige Leute. Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden.

v. Redee, Heinrich. — Wotans Heer. Eine Mähre aus dem Odenwald. E. Piersons Verlag, Dresden.

Teuber, Oskar. — Im Kreuzgang. Skizzen und Geschichten aus der Klosterwelt. E. Piersons Verlag, Dresden.

Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht in Deutschland. Herausgegeben, gezeichnet und mit kurzem Texte versehen von Richard Knötel. Band II Heft 8 bis 10. Max Babenzien, Rathenow.

Wangenheim, Wilhelm Freiherr von. — Die norwegischen Schneeschuhe (Ski). Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., Hamburg.

Weyhe, Dr. E. — Boileaus Satiren in freier Nachbildung. Alfred Oehmigkes Verlag, Leipzig.

Wohlbrück, Olga. — Unauslöschlich und andere Novellen. Schweitzer & Mohr, Berlin.

Zobeltitz, Hanns von. — Dreißig Lebensbilder deutscher Männer aus neuerer Zeit. Mit 30 Bildnissen. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W., Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Pittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

VI. Jahrgang
Heft 8.
1891/92.

April 1892

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von BREMEN nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Schnelldampfer:
- Havel
- Spree
- Lahn
- Saale
- Trave
- Aller
- Ems
- Eider
- Fulda
- Werra
- Elbe
- Preussen
- Bayern
- Sachsen
- Kais. Wilh. II.

- Neckar
- Main
- Rhein
- Habsburg
- Salier
- Hohenstaufen
- Hohenzollern
- General Werder
- Nürnberg
- Braunschweig
- Leipzig
- Ohio
- Hannover
- Frankfurt
- Köln
- Strassburg
- Weser
- Hermann
- America
- Baltimore
- Berlin
- Graf Bismarck
- Kronpr. Fr. Wilh.
- Oldenburg
- Weimar

I. Von Bremen nach New York

wöchentlich zwei- bis dreimal

mittelst der

Schnelldampfer

Havel, Spree, Lahn, Trave, Saale, Aller, Ems, Eider, Fulda, Werra, Elbe.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jedes Monats.

IV. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von Bremen nach Australien

und den Samoa und Tonga-Inseln.

alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

- Darmstadt
- Gera
- Dresden
- München
- Karlsruhe
- Stuttgart
- Stettin
- Lübeck
- Danzig
- Albatross
- Sperber
- Reiher
- Falke
- Möwe
- Schwalbe
- Schwan
- Condor
- Sumatra
- Adler
- Vulkan
- Willkommen
- Kehrwieder
- Lloyd
- Fulda
- Comet
- Simson
- Cyclop
- Roland
- Bremerhaven
- Triton
- Centaur
- Vorwärts
- Forelle
- Lachs
- Hecht
- Libelle
- Retter
- Hercules
- Quelle

Prospekte versenden und genauere Auskunft ertheilen wir

Der Norddeutsche Lloyd
BREMEN.

Digitized by Google

Im Sonnenschein. Von E. Meisel.

(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 8, April 1892.

Der Sprung auf die Klippe.

Novelle von Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Abdruck verboten.)

I.

Die Durchforschung alter Baupläne nötigte Baumeister Landolf Schmidt zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Dresden, das in seinen Bibliotheken und Museen eine Menge Material dieser Art beherbergt und dem Architekten somit reichlich Gelegenheit zum Studium gewährt.

Es war im August des Jahres vierundachtzig, daß Herr Landolf, der seinen Wohnsitz in Kiel und soeben den Bau eines schmucken gotischen Kirchleins in einem dieser Stadt benachbarten Flecken beendet hatte, diese Studienreise antrat. Recht frohen Mutes antrat, denn er war kein einseitiger Fachmensch, die verwandten Künste standen seinem Herzen fast ebenso nahe als die, welche er sich zum Beruf erwählt hatte, und es war ihm eine angenehme Aussicht, die strengen Studien, die der Zweck seiner Reise waren, in manchen guten Morgenstunden zu unterbrechen und seinen schönheitsdurstigen Augen in den Museen und Galerien Genüge thun zu können. Ohne in Malerei und Plastik Übung oder in der Geschichte ihrer Entwickelung geradezu gelehrte Bildung zu besitzen, hatte er sich gute historische Kenntnisse auch in ihnen erworben, und in jedem Falle besaß er den geschulten Geschmack und den sichern Blick wahren künstlerischen Verständnisses.

Bald nach seiner Ankunft in Dresden machte er sich einen Plan, um Zeit und Gelegenheit auf das beste auszunützen, und da er ein gut empfohlener Mann war, fand er bei Direktoren und Kustoden hierbei liebenswürdigstes Entgegenkommen.

Als er das erste Mal die längst vertrauten Räume der Bildergalerie wieder betrat, eilte er leichten Schrittes, ohne sich umzublicken, hindurch, um einige besonders bevorzugte Gemälde aufzusuchen; wie jeder Kunstfreund hatte er seine Lieblinge in den Museen. Da war z. B. eine Waldlandschaft von Petersen in Düsseldorf, die er ungemein liebte, ein Bild von mäßiger Größe aber von künstlerischer Frische in Stimmung und Farbengebung, ein Waldinneres, vor dem ihm immer zu Mute gewesen war, als müsse man die Bäume rauschen, die Vögel singen hören, als dürfe man den Anhauch reinerer Luft, würzigerer Kühle empfinden. Jetzt noch einmal rechts herum, und er hatte seinen ersten Wallfahrtsort erreicht.

Schade, dreimal schade! direkt vor dem Gemälde saß eine Dame, die die Aussicht mit sich selbst und ihrer Staffelei verdeckte. Er suchte trotzdem einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich das Bild noch überblicken ließ, aber da er ihn gefunden und doch nicht recht gefunden, störte ihn immer noch die Gegenwart der Malerin. Solche Lieblingsstücke genießt man am liebsten allein, die Kopistin raubte ihm Stimmung und rechten Genuß, es war, als ob sie ein Vorrecht auf das Bild besäße, als ob sie den Anspruch an ein

tieferes Erfassen und Begreifen mache. Aber nicht lange währte diese kleine Verstimmung, denn so glücklich erneuerte sich auf ihrer Leinewand das leuchtende Grün, blühte es schimmernd im Rasen auf, glitten zitternde Strahlen an den moosigen Stämmen hin, spiegelte der stille Weiher die verschwiegene Waldestiefe wieder, daß er bald seine herzliche Freude daran hatte. Und indem er das starke Interesse, das ihn an dieses Bild fesselte, stärker und intensiver wiederfand, knüpfte ihn ein anderes sogar an die Malerin.

Unbekümmert um den Zuschauer, ohne dem Bewunderer ihrer Fertigkeit auch nur einen Blick zu schenken, pinselte die Dame indessen über dem köstlichen Durcheinander von Grasbüscheln, jungen Erlenschößlingen, Brombeerranken und Waldblumen, das den Vordergrund ausmachte. Landolf Schmidt aber, den seiner Geistesrichtung gemäß bei allem Kunstenthusiasmus lebendiges Menschentum an sich immer noch mehr interessierte als darstellendes oder dargestelltes, betrachtete jetzt, gerade als sei er nicht des Bildes, sondern der Malerin wegen stehen geblieben, mit einer Art liebenswürdiger Dreistigkeit die Dame selbst. Es war Rasse in dieser ebenmäßigen schlanken Figur, die über Mittelgröße hinausging, dem etwas strengen, schönen Kopfe, auf dessen Scheitel das dunkle Haar schlicht aufgesteckt war, den nicht kleinen, aber wohlgepflegten und sehr gut gestalteten weißen Händen, in der zugleich anmutigen und stolzen Haltung des Körpers und der gelassenen Weise, in der sie sich bewegte. Sie gefiel ihm. Warum sollte er seine Aufmerksamkeit nicht wenigstens zwischen ihr und dem Bilde teilen? Damen, die öffentlich Gemälde kopieren, wissen, daß sie sich damit der Neugier aussetzen. Um indessen nicht auffällig zu werden, trat er bald zurück, bald vor, beugte sich bald hinunter und richtete sich wieder auf — wie man eben in einem Museum thut.

Ihr Gesicht war übrigens wie ihr ganzes Wesen mehr streng als lieblich, oder vielmehr es war charakterisiert durch den Ausdruck angespannter geistiger Arbeit, durch den eigentümlich spähenden, suchenden Ausdruck, wie er Malern eigen wird, den Ausdruck des konzentriertesten Interesses für das besondere Objekt, das sie fesselt, und der völligen Gleichgültigkeit für alles andere. Doch wie gesagt: Menschliches in jeder Form zog ihn an, und hier war etwas Neues, etwas von dem er einen so lebhaften Eindruck noch nicht gehabt hatte: ein stark verinnerlichtes, vergeistigtes, etwas herbes Wesen neben strenger Regelmäßigkeit der Züge. Dieses Profil mit der geraden, vielleicht etwas zu langen Nase, die leicht zusammengepreßten Lippen, die zarte Färbung der Haut, die feste Rundung des Ovals, besonders aber die ausgezeichnet schöngeschnittenen graublauen Augen hätten vermutlich so wie so sein Gefühl für weibliche Schönheit befriedigt — in ihrer Verbindung mit einem, wie es schien, bedeutenden Talent wirkten sie um so anziehender.

Eben beschloß der Beobachter, sich nun doch zu entfernen, als die Malerin, die vielleicht eine kleine Pause zu machen wünschte, vielleicht auch des Lästigen mit guter Manier sich entledigen wollte, den Pinsel zwischen Palette und linken Daumen schob und zurücktretend sagte: „Ich benehme Ihnen die Aussicht. Bitte, treten Sie näher, wenn es Ihnen gefällig ist, ich warte gern.“ Sie sagte es mit kühler Höflichkeit.

Landolf Schmidt nahm den Zwicker von seinen kurzsichtigen Augen und verbeugte sich. „Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie belästigt habe, mein gnädiges Fräulein. Bitte, derangieren Sie sich meinetwegen nicht.“ Da sie nicht antwortete, fuhr er fort: „Ich will es gestehen: ich habe mich schon im Eisenbahnkoupee auf diesen Petersen gefreut, aber meine Vorliebe für das Bild gibt mir nicht das Recht, ein so großes Opfer anzunehmen, wie es die Unterbrechung Ihrer ausgezeichneten Arbeit wäre.“

Sie hatte sich, während er sprach, herumgedreht und sah ihn jetzt an; denn bisher hatte sie nur flüchtig gemerkt, daß es ein Herr von hoher, schlanker Statur sei, den sie wegen der Ausdauer, mit der er sich in ihrer Nähe aufhielt, zum Kuckuck gewünscht hatte. Aber es waren nicht seine Worte, sondern der eigentümlich volle, tiefe Ton, die warme Färbung der Stimme gewesen, was sie veranlaßt hatte, sich umzudrehen. Worein sie jetzt blickte, waren ein paar dunkle, sprechende Augen, ein gutgeschnittenes, geistvolles Gesicht, sehr weiß von Färbung, wie es dem ins Rötliche fallenden Haupt- und Barthaar entsprach,

ein Gesicht, auf dem etwas von der Bewunderung ausgedrückt lag, die er empfand, und zugleich eine leichte Befangenheit, die von der etwas indiskreten Musterung, der er sie und ihre Kunst unterzogen hatte, herrühren mochte. Aber er lächelte diese kleine Befangenheit hinweg, und Eva von Wendelin die ihre, in die sie, sie wußte selbst nicht warum, geraten, da sie doch eigentlich gewöhnt war, vor den Augen des Publikums zu arbeiten.

„Sie machen das aber auch so wunderschön," bemerkte Schmidt, einen Schritt näher tretend, mit einer gewissen liebenswürdigen Treuherzigkeit „und wenn ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis Orginal und Kopie ein wenig näher betrachten darf, so möchte ich allerdings davon Gebrauch machen."

„Bitte," sagte sie höflich, die Augen jetzt wieder auf die Palette gerichtet, wo sie die Mischung eines graurötlichen Tones zu beschäftigen schien.

„Die ganze Stimmung ist thatsächlich so vorzüglich wiedergegeben und die Farben so vollkommen übereinstimmend, daß ich glauben möchte, die Kopie ist nicht das Werk einer geübten Dilettantin, sondern einer Malerin von Beruf."

Wenn Landolf Schmidt mit diesen Worten der Dame etwas besonders Verbindliches hatte sagen wollen, so wie man wohl thut, indem man jemandem Höheres zuschreibt, als man genötigt ist vorauszusetzen, so hatte er diesmal fehlgegriffen.

„Ich bin nicht Dilettantin, ich bin Malerin."

Der Kunstfreund, mit seinem Zwicker spielend, machte ihr eine Verbeugung. „Sie kopieren das Bild vielleicht im Auftrage eines ebenso großen Liebhabers der „Waldfrische", als ich bin?"

„Nicht eigentlich. Ich bin eine Schülerin von Professor Reinthaler in Düsseldorf —."

„Ah! einem unserer berühmtesten Meister!"

„Und da ich seine Vorliebe für diese Leinewand kenne, benutze ich einige freie Zeit, eine Kopie für ihn anzufertigen."

Schmidt verbeugte sich wieder. „Ich beneide den Herrn. Aber ich habe Sie schon zu lange aufgehalten, meine Gnädige — ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Damit ging er weiter, nicht ohne Zerstreutheit bei der Betrachtung anderer Sachen, ja nicht ohne Bedauern. Warum hatte er sich eigentlich so schnell zurückgezogen? Vielleicht hätte sie sich ganz gern mit ihm unterhalten, er hatte es recht gut bemerkt, daß sie ihn mit einem lächelnden Blicke in den prüfenden Augen angesehen hatte, während er die Bilder verglich. Und dabei war nichts Verwunderliches gewesen. Er war immer beliebt gewesen bei den Damen, er war sogar ein bißchen verwöhnt. Und sie selbst hatte ihm sehr gut gefallen. Schöne Frauen gefielen ihm immer, wenn sie aber durch besondere geistige Begabung ausgezeichnet waren, haftete für sein Gefühl ein gewisser undefinierbarer Zauber an ihnen, etwas das ihn reizte, das ihm wohlthat. Und das ganz unbeschadet der Ergebenheit für seine eigene Frau.

Da er von Anfang an die Absicht gehabt hatte, die Galerie mit einiger Regelmäßigkeit zu besuchen, war es selbstverständlich, daß er am nächsten Tage wieder dort erschien, und da Eva von Wendelin einige erst leicht untermalte Partien noch zu vollenden hatte, war es selbstverständlich, daß er sie an derselben Stelle wiederfand. Ein freundliches Aufblitzen der Augen begrüßte ihn schon von fern. Das fand er liebenswürdig, nichts war ihm an Frauen so verhaßt, als die Gewohnheit, durch steifes Wesen sich kostbar zu machen, er verkehrte gern in heiterer, natürlicher Weise mit ihnen. So trat er denn ohne weiteres heut an sie heran, freute sich des Fortschrittes, den die Kopie indessen gemacht hatte und den er sehr genau anzugeben wußte, sagte dann einiges über den Charakter des Bildes, das ihr gefiel, und fragte sie endlich nach ihren eigenen Arbeiten. Sie erzählte ihm, daß sie eigentlich nicht Landschafterin, sondern Porträt- und Genremalerin sei, daß sie nur zur Abwechslung einmal etwas Landschaftliches vornehme, nur ausnahmsweise sich auf Kopieren lege; daß sie, sobald diese Arbeit vollendet sein würde, nach Düsseldorf zurückginge, um ein größeres Bild zu vollenden, und daß sie für späterhin den Auftrag habe, auf Schloß Kieferode im Harz die Kinder eines Freiherr von Fallehn zu porträtieren. Sie sprach sehr ruhig und schlicht, etwas leise und ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Landolf Schmidt fragte, ob er nicht ihren Namen wissen dürfte. Sie lächelte, zögerte einen Augenblick und sagte dann: „Zu den weltberühmten Malern gehöre ich nicht, und ehe Sie nicht etwas Eigenes von mir gesehen haben, hat es doch keinen Zweck."

„Dann werde ich mich aufs Raten legen," erwiderte er. „Hatten Sie voriges Jahr in Kiel auf der Ausstellung einige Sachen?"

„Zwei Stück."

„Und was stellten sie vor?"

„Ein Rokoko-Gemälde ‚Leseabend' und einen Studienkopf ‚Faust'."

Er sann einen Augenblick nach und sagte dann: „von Wendelin?"

Sie hätte ohne alles Gefühl ihres Künstlertums (Thörichte würden sagen: ohne alle Künstlereitelkeit) sein müssen, wenn dieses glückliche Wort ihr nicht lebhafte Freude bereitet hätte, denn alle Künstler leben von dem Eindruck, den sie machen, er ist die Bestätigung des Wertes dessen, was sie angestrebt haben. Sie hörte auf zu malen, was er in diesem Augenblicke fast bedauerte, da er sich gerade wieder damit beschäftigte, ihre Hände zu betrachten, sah ihn heiter an und sagte: „In der That, Eva von Wendelin."

Schmidt stellte sich vor und bemerkte dann, daß gerade ihre beiden Bilder ihm ausgezeichnet gefallen hätten, daß sie von virtuoser Technik gewesen wären und ihn durch Gedankeninhalt und beredten Ausdruck gefesselt hätten. Er sagte das im Tone überzeugender Aufrichtigkeit. Doch in dem Ausdruck von Bewunderung, mit dem er sie ansah, lag zugleich etwas von Befriedigung darüber, daß er sich Namen und Bilder so gut gemerkt hatte und sich dieses Umstandes hier so glücklich zu bedienen wußte.

Eva von Wendelin malte weiter. Sie sagte nichts, aber es lag jetzt ein ganz anderer Ausdruck auf ihrem Gesicht. Auch der Baumeister schwieg, es war ein behagliches kleines Schweigen von einigen Augenblicken, ein Schweigen in dem Gefühl, daß sie nicht mehr so fremd nebeneinander standen wie gestern. Er kannte sie durch das beste, was sie besaß, durch ihre Kunst, und hatte sich zugleich ihr als mehr als einen gewöhnlichen Ausstellungs- und Museumsläufer, als einen Mann mit lebhaften Eindrücken, starkem Erinnern und sachlichem Urteil gezeigt; und indem Eva ihre Gedanken von diesem Moment losreißend auf die vorliegende Arbeit konzentrierte, traf sie die seinen voll Interesse und Verständnis dort wieder. Es war anders, als da sie gestern zusammen vor der Waldesfrische standen, beide waren aus dem Vorraum einer oberflächlichen zufälligen Bekanntschaft in die freundlich gastlichen Hallen eingetreten, in denen Gleichgestimmtes sich näher tritt, Bekanntes sich grüßt und findet, leichte Freundschaften sich knüpfen und vielleicht wieder lösen, frohe Verständnisse sich offenbaren. Sie schwiegen das Schweigen, in dem man sich einen Augenblick stutzend fragt, ob es besser sei umzudrehen oder zu bleiben.

Er blieb. Den Kopf geneigt, trat er noch ein wenig näher, beugte sich über ihre Hände und sagte halblaut: „Wie reizend leicht Sie das machen, es ist eine Freude Ihnen zuzusehen." Und dabei warf er ihr einen raschen Blick zu, einen recht eigentümlichen Blick. „Obschon übrigens dieses Bild zu meinen Lieblingen gehört," fuhr er dann in anderem Tone fort, „dort im zweiten Saale links hängt ein Petersen, den ich fast noch mehr liebe. Das Bild ist im Vordergrunde ein wenig sentimentaler oder melancholischer in der Stimmung als dieses — und — offengestanden: ganz ohne Mitempfindung bin ich auch dafür eigentlich nicht — aber es öffnet sich in der Tiefe in einem so köstlich freien Ausblick, daß doch wieder alle Sentimentalität aufgelöst erscheint in dem großen Gedanken an das Allgemeine, den jene leuchtende Ferne ausdrückt, so daß gerade in diesem Gegensatze etwas wie eine Befreiung für das Gemüt liegt, ein frischer großer Zug."

„Ich weiß, welches Sie meinen. Links vorn ist eine Trauerweide, ein Teich mit Schilf und Wasserrosen. Es ist überaus schön gemalt mit glücklichstem Naturverständnis und tiefer Empfindung. Sie haben es trefflich charakterisiert."

Dann gerieten sie in Widerspruch über eine Blutbuche, die sich darauf befinden sollte oder nicht, und da war es denn sehr natürlich, daß sie das Malzeug hinlegte, und sie zusammen hinübergingen, um die Frage festzustellen, wobei sie ihm einen kleinen,

Digitized by Google

sehr geschickten Vortrag über einige technische Dinge hielt, die auch dem kunstverständigen Laien neu sein durften. Obschon im ganzen mehr ruhigen Wesens konnte sie doch lebhaft werden, wo es sich um Künstlerisches handelte. Es machte sich von selbst, daß sie, zurückkehrend, vor anderen Bildern stehen blieben und Eindrücke und Meinungen tauschten, bis er mit einem Schrecken, der nicht ganz ehrlich war, bemerkte, wie lange er sie von ihrer Arbeit zurückgehalten habe.

Sie lächelte und sagte, sie bringe es schon wieder ein, es sei für den Künstler, wie er ja selbst wissen werde, stets eine herzliche Freude, jemanden zu finden, der wirklich lebendige Teilnahme an der Kunst und Verständnis für ihre Absichten habe. Es gäbe so viel Leute, die es recht gut meinten, aber die schreiendsten Dummheiten sagten, der Banausen gar nicht gedacht, die überhaupt keine Augen besäßen. Dann fragte er, woher sie das Modell zu ihrem Faust genommen habe, das Düster-Verzweifelte, das Titanenhaft-Dämonische wäre darin so vorzüglich zum Ausdruck gekommen.

Sie lachte und sagte: „Mein Modell war ein kleiner Sargtischler, und gleichgültiger als er gegen alle ewigen Fragen konnte nur noch ein Totengräber sein. Ich habe ihn von seiner Ladenthür weg mit ins Atelier genommen, dann habe ich ihm ein Multiplikationsexempel aufgegeben — im Kopf zu rechnen — und ich hatte, was ich wollte."

„Wie originell Sie sind. Aber war denn kein Gelehrter aufzufinden, den Sie verwenden konnten?"

„Wenn ich auch gesucht hätte, ich hätte doch keinen gefunden. Heutzutage ist die Wissenschaft zu positiv, zu klar und bestimmt in ihren Zielen, als daß sich noch Fauste unter ihren Vertretern fänden. Die Faststimmung ist heut nur noch die gewisser Jugendperioden. Über einen Professor, der sich darin gefiele oder auch dem sie ganz ehrlich wäre, würden wir lächeln."

„Woher wissen Sie, daß es so ist?"

„Woher? nun woher wissen wir überhaupt etwas? Wir bemerken es, wir schließen es aus verschiedenen Anzeichen. Oder habe ich hier unrecht?"

„Nein, ich glaube nicht. Die Gelehrten haben heut in allen Wissenschaften eine sehr ausgebildete Methode, die es ihnen möglich macht, gewisse Ziele zu erreichen. Aber das ist allerdings das Wesentliche, daß sie Unerreichbares nicht mehr erstreben. Und so wäre Ihr Faust gewissermaßen ein historisches Gemälde, ein historischer Studienkopf d. h. die Fixierung eines überwundenen Standpunktes."

„Man könnte es vielleicht so bezeichnen."

„Schade," fuhr er gutgelaunt fort mit einem Lächeln, das, wenn es auf dem Gesicht einer Frau gelegen hätte, man vielleicht ein gefallsüchtiges genannt haben würde, „schade, daß wir Bauleute ebenso trockene, undämonische Menschen sind wie die Gelehrten und also so wenig wie sie die Kunst zu begeistern vermögen! Ich hätte Ihnen gern zu einem Erwin von Steinbach oder wessen Sie etwa bedurft hätten als Modell gedient. Aber Sie würden mich kaum dazu verwendbar finden, wie?"

„Nein. Aber — wenn Sie jünger wären —"

„Nun?" Er beugte sich ein wenig vor und sah ihr bedeutungsvoll in die Augen. „Übrigens — ich bin sechsunddreißig Jahr —"

„Ja, aber wenn Sie jünger wären —"

„Gut. Wenn ich dreiundzwanzig wäre?"

„So wären Sie zu einem griechischen Heldenjünglinge nicht übel zu gebrauchen gewesen. Am besten um den Wendekreis der Dreißig zu einem Ajax oder Diomedes." Und sie machte ein etwas spöttisches Gesicht, als ob sie sagen wollte: Verehrtester, Sie sind eitel; da Sie nun aber durchaus von mir hören wollen, daß Sie ein hübscher Mann sind, so will ich Ihnen hiermit das Vergnügen machen. „Zu einer solchen Heldenrolle sehen jetzt übrigens auch Ihre Augen etwas zu müde und abgespannt aus," setzt sie hinzu.

„Ja, das sind die Stigmata meines gegenwärtigen Märtyrertums, ich habe eine Menge alter, halbverblichener Entwürfe nachgezeichnet," sagte er mit einem komischen Seufzer. „Nun jedenfalls stelle ich mich zur gelegentlichen Verwendung, vielleicht zu einem ‚Michelangelo, Sonette an Viktoria Colonna dichtend'. Nur müßte das Modellsitzen in eine Zeit fallen, wo ich — Zeit hätte."

„Schön, ich notiere Sie. Welches ist

eigentlich Ihr spezielles Fach? Bauen Sie Villen, Bahnhofshallen —?"

„Auch dieses. Aber ich habe mich vorzüglich dem strengen Kirchenstil zugewendet und arbeite mit Vorliebe in reiner Gotik."

„Ah" sagte sie sehr verwundert, als ob sein etwas flottes, ein bißchen eitles Wesen dazu in Widerspruch stehe.

Es war ja selbstverständlich, daß eine Malerin eine gute allgemeine kunsthistorische und ästhetische Bildung besaß, aber mit eingehenden architektonischen Studien hatte sich Eva von Wendelin so wenig beschäftigt als der Baumeister sich mit malerischen. Hier konnte er also von seiner Kunst, die im Gegensatz zu der ihren sich einerseits mit dem Handwerk, anderseits mit der Wissenschaft berührte, von seiner Thätigkeit, von seinen Plänen und Entwürfen, seinen Studien, dem Charakter seiner ausgeführten Werke vieles Bedeutsame sagen, das ihr zugleich neu und interessant war. Sein Vortrag war klar und anschaulich, noch mehr: er sprach mit Wärme, und leicht und mühelos strömten ihm die Worte zu, er schien über eine glückliche darstellende Beredsamkeit zu verfügen — was Wunder, wenn sie ihm gern und voll Teilnahme zuhörte! Als er sich darnach verabschiedete — sehr geschickt, ehe man zu einem anderen Thema übergegangen war — that er es mit dem Bewußtsein, der Malerin einen Begriff von der Bedeutung auch *seines* Talentes, *seiner* Persönlichkeit gegeben zu haben. Und wenn er nicht ohne Eitelkeit auf sein vorteilhaftes Äußere war, hier war nichts davon im Spiel gewesen. Es hatte eher etwas Herablassendes darin gelegen, daß er sich nach dieser Seite enthüllte. Wo in Landolf Schmidt der Fachmann, der Künstler anfing, verschlang das Bewußtsein einer außergewöhnlichen Begabung, der angesehenen Stellung, die er sich in der deutschen Architektenwelt erworben hatte, jede Regung von Gefallsucht. Eitel ist man nur auf untergeordnete Vorzüge, auf seine besten ist man stolz, so stolz, daß man denjenigen eine Ehre erweist, die man davon verständigt. Und sicher hatte Eva von Wendelin es auch so aufgefaßt. Die Reihe, in Hochachtung und Bewunderung aufzusehen, war jetzt an ihr gewesen, und sie that es gern, wie jeder noble Mensch gern das Treffliche schätzt, wo immer es sich findet. —

Als er gegangen war, saß sie ein paar Augenblicke müßig und nachdenklich da. Dann zog sie ein Stück Ölpapier hervor und fuhr mit dem Pinsel, der ein rötliches Braun hielt, in einigen festen, sicheren Strichen darüber hin, bis sich ein jugendlicher Männerkopf zeigte mit einem schönbebuschten griechischen Helm darüber.

„Vielleicht einmal zu gebrauchen," sagte sie dann ganz geschäftsmäßig und warf das Blatt auf den Fußboden, wo es trocknen mochte.

II.

Landolf Schmidt war mit einem „Auf Wiedersehen" gegangen, es stand zu erwarten, daß er auch den nächsten Tag kommen würde. Und so geschah es. Eva von Wendelin hatte schon mehrmals, wenn sich ein Schatten an der Thür zeigte, ausgesehen, was sie sonst nicht that; als er dann eintrat, sie von ferne mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßte und dann weiter ging, ärgerte sie sich. Es vergingen fast dreiviertel Stunden, ehe er, von einem Rundgange durch die Säle zurückkehrend, wieder den Raum betrat, in dem sie den Petersen kopierte, und als er jetzt eintrat, glaubte er zu bemerken, daß ein kühlerer Ausdruck auf ihrem Gesicht läge, als da er vorhin an ihr vorüberging und sie seinen Gruß erwiderte. Sie hatte also erwartet, daß er sie sogleich ansprechen würde. Die Befriedigung, die er darüber empfand, gab ihm etwas von guter Laune. Mit dem leichten, elastischen Schritt, der ihm eigen war, schnell an sie herangehend, sagte er: „Es scheint, daß ich kein Liebling der Musen bin. Alles hat sich gegen mich verschworen. Ich suche einen Meissonier, und als ich hinkomme — sitzt breit und massiv einer Ihrer Kollegen, noch dazu einer in Sammetjoppe, zu denen ich niemals viel Vertrauen habe, davor und — kopiert. Er war aber weit davon entfernt, das Mißgeschick, das er mir bereitete, in so liebenswürdiger Weise gut zu machen, wie Sie, mein gnädiges Fräulein. Er warf mir einen wütenden Blick zu und grunzte etwas von im Wege stehen, worauf ich schleunigst flüchtete. Und so bin ich denn wieder hier und hoffe auf Ihre Gnade, obschon ich mir vorgenommen hatte, mich heut zurückzuhalten in dem Bewußt-

sein, daß man nicht immer seinen Wünschen nachgeben darf. In der That, ich habe es mir zum Vorwurf gemacht, Sie belästigt zu haben." Und dabei lag in seinen Augen etwas wie eine dringliche Bitte um Indemnität.

Sie lächelte und sagte: „Ich bin mir nicht bewußt, Ihnen in irgend einer Weise nahe gelegt zu haben, daß mir Ihre Bekanntschaft lästig gefallen wäre, Herr Baumeister."

Er verbeugte sich. Dann, ganz dicht neben ihr stehend, sagte er, ihre Arbeit betrachtend: „Ah, wie wunderschön! Und wie fleißig Sie gewesen sind! Ich bewundere die Schnelligkeit, mit der Sie fortschreiten. Ein künstlerisches Talent wie das Ihre ist doch das größte Glück, das einem Menschen werden kann."

Sie errötete ein wenig bei dieser Huldigung und fragte: „Sind Sie denn nicht auch Künstler?"

„Im höchsten Sinne doch nicht. Der Architektur klebt immer ein wenig das Handwerksmäßige an."

„Ich hätte Sie für einen der glücklichsten Menschen gehalten."

„Ich will nicht undankbar sein: ich habe allen Grund mit meinem Schicksale zufrieden zu sein. Aber ich meine, es muß eine ganz besondere Daseinsbefriedigung darin liegen, in Ihrer Weise das Schöne, das man empfindet, gestalten zu können, überall das Wesentliche erfassen und in seiner Wiedergabe dennoch das, was unser Persönlichstes ist, seinem Inhalte einströmen zu lassen. Dazu ist meine Kunst, ähnlich der Musik, zu sehr von der Natur abgelöst. Denn es ist doch wohl immer ein Stück Persönlichkeit, durch welches ein Künstler, wie Sie, das, was er in sich aufgenommen hat und wiedergibt, lebendig macht," setzte er hinzu.

„Es gibt allerdings ohne starkes subjektives Mitempfinden keine Kunst. Aber das ist bei Ihnen ganz gewiß nicht anders."

„Wohl wahr. Es sollte wenigstens so sein. — Haben Sie Ehrgeiz?"

„O doch, ich habe den Ehrgeiz, etwas Tüchtiges machen zu wollen."

„Ich muß offen gestehen: ich habe auch einen starken persönlichen Ehrgeiz." Er hatte eine sehr gewinnende, treuherzige Art, solche kleine Geständnisse zu machen. „Und auch meine Frau ist nicht ohne ihn."

„Ist Ihre Frau Gemahlin auch künstlerisch thätig?"

„Nein, das nicht. Aber sie hat ein starkes Gefühl für das bescheidene Ansehen, das ich etwa genieße, und wünscht aus eben diesem Grunde sehr, daß ich aus meiner Privatlaufbahn heraus und in den Dienst der Regierung trete."

„Wenn man das Ehrgeiz nennen darf."

„Es ist das jedenfalls ein Gefühl, das man bei den Frauen sehr häufig findet."

„Ich weiß es. Und da die Ehren, die sie genießen, immer nur reflektierte sind, soll auch der Glanz so hell wie möglich sein, um noch in dem Reflex zu wirken. Nun, es ist ja wohl menschlich." Und freundlich lächelnd setzte sie die Lichter im Wasserspiegel auf.

„Es ist nicht nur menschlich entschuldbar," erwiderte er nach einer kleinen Pause, „es ist auch ganz berechtigt. Wir verdanken unseren Frauen so viel, daß wir sie gern zu Teilnehmerinnen unserer Vorteile oder Ehren machen und so ein Verhältnis hergestellt sehen, das sich ganz auf Gegenseitigkeit gründet."

„Sehr schön, wo es so ist," antwortete sie. „Ich vermute, Sie müssen ein ausgezeichneter Ehemann sein."

„Wann haben Sie sich entschlossen, Künstlerin zu werden, gnädiges Fräulein?" fragte Schmidt in einem leicht zu verfolgenden Gedankengange.

„Ich hatte den Wunsch schon als Kind. Ich lernte leicht, aber ich vernachlässigte alles über meinen Skizzenbüchern. Im übrigen ist meine Geschichte recht einfach. Meine Eltern wollten nichts davon hören, mich ausbilden zu lassen, ein kleines Kapital, das für mich bestimmt war, dünkte ihnen sehr unsicher in meinen Studien angelegt, und mein Vater, der Major war, hatte zugleich eine hartnäckige Vorstellung, daß ich damit in eine Art Zigeunertum hineingeraten würde. Endlich war es ein sehr trauriger Zufall, der es mir ermöglichte, meinen Lebenswunsch zu erfüllen, ich verlor meine Eltern kurz hintereinander. Aber auch nun ging doch nicht alles so glatt, meine Verwandten glaubten die Verpflichtung zu haben, im Sinne meiner Eltern weiter auf mich zu wirken, man wünschte

mich zu verheiraten, es fanden sich Leute, die mir ihre Partnerschaft zu einem solchen Unternehmen anboten, und es war sogar einer darunter, der mich diese Frage ernstlich in Erwägung ziehen ließ, den ich, was man so zu sagen pflegt, zu lieben glaubte. Wären mir seine Charaktereigenschaften durchaus vertrauenerweckend gewesen, so hätte ich diesen verhängnisvollen Schritt vielleicht gethan — ich bereue es nicht, ihn unterlassen zu haben. Die Kunst ersetzt mir Mann und Kind."

Er schüttelte leise den Kopf und sagte: „Das ist nicht möglich. Und weil es nicht möglich ist, ist es nicht wahr, wenn Sie es behaupten."

Sie sah ihn mit den großen, trotz ihres Glanzes etwas kalten Augen verwundert an und sagte mit leichtem Spott: „Die Herren halten sich gern für unersetzlich."

„Pardon! allerdings ist der Mann so gut dem Weibe als das Weib dem Manne unersetzlich. Wir sind aufeinander angewiesen, und wenn Sie nicht wissen, was Sie entbehren, so entbehren Sie es darum nicht minder. Ich spreche offen und ohne Rückhalt, wie gebildete Menschen miteinander reden dürfen, die Anspruch auf geistige Freiheit machen, und den dürfen Sie machen, denn Sie sind ein in jeder Beziehung geistig hochstehendes Weib."

Sie antwortete auf diese beinah strengen Worte nichts, Worte, die wie eine gute Censur ausgesprochen wurden, der doch eine Vermahnung vorangeschickt wird; sie malte unbeirrt weiter. Vergebens auch suchte er in ihrem Gesicht zu lesen. Dennoch eine leichte Verstimmung bei ihr voraussetzend, beugte er sich dicht an ihr Ohr — denn sie hatte inzwischen einen Stuhl herangezogen, da sie hart am Rande links zu malen hatte — und sagte in dem eigentümlich weichen, dunklen Tone, den seine Stimme annehmen konnte: „Habe ich Sie verletzt? Bitte verzeihen Sie mir, wenn ich zu weit gegangen sein sollte."

„Sie haben mich gar nicht verletzt," antworte sie ruhig, „Aber was im allgemeinen richtig sein mag, gilt doch nicht für jeden einzelnen Fall. Ich lebe so sehr mit dem Objekt, ich habe so wenig persönliche Wünsche, daß ich doch nichts entbehre."

Er sah sich um, holte einen zweiten Stuhl herbei, den er mit einem kurzen „Sie gestatten, gnädiges Fräulein" neben den ihren stellte, nahm darauf Platz, indem er die Beine übereinander schlug, den rechten Arm darauf stützte und dann das Kinn in die Hand schmiegte, so daß er allerdings ihrem Gesicht ziemlich nahe war, und betrachtete sie. Sehr viel kecker als das erste Mal, nicht mit dem Anschein, als ob es dem Bilde gelte, betrachtete er mit den Augen des Kenners weiblicher Schönheit die zarte und doch kräftige Rundung ihrer Schultern, die Konturen, mit denen das knappe dunkelblaue Kleid ihre Figur umschloß, die Linie, mit der das nicht kostbare aber schöngliederige Halsband sich von dem dunklen Kleide abhob, den reizend geformten Nacken und den schöngebildeten Kopf mit dem glänzend schwarzen Haar und dem vornehm geschnittenen Profil. Und es wurmte ihn, daß die Natur sich mit diesem superben Geschöpf so viel Mühe gegeben haben sollte, um es in ruhiger Selbstgenügsamkeit wandeln zu lassen, wo es seinerseits so sehr geeignet war, Wünsche zu erregen.

„Und ist Ihnen nie der Gedanke gekommen," fragte er, kühner gemacht durch die unbeirrte Ruhe, mit der sie alles hinzunehmen schien, „daß Sie mit dem leidenschaftlichen Eifer, womit Sie malen — denn hier sind Sie allerdings voll Leidenschaft — nicht irgend etwas zu überwinden, zu ersticken suchen, eine unberechtigte Mahnung an ein Glück, das wir niemals der Kunst oder Wissenschaft oder sonst einem idealen Objekt verdanken, das uns nur der persönliche Anteil eines einzelnen Wesens gewähren kann, mit dem uns eine starke Sympathie verbindet? Verzeihen Sie: so sehr Sie Priesterin, Muse, Göttin sein mögen — auch die Götter liebten."

Landolf Schmidt verstand sich auf die guten Abgänge. Er stand hier auf, trug den Stuhl an seinen Platz und sagte zurückkehrend: „Ich muß leider aufbrechen, ich muß noch vor Tisch an meine Frau schreiben, die noch ohne Nachricht von mir ist außer der kurzen Karte, die ich ihr gleich nach meiner Ankunft abschickte. Sie wollen noch eine Zeitlang hier arbeiten, gnädiges Fräulein? Wenn ich das Recht hätte, eine Bitte an Sie zu richten, so wäre es die: lassen Sie es mit der Kunst für heute genug sein, brechen Sie ab, Sie sehen

abgespannt aus.“ Und dabei sah er sie mit einem so flehenden Blick in die Augen an, als handle es sich um eine große persönliche Gefälligkeit oder — als wolle er sie im Interesse seines ganzes Geschlechtes bitten, weniger hartnäckig und kaltsinnig bei ihrer Kunst allein zu verharren.

Sie schlug die Augen nieder, strich sich über die Stirn und sagte: „Ja, ich glaube selbst, ich habe die Tage schon zuviel gethan. Ich werde aufhören.“

Nun sah er wieder mit einem allerliebsten Interesse zu, wie sie die Pinsel reinigte, wie sie einräumte und zusammenschloß; als sie fertig war und alles dem Galeriediener übergeben hatte, bat er um die Erlaubnis, sie nach Hause begleiten zu dürfen, was ihm freundlich gewährt wurde.

„Liebe Tante,“ sagte sie beim Mittagbrot zu der verwitweten Frau Oberstleutnant von Rothan, bei der sie für einige Wochen besuchsweise weilte, „Baumeister Schmidt aus Kiel wird uns nachmittags einen Besuch machen.“

„Ist es ein Herr, der dir eine Bestellung machen will?“ fragte die Tante teilnehmend, indem sie nach dem Kompott langte.

„Nein, das nicht,“ sagte die Nichte, „aber ich bitte dich, auch keine Erwartungen anderer Art an diesen Besuch zu knüpfen. (Die Tante schwärmte dafür, die Malerin unter die Haube zu bringen.) Herr Schmidt ist verheiratet und im Besitze einer Tochter und eines Knaben, und er kommt lediglich, um die kleinen Bilder anzusehen, die —“

„Die meine Wände deinem Pinsel verdanken. Nun auch gut. Wenn er nicht einer von den Künstlern ist, die die Cigarrenasche in den Sahntopf abstreichen, einen beständig vom goldnen Schnitt unterhalten und bei jedem Schlummerkissen von Stillosigkeit und Ungeschmack reden, so soll er willkommen sein.“

Eva versicherte, daß Herr Schmidt kein Akademieschüler sei und sogar kurzverschnittenes Haar und einen schmalkrempigen Hut trage. Als Schmidt kam, sah er sich sehr liebenswürdig aufgenommen. Die Frau Oberstleutnant trat ihm mit der anmutigen Würde entgegen, über die sie verfügte, führte den Gast an allen Wänden entlang, an denen malerische Gaben ihrer Nichte hingen, sprach mit Anerkennung von dem Talent des Mädchens und bat den Gast schließlich für Sonntag zu Tisch.

„Ein sehr angenehmer Mann,“ sagte sie, als sie allein waren. „Von ausgezeichneten Manieren, trefflicher Haltung und — sehr hübsch. Schade, daß er schon verheiratet ist.“ —

Frauen, die wie Männer arbeiten, sei es in angestrengter körperlicher oder geistiger Thätigkeit, bekommen leicht etwas von dem festeren, schärferen Gesichtsausdruck ihrer Kollegen, dazu verleiht wohl das Bewußtsein einer gewissen Sonderstellung ihnen etwas Gemessenes, Stolzes. Eva von Wendelin, die, alleinstehend und in ungebeugtem Fleiße um ihre künstlerische Fortbildung ringend, sich jenem „Wendekreis der Dreißig“ bereits auf einen Unterschied von drei Jahren genähert hatte, machte hier keine Ausnahme, aber wie viel Ernst und Gelassenheit auch auf ihrem Wesen ruhen mochte, es war durchaus frei von jener Altjüngferlichkeit, die sich bei manchen ihrer Altersgenossinnen unvermählten Standes schon anfing bemerkbar zu machen. Bei einem häufigeren Verkehr aber konnte, wo sie sich angesprochen fühlte, selbst der strenge Ernst, der über ihr lag, vor dem Zuge von natürlicher Milde und Weichheit zurücktreten, dessen sie doch nicht entbehrte, und einer liebenswürdigen Heiterkeit Platz machen, in der sich ihr ganzes Wesen auf das glücklichste entfaltete; dann aber war sie ein junges schönes Weib so gut wie eine andere.

Sie fühlte sich aber von Landolf Schmidt angesprochen und zwar, wie sie ihrer Tante sagte, wegen der neidlosen Wertschätzung, die er dem Talent jeder Art entgegenbrächte, wo immer es sich fand. Im ganzen ist man dem weiblichen Künstlertum in Deutschland ja abhold; die Frauen, weil sie es als eine Anmaßung betrachten, wenn sich einige unter ihnen herausnehmen, sich in gewissem Sinne über sie zu stellen, die Männer, weil sie Wesen, denen sie erst durch *ihre* Beachtung Wert zu verleihen wünschen, nicht neben sich erblicken wollen mit dem Anspruch, einigen Wert unreflektierter Art zu besitzen. Von dieser kleinen Eifersüchtelei hatte Landolf Schmidt nichts, er gönnte jedem seinen Anteil an den Gaben der Natur und die soziale oder auch nur geistige Bedeutung, die er sich damit er-

worben hatte, ihn freute wirklich alles Schöne und Bedeutende. Doch war es nicht dieser Zug allein, was ihn empfahl, sein Geist, sein munterer Witz, sein intensives Interesse für alles, was der bildenden Kunst zugehörte, seine Schlagfertigkeit, etwas Treuherzig-Zutrauliches in seinem Wesen, der Takt, das feine Gefühl für die Situation, die freimütige Art, mit der er sich gab, alles wirkte auf das günstigste zusammen. Wie hätte er den Frauen nicht gefallen sollen? Er besaß ein starkes und häufig zum Ausdruck gebrachtes männliches Selbstgefühl, aber das hat noch nie eine Frau abgestoßen, vorausgesetzt, daß es den Eindruck machte, begründet zu sein, sondern vielmehr angezogen. Aber selbst wenn das alles nicht der Fall gewesen wäre — hätte er mißfallen? Waren da nicht noch äußere Vorzüge, die bestechlich genug waren, der Ausdruck von Kraft, Gesundheit und Schönheit, der musikalische Wohlklang in der Stimme, eine ritterliche Aufmerksamkeit im Betragen, ein leichtflüssiges Übergehen aus der Bewunderung vor dem Talent in die vor der Persönlichkeit, wofür doch jede Frau eine sehr feine Empfindung hat?

Jede Freundschaft entwickelt sich in bestimmten Phasen. Zuerst auf neutralem Boden ein Abmessen der Kräfte an den Objekten, ein sachliches Erschöpfen von Fragen von allgemeiner Bedeutung und das leise Tasten nach dem Persönlichen, das jeder neuen Bekanntschaft einen besonderen Reiz verleiht, dann das starke Zurgeltungbringen der Individualitäten, der Kampf des Aufeinanderwirkens, die Freude des Sichzusammenfindens, des Näherrückens, Zurückweichens und Wiedernäherns, und endlich die stille Übereinkunft des Miteinandergehens, das ruhige Genügen an der bloßen Gegenwart, am Klange der Stimme, am bedeutungslosen Geschwätz, das doch wert und bedeutungsvoll wird als die willkommene Äußerung des vertrauten, sympathischen Geistes, und hinter dessen traulicher Nichtigkeit sich so vieles wieder verschleiern läßt. Die „Waldesfrische“ war längst beendet, und doch reiste Eva nicht ab, freilich hatte die Tante sie sehr dringlich aufgefordert zu bleiben, um sich erst noch gründlich zu erholen, und da sie sich von Schmidt lebhaft unterstützt sah, um so nachdrücklicher aufgefordert.

Die archivalischen Forschungen dagegen schritten sehr langsam vor. Es gab jemand, der wußte, daß, da sich das Material immerhin als geringfügiger erwiesen, als eigentlich erwartet worden war, sie schon abgeschlossen sein konnten. Aber schließlich — man ist seiner Erholung auch etwas schuldig!

Es geschah einmal, daß sich die neuen Freunde in einem an der Elbe gelegenen Konzertlokal trafen, um den Abend dort zuzubringen. Frau von Rothan war verwundert genug, daß ihre Nichte darauf eingegangen war, sie hatte in ihrem tiefen, stolzen Wesen dergleichen immer abgelehnt; nun saß Eva doch recht heiter in einer lichten Sommertoilette, die sie sehr jugendfrisch erscheinen ließ, unter einer buntbewegten Menge und ließ die Blicke voller Teilnahme über die Tische schweifen, über die bunten Lampen, die angesteckt worden waren, über den dunklen Fluß, das Gewühl auf den Brücken und über den Himmel, aus dessen dämmernder Bläue die ersten Sterne hervorbrachen, indessen die Musik den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin anstimmte. Kannte sie nicht diese wunderbare Weise längst, die da in jauchzenden Klängen erbrauste? Kannte sie nicht diesen Abendhimmel, war ihr Auge nicht hundertmal in jene träumerische Ferne geschweift, kannte sie nicht alle die tausendfältigen Farbentöne, die sich ihren Sinnen erschlossen, wo anderen die Welt in ein stumpfes Grau und Braun gehüllt schien? Und doch war ihr alles neu, denn was sie sonst fremd und kühl, mit der Objektivität eines geschulten, forschenden Blickes betrachtet, mit nüchternen Ohren gehört hatte, setzte sich in eine rätselhaft bedeutungsvolle Beziehung zu ihrem Gemüt. Leuchtender erstrahlten die Sterne aus dem Dunkel und grüßten lächelnd herab, schmeichelnder sangen die Geigen und Flöten, und jauchzten, von kräftigem Ruderschlag bewegt, die Wellen, die den dunkelnden Strand umspielten. Selbst das Farbenspiel der Lampen, das ihr sonst eine alberne Kinderei gedünkt, schien eine frohe Sprache zu reden: wie bunt, wie heiter, wie reichbewegt dies schöne Leben sei. Und doch überkam sie bei alledem eine Angst. Wie wohl einer sich in einem Kahne stromabwärts treiben läßt, leicht geschaukelt von hüpfenden Wassern, auf denen die Sonne

funkelt, lächelnd der bunten Bilder, die im Wechsel sich entrollen, indem das Nahe, Vertraute flieht, die Linien durcheinander fließen, überall Glanz und die Schönheit ungekannter Wunder erwacht, und bei alledem ein zager Wunsch sich regt, der sich heimsehnt in die alte glückliche Beschränkung.

„Woran dachten Sie, mein gnädiges Fräulein?“ fragte Landolf Schmidt.

Sie sah ihn an mit dem Ausdrucke von Beklammenheit, dessen sie sich selbst nicht bewußt war und den sie daher nicht zu beherrschen verstand, einem Ausdruck, der ihrem Gesicht etwas Neues, Jugendlich-Weiches gab, aber sie antwortete nicht. Es war auch nicht nötig, denn er verstand dieses Gesicht sehr gut. Er lächelte, schwer zu sagen, ob beglückt aber nur befriedigt, vielleicht beides. Er gehörte nun einmal zu den Menschen, die mit der naiven Selbstsucht reichbegabter Kinder nach allem fassen, das sie stützt, das sie entfaltet, das sie reizt; alles Schöne, alles Bedeutende einem lebhaften Geiste assimilierend, der das Recht empfindet, zuzugreifen und zu nehmen, weil er die Kraft und den Beruf fühlt, Bedeutendes zu geben.

Landolf Schmidt und Eva van Wendelin sahen sich fast nur in Gegenwart der Frau Oberstleutnant van Rathan, die, sehr munter, sehr unternehmend und van dem Baumeister sehr eingenommen, nicht müde wurde, ihn zu allerhand kleinen Partien aufzufordern, die sie unter männlicher Bedeckung zu machen angenehm fand. Und wenn bei Entwickelung eines Verhältnisses wie dieses — wenn man die leichten, rein innerlichen Beziehungen zwischen dem Architekten und der Malerin überhaupt so nennen durfte — die Gegenwart dritter Personen eher förderlich als hinderlich ist, insofern das Alleinsein Schranken auferlegt, die weit schwerer durchbrochen sind, und die Anwesenheit anderer jeder leichten Freiheit, jeder kecken Vertraulichkeit das Bedenkliche zu nehmen scheint, das es sonst vielleicht haben würde, war anderseits auch die beständige Begleitung der Dame doch auch van hemmendem Einfluß; denn sie ließ nie zwischen den beiden das Gefühl des völlig aufeinander Angewiesenseins aber einer Zusammengehörigkeit aufkommen.

Außer Frau von Rathan aber gab es noch eine Person, die zwischen den beiden wandelte, das heißt, nicht eigentlich eine Person, sondern nur ein Schatten einer solchen, und zwar ein bisweilen mit einer gewissen Heftigkeit heraufbeschworener Schatten, der für Landolf Schmidt zwar bestimmte Formen trug, vor Evas Augen aber doch nur als ein van ihrer Einbildungskraft abhängiges Wesen erschien, in seiner Undeutlichkeit beständig in Gefahr, in das Nichts zu versinken, der Schatten van Frau Adelheid Schmidt.

Auf diese Weise aber war es möglich, daß es ihnen gelang, ihrem Verkehr für ihr eigenes Bewußtsein den Anstrich einer Harmlosigkeit zu geben, die es ihnen ermöglichte, sich täglich zu sehn, ohne sich in Verlegenheit zu setzen.

III.

Es war an einem warmen Tage zu Ende August, als die drei eine Partie nach Pillnitz verabredet hatten. Die Fahrt auf der Elbe war schön, lachend erhoben sich die weinumkränzten Terrassen, die die Ufer begleiten, der Himmel spannte sich tiefblau über das wie in Sonnenlicht getauchte Gelände, lustig durchpflügte der Kiel des Schiffes die glitzernden Wagen, ein kühlender Lufthauch wehte über das Wasser, die ganze Welt schien bunt, heiter und glücklich. Schmidt unterhielt die Damen van einer Ruderregatta, der er kürzlich zugesehen, van den großen Kriegsschiffen, die im Kieler Hafen ankerten, van denen jedes eine Welt im kleinen darstellte, van den glänzenden Flottenmanövern während der Anwesenheit des Kaisers, van der Entwickelung der deutschen Marine und der mutmaßlichen Bedeutung unserer Kolonien u. s. w. Da er wie immer gut und lebhaft sprach, hatte er bald nach mehr Zuhörer unter den Mitfahrenden, von denen sich wahl einige in das Gespräch mischten, so daß er bald zum Mittelpunkt der Aufmerksamkeit wurde, was Eva und ihrer Tante keineswegs unlieb war. Als sie aber das Schiff verließen, empfanden sie nicht ohne Beschwer die drückende Hitze, zu der sich die Temperatur indessen gesteigert hatte, und nicht unbedenklich erschien dem Baumeister die graue Dunstmasse, die sich im Westen langsam vam Horizant zu lösen schien. Er sagte aber nichts, sondern eilte hinzu, der etwas korpulenten Frau von Rothan beim Auf-

ſtieg behilflich zu ſein. Langſam folgte Eva dem Paare.

Man hatte eben in einer kleinen Wirtſchaft den Kaffee eingenommen, als der nächſte Dampfer einen neuen Schub von Gäſten brachte, unter denen die Oberſtleutnantin Bekannte entdeckte. Sie eilte ihnen entgegen und ſchien eine Menge wichtige Dinge zu beſprechen zu haben; die beiden Zurückgebliebenen ſahen, wie ſie bald mit dieſem, bald mit jener vieler Worte pflog und ſich endlich, ganz als habe ſie ihre Begleiter vergeſſen, den anderen anſchloß. Die Gruppen verzogen ſich, der Dampfer brauſte ab, leer lagen die Wege, leer die kleine Platte mit dem Wirtshauſe, das keine weiteren Gäſte anzulocken ſchien, die beiden waren allein, die Blicke in die Ferne gerichtet, wo die Höhen des Elbſandſteingebirges ſich im grellen Sonnenſchein gleißend türmten. Sie waren allein und ſchwiegen.

Eine Lerche ſtieg auf und trillerte in der Luft, Landolf Schmidt ſah ihr nach, eine Zeitlang blieb ſie in einem Punkte hängen, als ob ſie dort befeſtigt ſei, dann verſchwand ſie. Unten löſte ein Knabe einen Kahn, ſtieß ab und ließ ſich ſtromabwärts treiben; ein kleiner Köter lief in den Garten, bellte ſie an und rannte hinaus; wieder ließ ſich ein Schiff ſehen, diesmal ein Segelboot, das prächtig mit den geblähten ſilberweißen Fittichen wie ein Schwan vor ihren Augen vorüberglitt, und noch ſchwiegen ſie, noch faßen ſie, die Blicke von einander abgekehrt, als ſeien ſie jedes allein. Dann wendete er ſich um und ſie ſahen einander an, lange — es hätte einer indeſſen können langſam bis zehn zählen — mit halbverſchleierten Blicken ernſt, ja traurig. Über ihre Lippen zuckte es einmal wie Spott oder Bitterkeit, aber ſie ſchwiegen. Es rührte ſich kein Hauch, die Luft war drückend und ſchwül, mit jedem Atemzuge, den ſie that, war es Eva, als ob etwas Heißes, Süßes und Schweres in der Luft läge; ſie ſah ſehr blaß aus, und es lag etwas Fremdartiges, Geſpanntes in ihrem Geſicht. Sie trug ein leichtes ſchwarzes Spitzenkleid und einen runden Hut aus einem ſchwarzen durchbrochenen Geflecht, mit roten Roſen geſchmückt. Er beugte ſich zu ihr und ſagte: „Sie ſehen ſehr ſchön aus.“

Eva ſchüttelte leiſe den Kopf.

„Ich liebe ſonſt die ſchwarzen Kleider nicht, ich habe es nicht gern, wenn meine Frau ſich ſchwarz kleidet, aber Sie ſehen königlich darin aus. Und ſo verſchönen Sie das Kleid, wie Sie alles verſchönen und adeln, was zu Ihnen in Beziehung tritt.“ Er hatte das leiſe in einem dunklen Tone geſagt, nicht wie man eine leichte Galanterie vorbringt, ſondern mit innerer Bewegung.

Eva ſtand auf und ſagte: „Ich weiß nicht, was ſich Tante Rothan eigentlich denkt.“ Und dabei war nicht Tante Rothan, ſondern der Schatten jener anderen Frau vor ihr aufgeſtiegen, einer Frau in einem grellroten Kleide, und war gleich wieder verſchwunden.

„So wollen wir ſie ſuchen.“ Schmidt klopfte der Kellnerin und bezahlte die kleine Zeche. Unterdem kam ein Kind, das Eva beſtellte: die Dame im gelben Kleide und mit dem gelben Sonnenſchirme — Frau von Rothan liebte es, ſich in rohe Seide zu kleiden — habe Verwandte getroffen, und ſie würden zuſammen in den Park gehen, und die Herrſchaften möchten ſo gut ſein und auch dorthin kommen.

So machten ſie ſich auf. In etwas einſilbigem Geplauder über gleichgültige Gegenſtände gingen ſie den ſonnigen Weg entlang, bogen dann in einen von hohen Bäumen beſtandenen Damm ein, deſſen Schatten doch nicht kühl war, und erreichten das Parkthor; trotz der Hitze war Eva ſchnell vorangeſchritten. Im Parke ſahen ſie bald eine größere Geſellſchaft, aus der ſich die wohlbekannte Geſtalt der Frau Oberſtleutnant leicht erkenntlich abhob. Lebhaft mit dem Schirme winkend, ſegelte die Dame denn auch bald auf ſie zu, mit einem ungeheuren Wortſchwall ſich entſchuldigend, ſie begrüßend, ſie mit ſich fortführend, um ſie ihren Verwandten vorzuſtellen.

Es waren alles recht noble Leute, mit denen der Baumeiſter hier zuſammenſtieß. Selbſt von kleinbürgerlicher Herkunft, verband er mit demokratiſcher Geſinnung und ſtarkem Selbſtgefühl doch die Empfindung für alle Vornehmheit und ihren Ausdruck. Indem er überzeugt war, daß er, ein Mitglied der Geiſtesariſtokratie, den Fremden den gebührlichen Eindruck mache, umwob ihn doch alles, was ſich da aus hochklingen-

den Namen, eleganten Allüren, vornehmgewinnender Freundlichkeit zusammensetzte, mit einschmeichelndem Wohlbehagen. Er sprach mit dem alten Rittmeister von Weitenbrecht über Militaria, er konversierte mit der Baronin Finkhoff über Kunst und neckte sich in einem munteren onkelhaften Tone mit ein paar jungen Mädchen, halben Kindern, die ihn reizend fanden. Eva hielt sich an eine junge Frau von Kosmin, eine redselige kleine Offiziersfrau, die ihr ihre Reisepläne entwickelte. Es interessierte sie gar nicht, aber sie hörte freundlich zu. So wandelte man durch die königlichen Gärten, zwischen hohen Taxuswänden, zwischen prachtvollen Teppichbeeten, zwischen englischen Anlagen, an Springbrunnen und Marmorbildern vorüber im Angesicht des breitflügeligen Schlosses mit Aussicht über den Fluß und seine lieblichen Ufer. Wenn Landolf Schmidt in ihre Nähe kam, sagte er ein paar Worte zu Eva, oder sie sahen sich auch nur flüchtig an, und dann lächelte er jedesmal in eigentümlicher Weise. Oder vielleicht bildete sie sich das nur ein, denn auch die Götterbilder lächelten, wenn sie sie ansah, das war ihr zuletzt so peinlich, daß sie vermied, sie zu betrachten; freilich sie lächelten nicht allein, sie sagten auch jedesmal etwas dazu, jedes dasselbe. Aber es schien ein öffentliches Geheimnis zu sein, denn die Bäume flüsterten es einander zu, es rauschte in den Kaskaden, und wenn Eva die Blicke nach der Elbe richtete, so stand es in sonnenglänzenden Riesenlettern auf dem Wasser geschrieben, die Wellen rauschten darüber hin, und keine verlöschte es; und wie jetzt Landolf Schmidt seine Augen auf den Fluß richtete und ein paar Sekunden hinüberstarrte, errötete sie, denn freilich hatte er es dort gelesen, und wie er sich umwandte, lächelte er wieder.

Mit der Zeit wurde dem Baumeister die Gesellschaft langweilig, sie war eine ganz hübsche Folie, aber weiter nichts, im Grunde genommen war es ihm doch bloß um Eva zu thun, und er sann darüber nach, wie er mit ihr allein sein könne; es war halb Neugier, wie das sein würde, denn er hatte das Gefühl, als ob ihr Verhältnis doch wenigstens noch einer kleinen Entwickelung fähig wäre, halb ein bestimmtes Verlangen, ihre Gegenwart allein auf sich wirken zu lassen; denn er hatte nun einmal das starke „Gefühl für das Weib", und er wollte es auskosten. Er bat sie, nachdem sie den Park verlassen, ein Stück mit ihm zu gehen, er wisse ein besonders malerisches Fleckchen hier in der Nähe, und es wäre ein geradezu schreiendes Unrecht, wenn sie von hier abreise, ohne es genossen zu haben. Er machte dazu ein so geschäftsmäßig arglosses Gesicht, daß sie in diesem Augenblicke dachte: „es ist alles Einbildung und Narretei gewesen," und bereit war, ihm zu folgen. Frau von Rothan, die sehr unter der Hitze litt, bat, bei der Gesellschaft bleiben zu dürfen. Der Rittmeister warnte, nicht zu weit abzuirren, da ein Gewitter heraufziehe, was die Damen in schreckliche Aufregung versetzte, während Landolf Schmidt, der vorher seines mitgenommenen Regenschirmes halber verspottet worden war, triumphierte, hinzufügend, daß die Gefahr zwar im Anzuge, aber doch noch nicht nahe sei. Übrigens, falls es unerwartet losbräche, gelte das „sauve qui peut", er verpflichte sich nicht zurückzukommen, aber in jedem Falle das gnädige Fräulein der Frau Tante in bestem Wohlsein wieder abzuliefern. So trennten sie sich von der Gesellschaft.

Der Himmel war jetzt bedeckt, die stechende Sonnenglut lag also nicht mehr auf den Wegen, aber es war doch schwül und drückend. Mehr hastig als leichtfüßig schritten die beiden dahin, von einer lachenden Landschaft umblüht und umduftet. Es war der sechzehnte August, der Schlachttag von Vionville, und Landolf Schmidt, der die Kämpfe um Mars la Tour mitgemacht hatte, gedachte der heißen Stunden, in denen Deutschtum und Galliertum dort gerungen hatte. Er hatte zu der Infanteriedivision gehört, die in einem sehr kritischen Augenblicke, da die deutschen Truppen hinter Trouville zurückgedrängt waren, nach sechsstündigem Marsche eintraf und durch die Hilfe, die sie brachte, wesentlich zu dem glücklichen Ausgange der Schlacht beitrug. Er wußte sehr gut zu schildern, er entwarf mit ein paar Strichen im Sande das Kriegsterrain, er gedachte der landschaftlichen Schönheiten, er deutete das Vorrücken der verschiedenen Truppenkörper an, er schilderte die Greuel des Kampfes, die Spannung der Gemüter, das Jauchzen des Sieges, das nächtliche Bivouak. Eva von Wendelin war ein Soldatenkind und eine

heiße Patriotin, sie hörte zu mit klopfendem Herzen, mit kurzen Atemzügen; der neben ihr ging und sprach, war nicht nur der vielseitig gebildete, geistvolle Künstler, als den sie ihn bisher geschätzt, er war einer der Helden der großen Kriegsjahre, er hatte sein junges hoffnungsreiches Leben hinausgetragen in siegreiche Schlachten, ihn umwitterte etwas von dem Hauche einer großen Zeit, umleuchtete der Glanz ruhmvoller Tage. Und wie er dann am Schlusse bekannte, stockend mit gesenktem Blicke, daß er damals — im Angesicht des Todes — gebetet habe in seinem Herzen, der große Gott der Schlachten möchte ihn zurückführen in die Arme der Eltern und Geschwister, in die heißgeliebte Heimat, wie bis ins tiefste getroffen war sie da von der Wärme seines Gemütes. Bewegten Sinnes sah sie hinüber nach den Höhen, über denen es sich grau und bleiern zusammenzog. In ihrem Herzen hatte sie sich gescholten um ihrer Schwäche willen, hatte sie angekämpft gegen ein Gefühl, das sie aus der sichern unangefochtenen Ruhe eines friedlichen Künstlerstrebens herausgerissen hatte — jetzt überkam es sie wie eine große, heilige Glücksempfindung, daß sie — ihn lieben durfte.

Landolf Schmidt schwieg. Aber wie er von der Seite her ihr Profil betrachtete, das sich lieblich, von einem zarten Rot übergossen, von den immer dunkler werdenden Wolken abhob, lag, wie ein leuchtender Abglanz aus stolzen Tagen, der Triumph des Siegers auf seinem Gesicht. Ihm gefiel diese stumme Huldigung an seiner Seite. Als er im Grase die gelblichen Blüten einer wilden Aristolochia entdeckte, stieg er den leicht aufgedämmten Weg hinunter und holte sie herauf. Indem sie die duftenden Blumen aus seiner Hand nahm, lag etwas auf seinem Gesicht, das sie nie zuvor gesehn hatte, und das sie doch nicht zu deuten wagte.

„Wo ist der schöne Platz, zu dem Sie mich führen wollten?“ fragte sie verwirrt.

„Er ist hier, er ist überall,“ antwortete er.

Sie ließ die Blicke über die Landschaft gleiten, die Sträucher und Laubkronen im dunklen Laube des Spätsommers, staubig und von keiner Sonne beschienen, gaben dem Bilde etwas gleichmäßig Fahles. Sich zurückwendend, bemerkte Eva, daß das Gewitter von allen Seiten sich zusammenzog. Sie sah ihn erschrocken an.

„Wollen wir nicht zurück gehen?“ fragte sie unsicher.

„Ich halte es für besser, gradeaus zu gehn bis zur nächsten Dampferhaltestelle.“

„Aber unsere Gesellschaft?“

„Ist es Ihnen so um diese Gesellschaft zu thun? Mir ist es nur um Sie.“ Und er faßte ihre Hand und zog sie an die Lippen.

Sie seufzte und ging weiter. Sie fühlte seine Blicke auf ihr ruhend und wagte nicht mehr, ihn anzusehn. Hinter ihnen her brauste jetzt stoßweise ein heftiger Wind, rührte den Staub auf und überschüttete sie mit den Blättern, die er von den Bäumen riß, schnellflügelige Schwalben schossen durch die Luft und streiften, herabtauchend, mit ihren kleinen Brüsten den Boden, die ersten Donner rollten über ihren Häuptern. Bald fing es an zu regnen. Er legte ihr das Tuch auf die Schultern, das er bisher getragen hatte, spannte den Schirm auf, zog ihren linken Arm durch seinen rechten und lachte: „Es ist hübsch so, es ist beinah wie eine Entführung im Sturmwind.“ Dann, als er bemerkte, daß ihre Lippen leise zuckten und es feucht von ihren Augen schimmerte, setzte er ernster hinzu: „Geht es Ihnen denn gar so nahe, daß Sie mich ein bißchen gern haben? — Sagen Sie etwas, Eva, bitte.“

„Ich weiß nichts,“ antwortete sie fast hart und drängte weiter, denn heftiger umtobten sie Regen und Wind. Mit Mühe rettete sich das Paar vor der stärksten Wut des Wetters in das kleine Gasthaus am Wege, zu dessen Füßen unten der Fluß in schwärzlichen Wellen um die Dampferlandungsbrücke wütete.

Indessen Schmidt den triefenden Schirm aufspannte, breitete Eva ihr Tuch zum Trocknen über zwei Stühle. Und während sie diese kleinen Manipulationen vornahmen, war es ihnen, als thäten sie etwas Seltsames, Verwunderliches. Als Eva ihrer Sorge um die gewitterscheue Tante Ausdruck gab, lachte er und sagte, er habe gar keine Empfindung für die Dame übrig.

Sie traten zusammen ans Fenster, er stieß die Flügel auf und lehnte sich hinaus. Von Süden her kamen neue Wolkenmassen

herangeschoben, schwärzlich schieferblau; leichtes gelbbraunes Gewölk schien wie schwefliger Dampf den dunklen Ballen zu entquellen und jagte windzerrissen vor ihnen her. Bald brach es prasselnd los. Alle Arten von Blitzen durchzuckten den Himmel. „Sehen Sie, dort fahren die gezackten Strahlen hernieder, wie sie die Maler in die Wolken zu setzen pflegen oder Jupiter Kronion sie in der Rechten hält. Aber weit schöner sind diese doch, diese Flächenblitze, die alles auf einmal in Feuer tauchen."

Sie sah entzückt dem herrlichsten Schauspiel zu, wie in einem Flammenmeere öffnete sich der Himmel und ergoß Glutströme herab, man glaubte sie prasselnd in die schwarzen Fluten schlagen und wieder auflohen zu sehen.

„Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,"

citierte Landolf Schmidt, bedeutungsvoll seine Blicke in ihre senkend, halb ernst, halb lustig ironisch wegen des trivialen Citats. Da sah er, daß sie zitterte.

„Fürchten Sie sich?" fragte er leise, sich dicht zu ihr beugend.

Sie schüttelte den Kopf. Es war etwas in seinem Wesen, das sie zugleich entzückte und abstieß, aber das Entzücken war freilich stärker.

„Aber wenn uns nun doch ein Blitzstrahl träfe?"

Es war jetzt ganz dunkel, aber als im nächsten Augenblicke der Glutschein wieder aufloderte, glaubte sie in seinen Augen ein sonderbares heißes Flehen, auf seinen Lippen ein dürstendes Verlangen zu sehn. „Daß er uns träfe! es wäre ein schöner Tod," sagte sie.

Dann sann sie dem Ausdruck seines Gesichtes nach, es war doch etwas anderes gewesen: die jauchzende Freude des Triumphes über eine köstliche Beute, jener Siegesausdruck, der doch den Besiegten nicht demütigt, sondern erhöht und beglückt, indem er ihm den Wert zurückgibt, in dem der Stolz des Siegers liegt. Er zog einen Stuhl heran und setzte sich neben sie, wie um zu ihr heraufsehen zu können, die an dem Fensterkreuz lehnte. Ihre Hand lag in seiner und wenn sie sie ihm entziehen wollte, so fühlte sie sich festgehalten.

Über ihnen zuckten die Blitze.

Warum duldete sie dieses ganze stumme, leidenschaftliche Spiel? sie hätte es nicht leiden sollen und litt es beglückt. So verging geraume Zeit. Als ein umschlagender Wind den stärker fallenden Regen ihnen entgegenschlug, standen sie auf, schlossen das Fenster und setzten sich an einen Tisch. Landolf Schmidt bestellte einen kleinen Imbiß und zwei Glas Glühwein, wie aber das Gewünschte kam, schlürften sie nur das heiße Getränk hinunter und ließen das übrige stehn. Sie sprachen wenig. Was hätten sie auch sagen sollen? Jedes wußte, was das andere empfand, und empfand dasselbe. Kluge Menschen wissen selbst durch die künstlichen Gesichter, die sie machen, sich ins Herz zu sehen, sie aber ließen jeden Blick, jede Bewegung zu einander reden, es war kein Geheimnis zwischen ihnen. Auf seiner Seite war vielleicht mehr befriedigte Eitelkeit, auf ihrer mehr Schmerz, aber was sie vor allem fühlten, war doch die Gegenwart des andern.

Als das Unwetter etwas nachgelassen hatte, hörte man von unten herauf das Abfahrtsignal eines Dampfers. Sie stand auf und bezeigte den Wunsch, das Schiff zu benützen. Aber davon wollte er nichts hören, er habe es auf sich genommen, sie glücklich zurückzubringen und ganz von *ihr* abgesehen müsse *er* sich seiner Wissenschaft und seiner Familie erhalten. Die Dampferfahrt sei noch entschieden gefährlich.

Damit traten sie abermals ans Fenster und sahen hinab. Es war jetzt etwas heller geworden, und man konnte auch in den länger werdenden Pausen zwischen den Blitzen die Elbe unten sich in schwarzen Wogen wälzen, die angeketteten Kähne hin- und herschaukeln sehn. Mit einemmale zog er sie an sich und schien sie küssen zu wollen, aber sie machte sich frei, sanft aber ganz entschieden. Dann, ohne ihre starke Erregung, ohne Empfindlichkeit zu zeigen, fing sie von anderem zu sprechen an. Sie fühlte, daß es das einzige sei, die Situation erträglich zu machen, in der es kein Zurück und kein Vorwärts mehr gab. Sie sprach von ihrer Kinderzeit, sie gedachte wieder ihrer Eltern und deren Abneigung gegen ihren Beruf, vor allem aber der vielen schweren und bangen Zweifel in ihrer Seele, ob sie auch das Zeug zu echtem, rechtem Künstlertum in sich trage. Ein paar hübsche Landschaften

und etliche fröhliche Blumen-, Frucht- und Dornenstücke verständen ja Hunderte zu malen, aber das habe ihr nie genügt, auch nicht die Erlangung einer glatten Technik; was allein den Künstler mache, sei eine große, starke Seele, sei Geistesfreiheit und Tiefe der Auffassung. Sie wolle nicht Bravourstückchen malen, sie wolle das Wesen der Dinge erfassen und sie durch Formen und Farbe lebendig machen. Sie sprach lebhafter wie er es an ihr gewöhnt war, und sie glich dabei einem, der mit den Armen um sich schlägt, um die Kälte nicht zu empfinden; und wie dieses Mittel in der That hilft, half das ihrige die lastende Schwüle dieser Stunde zu lösen. Landolf Schmidt ging inzwischen in der niedrigen Stube auf und ab; was sie sagte, war nichts Neues, es spiegelte das Leben aller der Frauen wieder, die über Nähnadel und Kochtapf hinaus streben, und die Kämpfe aller derer, die um die Gunst einer Muse ringen; aber schlicht, mit der Phrasenlosigkeit der großen und nahen Natur vorgetragen, aus der Tiefe einer bewegten Seele herausquellend, von den schönsten Lippen gesprochen nach einer kleinen Scene, die ihn mächtig erregt hatte, bewegte es ihn doch gewaltig. Und um so mehr, als er recht wohl fühlte, wie dieses Enthüllen früherer bedeutsamer Kämpfe doch nur das Bemühen war, das Gefühl des Augenblicks zu unterdrücken. —

Er wäre gern etwas weiter gegangen, er konnte sich das nicht verhehlen. Aber da sie so viel stolze Selbstbeherrschung fand, war sie weniger liebenswert? In Wahrheit war sie es um so mehr. Als sie schwieg, trat er auf sie zu und küßte ihre beiden Hände, heiß, stürmisch und ungezählte Male.

„Wir wollen jetzt gehen," sagte sie. Da brachen sie auf.

Auf den stürmischen Nachmittag stieg der Abend in wundervoller Frische und Reinheit herauf. Noch war die Atmosphäre feucht, und so blühten die Sterne groß und hellstrahlend an dem dunkelnden Himmel auf. Zwischen leichtem Erlengebüsch hing die Mondsichel, dunkelbraun wob es um das Gebüsch, licht ragten die Sandsteinabhänge, von schwärzlichem Rebengelände umsäumt, alles war Duft und Frische und finsternisumsponnene Schönheit. Schnell glitt der Dampfer stromabwärts der Stadt zu, mächtig erbrausten die dunklen Wellen, lange Lichtstreifen ergossen sich zitternd, darüber sprudelte silberner Schaum, zerfloß und sprudelte von neuem auf. Die Maschine ächzte und schnaufte. Gurgelnd schoß es unter der Schraube herauf in gelblichem Gequirl und versank in die blauschwarze Tiefe, vom Ufer her wälzten sich breite dunkelbraune Wassermassen heran, auf ihrer leichtgekräuselten Fläche tanzten große flackernde Sterne, dann auf einmal öffnete sich's — ein purpurfarbiger Abgrund verschlang das Gerieſel. Obgleich es kühl geworden, standen Landolf Schmidt und Eva von Wendelin auf dem Verdeck und sahen dem Spiel der Wogen zu und dachten, wie in banger Offenbarungsstunde aus der Tiefe des Menschenherzens Freude und Schmerz heraufquellen, sich verschlingen, verrinnen und im Überschwang der Gefühle schluchzend, aufjauchzend durcheinander brausen. Und indessen flogen am Ufer dunkle Gärten, Häuser, Krahne und Fischerböte vorüber, bis es ganz Nacht geworden war und nur hier und da einzelne Lichtfunken vorüberstaben, die spiegelnd mit den Sternen um die Wette in die schwarze Flut tauchten, die das Dampferboot brausend durchschnitt.

„Ich werde morgen abreisen," sagte Eva, während sie, die kurze Strecke von der Landungsstation nach dem Hause der Oberstleutnantin zurücklegend, sich ihrem Ziele näherten. „Es ist am besten so."

Er antwortete nicht gleich. Aber er mußte ihr recht geben.

„Sind Sie böse auf mich?" fragte er dann.

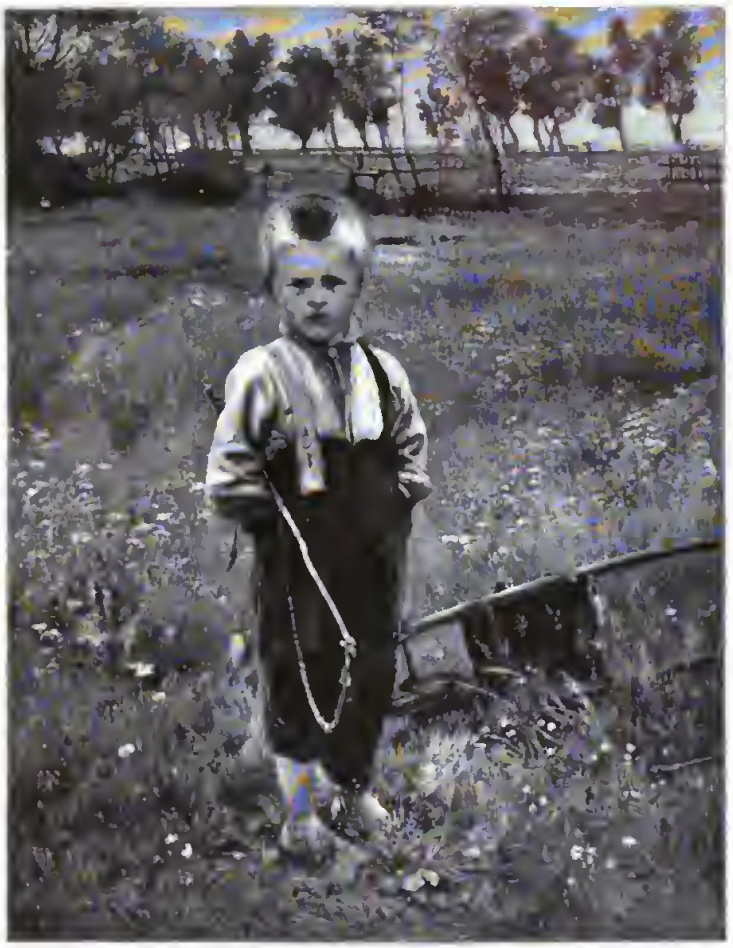
„Nie."

„Werden Sie mich bald vergessen?"

„Ich werde mir Mühe geben. Ich habe kein Recht, Ihr Andenken zu pflegen, ich werde versuchen, es zu Tode zu malen."

„Dann lassen Sie mich sagen, daß *ich* Sie nie, nie vergessen werde, daß *mir Ihr* Andenken immer teuer sein wird. Es gibt so manches Schöne, Herrliche im Leben, das wir nicht besitzen dürfen, sollen wir uns seiner nicht wenigstens in der Erinnerung freuen können? Nein, seien Sie versichert, daß diese Zeit, so reich an schmerzlichem Glück, mir unvergeßlich bleiben wird. — Vielleicht begegnen sich manchmal unsere Gedanken — darf ich es hoffen?"

Was hätte sie angesichts dieser traurigen



Hanſel. Nach dem Gemälde von O. Strützel.

Augen anderes ſagen können als: „Allerwegen.“

„Gute Nacht denn.“

„Gute Nacht.“

So ſchieden ſie. Durch die Straßen ging ſchnellen Schrittes einſam ein ernſter, bleicher Mann, und ſchöne Augen weinten ihm einſam nach.

IV.

Profeſſor Reinthaler liebte es nicht, Beſuche in ſeinem Atelier zu empfangen, am allerwenigſten von Laien. Und das war bekannt genug, bekannt wie die göttliche Grobheit, mit der er ſich die Leute vom Halſe hielt, den „Pöbel, der keine Augen hat.“ Wer aber etwa einmal hineingeraten war, der wußte, daß es in dieſem Sanktuarium ganz anders ausſah, als in den Salons gewiſſer Modemaler, wo Plüſchvorhänge, Makartſträuße, Urnen und Töpfe, perſiſche Teppiche und alte Gewandſtücke ſtilvoll und aufdringlich dem Beſucher weiß machen wollen, daß dergleichen Plunder mit der Kunſt das mindeſte gemein hätte. Profeſſor Reinthalers Atelier war ein großer ſchlichter Arbeitsraum, deſſen einziger Schmuck die Schöpfungen des Meiſters waren; wie er ſelbſt, ein großer, ſtarker Mann mit einem Rieſenhaarwuchs, der ſeinem Kopf etwas Löwenartiges gab, in dieſem Raume auch niemals mit Sammetjoppen und kokett geſchlungenen buntſeidenen Halstüchern anzutreffen war, ſondern in einem

schlichten und nicht einmal immer sauberen Anzug von grauem Drillich vor seinen Bildern hantierte, ein Mensch von formlosem Wesen, geradezu, arbeitsstreng und bei aller Grobheit und Verbissenheit mit einem Kindergemüte.

Reinthaler arbeitete vor einem zwei ein halb Meter hohen und drei ein viertel Meter breitem Karton „Löwen in der libyschen Wüste", einer grandiosen Komposition. Ernst und majestätisch lagerte ein Löwenpaar auf einsamer Klippe und hielt Ausschau über die Einöde, die sich endlos, mit unermeßlichem Fernblick unter ihm dehnte. Die Ruhe, die Hoheit, der einsame Schmerz großer Naturen, welche von ihrer Warte aus die Erde überschauen, die in ihren Thälern den Tummelplatz, die Jagdgründe und die Totenäcker einer niederen Welt birgt, mit der ihr besserer Teil nichts gemein hat, war mit überwältigender Wahrheit zum Ausdruck gebracht. Ein großartiger Entwurf.

„Guten Morgen, Herr Professor," sagte jemand, der wohl ein Recht haben mußte, ohne weiteres einzutreten.

„Gleich," grunzte er von seinem Sitze herunter „'n Morgen vorderhand."

„Lassen Sie sich nur nicht stören."

Und er ließ sich nicht stören. Dann sprang er mit einemmale herab, warf die Kohle hin und trat vor sie, ihr beide Hände hinhaltend. „Lange weggeblieben, verdammt lange. Wie? und das das ganze Ergebnis, das die ganze Erholung, das die Früchte des Dresdener Aufenthalts und der Luft im Elbsandsteingebirge? Blasse Wangen und trübe Augen? Wohl gearbeitet dort, wie? na natürlich. Weib, was soll ich von Ihnen denken! Werde Sie gleich wieder aussperren und an die See schicken."

„Ich dachte, Sie würden sich ein bißchen freuen, Herr Professor. Ich habe Ihnen auch etwas mitgebracht."

„Na — werden ja ein Paar Hosenträger nicht sein — Was? den Petersen — haben Sie kopiert für mich — Weib — (er nannte sie so nur in Augenblicken besonderer Freude oder sonstiger Erregtheit) und man kann Ihnen nicht einmal die Hand zerdrücken! Das ist ja zum Küssen — das haben Sie in glänzender Stimmung gemalt — mit Liebe — was? ja? mit Liebe?"

„Mit Liebe."

Er sah sie sonderbar bei diesen Worten an, aber sie merkte es nicht.

„Nun zum Teufel — wo soll ich nur die schönen Redensarten hernehmen, mich zu bedanken — da —"

„Aber Herr Professor!"

„Na, Sie Kind, warum malen Sie das und malen es so, so wie nur ein echter Künstler kopiert, warum soll ich alter Onkel Ihnen nicht einen Schwerenotskuß dafür applizieren? Hätten Sie doch Strümpfe stricken und Birnen einzuckern gelernt, so würde sich ja kein Mensch an Ihnen vergreifen, wenigstens ich nicht. — Na — nun aber mal Augen auf — hab' ich das gut gemacht?"

„Oh — sehr — sehr. Über alle Maßen, Sie Unerreichbarer."

„Macht ein Paar Augen das Beest, gelt? das heißt, man sieht eigentlich bloß eins. Ja, das hätte sich der alte verrückte Kerl in Frankfurt, der den Unsinn „Welt als Wille und Vorstellung" geschrieben, auch nicht geträumt, daß er mir das Motiv zu einem Löwen in der Wüste abgeben sollte."

„Schopenhauer?"

„Na ja. Zeigte mir mal einer ein Bild von ihm, Holzschnitt, und schwärmte da den Kuckuck was zusammen — aber einen Kaffee wollen wir uns doch holen lassen, Sie wissen, zu Kaffee bin ich immer bereit, besonders da man sich eine anständige Kneiperei mit euch Weibern doch nicht leisten kann — Kunze, zwei Tassen, Geäß dazu, schnell — also packt mich der Kerl so, der Schopenhauer, lese was von seinen Werken, versteh nicht viel — aber so „einsamer Weltverächter", oben! — das gab mir die Idee. Also es gefällt Ihnen, Eva? — ich sah es an Ihren Augen und daß Sie den Mund anbetungsvoll halten — na — und wenn es Ihnen gefällt, gefällt mir's auch. Das Geklüft hier, das soll hübsch werden, bißchen großartig!"

„Also Schopenhauer. Wissen Sie, was ich dachte, Herr Professor?"

„Nein, denn wer errät Frauenzimmergedanken!"

„Ich dachte, Sie seien es selbst."

„So?" sagte er gutmütig ironisch. „Bin ich etwa gelb und großmütig?"

„Ja, das sind Sie."

„Aber die Löwin? das ist 'n Schwindel.“

„Nein, die Löwin ist nötig, sonst wär' es grausig einsam.“

Er lachte laut und unbändig. „Grausig einsam!“ Dann bot er ihr galant den Arm. „Geehrte Kollegin und besuchsweise Mitlöwin von der Felsenklippe der Kunst — wenn ich bitten darf! Kunze klappert drin mit den Löffeln — entrez. Kranzkuchen und Babe besiegeln unser Wiedersehn. Bringen Sie noch zwei Kaffees, Kunze! Still — wir machen ein Gelage, Kind — eine Orgie in Mokka. Sehen Sie sich nur um, Kunze hat vorgestern sogar die Fenster geputzt. ‚Das gnädige Fräulein schwant mir von Tag zu Tag mehr‘, sagte er.“

„Der gute Kerl, er hat alles so sauber gehalten.“

Während sie ihre Augen im Empfangszimmer herumwandern ließ, beobachtete er sie. Sie sah sich alles an, als sei es ganz neu, das Ofenmedaillon zeigte eine Diana mit Hunden, von der schien sie ihre Blicke nicht losreißen zu können; doch sagte sie nichts. Sie kam ihm sonderbar vor.

„Ist dem gnädigen Fräulein wohl bange nach der Tante Oberstleutnant? Was macht die gute Fettmasse? Öbste ein, nicht wahr? Wie sie einmal hier war, redte sie immer von Öbsten. Wie Sie es nur so lange ausgehalten haben!“

„Sie sollen sie nicht schelten, sie ist eine brave Frau, und wenn man die Thorheit begeht, mit siebzehn Jahren zu heiraten, was kann anderes aus einem werden? Ich kochte jetzt vielleicht auch „Öbste“ ein, wenn ich mich nicht besser vorgesehn hätte.“

„Herr Gott, als ob Sie bei Ihrer Jugend nicht noch jeden Tag heiraten könnten! Ist sie auch noch so gewitterscheu?“

„Auch das noch,“ antwortete Eva, und es war Reinthaler vollkommen unverständlich, warum sie dabei rot wurde, er hatte sie doch weiß Gott nichts Indiskretes gefragt.

„Ja, als ob Sie nicht noch jeden Tag heiraten könnten!“

„Ich bin siebenundzwanzig Jahr.“

„Na, eben drum. Ich bin achtundvierzig wie Sie wissen — und — na ja — reißen Sie mal die Ohren auf, Kleine — ich habe mich in der Zwischenzeit verliebt und trage mich selber noch einmal mit Hochzeitsgedanken.“

„Aahh!“ sagte sie, ihn lächelnd ansehend. „Auf einmal! Dann lasse ich die Waldesfrische als Hochzeitsgeschenk einrahmen. Befehlen Sie antik oder Rokoko?“

„Werd' mir's überlegen. — Hm? Wie? Sie fragen nicht einmal nach dem Gegenstande meiner Neigung.“

„Ich überlasse es Ihnen, wie weit Sie den Scherz treiben wollen.“

„Wissen Sie, was Sie sind?“

„Im allgemeinen wohl, aber wofür Sie mich in diesem Augenblicke halten — nein.“

„Ein Satan.“

„Oh — das war grob.“

„Nicht wahr? — Und Sie haben indessen in der gewohnten Gletscherweise gelebt? ohne irgend einen Funken Freundlichkeit für irgend wen?“

„Meinen Sie, ich habe die Waldesfrische aus Bosheit kopiert?“

Er sagte nichts, aber er steckte ein ganzes Stück Babe auf einmal hinein und würgte fürchterlich über dem süßen Zeuge. Dann stand er auf, ging mit großen Schritten im Zimmer herum und setzte sich plötzlich neben sie. „Eva,“ sagte er in einem sonderbar heisern Ton, „sehen Sie, ich bin inzwischen ein bissel um meinen alten Verstand gekommen — ich — es ging mir so wie dem Kunze — Sie haben mir geschwant — alle Tage. Dacht' immer, die Thür müßte aufgehen, und Sie wären da. Und — gut sind Sie mir doch, sonst hätten Sie mir den Petersen nicht so hübsch zusammengestrichen — was? Eva — auf der Klippe — wo der alte gelbe Löwe hockt — ist noch ein Platz leer — wollen Sie — wenn ich Ihnen — so — die Hand dazu reiche — hinausspringen? Eva, verstehen Sie mich nicht? — Ich habe Sie übermäßig lieb.“

Das schöne Mädchen war bis in die Lippen hinein bleich geworden, ihre Hand zitterte, aber sie hob sie nicht auf von der Tischdecke und legte sie nicht in die dargebotene hinein

„Also — das heißt soviel als — abgeblitzt der alte Kerl — in optima forma.“

Sie sah ihn an mit einem wunderlichen Blicke, einem Blicke, den er durchaus nicht verstand, voll Schmerz, Sehnsucht, Hilflosigkeit und Zärtlichkeit.

„Wenn Sie das vor sechs Wochen ge-

ſagt hätten — vielleicht —“ brachte ſie endlich mit zuckenden Lippen vor.

„Da hab' ich's noch nicht gewußt,“ ſagte er beinah grob. „Und warum? Was iſt in der Zwiſchenzeit geſchehen?“

Noch zögerte ſie einen Augenblick, aber ſie war dieſem Manne die Wahrheit ſchuldig, dann ſagte ſie tonlos: „Ich habe mein Herz an einen andern verloren.“

„Ah ſo!“ — er lachte — „Pardon dann, mein gnädiges Fräulein! Und das doch — auf Gegenſeitigkeit?“

„Ich glaube ja.“

„Aha. Nun, dann werden wir immerhin bald eine Verlobung haben, wie?“ fragte er verbiſſen.

„Nein, ich werde ihn nicht mehr wiederſehn.“

„Das iſt dann ein elender Schuft, wenn er Sie laufen läßt, wiſſen Sie das?“

„Im Gegenteil, es ging nicht anders. Er iſt — verheiratet.“

„Wer — heiratet? hm! Eva — — ich hätte Sie für klüger gehalten.“

„Ich mich auch.“

Er ſah ſie wütend an, lief dann aus dem Zimmer, warf die Thür nach dem Atelier zu, daß ſie krachte, und riegelte ſie von innen ab. Eva ſtarrte die Kuchenkrümel an und kämpfte mit ihren Thränen. Nach einer Weile ſtand ſie auf und ging; ſchleppenden, langſamen Schrittes. Sie fühlte inſtinktiv den beſſeren Wert des Mannes, den ſie verloren hatte um eines andern willen, deſſen Andenken ſie auszulöſchen trachten mußte und doch nicht konnte. Und ſie fürchtete zugleich den Lehrer verloren zu haben, der ihre Studien mit ſo viel Hingabe geleitet. Sie wünſchte, ſie hätte neben der Dankbarkeit und Anhänglichkeit, die ſie für ihn hegte, noch etwas Zärtlichkeit empfinden und ihm ſagen dürfen: hier bin ich, ich will, wie du willſt. Aber ſie liebte einen andern.

Es war ihr eine Freude und eine Beruhigung, als ſie am nächſten Tage einen Brief von ihm erhielt, in dem er ſie bat, ſein Atelier ruhig weiter zu beſuchen, um ſo mehr, als er hinterher zu der Überzeugung gekommen ſei, daß er den Charakter ſeiner eigenen Empfindungen mißverſtanden habe, und als er der gute Freund und Berater zu bleiben wünſche, der er ihr bisher geweſen ſei.

Daraufhin nahm Eva ihren Platz im Reinthalerſchen Atelier wieder ein. —

Die Tage kamen und gingen, und mit ihnen in dem ſtillen Strome, in dem ſie dahinzogen, ward Eva eine andere, als die ſie geweſen. Es ſchien allen, die ſie kannten, daß ſie ſich verjünge. Alles Herbe und Steife ſchien aus ihrem Weſen zu ſchwinden, ſie wurde freundlich und mitteilſam, in ihren Augen lag ein Glanz, den niemand vorher in ihnen bemerkt hatte, auf ihren Lippen ein Lächeln, das ſie verſchönte, ihr Gang, ihre Haltung wurden freier, elaſtiſcher. Profeſſor Reinthaler, in deſſen Verhalten gegen ſie ſich nichts geändert hatte, außer daß er vielleicht ein wenig zurückhaltender und einſilbiger geworden war, bemerkte eines Tages zu ihr: „Sie machen in letzter Zeit merkwürdige Fortſchritte, Fräulein, ganz merkwürdige Fortſchritte, es iſt, als ob mehr Fluß in Ihre Linien, mehr Wärme in Ihre Farben gekommen wäre. Sie ſind ein ſonderbares Frauenzimmer.“ Wie glücklich hatte es da in ihrem Geſicht aufgeleuchtet. Denn — und eben darin lag das Merkwürdige oder Sonderbare — ſie war wirklich ſehr glücklich. Dieſer kleine, kurze Liebestraum war für ſie ein Ereignis von tiefſter Bedeutung. Und warum ſollte es nicht ſo ſein? Das, wodurch die Ereigniſſe für uns Geltung erhalten, iſt niemals ihre objektive Bedeutung, ſondern lediglich der Reflex, den ſie auf unſere Seele werfen, die ganz ausſchließliche Macht, mit der ſie irgend einen Punkt in uns berühren, über den alle anderen hinweggegangen ſind. Und ſo war es nun einmal mit Landolf Schmidt geweſen, er hatte irgend etwas in ihrer Seele befreit, hatte irgend eine Tiefe erſchloſſen, die ihr bis dahin ſelbſt fremd geweſen, und aus der es jetzt mit der Unerſchöpflichkeit eines friſchen Quelles hervorſprudelte und ihr die Fähigkeit gab, das Daſein reicher und wärmer zu erfaſſen.

Wenn ſie auf ihr Leben zurückſchaute, ſo zerfiel es immer in zwei Teile, in das Leben, ehe ſie ihn kannte, und in das, ſeit ſie ihn lieben gelernt. Jener erſte Teil lag vor ihr, wie vor jemandem, der eine herrliche Höhe erklommen hat, der finſtere, reizloſe Pfad erſcheinen mag, auf dem er hinaufgeſtiegen, wie ein Stück Daſein, in dem es ihr an irgend etwas gemangelt, das ihr nun geworden, der zweite Teil aber glich

dem weiten Ausblick über Thäler und Höhen nach jener Wanderung — er war der Gewinn, war das Glück. Sie fühlte es sehr gut: wenn Landolf Schmidt zu ihr gesagt hätte — wenn er es hätte sagen können — lege dein Malzeug hin, komm zu mir und sei mein Weib, sie wäre ihm lächelnd gefolgt, sie hätte gethan, was er gewollt; da es nicht so war, wie überschwenglich war noch immer das Glück, zu wissen, daß der, der ihr nie gehören konnte, ihr doch für einige kurze Wochen ein starkes, warmes Gefühl gewidmet hatte, daß sie ihm unvergeßlich sein sollte, wie er es ihr war, und daß, wo immer ihre Gedanken ihn suchten, die seinen ihr freundlich entgegenkamen. Beständig bemüht, sich dem Einflusse zu entziehen, den er auf sie ausübte, ließ sie ihn doch immer wieder auf sich wirken, versenkte sie sich von neuem in die Erinnerung an einen Verkehr, der sie nicht allein beglückt sondern gefördert hatte, kehrte sie sich einem Gefühle immer von neuem zu mit der unbewußten Notwendigkeit der Künstlerseele, sich alles zu eigen zu machen und in sich zu nähren, was ihr das Verständnis des Menschlichen erschließt und ihr jene Fähigkeit gibt, überall nachempfinden, sich vertiefen und das Empfundene zarter und reicher aus sich gestalten zu können. —

V.

Seit jener Dresdener Begegnung waren zwei Jahre hingegangen, eine Zeit, die für Landolf Schmidt bedeutungsvoll gewesen war. Bei einem Preisausschreiben zu einem großen Monumentalbau hatte er — damals schon in der Eigenschaft als Regierungsbaumeister — den ersten Preis davongetragen, war darauf mit der Ausführung dieses Baues beauftragt worden, hatte Medaillen und Orden und den Titel eines Regierungsbaurates erhalten. In dieser Eigenschaft war er zugleich nach B., einer großen, im Osten Deutschlands gelegenen Stadt, versetzt worden.

Es war wieder im August. Der Regierungsrat — so wurde er der Kürze halber gemeiniglich genannt — saß in seinem Arbeitszimmer vor einem großen, mit Skripturen und Zeichnungen bedeckten Tische, als ihm mehrere Briefe gebracht wurden. Der eine war von seiner Frau, die eines ungefährlichen, aber lästigen Halsleidens halber nach Ems geschickt worden war, und die er noch in dieser Woche zurück erwartete. Er lautete folgendermaßen:

Bad Ems, d. 14. August.

Lieber Mann!

Die schöne Zeit hier ist nun bald abgelaufen und Du wirst Deine Frau demnächst gesund und frisch wieder haben. Es waren wirklich wunderhübsche Tage, und wir haben sie gründlich ausgekostet; es ist kaum ein Mensch hier, den ich nicht wenigstens dem Namen nach kennen gelernt habe, kaum ein Platz, den ich nicht besucht hätte und jedenfalls kein Tag gewesen, an dem ich mich nicht amüsiert habe. Ein paar Kleider hat es freilich gekostet, mein hübsches hellblaues, mit den ecrüfarbenen Spitzen und das halbseidene sind gründlich hinüber. Ich habe ein paar sehr nette Freundschaften hier geschlossen, mit denen ich in Verbindung zu bleiben denke, Kurt und Elsa haben sich ebenfalls köstlich amüsiert — Elsa hat sich überdies zum Liebling aller Welt gemacht — und so werden wir denn allseitig erholt und befriedigt wiederkehren.

Ich hoffe, daß es Dir inzwischen auch gut gegangen ist. Es ist sehr hübsch von Wolter, daß er Dich so häufig zu Spaziergängen abgeholt hat, ich denke, da Du Dich, wie es scheint, gut mit ihm verständigst, daß wir ihn jetzt auch öfters bei uns sehen werden. Da er sich, wie Du sagst, nach einer besseren Hälfte sehnt, könnten wir ihn am Ende einen kleinen Roman bei uns anspinnen lassen. Du wunderst Dich darob, nicht wahr? Ja, mein Bester, ich habe nämlich noch etwas Wichtiges auf dem Herzen — ich habe einen Plan! Ich hatte mir eine recht anständige Summe für unsern hiesigen Aufenthalt zurechtgelegt, fand es aber schließlich bei weitem nicht so teuer, als ich gefürchtet hatte, und war nun wirklich in Verlegenheit, wohin mit dem übrigen Gelde, als mir seine Verwendung eines Tages reizend klar wurde. Allerdings ist dazu Deine gefällige Einwilligung nötig, aber ich hoffe, daß Du mir keine Schwierigkeiten machen wirst. Die Sache ist nun die: ich sitze eines Tages mit der Geheimen Hofrätin Bellermann, der Oberregierungsrätin von Brockhoff und noch einer großen Menge anderer Damen im Garten am Kurhause, als mir zwei Damen auffallen, von

denen die ältere etwas neidvoll auf unsern Tisch schielt, während die jüngere — eine reizende, sehr distinguierte Erscheinung in einem wunderhübschen englischen Kostüm — etwas hochmütig über uns wegsah. Ich erkundige mich, wer die beiden sein möchten, und erfahre von der Baronin Dallweg, daß es eine verwitwete Oberstleutnant von Rothan mit ihrer Nichte, einer jungen Malerin, wäre — das heißt: wenn ich sage jung, so meine ich damit etwa Ende zwanzig, aber das schadet nichts, jedenfalls war sie sehr hübsch — und daß sie unter anderem die Generalin Halleshoven gemalt habe — sprechend — einen Bremer Großkaufmann, Braun mit Namen, den Oberlandesgerichtspräsidenten Holzschuh und andere Notabilitäten. Ich lasse diese Mitteilung eine Viertelstunde lang in meinem Kopfe gären, springe dann auf, mache mich an sie heran, stelle mich vor als die Regierungsrätin Schmidt aus B. und frage sie ganz gemütlich, ob sie Zeit hätte, bald ein Porträt anzufertigen. Sie sagt, sie habe für die nächsten Wochen kein Engagement. Ich biete ihr sechshundert Mark, und sie willigt ein, den Herrn Regierungsrat dafür zu malen. Sie gibt mir darauf ihre Karte, und, denke Dir, — jetzt kommt etwas Drolliges — sie heißt von Wendelin und ist die Malerin des Faustkopfes, den Du Dir einmal in Photographie beigelegt hast, um ihn über Deinen Schreibtisch zu hängen. Das E. von Wendelin, das wir immer für einen Eduard oder Emil hielten, heißt Eva. Das machte mir riesigen Spaß. Ich schlug ihr also vor, sie reist gleich mit mir und den Kindern zusammen ab, wohnt ein paar Wochen bei uns — und ich denke es mir so hübsch, eine Malerin bei mir zu haben, es gibt immer ein bißchen Lüster, besonders da sie von Adel ist — macht die nötigen Skizzen und Entwürfe, die sie dann, wo sie Lust hat, beenden kann, läßt sich von mir in unsere Kreise einführen, wo sie neue Aufträge erhält u. s. w.

Und nun, liebster Mann, sage: ja! Habe ich einmal einen hübschen Mann, so will ich ihn mir auch malen lassen, *das* Vergnügen mußt Du mir schon machen. Übrigens aber arbeite diese Woche nicht, sondern pflege Dich recht gut und gehe täglich spazieren, damit Du nicht matt, sondern recht frisch aussiehst, und lasse Karoline das Gastzimmer in Ordnung bringen. Ich gedenke mit meiner interessanten Begleitung Ende der Woche einzutreffen, Tag und Stunde teile ich noch späterhin mit. Ja, was ich fast vergessen hätte, heize den leicht entzündlichen Wolter doch ein bischen ein, er könnte sich in meinen Schützling verlieben, *er* Dichter, *sie* Malerin, das wäre so nett, und wir könnten ein etwas idealistisches Element recht gut im Bekanntenkreise gebrauchen.

Mit vielen Grüßen auch von den Kindern und in der Hoffnung, Deine Zustimmung zu erlangen,

Deine Adelheid.

Landolf Schmidt fuhr sich mit der rechten Hand durchs Haar, machte einen spitzen Mund und kleine Augen und sagte für sich: „Nun nein, das doch weniger.“ Dann griff er nach den anderen Postsachen, nahm, nachdem er sie erledigt hatte, seinen Hut und machte einen Spaziergang. Als er davon zurückgekommen war, trat er vor den Spiegel, mit Hut, ohne Hut, das Haar zurückgestrichen, jetzt etwas mehr in die Stirn geschoben und ließ endlich folgendes Antwortschreiben vom Stapel:

Liebe Adelheid:

Es freut mich herzlich, daß es Dir mit Deiner Gesundheit gut geht, daß sich auch die Kinder wohlbefinden und daß ihr so viel Unterhaltung habt. Das Strohwitwertum habe ich herzlich satt, es ist wirklich die höchste Zeit, daß ihr wieder herkommt und man wieder einen regelrechten Hausstand hat, ich habe nach euch allen herzliches Verlangen. Karoline wird alles in besten Stand setzen, sie hat sich sehr brav gehalten. Was Dein Projekt anlangt, so muß ich ganz offen gestehen, daß ich zuerst sehr wenig davon erbaut war. Wenn es Dir nun aber so viel Spaß macht, mich zweimal zu besitzen, so will ich Dir das Vergnügen nicht verderben und versprechen, bei den Sitzungen gebührlich still zu halten. Das Fräulein von Wendelin soll mir willkommen sein, da Du sagst, daß sie Dir gefällt. Hier ist inzwischen nicht viel geschehen. Bachmüller ist nach Koblenz versetzt worden, Wächter ist wegen seines Postaments für das Lutherdenkmal von mehreren Kritikern arg verrissen worden, Meyer u. Söhne haben einen Plüschumhang für Dich geschickt, der sehr elegant aussieht, und ein hellgraues

Kleid mit viel Besatz, und die Geheime Hofrätin Bornhagen aus Leipzig hat eine Visitenkarte hier gelassen. Sie bedauerte unendlich. Wolter ist auf ein paar Wochen verreist, so daß Du Dein Projekt mit der Malerin wenigstens in dieser Beziehung wirst müssen fahren lassen. Amüsiert euch die letzten Tage noch recht gut. Grüße die Kinder herzlich.

In ungeduldiger Erwartung eurer Rückkehr Dein Landolf.

Daß Baumeister Landolf Schmidt aus Kiel und Regierungsrat Schmidt aus B. der Gatte der kleinen, zierlichen, muntern Frau mit dem verbindlichen Lächeln dieselbe Person sein könne, war Eva nicht beigekommen. Überdies erfuhr sie von einem Gymnasiallehrer aus Görlitz, den sie in Ems kennen gelernt hatte, und der, wie er einmal beiläufig erwähnte, in B. studiert hatte, daß es einen Regierungsrat Schmidt dort gebe, der wegen seines jovialen, liebenswürdigen Wesens sehr beliebt sei und einen nicht uninteressanten Kopf habe. Dabei hatte sie sich beruhigt. Sie freute sich sogar dieses Auftrages, trotzdem einige Bekannte ihr bange machen wollten und ihr widerrieten nach dem halbpolnischen Osten zu gehen, von dem sie alle eine durchaus undeutliche aber desto ungünstigere Meinung hatten. Eva sagte ihnen, daß sie nicht in der Lage sei, in Rücksicht auf den Mangel an landschaftlicher Schönheit oder die Abstammung der Einwohnerschaft einer Stadt Aufträge zurückzuweisen, wenn der Herr Regierungsrat sonst kein Ungeheuer von Häßlichkeit wäre, so solle ihr die Sache ganz recht sein. Mit der Regierungsrätin verabredete sie zuletzt noch, daß sie doch einige Tage später nachfolgen werde, während welcher Zeit die Dame ein nach Norden gelegenes Zimmer in einer von Eva angegebenen Weise als Atelier einzurichten versprach, eine Angelegenheit, die Frau Adelheid denn auch bald nach ihrer Ankunft mit großer Verve in die Hand nahm.

Diese Dame war eine sehr bewegliche und wortreiche Frau in der Mitte der dreißiger. Sie hatte eine sehr zierliche Figur und ein Puppengesichtchen mit lebhaften pfiffigen grauen Augen, einem spitzen Näschen, einem immer lächelnden Munde und einer Frisur aus einer Menge kurzgeschnittener kleiner Löckchen, die den halben Oberkopf einnahm. Sie war auch immer gekleidet wie eine Puppe: für gewöhnlich wie eine, die man Kindern wohlsituierter Bürger, zu Staatsangelegenheiten, wie man sie kleinen Komtessen und Bankierstöchtern zu Weihnachten beschert, immer mit einem Überfluß zierlichen, glitzernden Plunders herausgeputzt, mit Ketten, Schleifen, rasselnden Armbändern, goldenem Pince-nez, kleinen Berlocques, nach Erfordernis auch Rosen- oder Federtuffs und mächtigen Atlasschärpen; selbst ihre Morgenröcke und Häubchen hatten immer einen koketten Anstrich. Dennoch hätte man sehr Unrecht gethan, sie eine alberne Putzliese zu schelten, sie putzte sich freilich und nicht ohne Raffinement, aber sie that es, weil ihr Mann es liebte und weil sie wußte, daß er zu denjenigen gehöre, deren Augen beschäftigt werden wollen, die die Abwechslung, das Gewohnte im Reiz des Neuen lieben; und sie war außerdem zwar sehr oberflächlich aber durchaus nicht albern, sondern vielmehr von jener berechnenden Schlauheit, die den Männern und besonders Gelehrten und Kunstbeflissenen, deren starke Seite diese nicht zu sein pflegt, sehr häufig mehr imponiert als Talent oder Tiefe. Daß Landolf Schmidt indes auch für letztere Geistesformen, sowie für den Zauber strenger, schlicht auftretender Schönheit nicht ohne Empfindung war, das ließ sich nun auch nicht leugnen.

Während die jugendliche Frau Regierungsrätin — denn in der That sah sie noch recht jugendlich aus — im ganzen Quartier herumflatterte, in einem allerliebsten taubenblauen Morgenrock, den sie sich aus Ems mitgebracht hatte, und bald im Gaststübchen einen bunten Teppich auflegen, bald im Eßzimmer, demselben, das zum Atelier umgewandelt werden sollte, die Vorhänge herunternehmen und Fenstervorsätze abmessen ließ, die das nötige Oberlicht ermöglichen sollten, bald andere quartierumwälzende Maßnahmen traf, ging der zu malende Gatte mit einem behäbigen Lächeln ab und zu, pfiff manchmal vor sich hin, blieb ein paar Momente vor dem Faustbilde stehen, heuchelte eine übertriebene Gleichgültigkeit gegen eine Sache, die seine Frau auf das lebhafteste beschäftigte, und verqualmte ungeheuer viel Cigarren. Arbeiten durfte er natürlich nicht, um recht frisch in die Campagne zu ziehen, und da

sein Urlaub eben begonnen hatte, lag dazu auch keine dringende Notwendigkeit vor.

Mitten in den Umräumungswirrwarr hinein — das Wohnzimmer für eine Zeitlang als Speisezimmer benutzbar zu machen, erforderte natürlich eine besondere Steigerung von Umsicht und Thätigkeit — traf eine Nachricht Eva von Wendelins ein, daß sie den kommenden Tag nachmittags vier Uhr fünfzehn Minuten auf dem Centralbahnhofe eintreffen werde.

„Ich werde das Fräulein abholen," sagte der Regierungsbaurat zu seiner Gattin, die eine Kommode ausräumte, die nach ihrer Ansicht durchaus umgestellt werden mußte.

„Du? aber Bester, du kennst sie ja gar nicht."

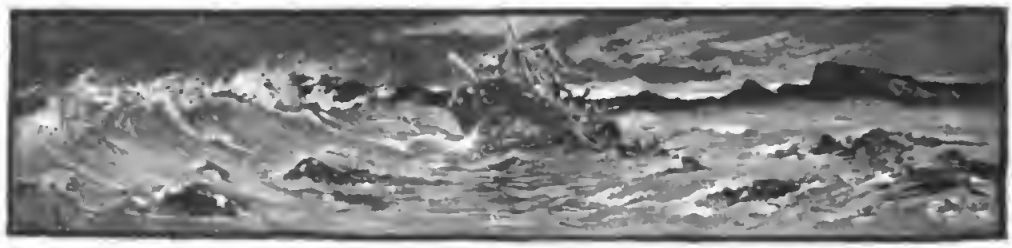
„Eben drum. Es soll mir Sache des Ehrgeizes sein, die Dame auf den ersten Blick herauszufinden. Die Maler haben alle besondere Augen, an denen man sie erkennt. Eine ungefähre Personalbeschreibung kannst du mir ja außerdem machen, ich gehe alsdann jede Wette ein, daß ich sie herausfinde." Damit hatte er — nicht eben sehr regierungsrätlich — beide Hände in die Beinkleidertaschen versenkt und sich behaglich im Polsterstuhl hintenüber gelehnt. Er sah dabei an die Stubendecke mit dem Ausdrucke jemandes, der einen kleinen prickelnden Reiz an einer Sache empfindet und überdies überzeugt ist, daß er höchst würdig und glorreich daraus hervorgehen werde.

Frau Adelheid fand diesen Einfall drollig, wollte aber durchaus keine Wette darauf wagen. „Übrigens ist sie groß und schlank, hat schwarzes Haar, ist ein *sehr, sehr* hübsches Mädchen" — wobei sie ihn bedeutungsvoll anblinzelte, — „hat große graublaue Augen und eine stolze Haltung" —

„Ich bringe sie," sagte Herr Landolf sehr zuversichtlich.

„Du kannst es bloß nicht erwarten, sie davon zu unterrichten, ein wie vorteilhaftes Modell sie an dir haben wird," meinte die Puppe und ging lachend hinaus.

(Fortsetzung folgt.)



Abzug der Goten nach der Schlacht am Vesuv im Jahre 556.

(Zu nachstehendem Einschaltbilde.)

(Abdruck verboten.)

Vom rauchenden Blutfeld am Vesuv
Mit weithin schallendem Weheruf,
Ihren König tragend, den tapfren, toten,
Zu Thale schritten die letzten Goten,
Stolze Besiegte, hehr im Schmerz. —

„Drachschiffe, führet uns heimatwärts!
Unter ragender Nordlandseiche
Sei sie begraben, die Königsleiche,
Begraben wie unser Glück und Ruhm,
Wie unser herrliches Heldentum!
Unser Reich, unsres Sternes Prangen —
Untergegangen! Untergegangen!

Zertrümmerte Größe — gebrochenes Herz!
Drachschiffe, traget uns heimatwärts!
Lasset uns ziehen mit starken Winden,
Still zu verbluten, still zu verschwinden,
Wie ein Nachtmar im Morgenlichte,
Wie ein Traum aus der Weltgeschichte!"

Die Barden sangen's beim Thalwärtsschreiten.
Wie in Thränen klagten die Harfensaiten
Um geschwundenes Glück, um zerbrochene Macht.
Herniederblaute die duftende Nacht,
Und die Feuerfackeln des Berges lohten
Zum Abschiedsgeleite den letzten Goten.

Frida Schanz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abzug der Goten mit der Leiche des Königs Teja nach der Schlacht am Vesuv gegen die Römer unter Narses.
Nach dem Gemälde von R. Böhm.

Digitized by Google

Im Yellowstone-Park.

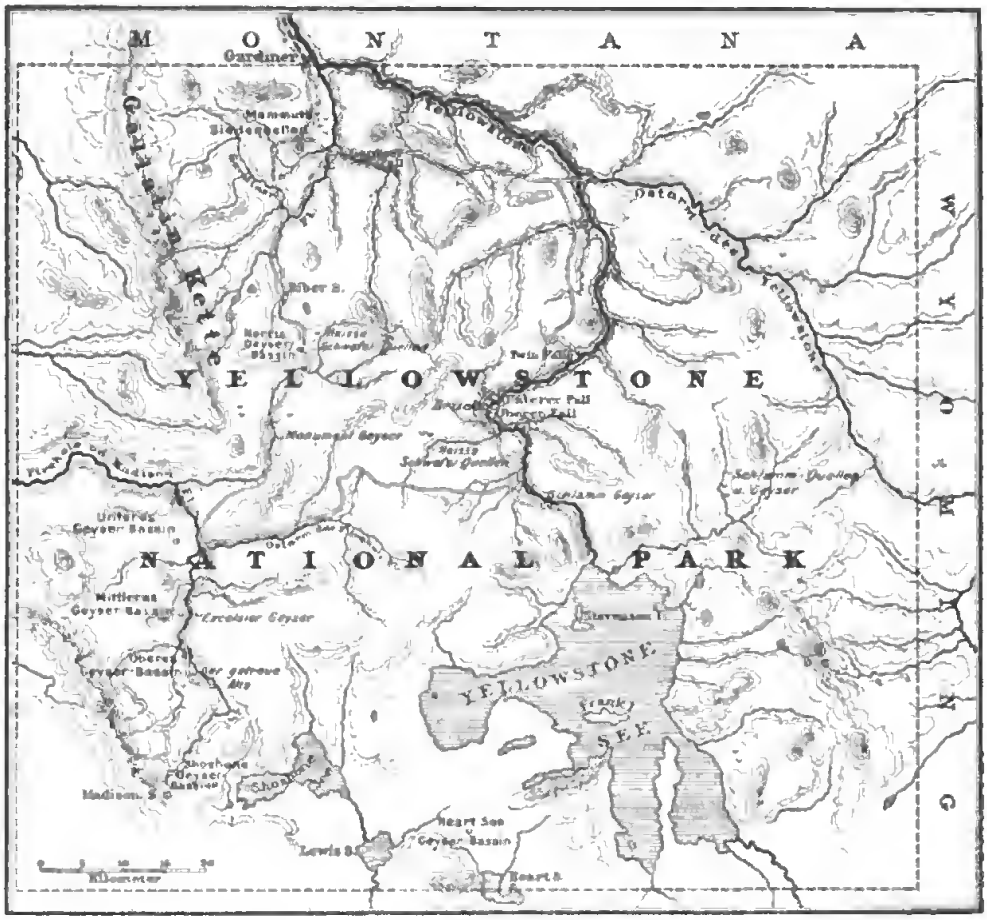
Von Hermann Dalton.

Mit Bildern nach Aufnahmen von F. Jay Haynes & Bro., St. Paul, Minn.

(Abdruck verboten.)

Es war eine bemerkenswerte Sitzung des Vereinigten-Staaten-Kongresses im Jahre 1872, in welcher ein in noch schwankenden Grenzlinien auf der Karte abgesteckter Landstreifen der weit im fernen Westen gelegenen Gebiete Montana und Wyoming zu einem öffentlichen Park für das Wohl und Vergnügen des Volkes bestimmt wurde. Auffallend auch war es bei diesem außerordentlichen Beschlusse, daß er nur auf die warme Befürwortung eines Professors Hayden gefaßt wurde, der das Jahr zuvor im Auftrage des Staates die fast noch unzugängliche Gegend durchforscht hatte. Was zuerst von dem „Wunderland" durch einen dorthin verschlagenen kühnen Trapper aus dem Jahre 1810 verlautete, klang so befremdlich und unglaublich, als ob es Münchhausen erzählt. Für Jahrzehnte tauchte dann das Märchenland im Gedächtnis der Leute unter. 1863 erst wieder drangen beherzte Pfadfinder unter Führung des Hauptmanns de Lacy in das wundersame Gebiet vor. Auch was sie berichteten, war tauben Ohren gesagt; man konnte und wollte den Erzählungen keinen Glauben schenken. Sechs Jahre später hatten andere Forscher mehr Glück; es war nun nicht mehr gut möglich, den ans Zauberhafte streifenden Bericht kurzerhand als Traumbild einer überreizten Einbildungskraft abzuweisen. Rasch folgten ein paar weitere Forscher den gewiesenen Spuren; sie stimmten mit den anderen Reisenden überein und vervollständigten das gewonnene, einzigartige Landschaftsbild. Unter diesen Forschern war auch der erwähnte Dr. Hayden, der zweimal die Gegend eingehend durchstreifte und dem es dann wie im Fluge gelang, den Senat in Washington zu dem Beschluß fortzureißen, das Gebiet für alle Zeiten dem menschlichen Unternehmungs- und Ausbeutungssinn zu entziehen und das wunderbare Stückchen Land als Nationaleigentum nur dem Vergnügen des Volkes frei zu überlassen. Niemand darf sich in diesem Volkspark ständig ansiedeln; niemand darf aus dem, was der Boden trägt, irgend welchen Gewinn ziehen; alles was Berg und Thal, was Wald und Wiese und Fluß in ihrem Schoße bergen, das Wild im Gehölz, der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser steht unter dem milden Gesetz unbedingter Schonung. Den Lustgarten des Volkes kann völlig ungehindert jeder durchstreifen, kann wochenlang mit Kind und Kegel darin zelten und von seinen mitgebrachten Speisevorräten zehren; aber kein Schuß darf fallen, kein Netz gestellt, kein Holz geschlagen, keine irgend welche Frucht des Bodens aus dem Park geführt werden. An den Hauptpunkten des umfangreichen Gebietes sind von einer dazu bestätigten Gesellschaft Gasthäuser errichtet zum Nutzen der immer zahlreicher herankommenden Fremden; aber, was man in Amerika selten sieht, kleine Abteilungen von Bundessoldaten durchstreifen den Garten, genau zuzusehen, daß keine frevle Hand sich an dem Volkseigentum vergreife.

Es ist wohl der größte öffentliche Garten der Welt. Seit dem Erwerb hat man die Grenzlinien genauer und schärfer umrissen; es ergibt sich nun, daß in jener außerordentlichen Sitzung die Bundesregierung ein Stück Land dem Gemeinwohl und dem Vergnügen des Volkes übergeben, das in seinen 167 Quadratmeilen dem Umfange vom Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin mit Hinzunahme von Sachsen-Altenburg und dem Gebiete von Bremen gleichkommt. Das dünkte den Vereinigten Staaten nicht groß genug. Während der Niederschrift dieser Zeilen und ihrer Drucklegung kommt die Nachricht aus Washington, daß Präsident Harrison noch weitere angrenzende Ländereien von der Besiedelung ausgeschlossen und das Holzschlagen darin verboten. Es sind prächtige Waldungen, die damit dem amerikanischen Raubbau entrückt, den Quellströmen des Missouri und Columbia bleibenden Wasserstand sichern werden. Durch den Zuwachs wird die Ausdehnung des Nationalparks beinahe verdoppelt; der Park nimmt nun einen Raum ein etwas größer wie das Großherzogtum Baden mitsamt dem Herzogtum Sachsen-Meiningen. Und dieses



Übersichtskarte des Yellowstone-National-Parkes.

gewaltige Gebiet ein zusammenhängender Lustgarten, unangetastet in der jungfräulichen Schönheit einer einzigartigen Natur, die hier Reize und Wunder dem staunenden Blicke enthüllt wie in einem solchen Umkreis zusammengedrängt keine andere Gegend auf der weiten Welt.

Der Park, östlich von dem Hauptstock der Felsengebirge (Rocky mountains), ist hochgelegen, auch in seinen niedrigsten Thalsenkungen immer noch 6000′ über dem Meeresspiegel; ein paar reizende Thäler liegen weitere 1000 bis 2000′ höher. Stellenweise eine prächtige Alpenlandschaft. Mit ihren schneegekrönten Firnen ragen einzelne Bergesgipfel malerisch bis zu zehn- und zwölftausend Fuß hoch empor. Ein reiches Quellgebiet, zugleich eine Wasserscheide, schließt der Bezirk ein. Ein Teil der Gewässer fließt nord- und ostwärts; sie bilden entweder das Quellgebiet des Missouri, oder münden weiter stromabwärts in ihn, wie der Fluß, der dem ganzen Park den Namen gegeben. Durch den mächtigen Strom gelangen sie weiter in den Mississippi, um durch dieses Bett in langem, langem Laufe im Golf von Mexiko den Atlantischen Ozean zu erreichen. Ein anderer Teil der Quellen und Bäche wendet sich zunächst südwärts, dann nach Westen und mündet in den Columbiastrom, der seine Wasser dem Stillen Ozean zuführt.

Tagelang kann man das weite Gebiet mit der eigentümlich gemischten Lust durchstreifen, einer großen, unberührten, nicht in den Dienst der Menschen gezogenen Natur, fast möchte ich sagen, mutterseelenallein gegenüber zu stehen und sie in ihrem geheimnisvollen Leben und Weben, in ihrer großartigen, oft unheimlichen Kraft des Hervorbringens und Vernichtens belauschen zu können. Stille ist es tagsüber, nur daß

vielleicht eine Windsbraut ab und zu von den Bergen herabfährt, die hochwipfligen Baumkronen rüttelt und schüttelt, und dann unten im Thale längs den Bächen und über die Seen hinstreicht und ihre Wasser wellenatmend in starke Bewegung setzt. Stille ist es in sternenheller Nacht weit und breit, wenn die Mondessichel groß und einsam über den Bergen heraufkommt und lautlos ihre Straße zieht. Ihre bleichen Strahlen lagern sich über die dampfenden, feuchten Wiesen, über die brodelnden Quellen oder ruhen gespensterhaft auf den zackigen Umrissen der Berg- und Felswände. Ab und zu dringt aus dem Walde der Ruf eines Wildes, der Laut eines Vogels. Dann auch im Weiterwandern sieht das Auge drüben in der Lichtung des Gehölzes ein Rudel Hirsche, Elentiere am Waldbach, oder eine Büffelherde über die Ebene hinziehen. Furchtlos sie alle; denn nie noch hat sie der schrille Ton eines tödlichen Schusses geschreckt und sie kennen nicht die verderbenbringende List eines Jägers. Jetzt wieder folgt der Blick des Wanderers dem Vogelflug in der Höhe; es ist eine ganze Kette Waldhühner, die rasch über das tiefgelegene, in der Morgendämmerung noch von Nebelstreifen durchzogene Thal hinzieht oder der einsame Flug eines selten geschauten Königs der Lüfte, der mit weitausgebreiteten Fittigen scheinbar ruhevoll über der Thalschlucht schwebt, um dann im nächsten Augenblick beutegierig aus schwindelnder Höhe in die Tiefe zu stürzen. Wer beherzten Fußes weiter von dem Wege in die unzugänglicheren, selten nur betretenen Gebiete sich verlocken läßt, dem kann es leicht begegnen, daß er auch auf bedenklicheres Raubzeug stößt. Hier haust noch unbehelligt der gefährliche Grizzlibär; dort zieht rudelweise der weißlichgelbe Präriewolf durch das Dickicht und über die Waldwiese hin und begegnet auf seinen Streif- und Raubzügen dem roten Fuchs in reicher Menge. Denn wie den Bürgern der riesengroße Garten zum Vergnügen offen steht, so auch der Tierwelt; der amerikanische Kongreß will dort die Fauna hegen, die in dem Lande heimisch ist und von der einzelne Arten durch die schrankenlose Jagd dem Aussterben nahe gekommen sind.

Auch die Pflanzenwelt nimmt teil an der milden Schonung, die in dem weiten Gebiete herrscht. Was der fruchtbare Boden hervorbringt, bleibt unangetastet; es wächst, es welkt, es vergeht. Der Wald steht unberührt da; an einzelnen Stellen ein undurchdringlicher Urwald, — da und dort gelichtet, aber nur von den wilden Elementen, die die Natur selbst entfesselt und in ihrer zügellosen Lust austoben läßt. Hier hat der Blitz gezündet und weite Strecken in einem Feuermeer verwüstet; die anderen kahlen angesengten Waldstriche kann die Nachlässigkeit der Wanderer verursacht haben, die das Lagerfeuer beim Wegzug nicht genügend gelöscht. Eine solche Brandstelle macht einen peinlichen, brutalen Eindruck. Jahre, jahrzehntelang stehen die schwarzen, hochragenden Baumstümpfe da, bis vielleicht mitleidig ein Windstoß das lange schon tote Holz knickt und hinwirft. Andere Riesenbäume haben Jahrhunderte im Walde unberührt gestanden; dann sind sie allmählich morsch geworden, dann sind sie altersschwach zusammengebrochen, haben im Falle noch ein paar jüngere Stämme auf den Boden gedrückt, und nun liegen sie da regungslos wer weiß wie lang und in unendlich langsamem Verlauf vollzieht sich an ihnen das unabänderliche Gesetz, das zur Erde werden läßt, was von der Erde genommen. Nirgend anderswo habe ich diesen Wandlungsprozeß in den verschiedenen Stufen der Zersetzung so augenscheinlich beobachten können wie dort im Yellowstone-Park. Es ist, als ob die mütterliche Erde, was ihrem Schoße entsprungen, mildthätig wieder in ihren Schoß zurücknähme. Da liegt der Stamm regungslos, in der Farbe immer ähnlicher werdend dem Boden, darauf er ruht. Nun scheinen die Umrisse kaum noch zusammen zu halten, mit der sie berührenden Erde ineinanderzufließen; nun scheint sich die Erde selber zu heben und aufzuthun, um ihr Kind an sich zu ziehen: dieser morsche, weiche Stamm ist halb schon in den mütterlichen Boden eingesunken. Der nebenan hat die letzte Stufe erreicht; der Baumriese ist ganz in die Tiefe eingesunken, dem Auge entschwunden; nur noch ein gelblicher Streifen wie eine leise Welle des Bodens gibt den Schattenriß der einstigen Gestalt und deutet für eine Weile noch die Stelle an, wo die Muttererde ihren Sprößling wieder zu sich genommen. Nur sie selbst bleibt in ungebrochener Schaffenskraft thätig und macht in den wechselnden Jahreszeiten die regel-

mäßigen Atemzüge ihres Lebens. Neue Schößlinge läßt sie an der leergewordenen Stelle aufsteigen, auch sie zu gleichem Verlaufe in kommenden Jahrhunderten, auch über ihnen bereit, nach vollendetem Wege sie wieder in ihren Mutterschoß zurückzunehmen.

So fesselnd auch das ungestörte Naturleben in diesem weiten Garten dem in der wilden, großartigen Einsamkeit für alle diese Vorgänge besonders geschärften Auge erscheinen mag; es würde doch nicht ausreichen, die ganz und gäbe gewordene Bezeichnung eines Wunderlandes zu rechtfertigen und einen

kochend, siedend und brodelnd wie in einer Hexenküche geschäftig sind, riesenhafte Kräfte, denen gegenüber wir winzigen Wesen oben auf der Erdrinde so unendlich ohnmächtig erscheinen. Und dennoch alle diese Kräfte in der Zucht und dem Zügel der Gesetze des Schöpfers, den wir Ohnmächtigen allein auf der weiten, weiten Welt Abbah nennen dürfen, lieber Vater. Es ist das in diesem Nationalpark eingeschlossene gewaltige Geyser-Gebiet des Yellowstone, diese merkwürdigste, durch ihren Reichtum unübertroffene Gruppe heißer Quellen der Welt. Der Hauptstock dieser Quellen ist unweit dem Yellowstone-

Abb. 1. Das Mammuth-Hotel am Eingange zum Park.

Ausflug in die weit entlegene Landschaft zu lohnen. Es drängen sich aber in diesem riesenhaften Park Erscheinungen in so reicher Fülle zusammen, wie wir ihnen, freilich in spärlicherem Auftreten, vielleicht nur noch auf Island und Neuseeland begegnen, Erscheinungen, die uns rätselhafte Vorgänge tief unten im Schoße der Erde, wohin kein Forscherauge noch gedrungen, in sichtbare, greifbare Höhe emporheben, nicht um die Rätsel heute schon zu lösen, wohl aber, um den Menschengeist in staunender Bewunderung Zeuge sein zu lassen der urgewaltigen Kräfte, welche in ungemessener Tiefe schäumend und

See, der 2264 m über dem Meere liegt und in seiner weiteren Umgebung von einem malerischen Kranze von Bergeszügen umgeben ist, die ihre schneebedeckten Häupter bis zu einer Höhe von 3500 m emporheben. Solch ein einzigartiges Schauspiel ist eine weite Reise wert; es lockte mich, vom Niagarafall aus die paar Tausend Kilometer weiter westwärts zurückzulegen. Der Ausflug ist gegenwärtig bequem zu machen, seitdem unser deutscher Landsmann Hilgard die Nord-Pacific-Bahn quer durch das Land vollendet hat. Das Dampfroß bringt uns auf der Hauptlinie bis nach dem eben

Digitized by Google

Abb. 2. Die Mammuth-Siedequellen von der Jupiterterrasse aus.

wie aus dem Boden gestampften Städtchen Livingston, von da auf einer Seitenlinie 51 km weiter an den Endpunkt des Schienenwegs, von wo uns Postpferde zum Teil längs dem malerischen Yellowstonefluß in ein paar Stunden an den höhergelegenen Eingang des Parks bringen. Von da an ist zu einer fünftägigen Besichtigung der Hauptanziehungspunkte des Parkes aufs bequemste gesorgt. Für 160 M. löst man ein Büchlein, das für alle Bedürfnisse der Fahrt, des Unterkommens, der Beköstigung die nötigen Zahlkarten enthält. Wagen stehen überall bereit; zu den bestimmten Tageszeiten trifft man in den von einer seitens des Staates bevollmächtigten Gesellschaft errichteten Gasthäusern die fertiggestellten Mahlzeiten an und ebenso auch des Abends, wo der oft lange Wagenzug zu nächtigen hat, die nötigen Schlafräume. Wohl konnte es jetzt noch geschehen, daß an einer Stelle wegen zu starken Verkehrs Zelte im Freien aufgeschlagen waren; auch im Hochsommer ein etwas lustiges Nachtquartier im Walde so hoch in den Bergen. Auch die Zumutung wurde an die zuletzt noch spät am Abend Eingetroffenen gemacht, nicht nur das Zelt, nein, selbst das Bett mit fremden Reisegenossen zu teilen, eine Zumutung, die sich der anwesende Deutsche denn doch unter keiner Bedingung gefallen ließ und auch mit seiner beharrlichen Weigerung durchdrang. Dem Übelstand ist in diesem Jahre schon durch Fertigstellung von Riesenbauten vorgebeugt, in denen ein paar Hundert Gäste gleichzeitig ein bequemes Unterkommen finden. Ebenso ist die Gesellschaft eifrig bemüht, die Hauptanziehungspunkte durch bequeme, breite Kunststraßen miteinander zu verbinden.

Versuchen wir es, wenn auch nur in knapper Strichführung, eine Rundfahrt nach den drei Hauptgebieten zu schildern. Ein schweres Unterfangen, wir sind uns dessen bewußt. Die Darstellung der außerordentlichen Vorgänge und Landschaftsbilder wird dem Kundigen als matt und kümmerlich gegenüber der überwältigenden Wirklichkeit erscheinen, dem Unkundigen aber im Gegenteil als die Wirklichkeit verlassend und in das Traumgebiet einer erregten Einbildungskraft hinüberragend.

Den Ausgangspunkt nehmen wir von dem geräumigen Gasthaus am Eingang des Parkes (Abb. 1). Bis hierher an die Schwelle einer wilden, großartigen, völlig unberührten Natur begleitet uns und nimmt dann auch Abschied die überfeinerte Kunst modernsten Lebens und Webens: die mehr als hundert Schlafräume ebenso wie das ganze Haus sind elektrisch beleuchtet; eine eigene Hauskapelle spielt allabendlich wie an einem besuchten Badeort ihre Weisen; Telegraphe und Telephone unterhalten den Verkehr mit der ganzen Welt; das Haus hat seine eigene Post; sorgt dafür, daß an jedem Sonntag im großen, gemeinsamen Sprechsaal evangelischer Gottesdienst gehalten werde. Der Mittagstisch ist noch überreich besetzt, auch für einen Anspruchsvollen; das Lesezimmer bietet eine Fülle neuester Zeitungen. Nur die wenigsten achten das ihnen Alltägliche; alsbald schon nach der Ankunft richtet sich die gesamte und gespannte Aufmerksamkeit des Reisenden der Landschaft zu, die ihn hierher gelockt und die entgegenkommend gleich am Eingang eine ihrer wunderbarsten Sehenswürdigkeiten wie zum Willkommengruß vor dem staunenden Auge aufbaut. Es sind die „Mammuth-Siedequellen (Abb. 2 und 3).

Unmittelbar vor dem Gasthaus gegen Südost dehnt sich eine öde Fläche aus, nur spärlich bewachsen. Graues Gestein tritt vielfach zu Tage; man merkt den alkalischen Gehalt des Bodens. Im nahen Hintergrunde schieben sich malerisch die Höhenzüge der Berge vor; vornan eine Anhöhe von etwa 200 Fuß, kahl, ebenfalls wie der Boden weißgraues Gestein mit einer Reihe vorspringender Becken, von der Natur gebildet und doch so kunstvoll, wie die Menschenhand kaum sie formvollendeter hätte herstellen können. Über diesen Riesenbassins lagern sich heiße Dämpfe; näher tretend (man kann auf sicheren schmalen Wegen über das harte Gestein bis dicht an diese dampfenden, brodelnden Becken hinaufsteigen) sehen wir, wie die kunstvollen Schalen sich um heiße, kalk- und kieshaltige Quellen gebildet haben, die aus dem Gestein hervorbrechen. Man zählt solcher noch thätigen heißen Quellen 40—50 größere neben einer reichen Fülle unbedeutender, die nur ein niedriges Wassergerinsel über das harte Gestein laufen lassen. Die Durchschnittswärme der Quellen ist 58—60° R. Kaskadenartig bauen sich diese Becken übereinander auf;

Abb. 3. Bei den Mammuth-Siedequellen.

Digitized by Google

die Wasser fallen wie bei einer künstlichen Anlage überquellend von Bassin zu Bassin, bis sie unten, dann schon abgekühlt, in der Fläche verlaufen, — freilich wo sie hindringen, die Pflanzenwelt vernichtend. Die in den selbstgebildeten Becken angesammelten kryſtallklaren Wasser, zumal wo die Becken in unergründliche Tiefen hinabweisen, gewähren ein zauberhaftes Farbenspiel durch die Lichtbrechung an dem Gestein der Innenwände und an den Dämpfen über den heißen Wassern. Das köstliche Spiel erinnert wohl an die Felsengrotte von Capri; und doch möchte ich den Vergleich nicht betonen. Dort

Abb. 4. Die Freiheitsmütze.

an der reizenden italischen Küste voll Sonnenschein, da singt und klingt und stimmt lebensfroh mit ein die ganze farbenfreudige Natur, so weit das trunkene Auge über Land und Meer dringt. Eine andere Erinnerung weckte das traumhaft schöne Farbenspiel in so manchem Becken dort. Ich mußte an die unvergleichlichen Luftspiegelungen gedenken, die ich am Wüstensaum und in sonnenverbrannter Steppengegend zu schauen bekam, wenn mitten in die heiße, öde, farblose Landschaft das andere lachende, lockende Bild von Quellen und schattenreichen Oasen sich hineinschob und dem müden Auge, dem durstenden Sinn in neckischer Laune ersehnte Erquickung in greifbare Nähe rückte.

Ein Teil der hier aus unheimlicher Tiefe aufbrodelnden heißen Quellen ist seit unvordenklichen Zeiten versiecht. Man merkt die einstige, längst nun schon erloschene Thätigkeit an den felsenfesten Kalkniederschlägen des Bodens, oder aber an Erhöhungen, die wie Riesenfinger aus der Erde emporragen und ebenfalls von sich ablagerndem Kieselsinter gebildet wurden. Unten am Fuße des Hügels stehen einsam, rätselhaft zwei solche uralte Zeugen unheimlichen Schaffens in der Tiefe; sie ragen jetzt aus der Erde empor wie zwei Mammuthknochen, vom Zahne der Zeit verwittert und angefressen. Am Boden haben diese Riesenkegel einen Durchmesser von zwanzig Fuß bei einer Höhe von fünfunddreißig Fuß. Der Volksmund nennt die beiden Gestalten „Freiheitsmütze“ (Abb. 4) und „Riesendaumen“; eine etwas kühne Einbildungskraft wird die Bezeichnungen gutheißen.

Was sich auf dieser Hügelterrasse mit ihren heißen Quellen dem überraschten Reisenden von den hochgepriesenen, eigentümlichen Schönheiten des Nationalparks zunächst offenbart, wird beim Ausgang aus demselben nur noch als ein Vorgeschmack dessen er-

ſcheinen, was die folgenden Tage in ſtaunenswerter Fülle zeigen. Das eigentliche Geyſer-Gebiet liegt tiefer drinnen im Park; ſchon am andern Tage brechen wir dahin auf.

Ein köſtlicher Auguſtmorgen. Die Sonne iſt im Aufgehen; ſcharfumriſſen heben ſich vom ſtahlblauen Firmament die Bergesſpitzen ab, die hier in der Nähe im Bunſen Peak 9500′ emporragen. Eine kurze Weile und das reizende Farbenſpiel ſteigt von den Höhen hinab ins Thal; beſonders feſſelnd, als die erſten Strahlen auf den weißen Terraſſenhügel der dampfenden, brodelnden

Abb. 5. Auf dem Wege nach dem Norris-Geyſer-Baſſin.

Quellen fallen: als ob man die reizendſten Eiskruſtationen im ſtrengen Winter zu ſehen bekäme. Bald ſind die Reiſenden in den bequemen, vierſpännigen, offenen Wagen untergebracht; der lange Zug bricht auf. Zunächſt über die Fläche hinein in die Berge und dann aufwärts auf gut gebauter Straße; es gilt als erſtes Ziel das älteſte, ſog. Norris-Baſſin zu erreichen, 7530′ über dem Meeresſpiegel (Abb. 5). Der ganze Zauber einer Hochgebirgslandſchaft umfängt uns; wir meinen, an geprieſene Punkte der Schweizeralpen verſetzt zu ſein, nur daß hier im Gebiete der Felſengebirge auch in dieſer Höhe noch voller, kräftiger Waldbeſtand, und zwar nicht ausſchließlich Nadelholz, das Auge erquickt. Jetzt arbeitet ſich der Weg in kühner Windung ſcharf bergauf und durch die zuſammenrückenden Felswände in eine enge Schlucht hinein. Tauſend Fuß ſtarren zerriſſen und zerklüftet die Felſen jäh empor. Durch die Schlucht jagen tief unten pfeilſchnelle Bäche dahin; ſie arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, dann ſtürzen ſie wieder in Kaskaden ſtäubend über die Felswand, ſammeln ſich in kleinen, muldenförmigen Becken, aber nur, um mit erneuter Kraft das alte verwegene Spiel weiter unten fortzuſetzen. Es dauert lange, bis die wildſchäumenden, in weißem Giſcht aufjagenden Waſſer endlich zur Beſinnung kommen und ſich in ihr enges, ſteinigtes Bett fügen; vor uns bieten ſie nur in ihrer ganzen rauhen Umgebung das Bild form- und ſchrankenloſer Gewalt. An einer Stelle iſt durch die ſich vorſchiebende Steinwand ein „goldenes Thor“ von kühner Menſchenhand geſprengt (Abb. 6); unweit davon geht die Straße an den merkwürdigen „Obſidianfelſen“ vorbei, ſenkrechten Säulen, 200—250 Fuß hoch, aus Lavamaſſe beſtehend, von der Ferne wie Baſaltſäulen anzuſehen, in der Nähe, als ob flüſſiges vulkaniſches Glas plötzlich erkaltet und erſtarrt ſei, pech-

Abb. 6. Am goldenen Tor.

schwarz von Farbe, stellenweise in rot und gelb überspielend, dabei hart wie Lava, daß die Indianer die Masse zu Waffen verarbeiteten, und glänzend, daß ihre Frauen sie zu freilich recht bescheidenen Spiegeln benutzten. Länger wie eine Meile geht der Weg über diese Lavamasse hin, um dann für eine Weile an dem hochgelegenen Biber-see entlang zu ziehen, eine Augenweide für den Pflanzenkundigen, der am Ufer eine ganze reiche Alpenflora antrifft; aber auch dem Waidmann eine freilich mit Tantalusqualen versetzte Lust, wenn er die Schwärme von Kranichen, wilden Gänsen und Enten und anderem Wassergeflügel sieht und die kunstvollen Dämme verfolgt, die ungestört der Biber wie eine feste Brücke weit in den See hineingebaut.

Um die Mittagszeit erreicht der Zug das „Norris-Geyser-Bassin", wohl das älteste und auch höchstgelegene Geyser-Gebiet. Man glaubt sich bei dem ersten Betreten in eine andere, fremde und auch unheimliche Welt entrückt. Auf einer weiten, kahlen und fahlen Strecke entsteigen dem Boden Dampfsäulen, als ob hundert Fabrikschlote bis an den Erdenrand reichten und die gewohnten Zeichen geschäftiger Thätigkeit tief drunten im rätselhaften Erdenschoß nach außen sendeten. Dazu ein Gebrause, ein Gestöhne aus der Tiefe aufsteigend, die den gleichen Eindruck einer riesenhaften Betriebsamkeit verstärkt hervorrufen. Mehr wie 400 heiße Quellen hat man auf verhältnismäßig kleinem Gebiete gezählt. Aus ihnen heben sich 26 Geyser von gewaltiger Ausdehnung und Kraft empor. Wir treten an ein paar heran, anfänglich wie bewildert über den einzigartigen, geradezu überwältigenden Anblick. Am Rande eines titanischen Felsenkessels nehmen wir unseren Standort. Unten am Boden unter riesenhaft aufeinandergetürmten Felsblöcken öffnen sich drei Erdspalten, die in unergründliche Tiefen hinabreichen. Nun hebt es da zu rauschen, zu brodeln an; das noch unsichtbare Wasser da unten gerät in vernehmbare Wallungen. Wir flüchten von dem Rande weg in geschützte Entfernung. Jetzt steigt urplötzlich gleich einem Berggeist eine Dampfsäule fächerartig hoch empor; dicht hinter ihr her eine kochende Wasserwand — ich habe keinen bezeichnenderen Ausdruck — auch wie ein Fächer sich ausbreitend, bis zu einer Höhe von 100'. Der Dampf verzieht sich; regenbogenfarben fallen die Sonnenstrahlen auf die Wasserwand, weithin werden die kochenden, perlenden Tropfen geworfen und fließen kryſtallklar an dem Felsengerölle ab. Das dauert eine Minute; dann wird es ganz still über dem Erdspalt, als ob der Hahn abgedreht wäre. Ungefährdet kann man bis an den Spalt herantreten. Wie ein vorüberziehendes, grollendes Gewitter hört man es noch aus der unermeßbaren Tiefe aufsteigen. Dann verstummt auch dieses Geräusch. Aber diese Stille, wie eine lautlose Ohnmacht nach einem heftigen Krampfanfall, währt nur drei bis vier Minuten. Dann wiederholt sich das wildromantische Schauspiel in gleichem Verlaufe Tag und Nacht, jahraus, jahrein.

Unweit von diesem Geyser ist ein kleiner, mit smaragdgrünem Wasser angefüllter Tümpel, einer kunstvollen, bis an den Rand gefüllten Schale nicht unähnlich. Das Wasser ist so klar, daß man deutlich auf eine trombenartig nach unten sich vertiefende, unergründliche Öffnung sehen kann, aus der fort und fort geräuschlos ohne Zischen und Brodeln perlendes Wasser aufsteigt, als ob tief drunten in unermeßlicher Ferne Champagner entkorkt würde. Dicht daneben, aber im grellen Gegensatz zu diesem heiteren Anblick ein Bild, grauenhaft und abstoßend, als ob es aus Dante's Hölle hierher und in die Wirklichkeit versetzt wäre. In einer kleinen Lichtung scheint der kahle Boden in schwellender Bewegung. Da und dort hebt sich der Schlammgrund wie der dicke Brei einer Kalkgrube; es bilden sich schmutzige, dampfende Blasen, die aufbrechen und ein schlammiges Wasser auswerfen; aber dies alles in so großen Umrissen, als ob der Kopf eines Verdammten aus dem Pfuhl sich emporarbeiten wolle.

Doch weiter! Wir dürfen uns nicht von dem einen Punkt allzu lange fesseln lassen, wenn auch die einzelnen Geyser in ihren verschiedenartigen und mannigfaltigen Lebensäußerungen die besondere Aufmerksamkeit an sich zu ziehen wohl im stande sind. Vor Sonnenuntergang ist die hochgelegene, einsame Nachtherberge erreicht, ein einfacher Gasthof auf einer Waldlichtung, mehr wie 5000' über dem Meere. Am andern Morgen sehen wir die Spuren, wie auffallend frisch es in der Nacht gewesen. Die

Abb. 7. Der „getreue Alte."

12 km meiſt aufwärts am rechten Ufer des Firnholeflüßchens gelangen wir in das umfangreichſte Geyſer-Gebiet des Parks, das ſich in drei Gruppen ſondert, das untere, mittlere und obere Geyſer-Baſſin. Sie liegen alle in prächtiger Hochgebirgslandſchaft, 7000 bis 8000′ über dem Meeresſpiegel, eingeſäumt von maleriſchen Bergeszügen, die hier noch um 4—800′ Fuß den weitausgedehnten Keſſel überragen, mit dem Fernblick nach noch höher dahinter ſich auftürmenden Bergen. Jede der drei Stufen hat ihre eigentümlichen Reize; ſchwer iſt es, einen Vorzug zu geben und doch dürfte wohl von der Mehrzahl dem oberſten Baſſin endgültig die Palme gereicht werden. Schon das fällt bei ſolcher Entſcheidung ſchwer ins Gewicht, daß dieſes letzte Gebiet mit der abſtumpfenden Ermüdung der Reiſenden nach all dem Geſchauten zu kämpfen hat und ſie überwindet zu erneuter, ſtaunender Bewunderung.

Zunächſt erreichen wir das untere Baſſin. In einem verhältnismäßig kleinen, noch überſehbaren Umkreis hat man nicht weniger als 693 Dampf- und Schlammquellen gezählt, außerdem 17 thätige Geyſer, einzelne von ihnen von hervorragender Schönheit. Das mittlere Baſſin, das wir nach ein paar Meilen erreichen, birgt lange nicht ſo heiße Quellen; feſſelt aber in hohem Grade durch den Beſitz der mächtigſten heißen Springquelle auf der ganzen Welt, den Exceſſior-Geyſer. Ein Waſſerbecken, 250′ im

auffſteigende Sonne hat zunächſt den weißen Reif, der ſich auf der Wieſe gebildet, in Tau und die leiſe Eisdecke, die ſich über dem Waſſer zuſammengezogen, wieder in ihr naſſes Element zu wandeln; auch in ſolcher Höhe gewährt dem winterlichen Boden der Auguſt noch nicht das Recht des Beſtandes. Munter und erfriſcht geht es weiter hinein in den köſtlichen Park, der nun ſchon wiederholt ſeinen Namen als eines Wunderlandes auch vor verwöhntem Auge gerechtfertigt. Und nun heute erſt recht.

Nach einer prächtigen Fahrt von etwa

Abb. 8. Der Bienenstock.

Durchmesser, wird überragt durch eine 20 bis 30′ hohe Einfassung, die sich etwas über die Wasserfläche mit ihrem felsenharten Gestein vorschiebt und so das Wasser an den Rändern überwölbt. Am Rande stehend, glaubt man in einen sich nach den Seiten hin ausbauschenden Riesenkessel zu blicken. Das unheimliche Wasser ist in fortwährender kochender und brodelnder Bewegung, siedend heiß; eine mächtige Dampfwolke lagert sich über die Öffnung. Streicht ein Windzug über den Rand hin, der die Wolke einen Augenblick wegfegt, dann liegt unter Einem tiefblau, schier Grauen einflößend, das siedende Wasser wie gebändigt von einer Macht, die man nicht kennt, aber auch wie grollend und bereit, wider diese Macht sich aufzulehnen und das auferlegte Schweigen, die erzwungene Unthätigkeit zu brechen. In den letzten Jahren will man eine steigende Erregung dieses geheimnisvollen Riesen bemerkt haben; fast täglich rauscht aus dem bewegten Elemente jäh eine siedende Säule empor, 60—65′ im Durchmesser, ein Wasserschwall, der bis zu einer Höhe von 250′ aufsteigt. Nur kurze Zeit hält das Ungetüm aus; aber weithin durch die Landschaft geht ein beängstigendes Lärmen und Brausen; es ist, als ob wie bei einem Erdbeben der Grund in der Tiefe erzittere und dröhne. Auch den Beherzten überkommt ein leises Grauen. Gewaltige Steine und Blöcke werden aus dem Becken in die Höhe gehoben und wie Kinderbällen weit weggeschleudert. Wahrlich ein grauenerregendes und doch großartigstes, aufregendstes Schauspiel. So winzig klein, so ohnmächtig dünkt sich der Mensch dem urgewaltigen Vorgang gegenüber, der rätselhaft in seinem Ursprung tief unten im Schoß der Erde, ebenso rätselhaft in seinem Verlauf an der Oberfläche der Erde vor dem erregten Auge sich mit beängstigender Gewalt abspielt.

Wir müssen weiter eilen, ein paar Meilen flußaufwärts nach dem oberen Bassin. Auch landschaftlich überragt diese Gruppe die vorangegangenen. Wir sind nun wieder

in einer Höhe von 7300′; das Hochplateau ist von einem malerischen Kranz waldbestandener Hügel bis zu 1500′ Höhe eingefaßt, in weiter Ferne ragen noch mächtigere Bergesriesen über diese Einfassung hinüber. Mitten durch die Ebene fließt eilenden Laufes mit dem krystallklaren Wasser eines Bergbaches der Madison- oder Firnholefluß nordwärts, an dessen Ufer wir heraufgekommen. Das Gasthaus ist auf einer kleinen Erderhöhung erbaut und gewährt so einen günstigen Luginsland über die reizende Landschaft nach allen Seiten hin. Hier wird der längste Aufenthalt genommen; von diesem Mittelpunkt aus nach allen Seiten hin der einzigartige, wie verzauberte Umkreis durchstreift.

Unweit von dem Gasthaus ist der Hauptanziehungspunkt, der „getreue Alte" (the old faithful). (Abb. 7.) Wir sind gerade im rechten Augenblick eingetroffen. Dem Laderuf der älteren Gäste folgend eilen wir unmittelbar vom Wagen aus die hundert Schritte vorwärts nach dem nahgelegenen Springquell. Erwartungsvoll stehen wir vor einem Krater, ein Oblong, das sich auf einem felsigen Damm aufbaut, der an seiner Grundfläche 215′ mißt und eine Höhe von 20′ erreicht. Der Damm hat sich allmählich aus Kalk- und Kieselsinter steinhart gebildet; da und dort mit muldenförmigen Aushöhlungen, vielmehr Auswaschungen, in welchen Becken das Wasser der Fontäne sich sammelt und langsam abfließt. Einer, der den „getreuen Alten" schon kennen gelernt, zieht die Uhr: „jetzt gleich." Mit schier beneidenswerter Pünktlichkeit findet allzeit das runde Jahr hindurch genau nach 65 Minuten ein Aufstieg des Springquells statt. Zunächst pusten an der Öffnung ein paar Wasserstrahlen auf, ein-, zweimal. Es ist wie der Versuch einer überheizten Maschine, ein gelockertes Ventil zu sprengen. Aus der Tiefe dringt ein Ächzen, Stöhnen an unser Ohr, als ob Riesenmächte die Sprengarbeit verhindern wollten. Aber die Dampfkraft ist stärker; der Versuch glückt. Jäh steigt eine Dampfsäule auf; ihr auf dem Fuße nach und mit unwiderstehlicher Gewalt über sie hinweg ein Wasserstrahl, 100—150′ emporjagend, als ob er bis an den blauen Himmel reichen wollte und breit und mächtig und wuchtig, wie eine Wand, mit einer Siedehitze von 82° R. Rasch wie sie aufgestiegen, sinkt die Säule wieder herab von der stolzen Höhe, die sie in regelmäßigem Verlaufe nur vier Minuten inne gehabt; sie fällt in sich zusammen. Das in der Tiefe angesammelte, aufgestaute siedende Wasser hat sich Luft gemacht und ist ausgeworfen; die heißen Dämpfe, die ihm das Geleit gaben, haben sich auch verzogen; es ist wieder stille, regungslos stille über dem Erdspalt, an dem eben noch entfesselte, titanische Mächte ihr Riesenspiel getrieben. Für eine vollgemessene Stunde scheint alles Leben erloschen, nur ein ausgebrannter Krater übrig geblieben zu sein.

Es ist unmöglich, die gleiche Aufmerksamkeit den 440 Quellen und Geysern zuzuwenden, die in Sehweite auf der Ebene, an den Bergen hinan sich vorfinden, einige ununterbrochen dampfend — ein prächtiger Anblick, zumal wenn der Abendsonnenschein die Dampfsäulen rosig anhaucht und das ganze lange Flußthal wie eine Fabrikstadt anzusehen ist, von der man nur den Rand der Schlote bemerkt —, andre nur von Zeit zu Zeit ausschäumend, einen heißen Wasserstrahl hoch ausstrahlend, um bald schon wieder erschöpft in regungslose Unthätigkeit zu versinken. Eine Reihe von diesen Geysern haben charakteristisches Gepräge, sowohl was die Eigentümlichkeit der zeitweiligen, gewaltigen Ausbrüche, als auch die Gestalt der Krater betrifft, die sich allmählich durch die Wasserniederschläge oder von innen heraus gebildet hat. Die Namen deuten auf die verschiedenartigen, auffälligen Formen hin; da ist der „Bienenstock" (Abb. 8), unweit davon die „Riesin," die beiden tief im Schoß der Erde wohl in irgend welchem Zusammenhang, denn wenn die Riesin etwa alle vier Wochen ihre Fontäne bis zu einer Höhe von 250′ aufsteigen läßt — wir waren so begünstigt, Zeugen dieses großartigen Schauspiels zu sein —, dann folgt ein paar Stunden später dem gegebenen Beispiel der „Bienenstock" mit einer Dampf- und Wassersäule von 200′ Höhe. Da ist die „Löwin" mit den beiden „Würfeln," schöne Krater mit perlengleichen Kügelchen von Sinter eingefaßt. Die Fontänen spielen meist gleichzeitig in unregelmäßigen Zwischenräumen. Fünfzig Schritte davon entfernt liegt der „Löwe" gelagert, der sich seltener aus seiner Ruhe aufschrecken läßt; aber dann auch stärker, daß er weithin rauscht und dröhnt;

Abb. 9. Vor dem kleinen Fall.

Digitized by Google

Abb. 10. Der große Wasserfall.

seine mächtige Wassersäule erhebt sich bis zu einer Höhe von 75'. Da ist die „Burg," in der That von weitem wie die Ruine eines mittelalterlichen Wartturms anzusehen; der Unterbau bedeckt eine Fläche von $3^1/_2$ Acker, die Höhe des Kraters, reine Geysermasse, erreicht 40'. Alle zwei Tage steigt aus diesem Turm eine Wassersäule von 50' Höhe auf; dem Auswurf geht ein dumpfes Grollen voraus, das weithin wie rollender Donner vernommen wird, und der Boden zittert in großem Umkreis wie bei einem Erdbeben.

Mitten durch die Ebene fließt, wie bereits erwähnt, ein klarer, frischer Bergbach, der Madison- oder Firnholefluß. Sein Wasser ist kühl, rein, als ob es von all den siedenden, brodelnden Quellen um ihn herum völlig unbehelligt bliebe. Muntere Forellen beleben in reicher Menge den Fluß. Und doch unmittelbar an dem Bette zeigen sich Spalten und Öffnungen, in denen es dampft und brodelt, mit kochendem Wasser bis an den Rand gefüllt, daß ich mich von der Wahrheit überzeugte, die mir zunächst nur als ein unglaubliches Märchen erscheinen wollte, daß der Fischer aus dem Fluß den Fisch fangen und, ohne ihn von der Angel zu lösen, noch seinen Platz zu verlassen, in der heißen Quelle dicht nebenan alsbald kochen und von der Schnur weg verzehren könne.

Das fesselndste Schauspiel, ein traumhaft schönes, gewährt hier am oberen Bassin ein nahgelegenes Felsenplateau, von kräftigem Baumschlag eingefaßt. Zahllose heiße Quellen reichen in ihren kleinen, beckenartigen Öffnungen bis an die Oberfläche, ihren Überfluß an Wasser in niedrigen Rinnsalen über den klitschigen Schiefergrund ausgießend. Ein Gang bei Nacht über diese Lichtung würde lebensgefährlich sein. Die Öffnungen sind oft klein, daß sie kaum bemerkbar sind; wo sie sich weiten, erscheint das Becken wie ein flacher, bis an den Rand gefüllter Teller, in den man glaubt unbedenklich treten zu können; aber plötzlich entdeckt das Auge unergründliche Tiefen, die sich seitwärts aufthun. Die felsenharte Kruste liegt wie eine beklemmend dünne Austernschale über dem trügerischen Wasser. Man hat es bald erprobt, daß man ohne Gefahr bis dicht an den Rand herantreten kann; aber ein unbedachtsamer Schritt weiter und man würde in die lichtklare, heiße Fluth versinken, hinunter in unheimliche, unendliche Tiefen.

Noch eine andere Gefahr brütet lockend mit versuchlicher Kraft über der unheimlichen, sinnverwirrenden Fläche. Nirgend anderswo habe ich den dämonischen Zauber, den das Wasser auf die Menschenseele auszuüben vermag, in einer so neuen und verführerischen Weise zu spüren bekommen; lange stand ich am Rande, wartend, daß

Abb. 11. Die Felsenschlucht.

Digitized by Google

Goethes Fischerlied sich in Leben wandle. Nicht ahnend, vielmehr schauend glauben wir uns an den Frühmorgen der Schöpfung und in die Dämmerzeit unseres geistigen Lebens entrückt, in jene holden Zeiten und Gebiete, in denen die Märchenwelt ihre lichten, blauen Pforten uns glücklichen Kindern noch offen hält: so sonnig und wonnig, so farbenprächtig und farbenmächtig war, was sich da dem Auge bot, und alle Farben schienen zu singen und zu klingen in überirdischem, der Wirklichkeit weit entrücktem Sphärenklang. Zu dem Worte des deutschen Dichterfürsten trat hier das Bild aus unsrer deutschen Märchenwelt, in welchem Schwind uns die Melusine vorführt, wie sie mit ihren feuchtverklärten Gespielinnen in dem zauberhaften Turme sich der wohligen, anheimelnden Luft ihres Elementes schwelgend in einer flüchtigen Nachtstunde hingibt. Und all diese Farbenherrlichkeit mit ihrem schier berauschenden Wohllaut für das Auge hier am Rande des Beckens doch kein Traum, vielmehr einzigartige, wunderbare Wirklichkeit. Einen ähnlichen Farbenzusammenklang weiset die eine, die andre kostbare Muschel auf: aber doch ist's hier ganz anders noch. Nicht ein paar kärgliche Streifen nur; in verschwenderischer Pracht und reicher Fülle vielmehr liegt die Farbenherrlichkeit da ausgegossen vor dem trunkenen Auge: was in der Schale dennoch hart und kalt erscheint, das atmet hier in weicher Wärme, von dem krystallklaren, heißen Wasser umspielt, als ob die Farbe Leben gewonnen, sich beseelt an uns schmiegen wolle. Wir sehen in weite, runde Hallen, die tief in die Erde hinein gebaut sind und in unergründliche Tiefen weisen, aus denen fort und fort das reinste, durchsichtigste Wasser wie in lichter Sonnenklarheit aufsteigt. Hier sind die durchscheinenden Wände wie aus einem einzigen Smaragd hergestellt und auch dieser Juwel, als ob er belebt sei, so spielt über ihm wellenatmend die aufsteigende Flut. Dicht daneben wölbt sich der Fels wie ein Riesentopas, wie ein Rubin und all dieses Edelgestein in verschwenderischer, nie geschauter Pracht und alles so ruhevoll, so warm, so weich und tiefbefriedigt. Das helle Wasser spiegelt den einfallenden Lichtstrahl in den leisesten, zartesten Abtönungen wieder, in noch reicherer Stufenfolge, so will es Einem im Banne des wunderbaren Bildes bedünken, als selbst der Regenbogen am Firmament. Hier geht ein gesättigtes Rot über in all die zarten Töne des Rosa, bis es im reinen Weiß langsam, leise ausklingt. Aber nicht zum Verstummen. Nun ist es, als ob unsichtbar der Finger einer Meermaid eine neue Oktave der Farbenskala berühre und sie tönt in zarten Übergängen an zum Mattgelben, weiter in das Orange, dann in das volle gesättigte Gelb. Nicht weit davon und die Zauberhand schlägt wieder eine weitere Fuge an mit der ganzen, reichen Tonfolge hier in Grün, da in Braun, dort in Blau, um dann im Duft der Ferne, im farblosen Dunkel der unheimlichen Tiefe, die sich gähnend in einem Seitengang aufthut, zu verhallen, „eine wundersame, gewaltige Melodei." Man steht wie gebannt und lauscht dem Zauberlied der Farbentöne und es würde Einem kaum mehr als ein Außerordentliches erscheinen, wenn aus der dunklen Tiefe, aus dem leise bewegten Wasser mit lockender, unwiderstehlicher Gewalt das feuchte Weib emporrauschete, von dem unser Altmeister gesungen. Wie lange ich traumumfangen dagestanden ganz allein, weiß ich nicht. Die Sonne ging unter; die Abenddämmerung senkte sich schweigend über die Lichtung des Waldes, über die stillen Wasser und löschte allmählich die zauberhaften Farben in den unheimlichen Becken aus. Weiter unten im Thale dampften die zahllosen heißen Quellen; von da und dort drang ein Rauschen und Zischen der aufspringenden Wassersäulen herüber. Ein unvergeßlicher Abend, wie in einem verzauberten Garten verbracht. Was sich da an Farben dem Blicke geboten, habe ich nirgend anderswo wieder gesehen, nicht im Alpenglühn am Genfersee, auch nicht auf der Alhambra, wenn der Abendsonnenschein die Höhenzüge der Sierra Nevada verklärt, nicht wo sonst noch auf der schönen Erde das Farbenspiel der Natur mir wohllautend erklungen sein mag.

Was der Yellowstone Park während der letzten paar Tage in immer steigender Fülle von seinen Naturwundern enthüllt, schien nicht mehr überboten werden zu können. Ein Gefühl der Sättigung, ja Übersättigung griff Platz. Viel Überredung wäre nicht mehr nötig gewesen und ich hätte den Ausflug abgebrochen und wäre von hier unmittelbar mit einem Reise-

gefährten, der an den stillen Ozean zur Weiterfahrt nach Japan eilte, nach dem entfernt in Kalifornien gelegenen andren Anziehungspunkt, dem Yosemite Thal, gereist. Zum Glück blieb ich auf dem nun einmal eingeschlagenen Wege, gespannt, welche weitere Landschaftsbilder das gepriesene „Wunderland" den bereits gebotenen ebenbürtig an die Seite stellen könne. Und es gelang ihm auch dies.

Früh am andern Tage brach unser Wagenpark mit seinen 40 — 50 Reisenden nach den Wasserfällen des Yellowstone auf. Es war wieder eine köstliche Fahrt in den frischen, jungen Morgen hinein, ostwärts die Berge hinauf, die wir am gestrigen Tag den Horizont in der Ferne abschließen sahen. Eine mühsame Arbeit für die Tiere steil bergan, mitten durch das Gehölz, in dem noch keine Straße gebaut ist. Nun haben wir die Kammhöhe erreicht, mehr wie 9000′ hoch, aber noch kräftig waldbestanden, mit weitem Rundblick in den unabsehbaren Nationalpark und nach den Bergesriesen in der Ferne, die noch um drei Tausend Fuß unseren hochgelegenen Standort überragten. Nun geht es wieder bergab. Bei 8300′ erreichen wir mitten im Walde den umfangreichen „Mariensee" mit prächtigem, smaragdgrünem Wasser, in dem sich dunkel die Tannen wiederspiegeln. Unweit davon der „Schwefelberg" mit einer heißen Schwefelquelle; die Atmosphäre mit starken, lästigen Schwefeldünsten durchzogen; das Wasserbecken ganz gelb, alles Gestein stark mit Schwefeladern durchsetzt, eine reiche gewinnbringende Fundgrube, aber jeder Ausnutzung entrückt.

Die Sonne ist im Niedergehen begriffen, als wir das überfüllte, romantisch mitten im Walde gelegene Gasthaus erreichten, die einsame Haltestelle für die Nacht. Noch am Abend im Mondenschein und andern Tages in der Morgendämmerung, im vollen Tageslicht wird in weitausgedehnten Gängen die Gegend durchstreift; was sie bietet — es schien nach den vorangegangenen Schauspielen unmöglich — steht an überwältigender Pracht und Schönheit dem bereits in so reicher Fülle Genossenen nicht nach. Auch jetzt wieder die Schwierigkeit, auch nur annäherungsweise ein anschauliches Bild zu entwerfen und doch darf vor dem Versuche nicht zurückgeschreckt werden.

In einer Höhe von 7700′ bedeckt der Yellowstonesee eine Grundfläche von 150 □Ml. (engl.), bei einer durchschnittlichen Tiefe von 225′; ist somit in dieser Höhenlage der umfangreichste See in Nordamerika. Nachdem der Yellowstonefluß dieses Wasserbecken verlassen, strömt er raschen Laufes meilenweit durch grünes Wiesenland dahin. Dann aber verengt sich sein Bett; Felsen auf beiden Seiten zwängen die Wasser ein, die sich unwillig, mit lautem Dröhnen der Zwangslage fügen (Abb. 9). Sie nahen wildschäumend, lärmend, tosend dem sogenannten oberen Falle, eingekeilt in ein Felsenbett, das jäh 2—300′ aufsteigt mit einer Breite von 80′. Nun hat die gewaltige Wasserwoge den Absturz erreicht und fällt lotrecht etwa 140′ hinab in ein hufeisenförmiges Becken, das kaum die Flut aufnehmen kann. Stimmungsvoll rahmt eine wild romantische Umgebung das wild romantische Bild voll Leben und Bewegung ein; mächtig und prächtig hebt sich von den dunklen Felsen, von den dunklen Tannen und Föhren der weiße Gischt und Schaum des Wassers ab. Es dampft und schäumt und kocht in der Tiefe; nur allmählich sammeln sich die aufgeregten Wasser, den so gewaltsam unterbrochenen Lauf wieder aufzunehmen. Nur für eine kurze Zeit treiben sie ungestört weiter über die Felsblöcke, längs den Felswänden im immer noch zu engen Bett und dazu in einem kaskadenartigen, beschleunigten Laufe. Kaum haben die erregten Wasser ihre seegrüne Farbe wieder angenommen, da ist auch schon der zweite und größere Sturz erreicht (Abb. 10). Kühn hat die Menschenhand ein schwankendes Brückchen nach einem vorspringenden Felsenriff geschlagen, von dem aus der Schwindelfreie die heranbrausenden Wasser sieht und unmittelbar zu seinen Füßen den gewaltigen Absturz in eine Tiefe von 350′. Das ist ein größerer Fall als der des Niagara. Deutlich kann man von dem verwegenen Vorsprung aus erkennen, wie in dem tiefen Kessel zunächst, als ob sie völlig benommen und ratlos wären, die Wasser sich wie im Wirbel um sich selbst drehen, sich verschlingen und wieder in die Höhe schnellen, schneeweiß von furchtbarer Erregung, scheinbar eine einzige Schaumwelle. Über der umbrausten Tiefe jagt es wie ein Wirbelwind; der treibt einen Teil der zerstäubten

Wasser nach der steilen Felswand hin, die fortwährend wie von einem Regenschauer übergossen ist. Die zahllosen, perlenden Tropfen haben das harte Gestein in jahrhundertlanger Arbeit ausgehöhlt; in weißen Silberfäden rieseln die Tropfen die Wand entlang; ja selbst von der ständigen Feuchtigkeit erquickt hat sich an dieser Stelle auf dem grauen Gestein eine bescheidene, grüne Flora angesetzt. Wenn die Sonne im Osten steht, spannt sich über der Tiefe ständig ein Regenbogen aus.

Ein wunderbares Bild von überwältigender Schöne und Größe. Ich war allein zurückgeblieben auf dem engen Felsvorsprung, der wie eine weit vorgeschobene Kanzel dicht am Fall und über der Tiefe schwebt, einen freien, offnen Fernblick gewährend. Langsam kam der schweigende Abend heraufgezogen, dann die Nacht. Am sternbesäeten Firmament stieg hinter dem Walde die Mondessichel in die Höhe; ihr fahles Licht fiel auf das Hochplateau und längs der Felswand hinab in das tiefgelegene Flußbett. Die Einzelheiten verschwammen und tauchten unter in der Dämmerung; nur die großen Umrisse blieben klar erkennbar und ließen so die gewaltige Linienführung schärfer hervortreten. Zur Rechten der riesenhafte Absturz, die weißaufschäumende, zerstäubende Wassermasse. Unten in der Tiefe der wieder gesammelte Fluß, seine Wasserfluten durch ein enges, gewundenes Felsenbett peitschend. Acht (engl.) Meilen weit steigen kerzengrad wie Mauern die Felswände in die Höhe. Kein Menschenfuß ist je noch hier bis zum Flußbett hinabgestiegen. Die steilen Mauern überragen unsern Standort noch um 5—800′, der Wald geht oben unmittelbar bis an den Rand heran. So weit das Auge reicht, eine hohle, zerklüftete, dunkle Gasse, einem gewundenen Riesenspalt nicht unähnlich, in dessen Tiefe der Fluß über Felsengerölle dahinjagt (Abb. 11). Lange habe ich einsam dagestanden. Die Sonne ging unter; ihre abnehmenden Strahlen stiegen die Felswand hinauf und ließen die feuchtverklärten, grünen Stellen noch ein letztes Mal aufglänzen. Je weiter die Dämmerung vorschreitet, ein um so großartigeres Bild gewähren im fahlen Mondschein die jäh aus der Tiefe aufsteigenden Felswände in ihren malerischen Windungen, von urgewaltigen, vorzeitlichen Mächten zerrissen, zerklüftet und doch in aller Wildheit in so kunstvollen Gestaltungen, daß sie aus der Ferne jetzt anzuschauen sind hier wie die Burgtrümmer am Rhein, dort wie die empor sich reckenden und streckenden Türme unserer schönsten, gotischen Dome und beide Erinnerungen überragend an erhabenen, großartigen Umrissen. Über dem Abgrund und der Felsschlucht schwebt jetzt scheinbar regungslos mit weitausgebreiteten Flügeln ein Adler; andern Tages entdeckt ich seinen Horst auf weit vorspringendem Felsengrat über der schwindelnden Tiefe. Nur das donnerartige Rauschen des Wasserfalles schlägt eintönig, gleichmäßig an das Ohr, — sonst überall feierliches Schweigen. Und doch drang eine laute Predigt in das feiernde Gemüt wie Abendgebet; es war, als ob alles in das Psalmwort einstimmte: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk.

Der andere Morgen fand mich frühe schon auf einer weiten Wandrung längs der Felsenmauer. Der Wald geht, wie erwähnt, bis dicht an den Rand heran. Da und dort tritt man auf eine schmale Lichtung heraus; dem Waghalsigen und Schwindelfreien öffnet sich auf einem kühn vorspringenden Felsenriff ein Aussichtspunkt, der rasch vergessen läßt, was man gewagt, ihn zu erreichen und reichsten, unvergeßlichen Lohn dem Mutigen gewährt. Die den Vorsprüngen beigelegten Namen sind bezeichnend und zutreffend; look out point, admiration point, zuletzt noch etwa drei Meilen vom Wasserfall entfernt der inspiration point. In weiter Entfernung sieht hier das Auge den mächtigen Fall, aber jetzt in maßvolle Höhe zusammengezogen, wie ein reizvolles Silberband aus dem Duft der Ferne hervortauchend (Abb. 12). Die enge Felsschlucht mit ihren malerischen Windungen zeichnet sich scharf ab an ihrem weithin sichtbaren, zerklüfteten Rande. Oben steht der meist dunkle Wald, auf beiden Seiten die langezogene Linie des Erdspalts einsäumend; in der Tiefe, wohl an die tausend Fuß, tobt der schäumende Fluß dahin, von dem Standort wie ein Silberstreif anzusehen. Was am oberen Bassin die heißen, klaren Quellen von Farbenherrlichkeit wiederspiegelten, das ist nun im hellen Sonnenschein, unter dem blauen Himmel an die Felsenmauer gemalt. Hier

Abb. 12. Wafferfall, vom admiration point aus gefehen.

Digitized by Google

die mächtigen, gelben Adern, die dem reichen Schwefelgehalt des Gesteins entspringen, dort das Rot in seinen mannigfaltigen Übergängen und Abtönungen, das von dem oxydierenden Eisen der Felsen zeugt. Dazwischen die braune und dunkle Farbe der Steinwand; ein immer wechselndes, wunderbares Farbenspiel.

Unwillkürlich sucht das Auge aus bereits Geschautem Vergleichpunkte zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe des schier übermächtigen Eindruckes leichter Herr zu werden und ihn dann zu bleibendem Genusse bewahren zu können. Zunächst, in den wunderbaren Anblick versunken, nahten Bilder aus Dorés Märchenlandschaften mit ihren bestrickenden Fernen, mit ihren sonst nie gesehenen grotesken Umrissen. Als ob sie hier in die Wirklichkeit getreten und ihre Heimstätte besäßen. Aber im nächsten Augenblick schon weiset das Auge den Vergleich wie einen sich aufdrängenden Störenfried unwillig ab. Das Bild des Franzosen erscheint gegenüber dieser majestätischen Schöne und Hoheit so winzig, so gespreizt. Nun will, unbehelligt von allen anderweitigen Einflüssen, Bildern und Vergleichen, Auge und Gemüt nur noch ruhen in voller, warmer Hingabe an den Anblick dieses „Wunderlandes." Und über dem Ruhen und über dem Lauschen löset sich die Seele. Sie fühlet sich so frei und fromm: es ist ihr andachtsvoll zu Mute, als ob Himmel und Erde, drüben in weiter Fernen der Wassersturz und die Felswände und der jagende Fluß in der Tiefe und alles, was das Auge sieht, jedes in seiner Sprache in das Bekenntnis ausbrechen wollten: Herr, wie sind deine Werke so groß! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güte.

Ja, eine unvergeßliche Stunde der Erbauung; im feiernden Gemüte aber klang das Lied unseres deutschen Sängers vernehmlich an:

Gott ist gegenwärtig!
Lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten.
Gott ist in der Mitten!
Alles in uns schweige und sich innigst vor ihm beuge.
Wer ihn kennt, wer ihn nennt,
Schlägt die Augen nieder, gibt das Herz ihm wieder.

Erstlinge.

Von Ilse Frapan. (Nachdruck verboten.)

Vom Himmel geht ein sanfter Wind,
Die Lüfte sind gelinder.
Schneeglöckchen kommt, das schöne Kind,
Mit ihm viel andre Kinder.

Die gehen nicht, man trägt die Schar,
Man fährt umher die Prinzen;
Sie haben karges Lockenhaar,
Die runden Augen blinzen.

Verschlafnes Volk, noch jährig kaum,
Die Bäcklein winterfarben,
Sie mußten lang im engen Raum
Nach Luft und Sonne darben.

Frau Ameis schlurft im Rädergleis'
Und ruft nicht erst der Sonne;
In jedem Arm ein Püpplein weiß —
So keucht auch sie zur Sonne.

Und all das kleine Wimmelzeug,
Das redet ohne Worte:
Ihr Großen, Alten, rüstet euch,
Der Lenz ist an der Pforte!

Menzelſche Handzeichnungen.

Von Dr. O. Doering-Berlin.

(Abdruck verboten.)

Dem Schatze der Werke Adolf Menzels entnehmen wir drei Zeichnungen, von denen wir vermuten, daß ſie den meiſten unſerer Leſer unbekannt ſein werden. Sie ſind ſo beſchaffen, daß zwei von ihnen unmittelbar verſtändlich ſind, während die dritte zu einer jener beiden als Studienblatt gehört und uns geſtattet, den größten aller deutſchen Maler der Gegenwart bei der Arbeit zu belauſchen. Das Bildchen, welches den Titel „Im Neſt“ erhalten hat, zeigt eine junge anmutige Frau aus bürgerlichem Stande, welche fleißig ſtrickt, und ohne ihre Arbeit zu unterbrechen voll Intereſſe durch die Fenſterſcheiben auf die Straße hinabſchaut. Die Studie zeigt eine frühere Idee für den Frauenkopf, unzweifelhaft weniger gelungen in Haltung und Ausdruck als in der endgültigen Geſtalt. Intereſſant iſt auch der Entwurf der ſtrickenden Hände, die gleichfalls etwas verändert in das fertige Bild übergegangen ſind. Dieſes kleine, ſtaunenswert naturwahre Werk iſt ſchon darum intereſſant, weil der Künſtler hier einen Frauencharakter ſchildert. Menzel verdankt ſeine Erfolge überwiegend ſeinen Männergeſtalten. Doch iſt er dem weiblichen Geſchlechte gegenüber ein nicht minder ſcharfer Beobachter, der nichts danach fragt, wenn ſeine Auffaſſung unſchmeichelhaft ausfällt. Die feine Satire, welche er bei der Schilderung der höheren Geſellſchaft zu entfalten verſteht (man denke nur an das berühmte „Ballſouper“), weicht einem freundlichen Humor gegenüber den Figuren aus.

Studie von Ad. Menzel zu ſeiner Zeichnung: Im Neſt.

Köder. Nach einer Zeichnung von Ad. Menzel.

dem Volke, die er mit höchſter Wahrheit darzuſtellen weiß, ohne jemals ins Triviale zu verfallen. Während er niemals einer akademiſchen Regel ſich unterordnet — hat er doch kaum irgend einen akademiſchen Unterricht genoſſen — folgt er nur der Natur, die er doch nie bloß abzeichnet, wie ſo viele von denen, die ſich ſeine Nachfolger zu ſein rühmen. Wie wenige überhaupt von alten oder neuen Realiſten ſtehen auf dieſer Höhe einer innerlich wie äußerlich durchgebildeten Kunſtübung? Nicht einmal Chodowiecki, oder heute der Spanier Fortuny, die man ihm am nächſten ſtellen könnte. Meiſſonier aber übertrifft er durch die Kühnheit und Genialität der Zeichnung und Farbengebung. Wenn letzterer gleichwohl ſich in ſeinem Vaterlande größerer Volkstümlichkeit erfreut hat, als unſer Meiſter bei den guten Deutſchen bis auf dieſen Tag genießt, ſo liegt dies an der Beharrlichkeit, mit der man lange Jahre hindurch ihn überſah, an der noch größeren, bis heute dauernden Zähigkeit, mit der man faſt ſtets vermeidet, ihm Aufgaben zu ſtellen, wie ſie ſeiner Rieſenkraft und echt nationalen Kunſtrichtung angemeſſen wären. Hat doch keiner ſo wie er ſich in das Verſtändnis des

Im Neſt. Nach einer Zeichnung von Ad. Menzel.

Wachſens und ruhmreichen Gedeihens unſeres preußiſchen Staates hineingelebt und keiner je mit gleichem Geiſte die Art des Volkes geſchildert, welches gegen eine Welt in Waffen ſich ſiegreich zu verteidigen, ja ein Vorbild zu geben verſtand, dem ſeine Feinde unfreiwillig bewundernd nachſtreben. Wenn er Vorgänge der preußiſchen Geſchichte malt, vor allem die Geſchicke Friedrichs des Großen, ſeines Lieblingshelden, ſo ſchafft er nicht anmaßende Gloirebilder, wie der Franzoſe, ſondern führt, von echter Vaterlandsliebe erfüllt, den Nachweis, daß allezeit die Gewalt einzelner großer Perſönlichkeiten die Schickſale der Völker gelenkt habe, indem ſie mit ihrem Geiſte die Maſſen zu entflammen, in jedem einzelnen die ſchlummernden Fähigkeiten zu wecken verſtanden. Das iſt nun freilich eine Wahrheit, die ſich durch die Geſchichte aller, auch der fremdeſten Zeiten und Völker erhärten läßt. Aber indem Adolf Menzel ſich das Fridericianiſche Zeitalter auserkor, von dem ſeine eigne Jugend nicht allzu fern war, und deſſen Gedächtnis im preußiſchen Volke noch lebendig genug iſt, vermied er die Gefahr gleichgültig zu werden. Unſere Hiſtorienmaler, bei denen gar ſo

häufig Stoffarmut eintritt, weil sie das Nächstliegende nicht achten im Glauben, daß nur das Fremde und Seltsame fesseln könne — sie erzeugen Werke, die niemanden erwärmen, weil sie unserm eignen Wesen fern stehen. Mit Menzels Menschen aber leben und fühlen wir, ihre Art verstehen wir, weil die Vergangenheit, in der sie lebten, uns noch gegenwärtig genug ist. Darauf gerade beruht zum überwiegenden Teile der gewaltige Einfluß, den Menzel auf die ganze moderne Kunst unsers Vaterlandes ausübt, daß er, befreit vom akademischen Zopfe der Klassizisten wie von den Schwärmereien der Romantiker, von aller Unnatur überhaupt, uns gelehrt hat, uns auf uns selbst und unser heimatliches Wesen zu besinnen, es zu schätzen in seiner herben Kraft und echten tiefen Menschlichkeit. An dieser Aufgabe arbeitete der Meister seit seinen Jugendjahren, wo er als neunzehnjähriger Jüngling seine zwölf Bilder brandenburgisch-preußischer Geschichte veröffentlichte. Seine Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen, zu den Schriften desselben Königs, sein Werk über dessen Armee waren Marksteine an dem ruhmreichen Wege, den er eingeschlagen hatte. In Bezug auf die Tiefe des Studiums, welches er dem Zeitalter Friedrichs des Großen zuwandte, in Bezug auf die Schärfe der Auffassung, womit er dessen Soldaten zu schildern verstand, ist niemand ihm gleich gekommen. Eine Probe dieser außerordentlichen Charakterisierungskunst, zugleich auch von dem köstlichen Humor, mit dem der Künstler die Gestalten der biederen und tapferen brandenburgisch-preußischen Krieger wiederaufleben läßt, ist die von uns abgebildete Zeichnung, welche „Köder" benannt ist. Wie der schon nicht mehr junge Schnauzbart den Werbungen irgend eines Freundes dadurch Erfolg zu verschaffen hofft, daß er mit vielsagend schlauem Augenzwinkern der spröden Schönen ein Angebinde überbringt, dem ein Liebesbriefchen beigefügt ist — man kann es nicht sprechender, nicht unmittelbar verständlicher dargestellt sehen. Wo aber ist die Empfängerin der verführerischen Sendung, wo ist der Vogel, welcher mit diesem „Köder" gefangen werden soll? Wir kennen ihn schon, wir haben bereits den Blick des Interesses gesehen, mit welchem er, „im Nest" sitzend, nach dem schlauen Vogelsteller hinunterschaut. Die jugendliche Strickerin ist es, zu welcher der Liebesbote durchtriebenen Blickes emporblinzelt. Baldigst wird er vor ihr stehen, wird mit einer eigens dazu einstudierten galanten Rede den Köder hinreichen, und das Vöglein wird sich nur wenig sträuben und sich fangen lassen. Wer könnte auch Widerstand leisten, wenn ein Soldat von König Friedrichs Armee als Fürsprecher für einen anderen, gewiß viel jüngern und stattlichern auftritt?

Die als Gegenstücke beabsichtigten Bildchen samt der zugehörigen Studie geben trotz ihrer Kleinheit die Möglichkeit, des Künstlers Fähigkeiten nach innen und außen beurteilen und von neuem bewundern zu lernen.

Themis.

Roman von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Vorletzte, der in den Saal trat, war Balduin Teutschenthal. Seine Beziehungen zu der Familie Rheuß waren nicht sehr intim, sondern mehr offiziell. Sie beruhten auf dem stark ausgeprägten Wohlthätigkeitssinn der Frau von Beresow, die sich, wie die Mehrzahl der älteren Damen, durch das Weihevolle und Milde im Wesen Balduins imponieren ließ.

Balduin schmunzelte heute noch rosiger als gewöhnlich. Schon im ersten Moment witterte er eine Fülle von Huldigungen, die in der Luft lagen.

Fräulein von Duvernois, eine weitläufige Verwandte des Hausherrn, beglückwünschte ihn sofort wegen der tausend Mark, die er unter der Chiffre ‚Ungenannt' für die Opfer der neulichen Bergwerks-Katastrophe gespendet hatte.

Balduin Teutschenthal lehnte zwar ab — er begriff nicht . . . ganz gewiß, Fräulein von Duvernois befand sich im Irrtum!

Aber man wußte das beſſer. So eifrig auch der große Menſchenfreund ſich bemühte, veilchenhaft im Verborgenen zu blühn: Fama trug dennoch den Ruf ſeiner Herzensgüte weit über Land und Meer, dank den kleinen Indiskretionen der Redakteure, die ſelbſt den dringlichſten Bitten Teutſchenthals den Gehorſam verweigerten.

Auf Fräulein Duvernois folgte in etwas ruhigerer Form, aber nicht minder herzlich, Frau von Bereſow, die ſich als Mitglied des Frauenvereins für eine namhafte Zuwendung an Waren der verſchiedenſten Art zu bedanken hatte. Heute Vormittag erſt war ihr die freudige Nachricht geworden: ſonſt hätte ſie dem unermüdlichen Gönner den Dank perſönlich in ſeine Wohnung gebracht. Es gehörte das eben auch zu den Feinfühligkeiten Teuſchenthals, daß er auf dieſe Manier jede Weiterung abſchnitt. Wenn ſich ſein Füllhorn ergoß, ſo geſchah dies allemal da, wo er am Abend ſo ganz en passant die mündliche Quittung dafür in Empfang nehmen konnte.

Und nun flatterte noch eine dritte Schwärmerin auf den Gefeierten los: die Gattin des Landgerichtsrats von Grolmann, die ihm die Hand zu ſchütteln gedachte für ſeine neuerlichen Bemühungen im Intereſſe der Wagnerfeſtſpiele zu Bayreuth.

„Das iſt zu reizend von Ihnen," ſagte ſie mit begeiſtertem Augenaufſchlag, und wippte dabei graziös mit dem wackelnden Schmetterling, der ihr hellbraunes Haar überragte. „Auch das Schöne iſt heutzutage ja hilfsbedürftig! Ach, dieſer Wagner! Ein halber Akkord aus dem ‚Rheingold' wiegt mir die ganze deutſche Litteratur auf! Beim Klang des Walkürenritts möchte ich ſterben!"

„Ja, ja, er iſt ein gewaltiger Genius," nickte Herr Teutſchenthal.

„Ach, und die Götterdämmerung! Oh, die Geigen! La, lä — la, la, lä — la, la, lä, la — das Motiv geht durch den ganzen Akt."

„Ja wohl, gnädige Frau," ſagte jetzt eine abſichtlich näſelnde Stimme unmittelbar hinter ihr. „Und das Motiv iſt bekannt. Es iſt der abgeleierte Gaſſenhauer: ‚Du haſt ja die ſchönſten Augen', den hier der Meiſter zu neuer, unfaßlicher Wirkung emporgetondichtet hat."

Frau von Grolmann wandte ſich um. Vor ihr ſtand Ottfried Stegemann, der ſich tief und ehrfurchtsvoll neigte und dann mit dem Klemmer ſpielte, ohne ſich um Herrn Teutſchenthal weiter zu kümmern.

„Nein, wie Sie mich erſchreckt haben!" ſchmollte die junge Frau. „Was verſtehen Sie denn von Wagner?"

„Enorm viel. Auch ich möchte bei den rauſchenden Klängen dieſer Muſik begraben ſein."

Der Oberſt von Rheuß unterbrach die kleine Debatte, die ſich hier anſpinnen wollte. Er nannte dem übermütigen Spötter die Dame, die er zu Tiſch führen ſollte.

Die erſten Paare ſchritten bereits durch die weit geöffnete Seitenthür nach dem Eßzimmer.

Hellmuth Gyskra führte die Tochter des Hauſes. Dieſe Bevorzugung überraſchte ihn jetzt nicht mehr; dennoch erfüllte es ihn mit bebender Wonne, wie er die Hand Saſchas auf ſeinem Arm fühlte und ſeitwärts einen verſtohlenen Blick auf ihre leuchtende Schulter warf.

Die Geſellſchaft war, dem ausdrücklichen Wunſch des Hausherrn zufolge, bunt durcheinander gewürfelt, nicht etwa ſo, daß die eine Hälfte der Tafel den Junggeſellen und Jungfrauen, die andere den Eheleuten zugeteilt worden wäre. In der Nähe von Hellmuth und Saicha jedoch häufte ſich viel Jugend. — Saſcha zur Rechten ſaß der Leutnant von Alffing mit Frau von Grolmann; ihr gegenüber, zwiſchen dem Maler Burckhardt und dem Rechtsanwalt Kretſchmar, eine häßliche, aber für klug verſchrieene aſchblonde Engländerin.

Das Mahl begann. Saſcha war außergewöhnlich aufgeräumt, und, wie Hellmuth zu ſeinem Verdruß konſtatierte, von brennender Liebenswürdigkeit gegen ſämtliche Herren, die im Bereiche ihrer Konverſation ſaßen. Mit Leutnant von Alffing, dem Tiſchherrn der ſchmetterlings-wippenden Wagner-Freundin, ſchwatzte ſie ganz in dem leichtfertig-flotten Tone von damals, feierte Strehlberger Reminiscenzen und zeigte eine erſtaunliche Kenntnis der Rangliſte. Auch mit dem Genremaler Fritz Burckhardt und dem Rechtsanwalt Kretſchmar unterhielt ſie ſich wiederholt, obgleich zwiſchen ihr und dem Maler ein rieſiger Tafelaufſatz emporragte, der ſie nötigte, ſich ein wenig nach links

zu beugen, ſo daß ihre Schulter ein paarmal den Arm Hellmuths berührte.

Wenn Hellmuth es recht erwog, ſo beſaßte ſich Fräulein Saſcha eigentlich mehr mit den andern, als mit ihm ſelber, der doch von Rechtswegen ihr zugeteilt war.

Sollte er ſich getäuſcht haben, wenn er ſich vorſprach, ſie ſei ihm nicht abhold?

Nein! Jetzt traf ihn, da ſie emporſah, aus ihren tiefſchwarzen Nixenaugen ein ſo leuchtender Blick, daß ſich ſein wankender Mut ſofort wieder feſtigte. Dieſem Mädchen war er nicht gleichgültig — oder es gab überhaupt keine Symptome mehr, aus denen ſich die erwachende Neigung beſtimmen ließ. Und wenn ſie ihn liebte, oder zu lieben anfing, dann war alles Übrige nur berechnende Koketterie! Beſonders ihre Freundlichkeit gegen den Maler! Daß dieſer äußerſt fatale Menſch, trotz der unechten Hoheit und Gleichmütigkeit, die er ſich aufklebte, in Saſcha vernarrt war, und zwar nicht etwa künſtleriſch, ſondern als Mann, wild, blödſinnig, bis in die Haarſpitzen ſeiner blonden Perrücke — das mußte ſie merken. Schürte ſie alſo die Flamme, ſo konnte das nur den Zweck verfolgen, ihn, Hellmuth, den Zuſchauer bei dieſem lächerlichen Getändel, zu reizen . . . War das nicht ganz genau ſo wie bei der letzten Affaire, die Gottfried Stegemann ihm erzählt hatte? Falſch wie die Schlangen und pfiffig ſind ſie ja alle!

Er nagte die Lippen.

Verwünſcht! Dieſer Burckhardt ſcheint ihr trotz alledem nicht zu mißfallen. Rieſengeſtalten wie der haben ja Glück . . . Vielleicht denkt ſie im ſtillen: ‚Wenn der Eine nicht zugreift, ſo belohn' ich den plumpen, dünkelhaften Koloß da!' Extravagant iſt ſie genug, um den Tölpel ins Herz zu ſchließen, nur ſeines Ruhmes wegen, oder auf Grund einer plötzlichen Laune, weil er die Lippen ſo aufwirft: ‚Pah, was koſtet die Welt?' oder aus Achtung vor ſeinem Wergkopf! . . . Nun, mein Täubchen, ich werde zugreifen! Warte nur, warte nur!

14. Kapitel.

Nach aufgehobener Tafel begab ſich die Geſellſchaft wieder in den Salon. Verſchiedene Herren wurden vom Oberſt alsbald in das Rauchzimmer complimentiert. Auch Hellmuth folgte. Er fühlte den Drang, eine contemplative Cigarette zu rauchen. Er wollte ſich ſammeln.

Die Raucher verteilten ſich in zwangloſen Gruppen. Eine derſelben beſtand aus Balduin Teutſchenthal, Ottfried Stegemann und dem Leutnant von Alffing. Aus den Geſichtszügen Stegemanns ſprach die augenſcheinliche Abſicht, den ſehr geſprächig gewordenen Teutſchenthal etwas zu hänſeln. Hellmuth ſetzte ſich abſeits, ohne jedoch dem Eindruck des Übermuts, den Ottfried zum Beſten gab, lang widerſtehen zu können; auch zog ihn Ottfried unmittelbar ins Geſpräch.

„Nun, mein wertgeſchätzter Herr Commiſſionsrat," näſelte Stegemann, „kommt man endlich einmal dazu, ein erbauliches Wort mit Ihnen zu reden? Ich bin ſtets von Bedauern erfüllt, wenn ich bei Tafel ſo weit von Ihnen entfernt ſitze. Man verſäumt da ſo manches . . ."

„Bitte," entgegnete Teutſchenthal, „das Bedauern iſt völlig auf meiner Seite."

Hellmuth Gyskra war ſofort durch die Eigenart dieſes Organs frappiert. Eine ganz merkwürdige, halb verſchleierte und doch äußerſt vernehmliche Stimme, — nicht unſympathiſch, bei gewiſſen Modulationen ſogar einſchmeichelnd, aber in ihrer Klangfarbe fremd und wie aus der Ferne tönend!

Nach einem kurzen Gepländel, bei welchem Teutſchenthal wiederholt zwiſchen einer gewiſſen Bonhomie und der Erkenntnis, daß er geſoppt wurde, hin und her ſchwankte, ging Ottfried Stegemann direkt auf ſein Ziel los.

„Herr Commiſſionsrat, ich habe eine recht dringende Bitte an Sie . . ."

„Wenn es in meinen Kräften ſteht . . ."

„Es handelt ſich um ein großes gemeinnütziges Projekt . . ."

Teutſchenthal ſetzte ein bitterſüßes, angſtvolles Lächeln auf.

„Kenne das! Wahrſcheinlich wieder ein Hilfsverein für ſchuldlos verarmte Sekt-Trinker . . ."

„Nein, nein!" ſagte Ottfried bedeutſam. „Etwas vollſtändig Ernſthaftes! Ich höre, Sie planen mit Ihrer geiſtvollen Gönnerin Gräfin Rödbroge ein Aſyl — oder wie Sie es nennen — für ſittlich gefährdete Mädchen. Könnte ich da nicht Mitglied des Comité's werden?"

Alffing und Hellmuth lachten. Ottfried

dagegen bewahrte unerschütterlich seinen Ernst.

„Ich verstehe nicht Ihre Heiterkeit," wandte er sich strafend zu Hellmuth. „Oder glauben Sie, ich sei dieser Aufgabe nicht gewachsen? Auch Sie, Herr Leutnant, scheinen die Wichtigkeit des von mir angestrebten Ehrenamtes zu unterschätzen! Sie wissen wohl nicht, daß ich trotz meiner Jugend Erfahrungen habe, die mich für eine derartige Comité-Wirksamkeit ausgezeichnet befähigen."

„Herr Stegemann," sagte der Commissionsrat, „ich glaube, Sie sollten Ihr großes Talent für die Komik auf einem Gebiet verwerten, das sich mehr zur Berufung eignet, als die philanthropischen Pläne meiner verehrten Freundin, der Gräfin Rödbroge."

„Merkwürdig!" rief Ottfried, in seinen gewöhnlichen Ton zurückfallend. „Ich dachte nun, weil Sie doch selbst früher ein flottes, fideles Haus waren, und erst im Zustand höchster Bemoostheit Ihr neues Banner entfalteten, würden Sie auch bei mir eine solche Wandlung erklärlich finden."

„Treiben Sie's nicht zu bunt!" flüsterte Alsfing gutmütig.

„Ich leg' ihm sofort ein Pflaster auf seine Wunde," gab Ottfried leise zurück.

Dann mit lauter Stimme zu Teutschenthal:

„Sie sind wirklich etwas zu mißtrauisch. Nein, ich rede jetzt ohne Bezug auf mich selbst, — ganz objektiv. — Auch dem Herrn Oberst und Fräulein Sascha ist das schon aufgefallen. Nun, der Mensch kann leider aus seiner Haut nicht heraus! Vorsicht und Skepticismus scheinen das uralte Erbteil derer von Teutschenthal ... Als Eberhard Ulrich von Teutschenthal auf dem Reichstag zu Worms von dem Kaiser gefragt wurde: ‚Quid cences, Ulrice, de monacho illo haeretico?' —, da gab er ihm ja die häufig citierte Antwort ..."

„Welche Antwort?" stammelte Teutschenthal, purpurrot vor Erregung.

„Buchstäblich weiß ich sie nicht; aber sie findet sich in der Chronik des Ulpius Requam und ganz gewiß auch in Ihrem Familien-Archiv ..."

„Leider sind unsere Archive während des dreißigjährigen Krieges ein Raub der Flammen geworden."

„Das begreift sich ... Burg Teutschenthal wurde ja damals nach heldenmütiger Gegenwehr von Tilly erobert. Und damals begab es sich auch, wenn ich nicht irre, daß Kunz oder Kunibert, der regierende Freiherr, den Schild zerbrach und in mannhaftem Trotz auf die Freiherrnwürde verzichtete; ‚denn ein Fürst ohne Land ist ein Arm ohne Hand', sagte er zu dem achtzehnjährigen Karl, der nun einfach Teutschenthal hieß."

Balduin flammte.

„Woher wissen Sie das?" fragte er heimlich erbebend.

„Nun, man hat doch seine historischen Kenntnisse. Aber was machen Sie denn? Ihre Hand tremuliert ja, wie ein italienischer Primo Tenore."

„Die Angelegenheit interessiert mich," stotterte Balduin. „Ich stamme höchst wahrscheinlich direkt von diesem schildzerbrechenden Freiherrn ab. Und wenn mich was interessiert — Sie kennen ja mein lebhaftes Temperament, lebhaft trotz aller Ruhe, die ich im Lauf der Jahrzehnte mir angeeignet!"

Sobald sich der Commissionsrat mit diesem Thema befaßte, schien er wie auf den Kopf geschlagen. Er hatte für die tollkühnsten Späße kein Ohr mehr. Seine Zurechnungsfähigkeit ging in die Brüche. Er nahm sich vor, Herrn Stegemann, der ihm plötzlich glaubwürdig erschien, wie ein Evangelium, bei nächster Gelegenheit auszuforschen und alles dokumentarisch zu ordnen. Er ahnte ja nicht, welch' ein höhnisches Epigramm der grausame Schalk für den vermeintlichen Urenkel Kuniberts in Bereitschaft hielt!

Um seine zitternde Aufregung zu verdecken, musterte Balduin mit erheucheltem Kennerblick das große Ölgemälde über dem Schreibtisch.

Seit er zum letztenmal hier gewesen, hatte die Anordnung dieser Wand sich verändert.

Ein rundes, wenig gelungenes Pastellbild, den Bruder des Herrn von Rheuß darstellend, das früher dort in der Mitte gehangen, war drüben, rechts von dem Ofen, untergebracht. An seiner Stelle befand sich jetzt, meisterhaft ausgeführt, ein stattlicher Offizier in jener altertümlichen preußischen

Uniform, wie ſie zu Anfang dieſes Jahrhunderts üblich war.

Das Bild zeigte im ganzen Schnitt der energiſchen Züge, namentlich aber im Ausdruck der graubraunen, wie von heimlichem Feuer durchglühten Augen eine ſo überraſchende Ähnlichkeit mit dem Oberſt von Rheuß, daß man es, flüchtig hinblickend, für ſein Porträt halten konnte.

„Schau, ſchau," murmelte Balduin, „das hab' ich noch gar nicht geſehn! Wohl der Großvater des Herrn Oberſt?"

„Sein Urgroßvater," ſagte der Leutnant von Alſſing.

„Wie kommt das auf einmal hierher?"

„Das Geſchenk einer Couſine," belehrte der Offizier. „Die Dame — ich weiß nicht, ob Sie den Namen gehört haben: eine Gräfin Hoyer; ſie wohnt auf ihrem Witwenſitze in Schleſien — hat das ſchöne Porträt renovieren laſſen und dem Herrn Oberſt neulich zu ſeinem Geburtstag geſchenkt."

Balduin erhob ſich und trat, mächtige Wolken zu dem Bilde empor blaſend, vor den Schreibtiſch.

Er nickte ein paar Mal und ſetzte ſich dann wieder neben den Leutnant.

„Ein neuer Beweis dafür," ſprach er mit einem leuchtenden Seitenblicke auf Ottfried, „wie überraſchend ſich manchmal gewiſſe Charakterzüge und Eigenſchaften durch Generationen hindurch vererben. Der Urgroßvater dort in der altpreußiſchen Uniform iſt doch unſer Herr Oberſt, wie er da leibt und lebt; nur eine Schattierung weicher und biegſamer."

„Das ſagen Sie nicht!" meinte der Leutnant. „Ich kenne zufällig die Familien-Annalen ſehr genau. Man erzählt ſich von dieſem Konrad von Rheuß gar wunderbare Geſchichten, die nicht auf eine ſonderlich weiche Gemütsart hindeuten."

Aller Blicke richteten ſich unwillkürlich auf das Gemälde.

In dieſem Moment kam der Oberſt heran.

„Na, lieber Alſſing, Sie geben da wohl die Erläuterung zu dem Texte dort oben? Was? Nur heraus mit der Sprache! Ich bin's ja gewohnt, daß mein Stammbaum bis ins Jahrhundert der Reformation hinauf mit allerlei krauſen Geſchichten behängt wird!"

„Herr Oberſt," ſtammelte Leutnant von Alſſing, „ich bitte Sie, glauben zu wollen ..."

„Ach was! Klatſchmäuler ſeid Ihr alle ein bischen, — vorab Ihr Leutnants! Nichts für ungut, mein Lieber! Sie nehm' ich am erſten noch aus, aber doch nur bedingungsweiſe. Was haben Sie ausgeplaudert von meinem Ahnherrn? Ohne Umſchweife!"

„Der Herr Commiſſionsrat machte allerlei phyſiognomiſche Studien, und da erlaubte ich mir ..."

„Aha, ich verſtehe! Herr Teutſchenthal war der Anſicht, der Mann da droben ſchaue ſo in die Welt, als ſei gegebenen Falles nicht gut mit ihm Kirſchen eſſen. Und nun haben Sie zum Beleg dafür jene Hiſtorie erzählt, die ich ſo oft hinter den ſüß-verlegenen Frätzchen der jungen Damen gewittert habe, mit denen Ihr Cotillon tanztet. Na, Teutſchenthal, Sie brauchen nicht ein ſo überfromme Geſicht zu ſchneiden! Was Euch der Leutnant erzählt hat, wird der Hauptſache nach ja wohl wahr ſein."

„Ich habe gar nichts erzählt."

„Nicht? Gut. So will ich's denn erzählen! Wenn Sie dann wieder mal hören, wie Einer zuſammenhanglos oder in falſcher Beleuchtung darüber ſchwatzt, ſo fallen Sie ihm wohl gütigſt in die Parade."

Der Leutnant, den Arno von Rheuß bei dieſen etwas unwirſch betonten Worten freundſchaftlich auf die Schulter geklopft hatte, lehnte ſich etwas erleichtert in ſeinen Seſſel zurück.

„Alſo," begann der Oberſt, „es iſt buchſtäblich wahr, daß mein Urgroßvater, der königlich preußiſche Major Konrad von Rheuß, ſeine zweite Gemahlin, eine geborne von Pleß, mit der Reiterpiſtole über den Haufen geſchoſſen hat."

Tiefe Stille folgte dieſer Erklärung, die übrigens nur für Teutſchenthal und Hellmuth Gyſkra eine Neuigkeit war. Auch die Herren, die abſeits von der Gruppe des Commiſſionsrats ihre Cigarren rauchten, wurden jetzt aufmerkſam.

Arno von Rheuß ſchien ſich an dem beklemmenden Eindruck, den er hervorgerufen, heimlich zu weiden.

„Und nun, meine Herren," fuhr er nach langer Pauſe fort, „wird Ihr Erſtaunen noch wachſen, wenn ich Ihnen er-

kläre, daß ich dieſe gewaltſame That meines Vorfahren zwar ſchmerzlich beklage, aber durchaus nicht verdamme."

Die Herren, die an den Seitentiſchen geſeſſen, kamen heran. Auch die Thüre nach dem Salon hatte ſich plötzlich mit Zuhörern angefüllt, — darunter Fritz Burckhardt, Doktor Kretſchmar, Saſcha und Emmy.

„Mein Ahnherr," ſo erzählte der Oberſt, „war damals auf Urlaub und wohnte mit ſeiner jungen Frau — er ſelbſt ſtand bereits in den Vierzigen — auf ſeinem oſtpreußiſchen Rittergut. Im Herrenhauſe zu Troßdorf — ſo hieß das Gut — herrſchte ein lebhafter, ungezwungener Verkehr. Trotz ſeiner drei- oder vierundvierzig Jahre ſah der Major neben ſeiner kaum neunzehnjährigen Frau keineswegs deplaciert aus. Er war kernig, blühend und lebensluſtig wie Einer. Von Eiferſucht, oder nur von einem Talent hierzu, keine Spur! Da begab ſich nun Folgendes. Er ſtand eines Tages ſeelenvergnügt im Parterre-Saal und ſpielte mit ſeinen Hunden, während die Frau an dem Fenſter ſaß und zuweilen, wie in Gedanken, hinausſtarrte. Plötzlich kommt ein gewiſſer Graf Lantzau vorbeigeritten; er grüßt, und wirft ihr dann mit dem Ausdruck höchſter Verliebtheit zwei Kußhände zu. Der Major taumelte. Eine Sekunde lang ſah und hörte er nichts. Dann ſtürzte er nach der Wand, riß die Piſtole herunter und feuerte. Die Getroffene brach lautlos zuſammen."

Das froſtige Schweigen, das in dem Rauchzimmer herrſchte, hatte ſich jetzt bis weit hinein in den großen Salon verbreitet.

„Eine ſchreckliche That, nicht wahr?" fuhr Arno von Rheuß fort. „Die Aufzeichnungen meines Urgroßvaters laſſen mir keinen Zweifel darüber, daß auch er im erſten Moment von der Grauſenhaftigkeit der Situation übermannt war. Mit dem zweiten Lauf der Piſtole — die Gewehre da an der Wand waren beſtändig geladen, der polniſchen Einbrecher wegen — wollte er ſich alsbald den Schädel zerſchmettern. Das leiſe Stöhnen der jungen Frau aber, die er wahnſinnig liebte, gab ihm raſch die Beſinnung zurück. — Nun, ich will Sie nicht länger hinhalten: die Frau iſt nicht an ihrer Verwundung geſtorben, ſondern langſam geneſen. Die Sache iſt auch niemals zur Kenntnis der Behörde gelangt. Die Dienerſchaft ſowohl wie die Ärzte unterſtellten ein Unglück. Nur Graf Lantzau, den der Major forderte und für ein paar Wochen lang kalt ſtellte, ahnte den wahren Zuſammenhang, und von ihm gingen dann ſpäter, nachdem mein Urgroßvater längſt bei Jena gefallen war, jene Gerüchte aus . . . Die Kugel war der unglücklichen Frau von der Seite her in die Schulter gedrungen. Sie litt furchtbar: da ſie jedoch ihren Mann ſo verzweifelt ſah, ſo vergab ſie ihm ſtillſchweigend. — Nun aber kommt die Hauptſache. — Wie alles dann wieder gut war, nahm der Major die Geneſene eines Tags bei der Hand und ſagte mit freundlichem Ernſt: 'Ich habe nach menſchlichem Rechte gefrevelt; Du aber, Elfriede, biſt Schuld daran! Rede kein Wort! Du weißt, was ich ſah! Du haſt allerdings keine Sünde begangen, welche den Tod verdiente: aber ſtrafbar, liebſte Elfriede, warſt Du trotz alledem! Eine Frau, die compromittiert wird — gleichviel wie und durch wen — hat immer gegen den Codex der Sittſamkeit oder des Taktes gefehlt; ſie iſt mißverſtanden worden, — und dieſes Mißverſtändnis hat ſie zu büßen!' So ungefähr lautete wohl die Standrede nach den Aufzeichnungen des Tagebuchs."

„Hm," brummte Herr Teutſchenthal, und wiegte den weingeröteten Kopf; „alle Achtung vor der Feinfühligkeit eines preußiſchen Offiziers, — aber das ſcheint mir denn doch ein bischen zu ſchroff!"

„Zu ſchroff?" wiederholte der Oberſt. Auch ihm ſtieg jetzt das helle Blut in die Stirn. „Zu ſchroff? Es gibt Dinge, wo jeder Mangel an Schroffheit elende Paktiererei mit der Schmach iſt! Niemand wird mir im geſellſchaftlichen Verkehr Puritanismus, Engherzigkeit und Formelkram vorwerfen. Ich rede, wie mir der Schnabel gewachſen iſt, und verlange auch nicht von den Frauenzimmern, daß ſie albern und zimperlich thun und etwa denken, ein Scherz und ein fröhliches Lachen möchte ſie umbringen. Saſcha, komm einmal her! Sag' mal da dem Herrn Commiſſionsrat, was für ein friſcher, luſtiger Vogel Du biſt; wie ich mich freue, wenn Du Dich flott amüſirſt, Dir gelegentlich auch die Cour ſchneiden läßt — na, Alffing, Sie wiſſen das doch! — Aber dann gibt's einen Punkt, lieber Teutſchenthal . . . Saſcha, Du kannſt wieder hinausgehn! Überhaupt, Ihr Mä-

dels, was horcht Ihr da, wenn ein alter Soldat von Geschichten erzählt, die Euch den Teufel nichts angehn? — Also, verehrter Herr Commissionsrat, dann plötzlich kömmt eine Grenze, wo ich absolut keinen Spaß verstehe. Eine Frauensperson, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, fühlt auch genau, wenn irgend ein lockrer Fant dieser Grenze sich nähert — und dann heißt's Holla! Die Ehre ist ein gar kitzliches Ding! Tippt mir da Einer mit dem Finger so unter die Achsel, so schlag' ich aus, daß nur so die Funken fliegen."

„Herr Vetter," sagte das ältliche Fräulein Duvernois, „Sie reden wie ein eiserner Kriegsheld, nicht wie ein Christ."

Der Oberst zuckte die Achseln.

„Jeder spricht und handelt, wie er's versteht."

Arno von Rheuß war augenscheinlich ein Mann von lebhafter Phantasie. Die Adern an seiner Stirn hatten sich stark gefüllt; die Brauen, die über der Nase zusammengingen, vibrierten; sein Mund schloß sich fest.

Sascha blickte auf ihren Vater mit stiller Beklemmung. Die Heimlichkeiten, die sie mit Suse Marguth im Gothengehölz hatte, so harmlos sie waren, fielen ihr schwer auf die Seele.

Ihr Vater schenkte ihr ein so unbegrenztes Vertrauen — und nun mißbrauchte sie dies Vertrauen in einer Art ... Sie kam sich wirklich ein bischen schlecht vor. Die Argumente, mit denen sie ihre kleinen Gewissensregungen sonst wohl beschwichtigt hatte, verfingen nicht mehr. Der Gedanke ergriff sie: Wenn Papa das entdeckte! Wenn er erführe, daß sie ein Haus betrat, von dessen Existenz er nichts wußte! ...

Wahrhaftig, er sah dem Urgroßvater über dem Schreibtisch entsetzlich ähnlich, nur noch strenger und zornfähiger. Einmal nur hatte sie diese Augen wirklich in heißem Zorne gesehn — vor sechs Jahren, als sie dem Hauslehrer aus Ärger über die vielen Aufgaben das neue Sonntagskleid mit Tinte bespritzt hatte. Damals war es ihr eiskalt über den Rücken gelaufen; sie hatte sich schaudernd gesagt: ‚Wie gut, daß er nicht oft so dreinschaut; ich könnte sonst in seiner Nähe nicht atmen!' Mit einem Mal stand ihr jener furchtbare Anblick wieder klar im Gedächtnis. Sie nahm sich vor, wirklich nur ausnahmsweise und mit der größten Vorsicht den blonden Lutz zu besuchen, obschon die Nachmittagsstunden im Zimmer der alten Suse einen ganz eigentümlichen Reiz hatten.

Nun schlich sie abseits in die Balkon-Nische. Die Erinnerungen an ihre Kindheit stürmten entfesselt auf sie ein. Im Ohre klang ihr ein Wort, das der Vater in noch weit früherer Zeit zu ihrer Mutter gesprochen: ‚Ich bitte Dich, laß dem Kind nicht so alles durchgehen! Gib ihr die Peitsche, wenn sie nicht Ordre pariert, sonst erlebst Du noch Schlimmes! Ich selber mag sie nicht strafen: wie ich mal bin, könnt' ich ihr leicht einen Schaden thun.' — Und die Mutter hatte ihr Kind fest an sich gedrückt, als ob sie den Liebling beschützen müsse ...

Saschas Beklommenheit ging jetzt in Rührung und Wehmut über. Im Fluge des Augenblicks lebte sie Dutzende kleiner Szenen durch, deren Mittelpunkt das sanfte, treue Antlitz der Verstorbenen war: den Frühlingsmorgen, da sie, im Garten entschlummert, von der Mutter geweckt und nach der Moosbank in der Geißblattlaube getragen wurde; die Winternacht, wo der Sturm so entsetzlich heulte und die Mutter tröstend an ihrem Bettchen kniete; den ersten Weihnachtsabend in Strehlberg, wo sie den großen Kochherd bekam; — die Schlittenfahrt über die weiten Felder nach Kronheim, wo die Mama sie so warm und so weich in den großen Pelz mit einschlüpfen ließ ...

Wie Saschas Gemüt so in Weichheit und milder Trauer dahinschmolz, stand plötzlich der Sohn des Ober-Staatsanwalts vor ihr ...

Er sprach halblaut, mit jener Eindringlichkeit, die der lodernden Leidenschaft eigen ist, sei sie nun edler Natur oder nicht ...

Und Sascha war jetzt so dankbar für jedes freundliche Wort, so empfänglich für jede Teilnahme! Sie hörte aus dem Klang dieser Stimme etwas heraus, was ihr einen Ersatz verhieß für das Ewig-Verlorne, eine machtvolle Sympathie, eine Ehrlichkeit der Gesinnung, der sie furchtlos entgegenkam.

Vielleicht war es ja unvorsichtig, daß sie im Lauf dieses Gesprächs betonte, wie sehr sie sich der erneuten Beziehungen zwischen den beiden Familien freue; wie

Beim Kaffee. Gemalt von F. Andreotti.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

sehr sie für Emmy schwärme, und wie sehr es ihr heißester Wunsch sei, recht, recht nahe mit ihr zu kommen ... Sie hatte auch ganz übersehn, daß es in der abseits gelegnen Balkon-Nische hinter den wallenden Draperien war, wo Hellmuth sie ansprach ... Ja, es erschreckte sie nicht einmal, als er mit plötzlicher Lebhaftigkeit ihre Hand ergriff. Es war, als müsse das alles so sein; als weile der Geist ihrer abgeschiednen Mama in der Nähe, der diese unverhoffte Vertraulichkeit billige. Hätte der Händedruck eine Sekunde länger gedauert, so würde Sascha wohl instinktiv ihre Finger gelöst haben ... So aber war er schon längst vorüber, eh' sie noch recht zur Besinnung kam.

Nun erst trat sie, ein wenig verwirrt, aus der Blende heraus und mischte sich unter die Gäste, während Hellmuth, vom Hochgefühl seines vermeintlichen Sieges berauscht, das Antlitz wider die Scheiben lehnte und lang hinausstarrte in die klare Novembernacht.

Ebenso regungslos und versunken stand noch ein Anderer, der, scheinbar auf das Gespräch einer Dame lauschend, die kleine Szene in der Balkon-Nische beobachtet hatte. Dieser Andere war der Maler Fritz Burckhardt. Sein Herz krampfte. Er war unfähig, einen zusammenhängenden Satz über die Lippen zu bringen. Mit Ja und Nein übertäubte er den Sturm seiner Gefühle, die Qual seiner Eifersucht, das brennende Weh seines verwundeten Dünkels, der sich so göttlich erhaben geglaubt über den ‚Stubengelehrten', den ‚Mann der Retorte', den ‚öden, prosaischen Giftmischer' ...

15. Kapitel.

Christian Lichert hatte seine Verurteilung wegen vorsätzlicher Brandstiftung scheinbar gefaßt aufgenommen.

Die Strafe war hart, aber — wie sein Verteidiger, Doktor Kretschmar, ihm auseinander setzte — gerecht.

Lichert hatte noch Glück gehabt. Das bedauernswürdige Mädchen schwebte sechs Wochen lang in äußerster Lebensgefahr; nur der Kraft ihrer widerstandsfähigen Jugend, unterstützt durch die hingebungsvollste Pflege, gelang es allmählich, der schauderhaften Verwundungen Herr zu werden; doch blieb sie zeitlebens entstellt.

Daß Lichert diesen Erfolg nicht gewollt hatte, auch die That ehrlich und tief bereute, — das war bei der Strafzumessung genügend berücksichtigt worden. Trotzdem machte der Rechtsanwalt im Interesse Licherts einen letzten Versuch und legte auf Grund eines unbedeutenden Formfehlers Revision ein. Er glaubte freilich mit großer Bestimmtheit prophezeien zu können, daß diese Mühe umsonst sein würde.

Mehrere Wochen waren indes vergangen. Tag für Tag hatte Lichert in seiner Zelle gesessen, jedem Schritt lauschend, der über den Korridor klang, durch jedes Geräusch zu atemloser Hoffnung emporgestachelt, und immer wieder enttäuscht.

Mit ihm zugleich in der nämlichen Zelle hauste ein kleiner, geschmeidiger Mensch, zahlreicher Unterschlagungen angeklagt: der Kassenbeamte Ferdinand Lewald.

Der Bursche war acht Tage nach Licherts Verurteilung eingebracht worden.

Angesichts des erdrückenden Beweismaterials, das gegen ihn vorlag, machte er Lichert gegenüber aus seinen Missethaten kein Hehl, äußerte sich sehr pessimistisch über den vermutlichen Ausgang seines Prozesses und lachte den Bauernknecht aus, wenn er sich trotz der Abmahnung seines Verteidigers thörichten Illusionen hingab.

„Und wenn selbst die Revision durchgeht," sagte er wiederholt, „was hilft's Ihnen? Glauben Sie, eine andere Strafkammer schlüge ein andres Gesetzbuch auf? Sie können sogar noch tiefer ins Pech geraten."

Diese und ähnliche Reden blieben nicht ohne Einfluß auf Lichert. Seine Resignation schwand vollständig; an ihre Stelle trat eine dumpf nagende Wut, die sich zuweilen in brüllender Raserei Luft schaffte, dergestalt, daß der Gefängniswärter ihn mehrfach zur Ordnung verwies und ihn zuletzt mit der Anzeige bei dem Direktor behufs disziplinarischer Ahndung bedrohte.

Nun endlich war Lewald mit einem Plane herausgerückt, der sofort bei ihm aufgetaucht war, als er die Zelle betrat und der herkulischen Riesengestalt seines Mitgefangenen ansichtig wurde.

Dieser Mensch, der da Muskeln besaß wie ein Gaul; dieser Koloß, der einen Stier bei den Hörnern packen und spielend ins Joch zwingen konnte: der war — trotz der

Beschränktheit, die aus den gutmütig-breiten Gesichtszügen sprach — der geborne Kampfgenosse eines so findigen Kopfes wie Ferdinand Lewald! Auf diese knorrigen Fäuste da konnte man zählen; diese klammerähnlichen Finger waren zuverlässig, wie ein Naturgesetz!

Bei seinen Vorführungen, die sich häufig genug wiederholten, hatte sich Lewald alles und jedes gemerkt, was seinen Plan fördern konnte: die Topographie der Gänge und Korridore, die Lage der Treppen, die Gepflogenheiten des Dienstpersonals.

Manches erfuhr er auch durch den Gefängniswärter, mit dem er bei jeder Gelegenheit ein Gespräch anknüpfte, wobei er die äußerste Unterwürfigkeit und einen Respekt zeigte, der dem Beamten, so unwirsch er auch zuweilen that, innerlich schmeichelte.

Was diesen Ferdinand Lewald in den Augen des braven Gefängniswärters vorteilhaft auszeichnete, war auch die Thatsache, daß unter sämtlichen Untersuchungsgefangenen Lewald der einzige war, der nicht fortwährend seine Unschuld beteuerte, sondern im Gegenteil eine tiefe Zerknirschung zur Schau trug.

„Sie glauben gar nicht, Herr Wendeborn," sagte er manchmal, die Blicke zu Boden gesenkt, „wie dankbar ich Ihnen für jedes Wort bin, das Sie mir zukommen lassen! Ihre Freundlichkeit gibt mir die Hoffnung, daß noch nicht alles an mir verloren ist! Ich bin ein Verbrecher, das weiß ich; aber wenn ich gebüßt habe, werd' ich mit Gottes Hilfe ja vielleicht doch noch ein ehrlicher Mensch! Und dann will ich an Sie denken, lieber Herr Wendeborn, und daß Sie mich hier in der Haft so milde behandelt und nicht in schnöder Verachtung von sich gestoßen haben, wie einen Pestkranken!"

Lichert stand bei solchen pharisäischen Phrasen mürrisch im Winkel und biß sich fest auf die Lippen.

Der Plan, den Lewald ihm in die Seele geträuft, gohr schon zu mächtig, als daß er gewagt hätte, sich ins Gespräch zu mischen. Er konnte nicht heucheln, wie dieser dreifach durchtriebene Gauner; er hätte sich bei der ersten Silbe verraten.

Dann fuhr ihn der ahnungslose, ehrliche Wendeborn wohl ungnädig an und brummte im Ton eines Mahners, der leider ja weiß, daß er hier tauben Ohren predigt:

„An dem hier sollten Sie sich ein Beispiel nehmen! Hören Sie, Lichert? Jeder Mensch kann einmal einen Fehltritt begehen — dafür sind wir allzumal Sünder —: aber so heillos verstockt thun und blöd' vor sich hinstarren wie ein Verrückter, oder mit gräulichen Flüchen die Wände bebrüllen: das beweist eben . . . Na, ich will weiter nichts sagen!"

Ferdinand Lewald bat auch Herrn Wendeborn um ein recht schönes Erbauungsbuch. Er wollte sich nicht direkt an den Geistlichen wenden, der die Anstaltsbibliothek unter sich hatte; das sähe so aus, als möchte sich Einer lieb Kind machen und etwa den Frommen und Christlichen spielen. Ihm sei's einzig darum zu thun, von seinen trüben Gedanken abgeleitet zu werden und Trost zu finden. Seit er hier im Gefängnis zur Überlegung gekommen, wisse er ganz genau, daß auch für ihn ein Erlöser lebe; die innere Stimme, die er bis jetzt in Laster und Sünde erstickt habe, klinge nun frei an sein Ohr und quäle ihn Tag und Nacht . . .

Wendeborn murmelte was in den Bart, meinte, das gehe nicht, brachte ihm aber doch drei Tage nachher eine Flugschrift, die der ‚Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge — Vorsitzender Herr Balduin Teutschenthal' unentgeltlich an jedermann abgab. Das Heftchen führte den Titel: ‚Neues Leben', rührte aus der gewandten Feder eines Kandidaten der Theologie her und war ‚dem großmütigen Gönner und Wohlthäter', der dem Verein präsidierte, ‚in Dankbarkeit und Ehrfurcht' gewidmet.

Christian Lichert verspürte zwar anfänglich eine starke Antipathie gegen den blaßgelben Schleicher, der sich hinter dem Rücken Wendeborns über die ‚klobige Dummheit des uniformierten Kameels' lustig machte und die wohlgemeinte Broschüre des Kandidaten auf die unflätigste Art persiflierte: der Plan jedoch, einmal dargelegt, hielt ihn fest; denn der Plan war ein Fluchtplan.

In schlauster Berechnung hatte Lewald seinen Mitgefangenen durch die Vorspiegelung, bei einer etwaigen Wiederaufnahme des Prozesses fahre er möglicherweise schlechter als jetzt, tief in den Abgrund der Trost-

losigkeit und Verzweiflung geschleudert, um dann plötzlich mit einem kühnen, kräftigen Ruck ihm den Ausblick in die Freiheit zu öffnen.

Der Plan war so einfach — und Lichert hatte vorläufig gar nichts zu thun, als zu warten; Lewald übernahm die Festsetzung aller Einzelheiten; er wiegte vorab den biedren Gefängniswärter systematisch in Sicherheit; er spähte und spürte nach allem, was nötig war; Lichert sollte nur im gegebenen Moment eingreifen mit der ganzen Unwiderstehlichkeit seiner Muskelkraft.

Es galt kein neues Verbrechen — bewahre! Lichert konnte hierüber völlig beruhigt sein; obschon Lewald nicht einsah, weshalb man, um sich vor langjähriger Zuchthausstrafe zu retten, nicht jedem, der einem den Weg verlegte, den Hals umdrehen durfte. Lichert indes war ja nun doch ein so beschränktes Gemüt; er ‚hatte einmal gesündigt und wollte nicht wieder sündigen', wie er sich ausdrückte. Gut denn; sein Zartgefühl, so kindisch es war, mochte geschont werden. Soviel aber besaß er doch wohl an Selbstbewußtsein und Zorn wider die Machthaber, daß er gewillt war, den Herren am Richtertisch einen gründlichen Streich zu spielen und diesem Wendeborn, der sich für Geld dazu hergab, seine Mitmenschen hinter Schloß und Riegel zu halten, etwas Gehöriges hinter die Löffel zu geben.

Lichert sträubte sich nicht. Das Wort ‚Freiheit' betäubte ihn fast.

Den ganzen herrlichen Frühling hindurch, den Sommer, den Herbst hatte er jetzt geschmachtet, er, der sonst nur Gottes blauen Himmel gesehn und das weite grünende oder gelb-wogende Feld! Wenn er an die Tage von Kronheim zurückdachte, so schien ihm das alles wie ein glückseliger Traum. Gern, ach, so gern hätte er wieder geschafft wie ein Hund, wenn's nur da draußen war, wo jetzt die Luft so frisch und so frostig über die Stoppeln strich! Einmal während der langen Haft — Ende August — hatte ihn die Stallmagd Eudoxia in seiner Zelle besucht und bitterlich bei ihm geweint und ihm Grüße gebracht von den Braunen, die der neue Knecht, Peter geheißen, lang nicht so gut hielt wie seiner Zeit Christian . . . Die ‚feiste Doxel' hatte ihm Kuchen mitbringen wollen, — Kirmeß-Kuchen; aber das war ja gegen die Ordnung; sie mußte das ganze große Packet drunten ins Vorzimmer legen und Gott danken, daß man sie überhaupt einließ. Sonst hatte Lichert das halbe Jahr lang nicht das Geringste von seiner Heimat gehört. Niemand schrieb ihm; die Einzige, die's wohl gethan hätte, Doxel nämlich, war des Schreibens nicht kundig . . . Und nun sollte dieser entsetzliche Zustand aufhören! Lewald beteuerte ja, daß es gelingen würde! Christian sollte wieder ein Mensch sein unter Menschen — wenn auch nicht hier, so doch jenseits der Grenze, in irgend einem der fremden Länder, von denen er nur die Vorstellung hatte, daß sie ganz außerordentlich fruchtbar und erst nach unendlicher Fahrt zu erreichen wären . . . Wie 's dann weiter ginge, — darüber dachte der Aufgeregte nicht nach. Nur fort von hier, nur fort aus dieser entsetzlichen Zelle, wo man nichts von der schönen Gotteswelt wahrnahm, als das kleine viereckige Stück Tageslicht, das hoch unter der Decke durch das vergitterte Fenster sah!

Der siebzehnte November war so herangekommen. Lewald hatte sich diesen Tag für die Ausführung seines Planes festgesetzt. Übrigens war es die höchste Zeit. Jeden Augenblick konnte vom Reichsgericht die Verwerfung der Revision eintreffen; Licherts Verurteilung war alsdann rechtskräftig, und er wurde zur Verbüßung der Strafe nach Traunsberg abgeführt.

Es schlug elf. Durch das Gitter des Hochfensters lugte ein blaßblauer Himmel herein. Das Wetter hatte sich seit dem letzten Sturm wieder geklärt; die Luft war so mild geworden, daß man früh schon die Heizung abstellte.

Christian Lichert saß mit gerötetem Angesicht auf der Kante der Bettstatt; ihm gegenüber am Tisch, den Rücken zur Thüre gekehrt, Lewald, scheinbar ins Lesen vertieft.

Beide rührten sich nicht; beide sprachen kein Wort; ihre Gedanken aber hafteten starr und lauernd an dem nämlichen Punkt.

Auf der Lagerstatt Christians fehlte die Wolldecke. Zur Hälfte war sie von den beiden Verschwornen in handbreite Streifen zerschnitten worden; der Rest lag zusammengeballt hinter dem Tisch.

Einförmig schlichen so die Minuten dahin. Das kleine Licht-Viereck, das von dem Fenster her auf die Wand fiel, rückte

weiter und weiter. Jetzt erreichte es die schwärzliche Holztafel, wo mit weißer Lackfarbe die Namen der beiden Verbrecher und die Tage ihrer Einlieferung verzeichnet standen.

Ein wildes Lächeln blitzte über die Züge des Brandstifters, als er da hinter dem Namen Lichert die Worte las: ‚23. März'.

Wenn dies verhängnisvolle Datum nun wiederkehrte, dann war er hoffentlich weit weg — in Amerika, in Australien, Gott weiß wo —, aber Herr seiner selbst und nicht eingekäfigt wie ein reißendes Tier!

Nun erscholl die Zwölf-Uhr-Glocke.

Das war die Zeit, um welche die Gefängnisbediensteten Mittag zu machen pflegten. Einer nur hatte alsdann auf dem Flügel der Untersuchungsgefangnen die Wache, und heute war dieser Eine Herr Wendeborn.

Nach zehn Minuten stand Lewald auf.

Den Blick auf Lichert geheftet, als wolle er ihn noch einmal zur Entschlossenheit mahnen, schritt er zur elektrischen Klingel und drückte den Knopf.

Der Gefängniswärter trat ein.

„Was gibt's?" fragte er mürrisch.

„Mir ist nicht wohl," sagte Lewald. „Wenn ich Sie bitten dürfte, ein wenig das Fenster zu öffnen!"

„Hm! Was fehlt Ihnen denn? Wahrhaftig, Sie schneiden ein ganz verwünschtes Gesicht, und blaß schauen Sie aus, wie der Kalk an der Wand."

„Ich lese zu viel," heuchelte Lewald.

Der Gefängniswärter nahm jetzt die Unordnung auf der Lagerstatt Christian Licherts und gleich darnach die zusammengeknüllte Wolldecke hinter dem Tisch wahr.

„Na, was soll denn das heißen?" fuhr er den Brandstifter an. „Kennen Sie nicht die Hausordnung? Wenn Sie wollen, daß wir gut Freund bleiben, so fangen Sie ja nicht wieder die alten Dummheiten an! Weg da!"

Durch eine energische Handbewegung unterstützte er diesen Befehl. Dann, ohne erst abzuwarten, ob ihm gehorcht wurde, bückte er sich, um die Wolldecke von dem Boden zu nehmen.

In diesem Moment fiel Christian Lichert über ihn her. Mit dem linken Arm ihn umklammernd, packte er mit der rechten Hand seine Gurgel.

Alle Gegenwehr blieb erfolglos.

Unter dem eisernen Druck dieser Finger brachte Herr Wendeborn keinen Laut über die Lippen. Im Nu hatte ihm Lewald die Hände verschnürt. Hiernach band er ihm auch die Füße und zuletzt zwängte er ihm einen furchtbaren Knebel in Gestalt zweier Wollstreifen tief in den Mund.

Der Mann war schon blau im Gesicht, als Lichert ihn losließ. Man legte ihn auf die Pritsche und deckte ihn zu. Er atmete schwer, aber Lichert, der jetzt eine Sekunde lang zur Besinnung kam, überzeugte sich doch, daß der Geknebelte nicht ersticken würde.

Lewald hatte inzwischen die Mütze Wendeborns an sich genommen; desgleichen sich sämtlicher Schlüssel und der geringen Baarschaft des Mannes bemächtigt.

Tief Atem holend traten die Zwei auf den Korridor.

Hier war alles wie ausgestorben. An einem der Wandnägel hing Wendeborns Überzieher. Lewald, der nicht Bedenken trug, seinen Spießgesellen ohne Rückhalt zu übervorteilen, schlüpfte hinein und gab sich so ein ganz unverdächtiges Aussehn. Übrigens trug ja auch Lichert noch seine eignen ländlichen Kleider, nicht das Sträflingsgewand.

So schritten sie bis zu der kleinen Pforte, die von dem Untersuchungsgefängnis nach dem eigentlichen Justizpalast ging. Die Pforte war in der Regel geöffnet und durch einen Diener besetzt, der den Einlaß vermittelte, jetzt aber in der Zeit zwischen zwölf und drei Uhr gesperrt.

Lewald schloß auf, versäumte auch nicht, wieder zuzuschließen, und nun befand sich das kühne Verbrecherpaar in dem Hauptkorridor des Palastes. Von dort stiegen sie nach dem Obergeschoß, erreichten das Vestibül und endlich das große Portal.

Nun galt es dreist sein.

Lewald voran, schritten sie schweigend, auf alles gefaßt, aber langsam und gleichmäßig die Stufen der Freitreppe hinab.

Das Publikum hatte nicht Acht auf sie; jedenfalls unterstellte niemand die Möglichkeit, daß es sich hier um die Flucht zweier Verbrecher handle. Der erste sah ja vollständig aus wie ein Sicherheitsmann: der andere aber ward unverdächtig durch diesen ersten.

Gleich an der nächsten Straßenecke verschwand Lewald, ohne seinem Genossen ein Wort des Abschieds zu gönnen.

Lichert, so plötzlich allein, hatte das unsichere Gefühl eines Kindes, das im Getümmel die Mutter verliert. Bis jetzt hatte Lewald für ihn gedacht und erwogen: fürderhin war er nun ganz auf sich selbst angewiesen.

Unwillkürlich trat er ins nächste Haus. Ein dunkler Instinkt zwang ihn, sich möglichst rasch dem Publikum zu entziehen, das ihm seit Lewalds Verschwinden so unheimlich vorkam, so feindselig.

Der Zufall wollte, daß der Häusercomplex, in den er so eindrang, jenseits des Hofs einen Ausgang nach einer wenig betretenen Gasse besaß. Nun war er mit einem Male den Blicken der Leute, die ihn beim Austritt aus dem Justizpalaste vielleicht beobachtet hatten, entrückt.

Er schritt vorwärts und kam nun wieder in belebtere Stadtteile.

Mit zitternder Wonne sog er die frische Novemberluft ein; innerlich jubelnd, gewahrte er, daß keiner unter den zahlreichen Menschen, die ihm begegneten, selbst nicht der Schutzmann, dessen blitzende Pickelhaube ihn fast zur Umkehr bewogen hätte, von ihm Notiz nahm.

Ruhig, als wolle er seinem guten Stern es anheimstellen, wohin der ihn führe, ließ er sich so von den Wogen des bunten Verkehrs treiben, staunend über die Unmasse fremder Gesichter, über den tosenden Lärm und die himmelan steigenden Häuser, deren eins mehr Insassen haben mochte, als sein kleiner Geburtsort.

Allmählich kehrte ihm so die Zuversicht wieder. Wie sollte die Polizei ihn herausfinden unter so vielen Tausenden? Das schien ihm in seiner Einfalt unmöglich.

Trotzdem entsann er sich, daß jener dunkeln Gewalt, die da verhaften und lösen konnte wie ein allmächtiger Herrgott, allerlei unbegreifliche Mittel und Kunstgriffe zu Gebot standen. Er hatte doch ab und zu mal die Zeitung gelesen. Wenn in der Mitte der Stadt irgend was Unerlaubtes geschah, so wußten es schon in der nächsten Stunde sämtliche Schutzleute und Gendarmen bis hinaus auf die Dörfer. Das war wie das Netz einer Kreuzspinne. Überall gingen die Fäden hin: man gab sich Zeichen; man klingelte und telegraphierte. Gar zu leichtsinnig durfte er also jetzt noch nicht im Gefühl der Befreiung schwelgen! Erst an der Grenze!

Wie aber dorthin kommen?

Das mußte er sich überlegen!

Anderthalb Stunden schon war er planlos umhergelaufen. Er befand sich in der Südwestvorstadt, nicht allzu weit mehr von dem Gothengehölz, dessen Wipfel er eben, beim Überschreiten der langen Hainstraße, zwischen den Dächern erblickt hatte. Ein Kind, das er frug, nannte ihm zögernd den Namen der Straße und den des Waldes.

Nun entsann er sich — was er im ersten Rausch der wiedererrungenen Freiheit vergessen hatte, — daß Lewald ihm öfters von diesem Gothengehölze gesprochen. Weiter hinaus schloß sich an dieses Gehölz ein mehrere Stunden langer Fichten- und Tannen-Forst. Das war der Punkt, den Lewald im Auge gehabt, wenn er das nächste Ziel seines Fluchtplans erörterte.

Lichert machte jetzt Halt. Ermüdet und von dem Bedürfnis gequält, seine verworrenen Gedanken etwas zu schlichten, setzte er sich auf eine der Holzbänke des Hainplatzes.

Nun begann wieder ein mächtiger Umschwung in seiner Stimmung. Die Schwierigkeit seiner Lage kam ihm klar zum Bewußtsein.

Vor allem: er besaß keinen Pfennig!

Wenn er nun wirklich durch das Gehölz nach dem Haupt-Forst gelangte und von dort die nächste Station erreichte: was half ihm das?

Alle möglichen Einfälle wogten durch sein Gehirn. Er konnte sich etwas zusammenbetteln: aber das erforderte Zeit. Sollte er dann die Nacht im Gehölz verbringen? Oder hier in der Stadt? Und wo? Er war ja übrigens barhäuptig. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Das mußte doch auffallen!

Und bis zum Abend wußte man sicher selbst hier in der Vorstadt, was sich im Untersuchungsgefängnis ereignet hatte ...

Himmel und Hölle: da schlich ja auch schon wieder ein Schutzmann!

Christian Lichert mußte sich mit Gewalt an dem Sitz festhalten: er wäre sonst aufgesprungen bei diesem Anblick. Es war

ihm, als müſſe er laufen, laufen wie ein gehetztes Wild ...

Und jetzt — jetzt lugte der Schutzmann herüber und faßt ihn prüfend ins Auge ... Der Kerl weiß ſchon, was vorgefallen! Der wird vor ihn hintreten, ihn fragen: ‚Wie heißen Sie ...?‘ — und dann ...?

Es war eine Täuſchung. Der Schutzmann lugte durchaus nicht zu ihm herüber; er ging mit ruhiger Gleichgültigkeit ſeines Weges; er gähnte ſogar.

Lichert atmete auf. Aber nun hielt's ihn nicht länger. Irgend etwas mußte geſchehen. Den erſten wohlgekleideten Menſchen, der ihm begegnete, wollte er kurz und bündig um eine Gabe anſprechen.

So überſchritt er den Hainplatz und wandte ſich nach einer der ſchmalen Gaſſen, die ſich hier ſternförmig abzweigten. An der Thür des erſten Hauſes rechts gewahrte er das Meſſingſchild einer Putzmacherin, und hinter den Scheiben des Fenſters ein paar reizende Hüte, deren Friſche und Farbenpracht ihm ein trauriger Hohn ſchien auf die Hilfloſigkeit ſeiner Lage. Im Geiſt erblickte er die ſorgloſen jungen Mädchen und Frauen, — (reich natürlich wie der ſechsfache Millionär von Kronheim) — die ſich den duftigen Firleſanz auf die Stirn ſetzen würden. Hätte er nur die Hälfte von dem, was ſo ein lumpiges Ding da koſtet — ihm wäre geholfen!

Da öffnete ſich knarrend die morſche Thür neben dem Meſſingſchild; zwei Damen traten heraus, — die ältere ſtreng und etwas froſtig in ihrer Haltung, die jüngere trotz ihrer Vornehmheit ſo lieblich und luſtig, daß der Unglückliche ſich ein Herz faßte.

„Nichts für ungut,“ ſagte er, ihnen den Weg vertretend, „aber mich hungert.“

Die Angſt, die Erregung liehen ſeiner Stimme etwas Bewegliches; ſeine Augen ſchimmerten feucht; der ganze Anblick der Hünengeſtalt, die ſich klein zu machen beſtrebt war und den Rücken beugte, wie ein gehorſamer Hund, war mitleid-erweckend.

Die ältre der beiden Damen ſchien von dieſer plötzlichen Anſprache, die einem Überfall glich, unangenehm berührt. Sie warf dem Bittſteller einen ſtrafenden Blick zu und ſagte dann ſehr beſtimmt:

„Komm, Saſcha!“

Lichert beugte ſein Haupt noch tiefer.

„Tante,“ flüſterte Saſcha von Rheuß, „ich glaube, Du thuſt ihm unrecht! Er ſieht ſo gutartig aus und ſo traurig! Gib ihm doch was!“

„Ich habe nichts bei mir. Übrigens kennſt Du die Wünſche Deines Papa's.“

„Ach, diesmal erlaubſt Du's noch! Sei nicht böſ', Tantchen! — Warten Sie! — Hier!“

Sie zog ihre Börſe.

„Ach, da hab' ich nur gerade noch einen Thaler. Herausgeben können Sie mir wohl nicht ...? Na, 's iſt zwar ein bischen ſehr viel: aber in Gottes Namen! Sie ſcheinen's doch nötig zu haben!“

Lichert bedankte ſich ſtumm. Jetzt rollten ihm wirklich die hellen Thränen über die Backen. Er hätte ſich vor der gütigen Spenderin demutsvoll in den Staub werfen mögen, um ihr den Saum ihres Kleides zu küſſen.

„Kind, Kind,“ murmelte Frau von Bereſow, als ſie nun weiter ſchritten, „Du biſt nicht wähleriſch im Verabreichen Deiner Almoſen! Der Menſch da könnte wohl arbeiten, anſtatt uns hier aufzulauern. So erzieht man künſtlich ein Proletariat, das uns demnächſt unſre Schwäche mit Feindſeligkeiten vergelten wird.“

„Ach, ich denke, das ſteht nur ſo in den Zeitungen! Aber nicht wahr, Tantchen, Du ſagſt dem Papa nichts? Verſprich mir das!“

Frau von Bereſow beruhigte ſie.

Die Freigebigkeit der jungen Dame hatte die Hoffnung Licherts, ſich glücklich durchzuſchlagen, aufs neue belebt.

Vor allem erſtand er ſich nun eine Mütze. So ſah er doch aus wie ein Fabrikarbeiter oder ein Tagelöhner, nicht wie ein Ausbrecher.

Was nun weiter?

Die Mütze und ein flüchtiger Imbiß im nächſten Keller hatten mehr als drei Viertel ſeiner Baarſchaft verſchlungen. Wie verwandte er nun den Reſt? Das Betteln war doch nicht ſo leicht, wie er ſich's vorgeſtellt. In den Zügen der alten Dame hatte er etwas geleſen, was er für die Geſinnung der Allgemeinheit hielt; die junge mit ihrer holdſeligen Güte war eine Ausnahme. Lange konnte er ſich hier in der Vorſtadt nicht mehr herum treiben; die nagende Angſt trieb ihn zum Aufbruch; bis

er sich aber groschen- und pfennigweise etwas zusammenscharrte, konnten Stunden vergehn, wenn er nicht gar bei diesem ungewohnten Metier ertappt und nach der Wache geschleppt wurde.

Oh, die Wache! Wieder einfangen ließ er sich nicht — um keinen Preis! Er würde sich seiner Haut wehren, wie ein Verzweifelter! Dazu aber brauchte er eine Waffe ...

Er trat in ein Kurzwaarengeschäft. Für die wenigen Groschen, die er noch übrig hatte, kaufte er sich ein Messer.

„Erbärmliche Waare!" dachte er, wie er das Ding in der Hand wog.

Dem Ladeninhaber fiel der erregte Zustand des Käufers auf. Er trat in die Thüre, schnüffelte wie ein Fuchs und sah dem enteilenden Lichert nach. Die Straße hier gab den Blick frei bis an das Gothengehölz, vor dem die Oberlondorfer Chaussee herlief. Der Kurzwaarenhändler bemerkte, wie Lichert am Rand der Chaussee einen Augenblick Halt machte, über den Graben sprang und dann im Dickicht verschwand.

„Und wenn's mein Tod ist, — ich ergebe mich nicht!" dachte der Flüchtling. „Das Messer hier taugt nicht viel; aber ich finde schon was, ich finde schon was!"

Nach einer Weile blieb er vor einem Eichbaume stehen. Hier gewahrte er einen tief herabhängenden Zweig, der eine sonderbare Verknorrung aufwies.

„Der wird's thun!"

Mit wuchtigen Schnitten trennte er den Zweig ab, säbelte glühend vor Eifer das Überflüssige weg und machte sich so einen Stock zurecht, der in der Faust dieses überstarken Gesellen eine furchtbare Wehr bedeutete.

Nun harrte er bis zur Dämmerung. Dann setzte er seinen Weg fort, zwar stets im Gehölz, aber immer der Landstraße parallel und nur wenige Schritte von ihr entfernt. Eine unsichtbare Gewalt trieb ihn aus dem Bann dieser Stadt, deren Polypenarme sich sangbegierig nach ihrer Beute ausstreckten, deren lautloses Trachten und Suchen er schaudernd im Nacken spürte.

16. Kapitel.

An dem nämlichen Tage, an welchem der Ausbruch Licherts und Lewalds erfolgt war, trieb sich Hellmuth Gyskra ruhelos in der Wohnung umher, als sei er innerlich an den Aufregungen der beiden Flüchtlinge mit beteiligt. Bei Tisch war er wortkarg wie nie. Gleich nach dem Essen begab er sich in sein Zimmer, blätterte mit erzwungener Aufmerksamkeit in den beiden Broschüren, die Ottfried ihm zugeschickt, warf sie unmutig aus der Hand, zog ein paar Mal die Uhr und erhob sich dann.

Er wußte jetzt, was ihm fehlte. Das müßige Träumen und Sehnen konnte nicht länger so fortgehn: es mußte zur That werden. Das Bild Saschas, die ihm als Inbegriff alles Wonnesamen und Lockenden vorschwebte, hatte ihn nicht wieder losgelassen. Wie erobre ich sie? — das war die Frage, die ihm das Mark verzehrte. Plötzlich kam es ihm vor, als sei dies dumpfe, begehrliche Brüten von erbärmlicher Komik. Wenn er hier zwischen den Wänden seiner Studierstube hockte, brachte er die Affaire nicht weiter. Er mußte hinaus. Nur da draußen konnte der Zufall ihm die Gelegenheit bieten, rasch und ohne die üblichen Mittelglieder ans Ziel zu gelangen.

Heute just hatte er das bestimmte Gefühl, als werde er Sascha, wie vor Wochen einmal, irgendwo allein in der Stadt treffen. Damals war er grüßend an ihr vorbeigeschritten, zu scheu noch, sie anzureden, verblüfft durch den unerwarteten Anblick dieser entzückenden, sinnberauschenden Mädchenblume. Diesmal würde er kühner sein. Er wußte ja jetzt, wie er mit Sascha daran war ... Oh, Fräulein von Rheuß hatte Blut, Feuer, Temperament, wie kaum eine Zweite! Im Wesen glich sie ein wenig der Brennnessel: wer sie nur vorsichtig streifte, der verbrannte sich wohl; aber wer tüchtig zupackte, jeder Rücksicht vergessend, blind, der riß sie vom Stengel und trug sie nach Hause. Er wollte ganz ohne Umschweife, wo er sie fand — ja, was eigentlich? Darüber war er sich allerdings nicht klar; indes, der Augenblick würde das lehren. Bei der verzweifelten Hübschheit des Mädchens blieb es doch ein Skandal, daß man immer noch wie die Katze um den dampfenden Brei herumging, statt die Süßigkeit ungestüm auszukosten.

Wie gesagt: heute mußte was werden! Die Vorahnung des Außergewöhnlichen, Noch-nicht-dagewesenen zuckte ihm bis in die Fingerspitzen.

Hastig zog er sich um. Er wählte ein Winterkostüm, das ihn der Last überhob, einen Paletot mitzunehmen, — vielleicht nur deshalb, weil er von Emmy wußte, daß ihn der Paletot nicht so vorteilhaft kleidete.

Nun überlegte er.

Wenn ihn das Vorgefühl täuschte, wie eh'vorgestern, wo er sich fast in dem nämlichen Zustand der Exaltation befunden; wenn ihm die klare Novembersonne wieder hinabsank, und er hatte vergeblich geschweift, vergeblich die Straßen durchwandert, wo sie ihre Besorgungen und Einkäufe zu bewerkstelligen pflegte —: würde ihn dann der Verdruß nicht zur Wut entflammen? Sollte sich das fatale Sprüchwort vom Hoffen und Harren buchstäblich an ihm bewahrheiten?

Er merkte, daß ihn die Ungeduld wirklich nervös machte. Bis zu dem nächsten Ball, wo der Lärm der Musik ein freies Bekenntnis ermöglichte, war es noch weithin, — beinah' drei Wochen. So lang konnte und wollte er nicht elend dahinschmachten.

Grimmig zerkaute er sich den Schnurrbart, bis eine ruhigere Auffassungsweise Platz griff.

Man mußte diese kleinen Enttäuschungen mit in den Kauf nehmen: sie waren das unvermeidliche Anhängsel farbenglühender Extravaganzen, — das Erbteil Don Juans. Das Alltägliche blieb ja naturgemäß das Bequemste. — Nichts war einfacher, als der Entschluß, ein junges Mädchen, in das man verliebt war, zu heiraten. — Aber das ging doch nicht! Er mit seinem durchdringenden Blick in die Hohlheit und Vergänglichkeit jeder Liebe, in die Leichtfertigkeit aller weiblichen Wesen, — von der keck-verlogenen Mathilde an bis zu der vornehmen Katka Roskonieff und der sanften Madonna aus der Lohengrin-Vorstellung — —, pah, es wäre die platte Verrücktheit, die Stupidität auf der Polhöhe! — Indem er so auf eine dauernde, bürgerlich concessionirte Verbindung Verzicht leistete, ersparte sich Hellmuth die zukünftige Reue, den Überdruß und den Verlust seiner Freiheit. — Da war es nur billig, wenn ihm nicht alles so glatt ging, wie auf dem Wege der Alltags-Liebschaften, die zur Verlobung führten! Er mußte jetzt die gesteigerten Schwierigkeiten als kleine Abschlagszahlungen an das Schicksal betrachten und gute Miene zum bösen Spiel machen.

War es auch heute nichts — wohl, so wurde es ohne Zweifel ein andermal. Und der Tag brauchte ja darum doch nicht im Sumpf der Verstimmung zu enden! Jetzt war es drei Viertel auf drei: bis gegen sechs traf er seinen Freund Ottfried wahrscheinlich zu Hause, und wenn sie für heute nichts anderweit vornahmen — im Theater war nicht viel los, die Konzerte spannten ihn ab, der Cirkus langweilte ihn, — so konnte er ja mit Ottfried wieder mal eine sogenannte migratio in Scene setzen, eine jener abenteuernden Wanderungen durch die entlegensten Winkel des Volkslebens.

„Das wird wohl das Ende vom Lied sein," dachte er seufzend. „Ich habe kein Glück mit Sascha! Der Teufel weiß, warum ich nicht einfach zu ihr ins Haus gehe ... Das böse Gewissen! Die Angst, ihr Papa, oder noch mehr die unleidliche Tante, möchte Verdacht schöpfen! Sonst wär' es ja gar nicht so auffallend ..."

Er setzte den Hut auf.

„Was wollt' ich denn noch? Ja so, die migratio! Es kann heute spät werden, wenn's überhaupt einmal anfängt. Ich bin just in der Stimmung!"

Er zog eine Schublade seines Schreibtisches auf und holte den Totschläger mit den Bleiknöpfen hervor.

„War eigentlich überflüssig," dachte er, das Instrument in der Faust schwingend. „Seit jenem Abend sind wir doch mehrmals in den obskursten Kneipen herumgestrolcht, ohne gekränkt zu werden! Beim sogenannten Pöbel geht es im Grunde friedlicher her als bei uns, wenn auch mehr gebrüllt und gekreischt wird. Na, vielleicht aber dennoch... Besser bewahrt, als beklagt!"

Er schob den Totschläger in die Brusttasche.

So verließ er sein Zimmer.

Auf dem Vorsaal begegnete ihm seine Schwester. Sie schlich auf den Zehen.

„Papa schläft noch," sagte sie leise.

„Grüß' ihn von mir! Ich muß fort — in die Luft: es liegt mir über dem Schädel, wie eine Steinlast."

Bruder und Schwester drückten sich zärtlich die Hand. In fiebernder Eile, als

Zigeunermädchen. Von Guſtav Richter.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

fürchte er, man könne ihn noch zurückhalten, rannte Hellmuth die Treppe hinab.

‚Papa schläft noch,‘ klang es in seiner Seele. Die Worte berührten ihn sonderbar. Er hörte einen verborgnen Sinn heraus. Ja, sein Vater schlief noch den Schlaf des Ahnungslosen; er wußte noch nicht, wie völlig sein Sohn vom Pfade der früheren Lebensgestaltung hinweggeschweift war. — Hellmuth seufzte. — Es fiel ihm schwer auf das Herz, daß er im Taumel der letzten Wochen die Untersuchungen Altenhöfers noch keines Blickes gewürdigt. Und sein guter, vertrauender Vater wähnte ihn mitten im eifrigsten Studium, das nur deshalb nicht so viel Tagesstunden verschlang, wie Hellmuths frühere Thätigkeit, weil es zu intensiv war!

In ernste Gedanken verloren, schritt er stadteinwärts.

Ja, er betrog den Vater! Die Manuskripte des alten Chemikers lagen noch unberührt. Er hatte kaum wieder daran gedacht ... Aber konnte er denn? Jetzt zum ersten Male in seinem Leben erfuhr er die Allgewalt einer tobenden Leidenschaft! Er wollte genießen, aber nicht fruchtlos im Staube wühlen; und Staub dünkte ihm alles, was er vor kurzem noch für die Blüte des Daseins gehalten.

Überhaupt: was scheerte ihn diese Menschheit, für die er im Geiste Altenhöfers experimentieren sollte? Sein Egoismus bäumte sich auf gegen die Zumutung, die Gegenwart zu verleugnen, um einer phantomhaften Zukunft willen! Der Ruhm war nichtig und hohl, — vor allem der Nachruhm! Ein einziges Glas Champagner, das er selbst schlürfte, wog mehr in der Schale seines persönlichen Wohlgefühls, als tausend Bouteillen, die man späterhin, wenn er begraben war, zu Ehren seiner unsterblichen Leistungen trank; — und einmal diese bezaubernde Sascha ans Herz zu drücken, war ein Gewinn, der ihn mehr zum Gott machte, als der Besitz sämtlicher Lorbeerkränze Europas.

Im Centrum der Stadt angelangt, schritt er zweimal die große Schlagader zwischen dem Friedrichs- und dem Postplatze auf und nieder, immer noch von der Empfindung beherrscht, da oder dort müsse das frühlingsfrische Gesicht des jungen Mädchens im Straßengewühl auftauchen.

Es war ja unlogisch, sich die Wahrscheinlichkeit einer solchen Begegnung einzureden: aber ein Zustand, wie der Hellmuths, schloß die einseitige Herrschaft der Logik aus.

„Soll ich Glück haben,“ sagte er zu sich selbst, „so tritt sie jetzt hier aus dem Handschuh-Laden, gleitet auf der eisernen Schwelle aus, und sinkt mir wie eine reif gewordene Frucht in die Arme! Oder sie fährt da über den Straßendamm: ihre Droschke wird eingekeilt; das Pferd stürzt: sie muß aussteigen, — und ich bin gerade in dem rechten Moment zur Stelle, um ihr die Hand zu bieten!“

Da sich indes von alledem nichts ereignete, trat er zum Schluß seiner zweiten Rückwanderung ins Café Reichskanzler. Das ewige Spähen und Suchen hatte ihn abgespannt. Erzwingen ließ sich die Sache nicht. Der Poet hatte Recht: das Glück fiel aus den Wolken, aus dem Schoße der Götter; man brauchte nur abzuwarten.

Er setzte sich in die Nähe des Fensters, wo er den Blick aufs Trottoir hatte.

Der Kellner brachte ihm dienstbeflissen ein paar illustrierte Blätter und fragte nach seinen Wünschen.

„Mir gleich,“ versetzte Hellmuth zerstreut. „Ein Glas Bier ... Kaffee ...“

„Also Kaffee?“

Mechanisch öffnete Hellmuth die ‚Fliegenden Blätter‘. Ein paar köstliche Zeichnungen Oberländers, dessen Komik er sonst zu verschlingen pflegte, lockten ihm heute kein Lächeln auf den gepreßten Mund. Von Zeit zu Zeit hob er zerstreut den Blick. Draußen auf den Granitplatten wogte es auf und ab, Welle um Welle, ein rauschender Verkehr, Hunderte von müßigen oder geschäftseifrigen Menschen, aber alle so gleichgültig für ihn, so ermüdend ... Es war zum Verzweifeln!

Er klappte die Zeitschrift zu und wandte sich ab.

Da drüben hinterm Büffet stand natürlich Franziska, ein sonderbares Gemisch von Sinnlichkeit und Verschämtheit. Sie kokettierte mit einem lang aufgeschossenen blutjungen Menschen, der wie ein stellenloser Commis aussah. Der bartlose Jüngling saß an dem nämlichen Tisch, wo damals Hellmuth gesessen, ehe sich das unangenehme Rencontre mit Burckhardt ereignete. Die Erinnerung an diesen Auftritt wirkte auf

Hellmuth verstimmend. Er fragte sich, ob er nicht doch eine etwas kuriose Figur gespielt habe. Zweifel tauchten ihm auf über den Sachverhalt; Burckhardts scheinbare Ungeschicklichkeit war vielleicht dennoch eine bewußte Attacke gewesen ... Dieser dünkelhafte Gesell mit dem knolligen Lohgerbergesicht hatte überhaupt eine Art ihn zu mustern ...! Neulich, im Hause des Obersts, ehe man Abschied nahm, waren die Blicke Burckhardts beinahe feindlich gewesen. Ein widerlicher Patron, bei all' seinem unbestreitbaren Künstlertalent!

Franziska hatte ihn jetzt bemerkt. Ihre schmachtenden Wimpern senkten sich halb über die Augäpfel, während ihr Mund sich außerordentlich süß zuspitzte, — süßer noch als vorhin bei dem schwärmerischen Geflüster des Kaufmanns-Jünglings.

Hellmuth, von wachsendem Unbehagen erfüllt, trank seine Tasse leer und erhob sich.

Da — wie er eben nach seinem Hut greift — sieht er den Oberst von Rheuß mit seiner Schwester, Frau Gertrud von Beresow, langsam vorüberschreiten. Sie gehen stadteinwärts in der Richtung der Weylbrunnerstraße.

Hellmuth zuckt jählings zusammen. Sascha ist also allein! Vielleicht gelingt es ihm, unbemerkt zu ihr vorzudringen! Das ist der Augenblick, der ihm den ganzen Tag über in den Gliedern gelegen ...! Rasch eine Droschke!

So stürmt er hinaus.

„Je kühner ich bin, je toller in meiner alles-vergessenden Leidenschaft, um so mehr imponiert ihr das," sagt er sich ganz in dem Geist seines welterfahrenen Mephisto Stegemann. „O, ich kenne die Weiber!"

Verwünschtes Pech! Keine Droschke, soweit das Auge reicht! Das schöne Wetter lockt zu Spazierfahrten! Selbst an der Kreuz-Apotheke, wo sonst eine Doppelreihe ihr Standquartier hat, nicht eine Achse!

Er rennt die Frankfurterstraße hinab bis nach dem Postplatz.

Da kömmt ein Zweispänner.

„He, Kutscher!"

Leider besetzt.

Also quer über den Platz nach der Anfangsstation der Pferdebahn!

Das trifft sich noch günstig! Ein Wagen mit der Aufschrift ‚Postplatz—Gothengehölz' steht abfahrt-bereit! Noch liegen die Wolldecken über den Pferden; der Kutscher aber betritt schon die Plattform.

Hellmuth springt auf.

Es dauert unsäglich lange, bis der phlegmatische Kutscher die Decken wegnimmt, die Zügel und dann die Peitsche ergreift, und endlich, auf das Zeichen des ebenso schläfrigen Schaffners hin, die Pferde in Trab setzt!

Und wie langsam greisen die Tiere aus! So blöd' und geschäftsmäßig!

Hellmuths Ungeduld siedet und schäumt. Alle paar Augenblicke hält die verteufelte Karre; bald einer humpelnden alten Person willen, die ihren Strickbeutel schwingt, bald gar wegen der strotzenden Bäuerin mit dem Tragkorb! Daß man für solche Leute nicht Extrawagen bestellt! Er spürt einen förmlichen Haß auf den allzu gefälligen Condukteur, auf die ganze Verwaltung, auf jeden Passanten, der möglicherweise ein ‚Halt!' winken könnte.

Da liegt das Concerthaus, vor dessen Ausgang er Sascha zum ersten Mal gesehn hat! Zaubrische Rückerinnerung! Sein Herz glüht. Ihr erster Blick hat ihm doch eigentlich damals gesagt, daß er willkommen ist! Wer weiß, ob sie nicht längst daran denkt, er würde einmal die Gelegenheit ausnutzen ...! Wahrhaftig, er ist ein Thor, ein täppischer Knabe! Warum hat er nicht früher schon geradezu angefragt? Ihr ein Briefchen behändigt? Etwas ganz Bestimmtes mit ihr verabredet?

Nun, wenn das Schicksal ihm günstig ist, holt er nun das Versäumte nach! Der Sturm, der ihm so heiß durch die Seele geht, bürgt ihm dafür, daß ein huldvoller Genius über ihm waltet.

Endlich — es ist nahezu fünf, und es dämmert bereits — hält der Wagen am Kopf der Station. Hellmuth ist während der letzten Minuten allein gefahren. Niemand also hat ihn bemerkt!

Er springt ab und durchschreitet die Strecke bis nach dem Garten. Das eiserne Thor ist nur angelehnt. Im Souterrain brennt schon die Gasflamme. Dort ist die Köchin beschäftigt und mit ihr das Stubenmädchen. Hellmuth sieht deutlich die beiden Schatten auf der getünchten Wand.

Auch Sascha hat Licht. Die Jalousie ist herunter gelassen, aber das Gelb schimmert am Rand durch die Ritze.

Hellmuth macht einen Augenblick Halt. Nun hört er Schritte. Lauſchend drückt er ſich hinter den Thorpfoſten. Die Thüre der Villa geht auf. Ein Mann kommt heraus mit einem Paket in der Hand. Hellmuth erkennt ihn: es iſt der Gärtner, der bei feſtlichen Anläſſen auch den Bedienten ſpielt. Der Mann geht um die Villa herum und verſchwindet im Garten. Hellmuth erinnert ſich, daß ihm Saſcha erzählt hat, Friedrich bewohne dahinten den hölzernen Pavillon.

Um ſo beſſer!

Hellmuth nähert ſich nun, auf den Zehen ſchleichend, der kleinen Treppe. Im Souterrain tönt das Klappern von Tellern und Taſſen und das Geplauder der beiden Frauensperſonen.

Er klinkt vorſichtig auf und ſchlüpft in die Hausflur. Die Thüre da links führt nach dem Zimmer Saſchas.

Er überlegt, ſoweit er des Überlegens noch fähig iſt. Seine Zunge iſt wie verdorrt; das Herz ſchwillt ihm bis in die Gurgel.

Soll er zuvor anklopfen?

Pocht er nicht, ſo kann ſie erſchrecken, einen plötzlichen Schrei ausſtoßen ...

„Vorwärts!“ raunt er ſich zu. Ganz leiſe berührt er das Thürgetäfel. —

Sie hört nicht. — Ein raſcher Entſchluß —: er tritt ein.

Verblüfft fährt ſie aus ihrem Seſſel empor. Das Buch, in dem ſie geleſen, entſinkt ihrer Hand.

„Herr Gyskra! Was wollen Sie? Es iſt Niemand zu Hauſe!“

„Niemand?“ raunt er, und drückt die Thüre ins Schloß. „Ich ſuche nur Sie, teure Saſcha!“

Nun ſchiebt er den Riegel vor ...

„Was ſoll das heißen?“ fragt ſie, noch immer nicht aufgebracht, ſondern nur faſſungslos vor Erſtaunen. „Sie ſehn ſo verändert aus ... Sie flößen mir Angſt ein.“

„Fürchten Sie nichts! Ich ſchiebe den Riegel vor, nicht um Sie gewaltſam hier feſtzuhalten, ſondern aus Klugheit. Ich möchte hier nicht überraſcht werden. Das fordert die Rückſicht auf Ihren Ruf, Saſcha! Die Welt urteilt ſo kleinlich, ſo engherzig! Sie hat kein Verſtändnis für die ungeſchriebenen Rechte der Leidenſchaft!“

Er ſtürzt ihr zu Füßen. Voll Inbrunſt umklammert er ihr die roſigen Finger. Wie ein Verzückter ſchaut er zu ihr empor und preßt dann ſein zuckendes Antlitz in ihr Gewand.

Saſcha iſt totenbleich. Sie ahnt zwar nicht, welche Geſinnungen dieſer glut-bebende Menſch ihr entgegenbringt; ſie nimmt das alles für das ungeſtüme Bekenntnis einer wirklichen Liebe, die nur in der Form ſich vergreift; ihr Herz ſchwillt vor Wonne und Seligkeit —: und dennoch ſchnürt eine maßloſe Bangigkeit ihr die Kehle zuſammen.

Wenn dieſer Überfall an den Tag kam! Wenn ihr Vater erführe ...! Das wäre ihr Tod! Sie kennt die Unerbittlichkeit ſeiner Anſichten, die finſtre Strenge, mit der er alles verdammt, was nur den Hauch eines Schattens auf ihre Ehre wirft; — und ſie fühlt, — bei aller Nachſicht, mit der ſie ſelber ja urteilt, — daß ſein Zorn hier berechtigt wäre.

Hellmuth iſt aufgeſprungen. Er verſchlingt ſie mit ſeinen Blicken. Im nächſten Moment wird er ſie an ſich reißen, unerſättliche Küſſe auf ihre Wangen, ihr nachtſchwarzes Haar, ihren blühenden Mund drücken.

Das alles lieſt ſie halb taumelnd in ſeinen Zügen. Es überrieſelt ſie eiskalt. Mit raſcher Wendung flüchtet ſie hinter den Seſſel und hebt die gefalteten Hände empor wie ein betendes Kind.

„Wenn Sie mich wirklich ein bischen lieb haben, oh, ſo laſſen Sie mich allein! Ich will und ich darf Sie nicht länger anhören! Ihr eigenes Herz muß Ihnen ſagen, daß Sie mir wehe thun! Das iſt nicht der richtige Weg, Herr Gyskra! Gehen Sie, gehen Sie!“

Hellmuth bleibt einen Augenblick unſchlüſſig. Er iſt höchlich erſtaunt. Sollte ſich Ottfried Stegemann dennoch mit ſeiner ‚praktiſchen Philoſophie‘ getäuſcht haben? So ſpricht kein Mädchen, das jemals auch nur im Traume die Möglichkeit einer ſo gearteten Überrumplung zu denken wagte! In ihrer ſteigenden Angſt erſcheint ihm Saſcha zwiefach begehrenswert; denn alles an ihr taucht ſich gleichſam in ein verſtärktes Fluidum wonnigſter Weiblichkeit: und doch iſt der trotzige Mut, der ihn hergetrieben, die ſiegesgewiſſe Dreiſtigkeit plötzlich geſchmolzen, — hinweg getaut vor dem Strahl dieſer Augen!

Schritte ertönen. Saſcha hält ſich mit der Linken am Tiſch, um nicht zuſammenzubrechen.

„Der Vater! Ich bin verloren! Er bringt mich um!“

Auch Hellmuth iſt tötlich erſchrocken. Der Anblick Saſchas erfüllt ihn mit brennendem Schmerz, mit knirſchender Reue. Wie hilfeſuchend ſchaut er umher.

„Gnädiges Fräulein — faſſen Sie ſich — und verzeihen Sie mir!“

Die Jalouſie nach dem Gothengehölz iſt nicht herunter gelaſſen. Mit bebender Hand reißt er das Fenſter auf. In demſelben Moment, da der Oberſt und Frau von Bereſow die Hausflur betreten, ſchwingt er ſich über die Rampe ins Freie.

Saſcha hat eben noch Zeit, das Fenſter zu ſchließen, den Riegel der Stubenthüre zurückzuſchieben und ſich ſcheinbar in ihr Buch zu vertiefen.

Jeder Puls an ihr fiebert. Ihr Herz ſchlägt hörbar.

Glücklicherweiſe geht Herr von Rheuß mit Frau von Bereſow erſt auf ſein Zimmer, während er ſonſt wohl, heimkehrend, einen flüchtigen Blick in die Stube der Tochter warf.

Bis er ſie endlich dann rufen läßt, hat ſich der Sturm in der Bruſt Saſchas wieder ſo weit beruhigt, daß dem Vater nichts auffällt.

Er plaudert mit ihr wie ſonſt, raiſonniert, halb im Ernſte, halb ſcherzhaft, über die ewigen Scherereien mit der Juſtiz, — (er war auf dem Amtsgericht, wo Frau von Bereſow perſönlich erſcheinen mußte, in Angelegenheit eines Rechtsſtreites, den ein Halbbruder ihres verſtorbenen Gemahls gegen ſie angeſtrengt hat) — tröſtet gutmütig ſeine Schweſter, die noch ganz alteriert iſt, und läßt ſich nach eingenommenem Thee von Saſcha vorleſen.

Sie beherrſcht ſich vollkommen.

Später jedoch, wie ſchon alles im Hauſe ſchläft, fühlt ſie ihr Herz noch einmal erkrampfen im Nachklang ihrer Erlebniſſe. Weit geöffneten Auges ſtarrt ſie zur Decke empor. Immer wieder ſieht ſie im Geiſte ihn vor ſich, den Unbegreiflichen, der ſo rückſichtslos in ihr ſtilles Boudoir getreten. Wie ſeltſam-grauſend, wie unheimlich hat er zu ihr geſprochen! Und dann wie plötzlich ſchien er verwandelt! Sie weiß nicht, ob ſie trauern ſoll oder jubeln; ein dumpfer Druck liegt ihr noch über der Bruſt; wenn ſie die Augen ſchließt, wogt es und quillt es wie von bunt glühenden Wolken, aus denen immer wieder das Antlitz Hellmuths hervorblickt.

Endlich preßt ſie die Augen tief in das Kiſſen; ein wildes Schluchzen hebt ihr den Buſen; ſie weint zum Herzbrechen.

17. Kapitel.

Nachdem Hellmuth ſich aus dem Fenſter geſchwungen, hielt er ſich eine Zeit lang regungslos. Am liebſten hätte er ſich in die Erde verkrochen; ſo ſcheu war er jetzt, ſo peinlich beſorgt um dieſe nämliche Saſcha, deren Ruf er noch eben ſo unbarmherzig aufs Spiel geſetzt.

Er überlegte.

Um die Ecke der Villa herum nach dem Ausgang des Gartens zu ſchleichen, ſchien ihm gewagt. Irgend wer hätte ihn ſehen können; ein Fragen, ein Forſchen, ein halbes Erraten wäre die Folge geweſen.

So entſchloß er ſich denn, unmittelbar vor dem Fenſter die Mauer zu überklettern, die das Grundſtück umfriedigte.

Mit einem kräftigen Satz war er droben. Er warf einen langen, halb ſehnſuchtsvollen, halb reuigen Blick in das Zimmer, wo Saſcha, in ihren Seſſel gelehnt, ihm den Rücken kehrte, und glitt dann jenſeits zu Boden.

Das Kleingehölz drängte ſich hier ſo dicht an die Mauer, daß Hellmuth ſich nur mit großer Mühe hindurch wand; gleich dahinter jedoch lief ein halbvergeſſener Fußſteig, der aus der Zeit herrührte, als noch hier keine Häuſer ſtanden.

Dieſer Fußſteig führte an den benachbarten Villen vorüber nach der Chauſſee.

Hellmuth wollte ihn einſchlagen, gab jedoch dies Vorhaben wieder auf, denn aus dem erſten Gehöft tönten ſehr lebhafte Stimmen, und der Mond, ſtark über das erſte Viertel hinaus, ſchien hell auf den Pfad, der ſich hier unmittelbar an der niederen Weißdornhecke entlang zog.

Hellmuth bog alſo ab. Er ſchlug ſich weiter nach rechts in den Hochwald. Wenn er hier einige hundert Schritt ſüdwärts vordrang, mußte er den Oberlondorfer Vicinalweg erreichen, der das Gehölz durchquerte.

Digitized by Google

Da plötzlich war ihm, als ob das Strauchwerk, das hinter ihm rauschte und knackte, nicht nur durch ihn bewegt würde. Mit eigentümlicher Dumpfheit kam etwas über das dürre Laub . . .

Er wandte sich um.

Nichts! Unter den breithin verästeten Kiefern herrschte ein undurchdringlicher Schatten, dunkler noch durch den Schimmer der mondhellen Wand, die vom Gehöft her durch die Lücken der Stämme glänzte.

Gedankenvoll schritt er weiter. Ein frischer Wind hatte sich aufgemacht. Es knackte, ächzte und raschelte lebhafter. Aus dem Boden stieg ein Hauch von Öde und Unwirtlichkeit auf, der zur Eile trieb.

Schon wieder das rätselhafte Geräusch! Und dort regte sich was hinter den Büschen, — massig und schwarz, — eine Gestalt von übermenschlicher Größe, jetzt vorgebeugt, wie im Begriffe sich durchzuzwängen, jetzt wieder gigantisch emporwachsend.

Unwillkürlich faßte Hellmuth nach seinem Totschläger. Er überzeugte sich, daß die Waffe noch wohlgeborgen in der Brusttasche seines Rocks steckte.

Die sonderbare Gestalt war wohl doch nur ein Strauch von menschen-ähnlichen Umrissen . . .! Lächerlich, so dem Ansturm der Nerven zu unterliegen! Hellmuth war in der That nervös. Die Reue, die Scham, das Gefühl einer unerhörten Blamage regte sein ganzes Wesen auf. Wochen und Monate würde er brauchen, um sich innerlich zu erholen!

Ingrimmig eilte er weiter. Nach kurzer Frist öffnete sich eine Lichtung. Der Mond fiel breit auf die halbrunde Fläche, die mit Felstrümmern und Geröll übersät war.

Hellmuth hatte während der letzten Minuten ein wenig die Richtung verloren. Nun orientierte er sich. Wenn er zwischen den beiden Stämmen hindurch geradeaus schritt, mußte er senkrecht auf den Oberlondorfer Vicinalweg stoßen.

Da erblickte er die riesenhafte Gestalt, deren Wirklichkeit er sich soeben noch ausgeredet, unmittelbar vor sich.

Es war der Maler Fritz Burckhardt.

Der Mensch sah aus wie verstört. Sein breitkrämpiger Hut war ihm weit nach hinten gerutscht und gab die mächtige Stirn frei. Wie ihn der Mond so beschien, machte er beinah' den Eindruck einer kunstvollen Wachsfigur, die einen Trunkenen darstellt.

„Was gibt's?" frug Hellmuth erschrocken. „Was wollen Sie hier?"

Der Maler, beide Fäuste geballt, keuchend und schäumend wie ein verwundetes Raubtier, trat so dicht zu Hellmuth heran, daß er ihn fast berührte.

„Schuft!" knirschte er durch die Zähne.

Hellmuth war im ersten Moment sprachlos. Sein Instinkt behielt also Recht: dieser Gigant nährte einen verborgenen Haß wider ihn! Auch damals im Café Reichskanzler war das Berechnung gewesen, trotz der späteren Versicherung des Gegenteils! Schon bei der hübschen Franziska hatte er unbewußt die Pläne des Malers durchkreuzt, — und jetzt war ohne Zweifel Sascha im Spiele. Burckhardt unterstellte vielleicht — ja was? Gesehn hatte er hoffentlich nichts: aber er konnte vermuten, Hellmuth habe von der Waldseite her das Fenster Saschas umschleichen, sie heimlich belauschen wollen. Das war mehr als genug, um den dünkelhaften Plebejer zur Brutalität zu stacheln! Elende Eifersucht.

Um so entschiedener mußte nun Hellmuth die vollendetste Kaltblütigkeit bewahren.

„Sie suchen Skandal, Herr Burckhardt," sagte er im gewöhnlichen Konversationston. „Sie schimpfen. Ich bedaure, Ihnen auf dieses Gebiet nicht folgen zu können. Morgen sollen Sie von mir hören."

„Hier gleich stehn Sie mir Rede, oder, bei Gott dem Allmächtigen . . .!"

Er hob die Faust.

„Mensch," rief Hellmuth, „sind Sie verrückt?"

Ein höhnisches Lachen scholl von den Lippen des Malers.

„Das könnte ich Sie fragen!" schnaubte er heiser. „Denn verrückt müssen Sie sein, um sich einzubilden, daß ich sie je Ihnen gönnen würde! Auch jetzt nicht, nachdem 's ja freilich aus ist mit ihrer Ehre! Die Sascha mein' ich! Ja, stutzen Sie nur! Ich habe Sie wohl gesehn! Wie der Marder vom Hühnerstall sind Sie herausgeklettert!"

„Ein Spion also!"

„Nein, Bube! Kein Spion!"

„Schimpfen Sie nicht, oder ich lasse Sie stehen! Überhaupt widert mich dies Gespräch an. Mit welchem Recht über-

fallen Sie mich? Weshalb kriechen Sie dort um das Landhaus herum, wie ein Geheimpolizist?"

„Das geht Sie nichts an! Ich habe die nämlichen Rechte wie Sie, — und hätt' ich's geahnt, daß Sascha eine so leichte Person ist ..."

„Schweigen Sie! Der Schein spricht allerdings gegen Fräulein von Rheuß; aber nur mich trifft die Schuld! An Sascha haftet auch nicht der leiseste Makel!"

„Lügner!"

Hellmuth zuckte zusammen.

„Ich halte darauf, daß Sie mir glauben," sagte er tonlos. „Also: mein Ehrenwort —"

„Lügner!" wiederholte der Maler. „Und wenn Sie mir's schwören mit hunderttausend heilgen Eiden, ich glaub's Ihnen doch nicht! So eine Heuchelei! Blinzelt mir zu, als ob sie Gott weiß wie in mich vernarrt wäre, — und hält's dann mit diesem Duckmäuser! Aber ich will's schon erzählen, was für ein Täubchen sie ist! Alle Welt soll's erfahren! Ich brandmarke die verlogene Person, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihr nimmt. — Und Ihnen geb' ich den Rat: lassen Sie ab von dem Mädchen! Merk' ich noch einmal, daß Sie ihr, auch in Gedanken nur, nachsteigen, so dresche ich Ihnen die Knochen im Leib entzwei!"

Von Zorn übermannt, hatte er seinen verblüfften Gegner wild bei der Schulter gepackt.

Hellmuth, obschon an Körperkraft diesem rasenden Ungetüm weit nachstehend, war denn doch nicht der Mann, solche Angriffe widerstandslos zu erdulden. Zu lange schon hatte er seine Erbitterung gemeistert.

Er versetzte dem Wutschnaubenden einen Stoß vor die Brust, daß er taumelte.

Aus der Kehle des Malers erscholl ein kurz dröhnender Aufschrei — der einzige Ton, der während der ganzen Scene über das Maß des Raunens und Murmelns hinaus gegangen; denn Beide dämpften unwillkürlich die Stimmen ab.

Im nächsten Moment hatte die Reckengestalt sich niedergebeugt und einen wuchtigen Stein aus dem Moosgrund gerissen.

Wie sinnlos drang er auf Hellmuth ein und führte mit dem kantigen Felsstück einen entsetzlichen Streich nach dem Kopfe des Gegners.

Hellmuth jedoch wich ihm zur rechten Zeit aus, so daß Fritz Burckhardt beinah' gestürzt wäre.

„Lump! Hund! Verführer!" ächzte der Taumelnde und sprang zu erneutem Angriff heran.

Wie er jetzt eben ausholte, traf ihn der bleierne Totschläger Hellmuths rechts an die Schläfe. Der Stein entsank seiner Hand; dumpf stöhnend brach er zusammen. Ein kurzes Röcheln, ein krampfartiger Schauer, der von dem Wirbel zur Zehe ging: dann lag er bewegungslos, die Arme weit ausgebreitet, das rechte Knie etwas herauf gezogen.

Eine Minute lang stand Hellmuth erstarrt. Ein Frostgefühl kroch ihm über das Herz, eine zerdrückende Bangigkeit, wie er sie niemals gekannt hatte.

Der Mensch da, der noch jetzt eben so wild und so wütig getobt, war mit einem Male so still geworden, — und gleichzeitig schien sich die ganze unendliche Welt bis in die weitesten Räume des Alls verfärbt und verändert zu haben. Das war nicht dasselbe Mondlicht mehr, das durch die Zweige floß. Das Rauschen der Wipfel klang fremder und schauriger. Er selbst, Hellmuth, dachte nicht mehr die eignen Gedanken, sondern ein Etwas dachte in ihm, ein unheimliches Gespenst, das ihn bemeisterte und seine Vorstellungen bunt durcheinander warf ... In den Kunst-Mappen Ottfried Stegemanns hatte er das Bild eines verschütteten Pompejaners gesehn, der ganz ebenso auf dem Leibe lag, wie Fritz Burckhardt, und das Antlitz dem Boden zukehrte ... An dieses Bild mußte er denken, unabweislich, so sehr es ihn auch mit wachsendem Grausen erfüllte. Ja, er bemerkte sogar, daß Burckhardt den rechten Arm etwas mehr nach der Seite hielt ...

Endlich ermannte er sich. Er trat zu dem wuchtigen Körper, auf den der Mond hier und da ein zitterndes Fleckchen warf, langsam heran. Er beugte sich nieder und berührte die Schulter des Mannes, sanft, sorglich, als fürchte er den Koloß zu zerbrechen.

„Herr Burckhardt," flüsterte er verzweiflungsvoll, „kommen Sie zu sich! Wir haben uns beide vergessen! Alles wird ja noch gut werden!"

Burckhardt regte sich nicht.

Nun gab Hellmuth dem Oberkörper des Riesen eine halbe Wendung nach links und schaute ihm stockenden Atems in das Gesicht. Der rechte Mundwinkel war eigentümlich verzogen. Die Stelle, wo ihn der Bleischläger getroffen hatte, schien etwas vertieft; hier und da rieselte aus der geborstenen Haut etwas Blut hervor, matt, langsam, das einzig Bewegte in dieser entsetzlichen Ruhe.

Hellmuth preßte sein Ohr auf das Herz des Erschlagenen.

Alles stumm! Kein Laut, keine Zuckung mehr!

Fritz Burckhardt war tot!

Horch! Was knackte da in den Zweigen? Und dort, was huschte da schwarz und gebückt durch das Untergehölz?

Hellmuth bebte am ganzen Leibe. Die schwarze, gebückte Gestalt dort war kein Gebilde seiner fiebernden Phantasie; — nein, etwas Lebendiges, Wirkliches, ein Häscher vielleicht, der im nächsten Moment ihn hervorziehen, als Mörder verhaften, dem Gericht, dem Schaffot überantworten würde!

In dem fürchterlichen Bewußtsein, einen Menschen getötet zu haben, gebrach es ihm ganz und gar an der Fähigkeit, seine That objektiv zu beurteilen, sich zu sagen, daß er nur seiner Haut sich gewehrt und überdies ja den Tod seines Gegners gar nicht gewollt hatte. Er dünkte sich Kain bei der Leiche des Bruders. ‚Wer Menschenblut vergießt,' so klang es ihm in der Seele, ‚deß Blut soll wieder vergossen werden!' Nur das Gefühl kam zum Wort; die Philosophie ließ ihn vollkommen im Stich.

„Ja, faßt mich nur! Schleppt mich hinweg! Macht ein Ende mit dieser trostlosen Existenz, die nun doch keine Zukunft hat!"

Die Arme geöffnet, wie ein Verfolgter, der sich ergibt, stand er neben dem Toten und harrte.

So angespannt er nun lauschte, — er hörte nichts mehr. Nur die Nachtluft wogte wie klagend in dem blätterlosen Geäst.

Plötzlich erwachte er aus dieser furchtbaren Lethargie. In der halb-unbewußten Betrachtung der Folgen war ihm das Bild seines Vaters vor die Seele getreten, das Unglück, das Elend, das er nun über dies teure Haupt bringen würde, — und dieser Gedanke lieh ihm eine unerwartete Willenskraft. Der Trieb der Selbsterhaltung, der Drang nach Rettung machte sich geltend. Mit übermenschlicher Anstrengung zwang er sein Hirn zum Nachdenken.

Kein sterbliches Auge hatte die That gesehen, — zu seinem Unglück vielleicht, wie er sich jetzt zu bekennen wagte; denn jeder Zeuge hätte ihm ja beurkunden müssen, daß Burckhardt ihn angefallen.

Er, Hellmuth, hatte unzweifelhaft nur im Zustand der Notwehr gehandelt.

Wer aber würde ihm glauben, wenn er dies aussagte?

Burckhardt hatte den Stein benutzt, schien also der Naive, der Unvorbereitete, Ahnungslose, während Hellmuth eine gefährliche Waffe trug, die auf die Absicht einer Attacke hinwies.

Wie kam er zu diesem Bleischläger? Die nächtlichen Streifzüge durch die Vorstadt ließen sich allerdings wohl erhärten; heute indes war ja keine solche ‚migratio' vereinbart, — und überdies hatte er seinem Freund gegenüber den Bleischläger niemals erwähnt . . .

Die Wahrheit klang also hier wie eine klägliche Ausflucht . . .

Ach, und die Justiz war so feinfühlig im Entdecken solcher scheinbaren Widersprüche! Die Zahl der Schuldlos-Verurteilten mußte Legion sein, wenn man von den vereinzelten Fällen, in denen die Schuldlosigkeit nachträglich ans Licht kam, auf die Unsummen derer schloß, die ewig im Dunkel blieben . . . Die Rechtsmittel waren so matt und so spärlich im Vergleich zu der feindlichen Übermacht! Jeder Prozeß, auch der einfachste, hatte etwas vom Hazardspiel, — und es spielt sich verzweifelt schlecht, wenn man selber der Einsatz ist . . .!

Ferner: Wie sollte er seine Begegnung mit Burckhardt erklären? Mußte er nicht, wenn er sich halbwege reinwaschen wollte, alles berichten, was er mit Sascha erlebt hatte? Und würde alsdann die Welt nicht fest überzeugt sein, auch diese Wahrheit, die ja an sich für Sascha nicht compromittierend war, sei nur aus Rücksicht und Ritterlichkeit so von ihm zugestutzt?

Alles in seiner Brust bäumte sich auf. Nein, er durfte sich zu der entsetzlichen That nicht bekennen, selbst wenn er für seine

Person dem Äußersten hätte trotzen wollen! Sein Vater, dies Urbild makelloser Gerechtigkeit, hätte den Schlag nicht überlebt. Die Mutter, die Schwester, die jetzt im ersten Glanz ihres erblühenden Glückes stand, und Sascha, die er so schwer gekränkt und verkannt hatte, wurden mit in den Sturz verwickelt, der ihn so jäh in den Abgrund stieß. — Sascha . . .! Wenn der Oberst sie nicht zermalmte, so galt sie doch sicher für die Beherbergerin eines Galans, den sie durchs Fenster entließ, wie das Dirnd'l den Bub'n . . .! Ach, und dies Mädchen zürnte ihm nicht! Sie vergalt seine Herzensroheit mit Nachsicht, mit sanft verzeihender Güte . . .!

Noch einmal drückte er beide Hände vor's Antlitz. Dann ging er mit zitternder Hast ans Werk.

Die Reihe von Operationen, die er jetzt ausführte, war ihm blitzartig durch die Seele gezuckt.

Wenn er jeden Verdacht von sich ablenken wollte, mußte er alles so vorbereiten, daß man demnächst bei der Auffindung des Getöteten einen Raubmord vermutete, einen Überfall ohne Kampf.

Zunächst also nahm er den Stein aus der halb schon erstarrten Rechten des Leichnams und legte ihn wieder an Ort und Stelle, wo er sich einfügte wie ein losgegangener Mosaikstab.

Dann durchsuchte er mit schlotternden Fingern die Taschen des Malers.

Links im Beinkleid fand er die Börse.

Jetzt kam er sich beinahe selbst vor wie ein Raubmörder. Das Blut stieg ihm wirbelnd zu Kopf; er hatte ein Vorgefühl wie von beginnender Geisteskrankheit.

Es war ein rot-juchtenes Portemonnaie mit Stahlbügel, auffällig dünn. Er öffnete es und fand zu seinem Erstaunen nur ein paar Nickelmünzen nebst einigen Pferdebahn-Quittungen. Gleichviel. Wenn die Börse verschwunden war, konnte ja niemand wissen, was sie enthalten hatte.

Er steckte das Portemonnaie ein und überlegte dann, ob er die Uhr wegnehmen sollte. Schon tastete er an der Westentasche herum, als er plötzlich zurückfuhr, als ob die Sache ihn reute. Er wußte selbst nicht weshalb: aber die Uhr . . . nein, das widerstrebte ihm. Zudem war's ja unnötig. Ein Raubmörder mochte sehr wohl Bedenken tragen, Dinge zu stehlen, die ihn verraten konnten.

Hellmuth stand bereits im Begriff fortzueilen. Er wollte, sobald er in Sicherheit wäre, die Börse vergraben.

Da fiel ihm was Besseres ein.

Er zog sie langsam wieder hervor, zerstreute die fünf oder sechs Münzen, die sie enthielt, neben dem Toten, und warf die Börse dann weg ins Gebüsch.

Nun endlich wandte er sich zum Gehn.

Da gewahrte er seinen Totschläger, den er ins Moos gelegt und jetzt um ein Haar dort vergessen hätte.

Es überlief ihn wie Gluthitze; das Rückgrat schmerzte ihm bis in den Schädel hinauf. Er schob die Waffe mit dem Ungestüm einer Mutter, die ihr Kind vom Rande des Abgrunds hinwegreißt, in seinen Rock.

Hiernach befühlte er sich ängstlich die Taschen, ob er nicht etwas verloren hätte. Nervös murmelnd nannte er sich der Reihe nach die verschiedenen Gegenstände: die Schlüssel, das Taschenkämmchen, die Brieftasche, die Uhr, das Cigarettentäschchen, die Streichhölzer, das Portemonnaie. Alles fand sich gebührend vor —: aber er wiederholte die Probe noch zweimal und zerquälte sich das Gehirn, ob sein Gedächtnis auch treu und die Liste, die er durchging, auch vollständig sei.

Plötzlich entsann er sich, daß sein Vater vor mehreren Jahren die Anklage in einem Prozesse geführt hatte, wo man durch einen abgerissenen Knopf auf die Spur des Thäters gelangt war. Mit fiebernder Hast untersuchte er sich auch in dieser Beziehung, bis er zuletzt fühlte, wenn er nicht bald und energisch ein Ende mache, werde er sich überhaupt von der Unglücksstätte nicht mehr entfernen können. Eine rätselhafte Gewalt schien ihn zu fesseln.

„Fort, fort!" raunte er halblaut — und staunte über den fremdartigen Klang seiner Stimme.

Schleichend, wie ein hungriger Schakal, der sich in die Nähe einer befestigten Hürde wagt, schritt er in südlicher Richtung vorwärts.

Kaum fünfzig Ellen von dem Thatort entfernt, erreichte er den Oberlondorfer Vicinalweg. Das Blut gerann ihm fast in den Adern, da er sich vorstellte, wie leicht

hier jemand im entscheidenden Augenblicke hätte vorübergehn und die Scene beobachten können.

Er lauschte.

Da kamen wirklich aus der Richtung der Stadt ein paar Männer des Wegs, Arbeiter, wie es schien, langsam, in der schleppenden Weise der Tagesmüden.

Hellmuth würde geglaubt haben, seinem Verderben geradewegs in die Arme zu laufen, wenn er den beiden Männern begegnet wäre. Er barg sich hinter dem Stamm einer Eiche, um abzuwarten. Zu seinem Schrecken erscholl jetzt ein leises Gebell. Ein Hund also befand sich in der Begleitung der Leute, ein Hund, der rechts und links im Gebüsch herumschnobern und den Leichnam entdecken konnte!

Hellmuth stürzte wie ein Besessener querwaldein. In seiner Aufregung hörte er überall Stimmen. Kein Zweifel: der Hund befand sich auf seiner Spur; die Männer verfolgten ihn; jeden Augenblick konnte sich sein Verhängnis erfüllen.

Gott sei Dank, es war Täuschung! Nach fünfzehn Minuten sah er von fern die Lichter der Südwestvorstadt durch die Baumstämme blinken. Hier am Wald entlang mußte die Oberlondorfer Chaussee führen. Richtig: da war ja bereits der Fußweg, der innerhalb des Gehölzes mit der Chaussee parallel ging und nur an der einen Stelle mehr sich hereinbog . . .

Jetzt ruhig, bedächtig, gelassen! Fürs erste war die Gefahr ja beseitigt!

Er sprang über den Graben. Schlendernd, fast nachlässig in Geberde und Haltung, schritt er dahin, bog in die Karlstraße ab und erreichte so die Droschken-Station Ecke der Hainstraße.

„Café Moltke am Postplatz!“ rief er dem Kutscher zu, legte sich in die Polster zurück und steckte sich mit erkünsteltem Gleichmut eine Papiros an, die er mit ungewöhnlicher Langsamkeit rauchte.

Dies affektierte Maßhalten in der Bewegung übte einen beschwichtenden Einfluß auf sein Gemüt aus. Je mehr er dem belebteren Centrum entgegenrollte, um so freier atmete er.

Die Uhr am Postgebäude zeigte halb acht. Unbegreiflich, wie schnell diese Stunden des Unheils verstrichen waren!

Er stieg aus und bezahlte, gab jedoch nicht, wie er's im ersten Augenblick wollte, mehr Trinkgeld als sonst.

Am Eingang des Kaffeehauses musterte er ein wenig sein Äußeres. Vorsichtig nahm er ein Flöckchen Moos von dem Knie. Im übrigen sah er so einfach und elegant aus wie immer. Die Schulter, wo ihn Burckhardt gepackt hatte, schmerzte; aber der Rock war weder zerknüllt noch zerrissen.

Hellmuth durfte beruhigt sein. Der große Spiegel im Vorzimmer zeigte ihm nur, daß er ein wenig bleich war: aber wenn man studierte, sei es die Wissenschaft, sei es das Leben, dann ging's auf die Dauer nicht ohne die ‚interessante Blässe‘ ab.

Zu allem Überfluß strich er sich noch mit dem Taschentuche ein paar Mal stark über die Wangen, so daß sein Teint sich belebte.

Nun trat er — ‚ganz normal‘ — in das Hauptzimmer, wo eine große Anzahl von Herren über den Zeitungen saß.

Wie heute Nachmittag im Café Reichskanzler, eh' er die Fahrt nach der Villa des Obersts antrat, nahm Hellmuth rein mechanisch ein Blatt zur Hand.

Es war die Abend-Ausgabe der ‚Deutschen Reform‘.

Hellmuths Blick haftete zufällig auf einem Artikel, der bereits eine Fülle von Einzelheiten über die Flucht Licherts und Lewalds enthielt. Die Bindung und Knebelung des Gefängniswärters, die raffinierte Dreistigkeit, mit der die Verbrecher zu Werke gegangen, ihr Entweichen aus dem Hauptportal des Palastes auf die belebteste Straße, die Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, alles dies war hier mit mancherlei Ausschmückungen geschildert, feuilletonistisch, rhetorisch, an gewissen Stellen beinahe dichterisch packend, so daß Hellmuth atemlos und halbgeöffneten Mundes zu Ende las.

Oder schien das nur *ihm* so außerordentlich wirksam und spannend?

Merkwürdig! So entrüstet sich der Verfasser dieses Artikels über die Frechheit der beiden Spitzbuben äußerte, insbesondere über die pöbelhafte Mißhandlung des armen Wendeborn, den man halb schon erstickt auf der Pritsche gefunden hatte, so entschieden stellte sich Hellmuth auf die Seite der Flüchtlinge. Er machte im Geist alle Peripetien ihrer Verschwörung mit; er drehte mit ihnen gleichsam den Schlüssel um, der

in die Freiheit führte, und bangte für sie, als er am Schluß die Bemerkung las: ‚Hoffentlich wird es der oft bewährten Umsicht unsrer Behörde gelingen, die Missethäter zu fassen, eh' sie noch weiteres Unheil anrichten.'

Mit brennender Lippe trank er nun seine Tasse leer.

Erst wie er das Blatt aus der Hand legte, überkam es ihn wie ein Vorwurf: Du fühlst dich also eigentlich als der Schicksalsgenosse eines Brandstifters und eines Betrügers?

Sein Stolz rebellierte.

„Lächerlich!" sagte er zu sich selbst. „Was that ich denn? Was ich gegebenenfalls höchst wahrscheinlich zum zweiten Mal thun würde! Ich befand mich im Recht; und dieses Gefühl des Rechts wird meine Kraft ausmachen! Einmal darüber schlafen muß ich, eh' ich den Meinigen unter die Augen trete. Und dann: arbeiten, arbeiten, bis da Gras über die Sache gewachsen! Ich schweige, dulde und harre! Eh' nicht das alles glatt ist, hätt' ich ja doch keinen Sinn für das Leben da draußen, das mir noch heut' so ergötzlich schien . . ."

Auch Sascha von Rheuß wollte er bis auf weitres nicht wiedersehn. Ein Gefühl heißester Scham hielt ihn ab, — und mehr noch die Furcht, sich gerade ihr gegenüber durch irgend ein unbedachtes Wort zu verraten. Sascha vor allem konnte doch auf den Gedanken verfallen — — —: denn sie allein wußte von seiner Anwesenheit in der Nähe des Thatorts; ja, sie ahnte vielleicht, daß er nach seinem Sprung aus dem Fenster über die Mauer geklettert war . . .

Zum ersten Male nach langer Zeit lechzte Hellmuth nach seinem Laboratorium. Dankerfüllt dachte er an die Aufzeichnungen Altenhöfers, die seit Wochen schon auf ihn warteten. Das große Problem der Cellulose-Verwandlung mußte ihn retten. Angesichts dieser gewaltigen Aufgabe konnte es niemand befremden, wenn er sich künftig zurück hielt: das Motiv schien ausreichend, — und rastlose Thätigkeit war ja der beste Balsam für solche Wunden!

Schon wiegte er sich in die Täuschung, daß er sein trauriges Schicksal bemeistert habe. Da hörte er, wie die Herren am Nebentisch mit äußerster Lebhaftigkeit über die Lichert-Lewald'sche Affaire sich unterhielten.

Ein jugendlicher Commis sagte:

„Wer hält die Wette, daß beide in diesem Moment schon gegriffen sind?"

Eh' ihm noch eine Antwort zu teil ward, kam ein behäbiger Bierphilister, rückte sich einen Stuhl heran und bemerkte im Ton eines Mannes, der stets aus den sichersten Quellen schöpft:

„Den einen haben sie schon."

„Wieso? Erzählen Sie!"

Und der Bierphilister erzählte nun die Ergreifung des Lewald, der in der Nordvorstadt von einem wandernden Scherenschleifer erkannt wurde, augenblicks sich in Trab setzte, durch diese Unbesonnenheit eine Schar von Verfolgern sich an die Fersen heftete und schließlich in einen Stall geriet, wo man den Zitternden unschwer hervorzog.

Hellmuth erhob sich. Es ward ihm dumpfig in diesem qualmenden Raum, wo der ganze Apparat der Justiz wie aufgelöst in der Luft schwebte, wo unausgesetzt Worte fielen wie: ‚die Verbrecher', ‚Belohnung', ‚Wiederergreifung', ‚Schutzmannschaft', ‚Polizei' . . .

Er wollte um keinen Preis in seine glücklich bewältigte Nervosität zurückfallen.

18. Kapitel.

Hellmuth schritt die Frankfurter Straße hinauf in der Richtung des Friedrichsplatzes. Er hatte kein Ziel vor Augen willenlos trieb er in dem großen Verkehrsstrome.

Plötzlich sah er sich in der Nähe des Porzellangeschäftes, wo seine längst vergessene Freundin Mathilde Solf als Verkäuferin waltete.

Er nagte die Lippen. Schade, daß er mit ihr entzweit war; jetzt in seiner angstvoll bedrückten Stimmung hätte er ihre Gesellschaft so gut brauchen können! Sie lachte, sie scherzte, sie hatte die unbestreitbare Gabe ihn zu zerstreuen, und — sah anständig aus, weder plebejisch, noch aufgetakelt! Eigentlich war es doch thöricht, sie schießen zu lassen, nur weil sie ein leichtes Persönchen war, nicht besser und nicht schlechter als hundert andre!

Wie er das eben so dachte, öffnete sich, fünf Schritt von ihm entfernt, die Glasthüre, und Fräulein Mathilde Solf trat heraus. Sie kam direkt auf ihn zu und strahlte ihn freundlich an. Das krimmerbesetzte Jäckchen, der modische, dunkle Hut

mit dem weißen Aufputz, der zierliche Muff, — dies alles kleidete sie allerliebst. Sie schien die verkörperte Sorglosigkeit, der Leichtsinn, das Leben.

„Na, also doch!“ rief sie, und bot ihm schalkhaft die Hand. „Ich wußte es ja! Ich habe noch mit Helene gewettet!“

„Was denn?“

„Daß Du heut' am Geschäft sein würdest.“

„So bist Du sehr unvorsichtig mit deinen Wetten. Es ist nur der reinste Zufall . . .“

„Still nur, Du bist erkannt! Ich sah Dich schon, wie Du um fünf, halb sechs hier vorbeikamst und sehnsuchtsvoll durch die Scheiben guckte st. Ja, mein verehrter Herr Doktor, wer einmal Fräulein Mathilde gekannt hat, der vergißt sie nicht so im Handumdrehn, selbst wenn er sich mal grundlos geärgert hat.“

„Was?“ frug Hellmuth erstaunt; „um fünf, halb sechs wäre ich hier vorbeigekommen?“

Sie blickte sehr kokett zu ihm auf.

„Willst Du mir's etwa abstreiten? Es kann auch später gewesen sein; so genau hab' ich die Uhr nicht im Kopf. Ein paar Minuten lang hast Du rechts an dem Schaufenster vor den Nippes gestanden und durchgeäugelt Auch Helene hat Dich gesehn; aber sie meinte, Du wolltest mir nur beweisen, daß ich Dir Wurst sei.“

Hellmuth schwieg. Sofort ward ihm klar, daß der unbegreifliche Irrtum der beiden Mädchen, die — aus dem hellbeleuchteten Raum auf die minder beleuchtete Straße blickend — offenbar eine andre Person mit ihm verwechselt hatten, möglicherweise von ganz entscheidender Tragweite sein konnte. Die Gunst des Schicksals konstruierte ihm hier, wenn's darauf ankam, ein Alibi, wie er es mit dem äußersten Raffinement nicht erkünstelt hätte. Er beschloß daher, auf diesen Irrtum ohne Verzug einzugehn, und ihn dadurch zu unterstützen, daß er die früh'ren Beziehungen zu Mathilde ein wenig erneute.

„Ihr habt Augen wie Luchse,“ sagte er lächelnd. „Ich dachte nun so bestimmt . . .“

„Ja freilich,“ fiel sie ihm in das Wort, „das haben wir wohl gemerkt! Du wolltest nicht gleich erkannt sein; Du hattest den Hut weit mehr als sonst in die Stirn gedrückt. Aber die Sehnsucht blickt scharf. Ich hatte wirklich Sehnsucht nach Dir, wie Du nach mir! Im Ernst, ich hätte Dir längst schon einmal geschrieben. Aber dann dachte ich: Gott, wenn er nicht will — was sollst Du ihm nachlaufen!“

Während der letzten Worte schon hatten sie Kehrt gemacht, um quer über den Damm zu gehn.

Hellmuth ließ sie eine Weile noch schwatzen. Sein geängstigtes Herz war wie betäubt von der Huld dieses Zufalls. Oft genug schon hatte er allerdings ja erlebt, daß ihm jemand entgegenkam, den er bis auf die letzten drei Schritte für einen Andern hielt, bis er dann, im Begriff ihn zu grüßen, wahrnahm, daß eine Ähnlichkeit ihn getäuscht hatte. Jeder Mensch wohl besaß einen Doppelgänger. Neulich erst wollte ihn sein zukünftiger Schwager, Professor Lehr, am hell-lichten Tag auf der Louisenallee gesehn haben, obgleich er um die betreffende Zeit ruhig daheim saß . . . Dennoch berührte ihn der Fall mit den beiden Verkäuferinnen gerade jetzt, wo die Täuschung ihm so erwünscht kam, wie etwas Ungewöhnliches, Übernatürliches, beinah' Gespenstisches.

Mathilde, im Drang ihres bösen Gewissens, kam auf den Unteroffizier Kühne zu sprechen.

„Siehst Du,“ sagte sie schmeichlerisch, „ich habe mir nachträglich Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Dir gar so viel von dem Menschen erzählt habe! Ich merkte ja gleich, die Sache war Dir nicht angenehm. Aber, ich that's nun gerade . . .! Am Ende hast Du vielleicht Dir noch eingebildet, ich hätte etwas mit dem Kühne . . .? Gesteh's nur, Kühne war schuld daran, daß Du mich sitzen ließest!“

„Kind,“ sagte Hellmuth gutmütig, „weißt Du kein bessres Thema?“

„Wie so? Ich versichre Dich . . .“

„Die Sache ist ja nun abgethan,“ unterbrach Hellmuth die Heuchlerin. „Aber Du mußt nicht verlangen, daß ich Dir glaube, wenn Du so harmlos thust.“

Nun platzte er kurzer Hand mit der Wahrheit heraus. Ihr Begleiter auf der Partie nach Oberlondorf war allerdings ‚schuld daran‘, aber nicht weil sie ‚gar so viel von dem Menschen erzählt‘ hatte, sondern weil dieser Mensch damals mit ihr aus dem Hause trat und sehr behaglich mit ihr von dannen zog.

„So was hab' ich mir gleich gedacht!“

rief nun Mathilde im Ton der gekränkten Unſchuld. „Irgend etwas mußte ja ſein ...! Aber da biſt Du nun ganz und gar auf dem Holzweg! Das war nicht Herr Kühne, ſondern ein Vetter von mir, der gleichfalls hier bei den Jägern ſteht. Er hatte zwei Freibilletts für den Cirkus. Wenn's auch ſchon leider ein bischen ſpät war: die Hälfte der Vorſtellung haben wir doch noch zu ſehn gekriegt!"

„Aha!" murmelte Hellmuth.

Mathilde ereiferte ſich. Was Hellmuth nur von ihr dachte? Sie war doch ein höchſt ſolides und ehrbares Mädchen! Aber ſie hatte es immer geſagt: es macht ſich ein wenig auffällig, wenn man ſo viel Militär in der Verwandtſchaft beſitzt! Ein anderer Vetter von ihr ſtand nämlich bei den Dragonern; und alle zwei hielten etwas auf ihre Couſine und luden ſie häufig ein, und ſie konnte nicht Nein ſagen.

Unter normalen Verhältniſſen würde Hellmuth ſie wahrſcheinlich verhöhnt haben; jetzt aber hatte er nur den einen Gedanken: die Sehnſucht, die ihn der Meinung Mathildens zufolge veranlaßt hatte, mit dem Blick eines Toggenburg in den Geſchäftsraum zu ſpähen, glaubwürdig durchzuführen.

„Mag wohl ſein, daß ich Dir unrecht that," ſagte er ſeufzend. „Wenn man verliebt iſt, ſieht man in ſolchen Dingen ſehr ſchwarz. Ich hatte mir vorgenommen, ein für allemal der Geſchichte ein Ende zu machen; aber ich hielt's nicht aus. Heute beſonders gingſt Du mir unabläſſig im Kopfe herum. Es war mir zu Mute, als riefe mir eine Stimme zu: ‚Geh' hin! Bitt' es ihr ab, daß Du ſo wortlos mit ihr gebrochen haſt! Sie iſt nicht ſo ſchlecht, wie es ſcheint; ſie hat Dich lieb; ſie erwartet Dich!' So bin ich denn kurz nach dem Eſſen herüber gekommen, habe mich, immer noch zögernd, hier in der Nähe gehalten, bis es mir keine Ruhe mehr ließ ..."

(Fortſetzung folgt.)

Der Mann im Geſpräch mit der Frau. Nach einer Radierung von Adrian von Oſtade. 1610—1685.

Mirabeau in Berlin.

Von Dr. J. Wychgram-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Der französische Deputierte G. Cavaignac hat in der Revue des deux Mondes einen sehr merkwürdigen Aufsatz veröffentlicht über die sozialen Reformen in Preußen nach dem Tilsiter Frieden. Er zeigt darin, wie unter so ganz anderen äußeren Bedingungen als in ihrem Mutterlande die bedeutenden Gedanken der französischen Revolution zur teilweisen Verwirklichung gelangten, und deckt die Beziehungen auf, die zwischen der Gedankenwelt Steins, Schöns, Hardenbergs und derjenigen der idealeren Geister der Revolution bestanden.

Nicht über Nacht, wie es manchem oberflächlicheren Beobachter zunächst scheinen möchte, sind jene Gedanken auch im preußischen Staate aufgetaucht. Dem Kundigen treten in den Jahren vor und nach der Revolution manche Männer entgegen, die man füglich die Vermittler zwischen Paris und Berlin nennen kann. Allerdings würde man fehlgehen, wenn man die Stein-Hardenbergischen Reformen auf lediglich oder auch nur hauptsächlich durch Frankreich vermittelte Ideen zurückführen wollte. Mit den leitenden Grundsätzen ging die Zeit lange schwanger und das Menschlichkeitsideal Herders, Goethes und Schillers findet in jenen politisch-sozialen Maßnahmen seine ganz selbstverständliche Analogie.

Der bedeutendste Mann der ganzen Revolution, der hervorragendste Geist, über den Frankreich damals verfügte, hat in engen Beziehungen zu Berlin und Preußen gestanden. Er hat hier die Gedanken gepredigt, deren begeisterter Apostel und energischer Bethätiger er einige Jahre später in seinem Vaterlande wurde: Mirabeau. Wir sind seit einiger Zeit in der glücklichen Lage, aus deutscher Feder eine umfassende und glänzende Würdigung dieses Staatsmannes und Schriftstellers zu besitzen: Professor Alfred Stern (Mirabeau. Berlin, Cronbach) gibt sie uns, gestützt auf das gründlichste Studium bekannter und neuerschlossener Quellen. In prächtig scharfen Zügen hebt sich in diesem Buche der merkwürdige Mann auf dem Grunde seiner Zeit ab.

Kein Mund hat schärfer, eindringlicher und in tönenderen Worten den Ruf nach Reformen in das Ohr des Königs schallen lassen, als Mirabeau. Als Friedrich der Große gestorben war, überreichte er dem neuen König eine lange Denkschrift, die er seit geraumer Zeit für diesen Verwendungsfall bereit gehalten hatte. (Lettre remise à Frédéric Guillaume roi régnant de Prusse le jour de son avènement au teône par le comte de Mirabeau. Berlin 1787). Ein neuer Posa, tritt er an den Monarchen heran und wie aus einem Füllhorn schüttet er die menschenfreundlichen Sozialprojekte vor ihm aus. „Ich bin Mensch, ehe ich König bin", soll Friedrich Wilhelm denken, um den richtigen Standpunkt zu ihrer Beurteilung zu gewinnen. Die Schrift enthält eine scharfe, aber oft sehr schlagende Kritik des friderizianischen Systems der inneren Politik, von dem allerdings auch weniger scharfblickende Männer überzeugt waren, daß es sich überlebt habe. Und aus dieser Kritik entwickelt sich das Bild eines neuen Zeitalters. Merkwürdig, mit welchem Scharfblick Mirabeau das Notwendige erkannte und wie sehr seine Meinungen durch die Thatsachen der Reformjahre gerechtfertigt worden sind. Das Heer soll auf nationale Grundlagen gestellt, alle Werbungen im Auslande verpönt werden, die Einwohner des Landes sind in umfassenderer Weise zur Heerespflicht heranzuziehen, aber die Dienstzeit muß verkürzt werden. Die Bauern müssen aus ihrem Zustand dumpfer Hörigkeit befreit werden, die Kluft zwischen den Ständen muß überbrückt, Adlige und Bürgerliche gleichgestellt werden; Beschränkung der schriftstellerischen Freiheit entspricht nicht mehr dem Zeitgeist, vollständige religiöse Toleranz soll verkündet werden. Eine wesentliche Förderung der allgemeinen Wohlfahrt würde Mirabeau in der Verbesserung der Schulen, zumal derjenigen auf dem flachen Lande sehen. In wirtschaftlicher Hinsicht erblickt er das Heil in der Niederwerfung aller inneren Zollschranken, in der gänzlichen Beseitigung der Monopole, kurz in freier Bewegung und einer größeren Anregung der Selbständigkeit, der persönlichen und gesellschaftlichen Initiative.

Der König hat dieses Schriftstück, ungeachtet des bis zur Respektlosigkeit gesteigerten freimütigen Tones, nicht ungnädig aufgenommen: wenige Tage nach der Überreichung bedankt er sich dafür, allerdings nur in allgemeinen Komplimenten. Daß ein Mann wie Friedrich Wilhelm II nicht geneigt war, überhaupt in die Erwägung seiner Projekte einzutreten, die überdies aus dem Munde eines ungebetenen Ratgebers kamen, liegt auf der Hand. Über den freundlichen Dank kam es nicht hinaus, und die leise angedeutete Hoffnung Mirabeaus, bei der Durchführung seiner Pläne im preußischen Staatsdienste mitzuwirken, blieb, was sie gewesen: eine dreiste Illusion.

Es war nicht das erste Mal, daß solche Hoffnungen in der Seele des unsteten Wanderers emporschimmerten. Er hatte ähnliche Versuche bereits bei dem großen Friedrich gemacht.

Im Herbste 1785 hatte sich Mirabeau durch eine beißende Schrift in Sachen der großen Wasserwerke von Paris gründlich mit dem Minister Calonne überworfen und beschloß, Frankreich auf einige Monate den Rücken zuzuwenden. Gegen Ende desselben Jahres erscheint er in Deutschland, im Januar 1786 in Berlin. Seine stille Hoffnung war, gleich so vielen seiner Landsleute im Dienste des fremdenfreundlichen Königs eine Anstellung zu erhalten. Friedrich kannte ihn natürlich dem Namen nach und kam mit einer gewissen litterarischen Neu-

gier dem Verfaſſer des Buches über die Lettres de cachet entgegen. Nach in der Wache ſeiner Ankunft gelangte Mirabeau zu einer Audienz in Sansſouci. Aber, was er vor anweſenden Dritten nicht auszuſprechen wagte, das legte er am folgenden Tage in einem Briefe nieder. Es war eine feine Bitte um Anſtellung. Er wolle eigentlich nach Rußland gehen, das der Fremden nach am meiſten benötige. Der Staat Friedrichs ſei zu vollkommen organiſiert, um ihrer zu bedürfen. Darum müſſe er auf das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes, Sr. Majeſtät zu dienen, natürlich verzichten. Friedrich traute ihm trotz aller Sympathie nicht recht. Vielleicht argwöhnte er, daß es Mirabeau als nach höheres Ziel vorſchwebe, durch Berichte über den Berliner Hof und deſſen Politik die Gunſt Calonnes wiederzuerwerben und ſo im franzöſiſchen Vaterlande zu einem angeſehenen Poſten zu gelangen. Überaus höflich, aber überaus nichtsſagend antwortetete der König. Er haſſe ihn nach einmal wiederzuſehen.

Mirabeau blieb; und er hat während des Berliner Aufenthaltes mehr von der Hauptſtadt und dem Weſen des preußiſchen Staates geſehen und gehört, als alle ſeine Landsleute zuſammen genommen. In den beſten Kreiſen war er gern geſehen. Dohm, mit dem er viel verkehrte und der ihm die Geſchichte des Fürſtenbundes genau mitteilte, rühmt, daß Mirabeau den Umgang aller Menſchen „vom Miniſter bis zum Handwerker“ geſucht habe; keiner habe wie er zu fragen verſtanden. Prinz Heinrich ſah ihn ſehr oft bei ſich und ließ ſich von ihm amüſante Schilderungen des allgemeinen Verfalls des franzöſiſchen Staatskredits machen. In den Kreiſen der Berliner Aufklärung, deren Führer Nicolai war, lernte er Leſſings und des eben verſtorbenen Moſes Mendelsſohn Schriften ſchätzen. Doch merkt man ſeinen Meinungen über andere Richtungen unſerer Litteratur an, daß ſie durch den Einfluß eben jener Aufklärer getrübt ſind. Wir beſitzen z. B. aus jener Zeit eine kleine Schrift Mirabeaus über Caglioſtro und Lavater, in der er unterſucht, welcher von beiden der größere Schwindler ſei, und ſich rückhaltslos für die größere Schwindlerſchaft des letzteren entſcheidet, den er mit den gröbſten Ausdrücken belegt: er ſei ein wunderliches Gemiſch von Gelehrſamkeit und Unwiſſenheit, von Geiſt und Wahnſinn, wollüſtig und myſtiſch, intrigant und arbeitſam. Woher dieſer ſelbſt für die Berliner doch etwas zu ſtarke Groll gegen Lavater ſtammt, hat man zu erklären verſucht. Der Kapellmeiſter Reichardt erzählte dazu folgende pikante Anekdote, von deren Glaubwürdigkeit allerdings nicht gar viel zu halten ſein dürfte: Lavater ſei von Mirabeau, der gern auch einmal ſeinen Fuß in das heilige Weimar geſetzt hätte, um einen Empfehlungsbrief an Karl Auguſt wiederholt angegangen worden und habe ihm endlich einen Zettel überſandt mit der Aufſchrift: Frachtbrief für den Grafen von Mirabeau. Das allerdings hat Mirabeau ſpäter einmal erzählt, daß er von Lavater ohne ſeine Bitte eines Tages einen Empfehlungsbrief an Karl Auguſt erhalten, ihn jedoch zurückgeſandt habe „weil er nicht beſcheiden genug geweſen ſei, um zu glauben, ſein Name habe die Empfehlung eines Lavater nötig.“

Daß es mit einer Anſtellung in Friedrichs Dienſt nichts werden würde, blieb Mirabeaus Feinfühligkeit nicht lange verborgen. Er war ſich um ſo mehr darauf, dem Miniſter Calonne ſich aufzudrängen. Er ſchrieb gegen ihn in Berlin eine Schrift, in der er ihm die unangenehmſten Dinge nachſagte, und ließ das Manuſkript den Pariſer Freunden zugehen, die alsbald den Druck hintertrieben, aber Calonne rieten, Mirabeau durch Erfüllung ſeiner Wünſche zum Schweigen zu bringen. Es kamen Andeutungen an ihn heran, daß die Stellung des bisherigen Geſandten in Berlin erſchüttert ſei: Mirabeau träumt ſchon den Traum der Nachfolge. Er entſchließt ſich nach Paris zu gehen, um die Sache dort zu betreiben. Auf dieſer Rückreiſe kam er durch Potsdam und hier gewährte ihm der König eine lange Abſchiedsaudienz. Mirabeau trifft ihn ſchon krank und ſchwach an. Er ſitzt im Lehnſtuhl. Das Atmen und noch mehr das Sprechen wird ihm ſchwer; aber das Geſpräch iſt darum nicht minder lebendig. Man ſpricht zunächſt über allgemeine Ideale, bleibt dann längere Zeit bei der Erörterung der Judenfrage, die Mirabeau ſchon ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit Dohm intereſſierte, und die er nachher zum Gegenſtande einer beſonderen Studie (sur la réforme politique des Juifs ꝛc. Berlin 1787) gemacht hat; er fand bei Friedrich Zuſtimmung zu ſeinen Ideen über unbedingte Toleranz. Merkwürdig iſt, was hier über die Stellung des Königs zur deutſchen Litteratur geſprochen wurde.

Der König erwiderte auf Mirabeaus Frage, warum er nicht auch der Auguſtus Deutſchlands hätte werden wollen: „Was hätte ich zu gunſten der deutſchen Schriftſteller thun können, das der Wohlthat gleichgekommen wäre, die ich ihnen erwies, indem ich ſie gehen ließ?“

Scheidend hatte er das gewiſſe Gefühl, daß er den König, „den größten Vertreter der alten Staatsordnung“ nicht wiederſehen werde.

Und er täuſchte ſich darin nicht. Als er am 21. Juli 1786 wieder in Berlin eintraf, hörte er überall von dem raſchen Kräfteverfall des Königs ſprechen, und am 17. Auguſt ſchon berichtet er den lange erwarteten Eintritt des Ereigniſſes nach Frankreich. Obgleich in den meiſten Dingen ganz anders denkend als Friedrich, der für Mirabeaus politiſche Ideen offenbar wenig Verſtändnis und noch weniger Sympathie beſeſſen hat, iſt er doch ergriffen beim Hinſcheiden des großen Königs und ſieht halb mit Trauer, halb mit Entrüſtung, wie das Volk den Tod nicht mit dem vorherrſchenden Bewußtſein des großen Verluſtes, ſondern meiſt nur mit dem Gefühle der Erleichterung von einem Druck aufnahm.

Nun wandte ſich Mirabeau dem neuen König zu in der Hoffnung, ſowohl ſeine Reformideen an den Mann zu bringen, als auch den langerſehnten preußiſchen Staatspoſten zu erlangen. Denn der Zweck ſeiner Pariſer Reiſe hatte ſich nicht erfüllt und die Art geheimer Miſſion, mit der man ihn von Paris aus beauftragt hatte, würde er gern je eher je lieber abgeſchüttelt

haben. Aber seine Wünsche erfüllten sich auch jetzt nicht. Er bleibt gleichwohl in Berlin, um des leidigen Unterhaltes willen, Berichte über den preußischen Hof und die preußischen Zustände nach Paris sendend. Diese Berichte, die von Talleyrand auch Ludwig XVI mitgeteilt wurden und an deren oft höchst anrüchigem Inhalt dieser sein Vergnügen hatte, sind nachher von Mirabeau, allerdings in nicht ganz vollständiger Fassung, veröffentlicht worden, ein Entschluß, den er nur aus Geldnot faßte und der in keinem Falle zu billigen ist, da er mit der größten Indiskretion Dinge vor das große Publikum bringt, die nur für einzelne Personen bestimmt waren und die sowohl den Berliner Hof als auch die Pariser Regierung bloßstellten (Histoire secrète de la Cour de Berlin. Alençon 1789). War seine Aufgabe in Berlin die Stimmungen der führenden Kreise zu beobachten und deren Beeinflussung in französischem Interesse anzustreben, so verfolgte er nebenbei einen politischen Lieblingsgedanken: die Anbahnung einer französisch-englisch-preußischen Allianz, wodurch dem Übergreifen Österreichs und Rußlands gesteuert werden sollte; aber er hat sich mit der platonischen Freude begnügen müssen, diese „lichtvolle Idee" von dem Herzog von Braunschweig zwar gebilligt, aber nicht gefördert zu sehen.

In die Zeit dieses Berliner Aufenthaltes fallen die Vorstudien zu seinem größten und gründlichsten Werke: De la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand, wobei ihm vor allen Dingen der hochgebildete Mauvillon in Braunschweig behilflich war. Dieses Buch, eins der merkwürdigsten, die je von Fremden über deutsche Verhältnisse geschrieben sind, erschien im Jahre 1788.

Es ist schwer zu sagen, was schließlich aus Mirabeau geworden sein würde, wenn er länger in der preußischen Hauptstadt geblieben wäre; sicherlich würde ihm sein immer wieder auftauchender Wunsch, d'Esternos, des französischen Gesandten, Nachfolger zu werden, nicht erfüllt worden sein, dagegen war es sehr möglich, daß man dem höchst brauchbaren Mann, dessen gefährliche und unberechenbare Feder man überdies am Pariser Hofe zu fürchten hatte, einen kleineren Gesandtschaftsposten in Deutschland gegeben hätte. —

Das alles aber wurde hinfällig, als die Nachricht von der Berufung der Notabeln nach Berlin drang. Da hielt es Mirabeau nicht länger. Er fühlte den ersten Hauch einer neuen Zeit, einer Zeit, die er in Preußen heraufführen zu können in chimärischer Heißblütigkeit geglaubt hatte. Die Anker lösten sich in Paris, und Mirabeau überschätzte sich nicht, wenn er sich zum Steuermann des Schiffes befähigt fühlte. Wer wagt zu sagen, welche Stürme Frankreich und Europa erspart geblieben wären, wenn nicht ein unzeitiger Tod diesen Mann auf der Höhe seiner staatsmännischen Thätigkeit dahingerafft hätte!

Ein altes Lied.

Von Hans Hoffmann.

(Nachdruck verboten.)

Im Flieder saß ein zärtlich Paar,
Das hielt sich fest umschlungen;
Ihr Zwiegespräch ein Seufzen war;
Das hat im Nachtwind sonderbar,
Ganz sonderbar geklungen.

Mir hat der Nachtigallen Schar
Ein altes Lied gesungen;
Ich konnt' es einst vor manchem Jahr;
Nun hat's im Nachtwind sonderbar,
Ganz sonderbar geklungen.

In Gedanken. Nach dem Gemä

e von Herm. Schneider.

Auf der Landstraße vor Piedigrotta. Skizze von C. Gerlach.

Lazzaroni und Maccaroni.

Aus dem Straßenleben Neapels. Von Fedor von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

O du herrlicher Golf mit deinen blauen Wassern, in die das Sonnengold sich hineinsaugt, daß das Auge sich schließen muß vor dieser blendenden Fülle — mit deinen zauberischen Gestaden, Guirlanden gleich, aus ewigem Grün und duftenden Blüten geflochten — mit all deinen heiteren Wonnen, die das Herz froh stimmen und die Seele weiten, — wie schön bist du! Ich habe auf ausgedehnten Reisen manch wunderbaren Fleck Erde kennen gelernt, aber nirgends hat die stimmungsvolle Harmonie der Natur so herzbefreiend auf mich eingewirkt als am Golf von Neapel, nach dem mich immer wieder die gleiche, nie versiegende Sehnsucht zieht . . . Irgend ein Reisehandbuch — ist's der Baedeker oder der Gsell-Fels, ich weiß es nicht mehr — nennt Neapel eine Heilstätte für „rüstige Melancholiker." Das klingt verrückt, und es ist doch so wahr! Wer angekränkelt ist von des Gedankens Bläße, wer weltmüde oder herzenseinsam geworden und eine Erfrischung sucht nach den Nackenschlägen des Schicksals, für den ist Neapel der richtige Ort. Denn auf der ganzen weiten Welt dürfte es keine zweite Stadt geben, die wie Neapel eine so unendlich reizvolle Mischung göttlichster Poesie und überraschend realistischer Prosa bietet. Und gerade diese barocke Verbindung des Schönsten und Erhabensten in der Natur mit der grotesken Ursprünglichkeit eines ganz eigenartigen Volkslebens macht Neapel so interessant und wirkt so erfrischend auf unsere nordisch trägen Naturen. Erfrischend freilich nur auf jene, von denen ich oben sprach, nicht auf die körperlich Kranken, die den nervenerregenden Scirocco oder den scharfen Tramontana ebensowenig vertragen dürften wie den lärmenden Wirrwarr in den Straßen der Stadt.

Schade, daß der mächtige Gleichmacher Zeit allmählich beginnt, auch dem Volksleben Neapels seinen originellen Stempel zu nehmen.

Ein edles Dreigespann. Skizze von C. Gerlach.

Verkaufsbude am Quai von Sta. Lucia. Nach einer Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

Die bunte Mannigfaltigkeit der campanischen Trachten, die dem Auge ein so erfreuendes Gesamtbild bietet, läßt von Jahr zu Jahr mehr nach, — und wer weiß, wie lange es noch währt, so setzt der letzte Lazzarone am Hafen von Santa Lucia das letzte Symbol der Sackträger Masaniello's des Tribunen, die braunrote phrygische Mütze, ab und geht hin, sich eine ehrliche Arbeit zu suchen . . .

Im Museo Borbonico befindet sich ein großes zweiteiliges Gemälde von Micco Spadaro, einem der besten Meister der neapolitanischen Malerschule — ein Bild, das mit frappierender Technik die Revolutionsszenen von 1647 auf dem Piazza Mercato verherrlicht und deshalb lange Zeit von den katzenbuckelnden Beamten des Re Bomba in einen dunkeln Winkel verbannt worden war. Auf dem einen Teile des Bildes sieht man Masaniello, ein Kruzifix in der Hand, das Volk zur Empörung rufend; er steht neben dem umgestürzten Piedestal der Statue des Herzogs von Arcos, des derzeitigen Vicekönigs von Neapel, und an diesem Sockel hängen in zweifacher Reihe die abgeschlagenen Köpfe der Führer der Adelspartei, während Mord- und Blutszenen den Hintergrund füllen. Masaniello trägt auf diesem Gemälde die traditionelle Tracht der Lazzaroni: bis über die halben Oberschenkel aufgekrempte Leinenhosen, ein Blusenhemde und auf dem dunkellockigen Kopfe die phrygische Fischermütze. Auf dem zweiten Teile des Bildes, das den Triumphzug des Tribunen durch die Golfstadt darstellt, erscheint Masaniello dagegen in einem reich mit Gold und Silber gestickten französischen Prunkgewand, auf einem feurigen Schimmel reitend.

Der Masaniello des ersten Bildes ist der Abgott des neapolitanischen Lazzarone. Doch nicht: er war es, denn der Lazzarone von heute ist nicht mehr ganz der von ehemals. Der Lazzarone von heute dürfte kaum noch den Namen seines Tribunen von 1647 kennen, aber in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, da gab es eine Zeit,

Wäscherinnen vor den Thoren Neapels. Nach einer Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

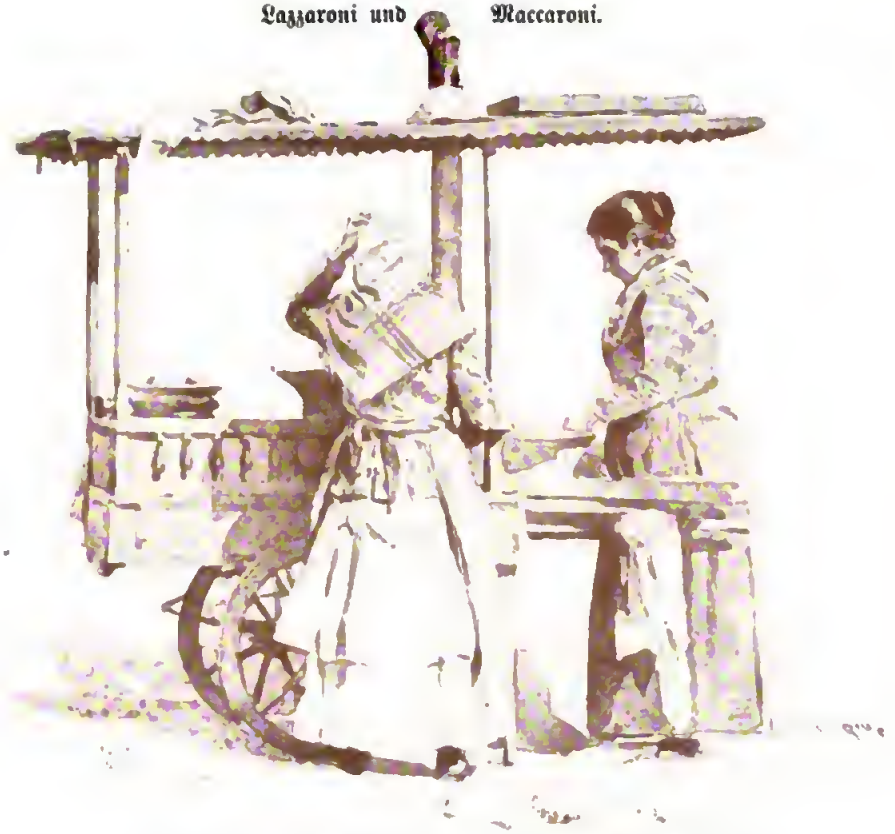
in der man am Quai von Santa Lucia für den kühnen Amalfineſer Fiſcher ſchwärmte — beinahe ebenſo begeiſterungsvoll ſchwärmte wie zur Zeit ſeines eigenen Lebens. Schon vorher, Anno 1799, als Ferdinand I., König beider Sizilien, vor den anrückenden Franzoſen die Flucht ergriff, erhoben ſich die Lazzaroni zu Tauſenden, um für das Königtum unter Rocca Romano zu fechten. Dieſe Horde von Faulenzern, die nichts zu verlieren hatten als ihr Stückchen Leben, wußten die Dynaſtie, die ſie liebten, beſſer zu verteidigen als ein wohl diſziplíniertes Heer. Tagelang mußte General Championnet vor den Thoren Neapels ſtehen, ehe es ihm gelang, durch Liſt Herr der Stadt und ihrer zerlumpten Verteidigungstruppe zu werden. Die Lazzaroni hatten immer eine beſondere Vorliebe für das Haus Bourbon, und als 1806 Joſef Bonaparte, der Bruder des corſiſchen Parvenüs, und zwei Jahre ſpäter Joachim Murat den Thron von Neapel beſtieg, da begannen in dieſen unterſten Regionen des Volks ſofort allerhand Zettelungen gegen das neue Regime. Der Geiſt Maſaniellos ſpukte wieder in Santa Lucia und alle Volksſänger johlten Hymnen auf ſeinen Ruhm. Vergeblich buhlte Joachim Murat um die Gunſt der Schützlinge des heiligen Lazarus — und Murat war doch der echte Lazzaroni- und Maccaroni-König! Ein Komödiant wie Maſaniello, der Fiſcher aus Amalfi, umgeben von einem Nimbus falſcher Ritterlichkeit, immer luſtig und freigebig und immer treulos! Wer das lebensgroße Porträt dieſes ſchauſpielernden Abenteurers, dramatiſcher Poſe voll, im Schloſſe zu Capodimonte geſehen hat, der begreift eigentlich nicht, daß jener ſchöne Mann den Lazzaroni ſogar nicht gefallen wollte, denn ihm war alles zu eigen, was dem Plebs von Neapel ſonſt zu gefallen pflegte. Aber die Lazzaroni dachten immer konſervativ; ſie wollten ihren Ferdinand wieder haben — und ſie bekamen ihn auch. Murat war thöricht genug, ſich während der hundert Tage dem zurückgekehrten Imperator anzuſchließen, und dieſe Dummheit benutzte Ferdinand, um zu ſeinen getreuen Lazzaroni zu eilen, Murat gefangen zu nehmen und

bei Pizzo den eitlen armen Teufel erschießen zu lassen. Nun hatten die Lazzaroni wieder ihren König, und Ferdinand hatte wieder seine Lazzaroni. Und die Lazzaroni hielten Stand bei ihm und bildeten auch die Leibwache seines Nachfolgers Franz I. Ihr ausgesprochener Liebling aber wurde erst Ferdinand II., der 1830 zur Regierung gelangte.

Und das kam so. Im tollen Jahre Achtundvierzig wünschten sich auch die Neapolitaner so eine Art von Konstitution, und Ferdinand mußte nachgeben. Er mußte, obwohl er es nicht wollte, und seine Lazzaroni wollten es auch nicht. Denn als der König wenige Tage nach dem Erscheinen jenes Dekrets, in welchem dem Volke eine konstitutionelle Regierung mit zwei Kammern, Freiheit der Presse und anderen Achtundvierziger Schönheiten versprochen wurde, durch die Stadt ritt, um etwas von der Wirkung jenes Dekrets herauszuspüren, da wurde er überall mit Jubel begrüßt, aber — je weiter er nach dem Hafen hinabkam, desto stiller ward es um ihn. Seltsam, aber wahr — die Lazzaroni wollten von einer Konstitution nichts wissen, absolut nichts! Es war für sie ein fragwürdiges, ganz unheimliches Ding, diese Konstitution, von der sie gar nichts verstanden — ein Mantel für ihren König, und ihr König sollte o h n e Mantel sein! . . Als es Ferdinand daher einige Monate später einfiel, die kaum gegebene, höchst unbequeme Konstitution schnell wieder abzuschaffen und die bösen Neapolitaner, ingrimmig über diesen Wortbruch, in der Strada Toledo Barrikaden zu bauen begannen, da pfiff der Re schleunigst seine Meute aus dem Hafenviertel herbei, und mit unbändiger Wut warfen sich die Lazzaroni auf ihre eigenen Brüder. Das war gerade zu einer Zeit, in der San Gennaro, der Schutzpatron von Neapel, dem staunenden Pöbel wieder einmal das Wunder seines fließenden Bluts hatte zu Teil werden lassen — und die Lazzaroni betrachteten dies als ein günstiges Vorzeichen und ließen gleichfalls das Blut fließen. Es kam zu gräßlichen Schlächtereien und zu Plünderungsszenen, die der Beschreibung spotten, aber — die Lazzaroni siegten und unter ihren Fäusten fiel das Gespenst der Konstitution, das sie so sehr fürchteten, weil sie es nicht kannten.

Lazzaroni-Weiber. Skizze von L. Gerlach.

Von dieser Zeit ab zog sich König Ferdinand ganz aus Neapel zurück, wohnte in Caserta, Gaëta oder auf der Insel Ischia und ließ sich höchstens einmal am Feste Santa Maria di Piedigrotta in seiner Hauptstadt sehen. Es war ihm angst geworden vor seinem eigenen Volke, ihm und der Königin Therese. Darob großer Jammer unter den Lazzaroni, der sich zuerst in lauten Lamentationen und dann in flüsternden Beratungen kund gab . . . Und eines Morgens stand die Königin Therese auf einem Balkon des ungefügen und ungeheuren Schlosses von Caserta und schaute die breite Allee



Limonade- und Kuchen-Verkäuferin. Skizze von C. Gerlach.

hinab, die nach dem verhaßten Neapel führte. In dieser Allee ließ sich eine Staubwolke sehen, die anfänglich klein war, dann größer und größer wurde und schließlich zu riesenhaften Dimensionen anschwoll — eine wirbelnde Wolke, durch die man undeutlich eine gewaltige Masse Volks sehen konnte. Die nervöse Königin erschrak. Was war denn das? Eine Wallfahrt? Unmöglich! — Reitende Boten sprengten ab und sprengten zurück. Keine Wallfahrt — nein! Die Lazzaroni Neapels hatten sich aufgemacht, um ihrem König Guten Tag zu sagen und ihn zu bitten, doch wieder zurückzukehren in seine getreue Hauptstadt und zu seinem getreuen Volk! — Es lag etwas Rührendes in dieser stürmischen Manifestation. Alles, was unten am Hafen lebte, webte, faulenzte und sich die Sonne in den Mund scheinen ließ, hatte sich aufgemacht — voran der Capo Lazzaro, der Chef der Lastträger-Gilde, der eine Ansprache an den König halten sollte. Man war anfänglich ein wenig in Sorge im Schlosse von Caserta ob dieses unvermuteten Überfalls; dann aber, als sich die Lazzaroni in Scharen vor dem Hauptportale zu lagern begannen, wurde der Kronprinz Franz, der den Titel eines Herzogs von Kalabrien führte, zu den Tausenden hinausgeschickt, um ihr Begehr zu hören. Und Franz erfüllte seine immerhin etwas heikle Mission mit vielem Geschick. Er erzählte den Lazzaroni, wie leidend der König sei und daß er deshalb das stille Caserta vorläufig nicht verlassen dürfe, daß er selbst aber, der Kronprinz, oft, recht oft nach Neapel herüberkommen würde. Und dann ließ er mit vollen Händen Geld unter die Menge werfen, und die Lazzaroni brüllten Bravo und Evviva il Re und suchten ihre Scudistücke im Staube auf und kehrten schließlich allsamt hochbefriedigt nach Neapel zurück.

Bald darauf starb König Ferdinand, und Franz II. bestieg den Thron seiner Väter. Die Lazzaroni jubelten, als es hieß, der neue König werde seine Residenz wieder in Neapel nehmen, was auch geschah — aber sie jubelten zu früh, denn Franz II. wohnte hoch oben in Capodimonte und nicht im Palazzo Reale unten in der Stadt, vor dessen Thoren die Lazzaroni am liebsten

umherzulungern pflegten. Franz II. war auch kein Mann, der Luſt bezeigte, ſich um das Pack der Lazzaroni zu kümmern — und als nun gar unter Viktor Emanuel das Haus Savoyen den neapolitaniſchen Staat unter ſein Scepter nahm, da war es mit der ſeltſamen politiſchen Rolle, welche die Helden von Santa Lucia in den Zeitläufen geſpielt, ein für alle Mal vorüber. Die Muratiſten in Neapel verſuchten zwar noch zu öfterem, ſich der Hilfe der Lazzaroni für ihre Zwecke zu bedienen, aber es blieb bei dem Verſuche; die Lazzaroni hatten ausgeſpielt. . . .

Vorbereitungen zum Fiſchfang. Nach einer Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

Sie haben ihre Rolle ausgeſpielt, doch ſie exiſtieren noch. Sie bilden zwar keine Gilde mehr, die allwöchentlich unter dem Vorſitz ihres Oberhaupts, des Capo Lazzaro, Verſammlungen abhält und in Beratung über allerhand thörichte Fragen eintritt, ſie haben zum Teil ſogar ſchon das Attribut ihrer Würde, die phrygiſche Mütze, abgelegt, aber ſie ſind doch noch da. Was wäre auch Neapel ohne ſeine Lazzaroni! Eine ihrer Eigentümlichkeiten und zwar ihre bedeutſamſte haben ſie freilich fallen laſſen müſſen: ehemals arbeiteten ſie gar nichts, ſondern lebten vom Bettel und nur vom Bettel allein — jetzt arbeiten ſie wenigſtens neben dem Betteln. Aber ſie überarbeiten ſich nie. Wenn ſie ein paar Soldi verdient haben, um ſich ihre Portion Maccaroni kaufen zu können, dann ſind ſie zufrieden. Ich rief mir einmal einen Facchino heran, um ihm eine eilige Beſorgung aufzutragen, aber der Mann ſagte kopfſchüttelnd und mit fröhlichem Lächeln: „Nehmen Sie einen andern, Signore, — ich habe genug für heute!“ d. h.: er hatte ſeine Maccaroni im Leibe und mußte ſchlafen — er fühlte das dringende Bedürfnis, ſich kerzengerade auf der Quaimauer am Hafen auszuſtrecken, unter ſich das blaue Meer und über ſich den blauen Himmel, und zu träumen. Nicht für einen Pfennig Arbeit mehr, als notwendig — das wäre gegen das Gewiſſen eines echten Lazzarone!

Die Maccaroni ſind die Leibſpeiſe des Lazzarone; er iſt ein verhältnismäßig nüchterner Geſell und trinkt wenig, aber im

Vertilgen von Maccaroni kann er Unmenschliches leisten. Es ist unglaublich, was in Neapel allein von diesen Mehlnudeln verbraucht wird! Die großen „Fabriken“ in Amalfi, Castellamare und Torre del Greco liefern täglich ungeheure Massen von Maccaroni nach Neapel und machen glänzende Geschäfte. Eines unserer Bilder führt den Leser vor eine dieser Nudelfabriken; in langen Fäden hängen die soeben aus der Bäckerei und aus den Händen der „Nudler“ gekommenen Maccaroni an dicken Seilen,

Am Fuße des Posilipp. Nach einer Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

um in der Sonne getrocknet zu werden. Der am wenigsten bekleidete Jüngling im Vordergrunde des Bildes trägt das übliche Kostüm der Nudelbäcker — man sieht, daß es nicht sehr kostspielig ist. Maccaroniverkäufer gibt es im Hafenviertel Neapels an jeder Straßenecke. Die Nudeln dampfen in einem großen, mit Tomatensauce gefüllten Kupferkessel (al burro. d. h. in Butter geschwenkt, ißt man sie in Süd-Italien selten) und werden vom Verkäufer auf einem kurzen Stock dem Kauflustigen präsentiert, der sie mit den Fingern in den Mund gleiten läßt, wie ein zweites unserer Bilder veranschaulicht. Abarten der Maccaroni sind die dünneren Vermicelli und die Tagliatelli, die Fadennudeln, aber für diese Abarten schwärmt der Neapolitaner aus dem Volke nicht; die überläßt er den Vornehmeren — *feine* Kost sind die breiten, dicken, unverfälschten Maccaroni mit der rotbraunen Tomatensauce.

Die Anspruchslosigkeit des niederen Neapolitaners grenzt an das Spartanische. Er wohnt in Höhlen und Löchern, die von Schmutz starren und in die faktisch weder Sonne noch Mond hineinscheinen. Notabene, wenn er überhaupt eine Wohnung besitzt, wenn er nicht, was bei Unverheirateten gewöhnlich der Fall ist, in der freien Natur übernachtet, in irgend einem Kirchenportal, das ihn mit gnädiger Dunkelheit umhüllt, an der Hafenmauer, im Straßengraben oder im Buschwerk auf den Hängen des Posilipp. Wenn die Sonne erwacht und die grotesken Felskonturen Capris mit Purpur umsäumt, beginnt sein Tagewerk. Ein echter Lazzarone scheut sich, solange er Geld bedarf, vor

Am Molo. Nach einer Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

keiner Thätigkeit, und zu thun gibt es am Strande genugsam. Entweder er hilft den Fischern, die riesigen Netze auswerfen oder sie an Land ziehen, was oft der gemeinsamen Körperkraft von zehn Menschen bedarf, oder er wartet die Ankunft eines Dampfschiffes ab, die ihm immer Arbeit bringt. Die Hauptbeschäftigung des Lazzarone ist nämlich neben dem Nichtsthun, dem sprüchwörtlich gewordenen dolce far niente, das Lasttragen. Der Lazzarone von heute ist immer Facchino und will auch nichts anderes sein, denn in unseren Tagen ist auch am Hafen von Santa Lucia die Bezeichnung Lazzarone fast zum Schimpfwort herabgesunken. Der Facchino dagegen ist der „freie Arbeiter," der nur dann thätig ist, wenn er will, d. h. wenn die Not ihn dazu drängt und der sich seinen Verdienst auf der Straße sucht. Er trägt aber nicht nur Koffer und Kisten vom Schiff zu Lande, immer mit der gleichen muskulösen Leichtigkeit und immer mit gleich lustigem Gesicht, sondern er wird auch in delikaten Angetegenheiten als Vertrauensperson geschätzt. Fragt nur die jungen Herren, die von Zwei bis Drei am Nachmittage im neuesten Gigerlkostüm auf der Villa Reale einherschlendern, sich vom Orchester Offenbach vorspielen lassen und dann und wann im Restaurations-Kiosk eine Orgade schlürfen — fragt sie, ob die Facchini am Hafen nicht die zuverlässigsten Liebesboten sind! Liebesboten mit nackten Beinen und nackter Brust, auf der sich immer ein Amulet oder ein Korallenhörnchen wider den bösen Blick schaukelt — aber die Kostümlosigkeit geniert in Neapel fast ebensowenig wie weiter drunten im Viktoria-Archipel oder auf den Sandwich-Inseln. Neuerdings hat die Polizei allerdings auch gegen die allzu legere Tracht der Facchini einige Dekrete erlassen, — ich entsinne mich aber, noch vor einigen Jahren im sommerlichen Hafengetriebe Neapels Leute gesehen zu haben, die nichts an sich hatten als eine leinene Badehose. . . Nur an Feiertagen wird der Facchino auch äußerlich civilisierter, und hat er ein Weib oder ein kleines Liebchen, so schmückt er es gern mit Halsketten oder Ringen aus Gold-

blech, die er bei einem Straßen-Hausierer kauft.

Denn das niedere Volk der Golfstadt kauft nur selten in Magazinen — das Straßenleben mit seiner mannigfachen Industrie bietet ihm fast alles, was es braucht. In erster Linie des Leiblichen in Hülle und Fülle und zwar immer zu lächerlich niedrigen Preisen. Garköche stehen an allen Ecken in den Hafenquartieren und bieten ihre Herrlichkeiten zum Kauf an, neben den unvermeidlichen Maccaroni vor allem die frutti di mare: Muscheln, Polypen und Seespinnen, die der Lazzarone mit Vorliebe ißt, geröstete Fische aller Art, gesottene Maiskolben, sogenannte spighe, und von den nationalen Fleischspeisen besonders die Braccinole, Klöschen aus Lammfleisch in Schmalz gesotten. Auch Schneckensuppe und Käsefladen mit Speck (la pizza) gehören zu den Lieblingsspeisen des Volkes. Wie alle Südländer, so schwärmt selbstverständlich auch der Neapolitaner für Süßigkeiten und Backwerk, z. B. für seine geliebten Struffoli, ein fades, mit Honig gebackenes Zeug, oder für das, Casatello genannte berühmte Ostergebäck, das mit flüssigem Speck beträufelt wird und in das ganze Eier, aber mit der Schale, hineingebacken werden. Ein fragwürdiger Genuß für einen nordischen Gaumen!

Die Lazzaroniweiber sind selten schön, nicht einmal hübsch — meist schmächtig gebaut, mit unregelmäßigen, braunen Gesichtern, in denen man nur dann und wann einmal ein herrliches Augenpaar findet. Mit den Frauen aus dem Volke, wie man sie in Rom und in der Campagna findet, und mit den zierlich gegliederten Dirnen, die über das Felsgestein von Capri hüpfen, ist die Neapolitanerin nicht zu vergleichen. Es fehlt die Fülle der Formen, die geschmeidige Üppigkeit, der stolze Schnitt des Profils, die vollendete Anmut der Geberden. Das Lazzaroniweib ist meist ein recht häßliches, verkümmertes Geschöpfchen — und wie sollte es auch anders sein! Ist der Facchino ein Lasttier, so ist sein Weib das Lasttier dieses Lasttiers. Sie plagt und quält sich in feuchten, schmutzigen Räumen und gibt in sonnenlosen Winkeln, auf nasses Stroh gebettet, ihren Kindern das Leben, Kindern, die nie eine Kindheit kennen lernen und auf deren Stirne der moralische Verfall frühzeitig seinen Stempel drückt ... Es ist ein bejammernswerter Anblick, sich von diesen armen Weibern, und sie drängen sich darnach, um ein paar Soldi erhaschen zu können, die Tarantella vortanzen zu lassen, jenen graziösen Tanz neckischer Leidenschaft, zu dem die Pifferari auf ihren Dudelsäcken wunderlich klingende Weisen spielen, deren rhythmische Figuren uralten Kirchengesängen entstammen. Sieht man dann

Pifferari.

und wann einmal, bei Märkten oder bei den öffentlichen Schreibern, die unter den Colonnaden des Riesentheaters von San Carlo ihre Tische aufgeschlagen haben, eine hübschere weibliche Erscheinung, ein schlankes Mädelchen in buntgewirkter Schürze und dem Kopftuch um die schwarzen Zöpfe, mit vollen Lippen und blitzendem Brand im Auge, so kann man sicher sein, daß die Kleine aus der Umgegend stammt, aber nicht in den Höhlen des Hafenquartiers das Licht der Welt erblickt hat. Denn in diesen Höhlen verblüht die Schönheit schnell, wie die Rosen verblühen, wenn man ihnen die Sonne entzieht; in diesen entsetzlichen Höhlen, die zum Teil in das Felsgestein eingegraben sind, auf dem die Stadt ansteigt, und die nur Licht erhalten durch die einzige Thür, welkt rasch der Schmelz der Jugend von Wangen und Herz ... Es gibt kaum einen furchtbareren Kontrast als jenen, den man empfindet, wenn man in eines der Löcher hineingeschaut hat, die dem neapolitanischen Volke als Wohnung dienen, und dann hinaustritt in die blühende Welt am Golf. Drinnen fröstelndes Dunkel, Schmutz, Elend und Verkommenheit, und draußen eine lachende Natur, gebadet in Sonnengold, das wonnige blaue Meer mit seinen Inselgruppen und seinen weißleuchtenden Städten am grünen Gestade, die üppigste, Farbe und Duft spendende Flora — und alles überragend, finster und dräuend, zur Hälfte mit Weinpflanzungen übersäet, zur Hälfte rauh und nackt zu den Wolken steigend, der rauchende Vesuv! Es ist die Stadt der Kontraste, das schöne Napoli! —

Gerade so reich an Kontrasten und so widerspruchsvoll ist auch der Charakter des Volks, der im Lazzarone seinen bezeichnendsten Vertreter findet. Der Lazzarone ist ein ausgesprochener Optimist, der die ganze Welt nur im Lichte der blendenden kampanischen Sonne sieht. Er ist ewig heiter und immer klingt ein Scherzwort von seinen Lippen, auch bei schwerster Arbeit und auch dann, wenn er sich mit Weib und Kind hungrig in seiner Höhle zur Ruhe legen muß. Aber sein rosiger Optimismus hindert ihn nicht, zeitweilig auch zum Berserker zu werden — und dann blitzt im Augenblick das Messer in seiner Hand und überlegungslos stürzt er sich auf sein Opfer. Ich erinnere mich eines tragischen Vorkommnisses, das ich bei Gelegenheit eines längeren Aufenthalts in Neapel erlebt habe und das mir unvergeßlich bleiben wird. Ich wohnte derzeitig in einer kleinen französischen Pension im Viertel des Pizzofalcone. Um die Zeit der Collazione, des zweiten Frühstücks, kam regelmäßig ein armer Lazzarone in unsere Pension, um uns Austern zu verkaufen — ein prächtiger Kerl, das Modell für einen idealisierten Masaniello mit seiner Bronzehaut, dem schwarzen Wollhaar, den glühenden Augen und der schlanken, muskelübergossenen Gestalt. Wir hatten ihn gern, kauften ihm regelmäßig ein paar Dutzend Ostrici ab — das Dutzend zu fünfzig Centesimi — und versuchten in der Unterhaltung mit ihm den unerlernbaren neapolitanischen Dialekt zu erlernen. Eines Tages brachte er auch sein Weib mit und sein fünfjähriges Töchterchen; sein Weib, ein blasses Geschöpfchen, das man nicht ohne Rührung und Mitleid anschauen konnte, handelte mit Korallen und Muscheln und die Kleine, die Peppina hieß wie fast alle Mädel am Hafen, bot uns Rosen und Veilchen an. Von da ab kamen die drei öfters mitsammen und wir freuten uns über die zärtliche Liebe, mit der unser braver Fac-

Maccaroni-Verkäufer an der Marina. Skizze von C. Gerlach.

Maccaronifabrik in Torre del Greco. Nach einer Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

chino (denn den Austernhandel betrieb er nur als Nebenbeschäftigung) an seiner Frau und seinem Kinde hing .... Eines Tages schlenderte ich zur Dämmerstunde zum Hafen hinab, am Castell dell' Ovo vorüber nach dem Quai von Santa Lucia, der bereits in vollem Lichterglanze erstrahlte. Es war im Juni und ein unbeschreibliches Leben herrschte am Meere, ein Wirrwarr ohnegleichen, ein betäubender Lärm, ein chaotisches Durcheinander voll überaus malerischer Einzelheiten und ein Gemisch von allerhand Düften, die der See entströmten, den brodelnden Pfannen der Garköche, der Schwefelquelle am Dampfschiffshafen und der nach Tausenden zählenden, rastlosen, surrenden, johlenden, singenden und tanzenden Menschheit. Um diese Zeit mochte im ganzen Hafenviertel kein einziger in seiner Behausung sein — das intimste Familienleben des Volkes spielte sich auf den breiten Quadern des Quai's ab. Die Arbeit war gethan; vor den Häusern und den Standreihen der Austernhändler lagerte sich die Menge in Gruppen, man kochte und speiste auf offener Straße, drehte sich zum Klange einer Mandoline im Kreise, daß die Röcke flogen und lauschte an anderer Stelle atemlos und mit brennenden Augen dem Fabulieren eines Geschichtenerzählers.

Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit durch einen wüsten Lärm in Anspruch genommen. Ein paar Polizisten schleppten einen armen Teufel, dessen Hände gefesselt waren, quer durch die Menge. Der Verbrecher wehrte sich nicht; er hatte den Kopf so tief gesenkt, daß man ihm nicht ins Gesicht sehen konnte. Aber dicht vor mir blickte er plötzlich auf; ich schaute in ein kalkweißes, von Jammer zerstörtes Antlitz und in ein dunkles, irrsinnig leuchtendes Augenpaar

Tambourin- und Besen-Verkäufer.

weiter — und schon in der nächsten Minute war die kleine Gruppe inmitten der Menge meinen Blicken entschwunden. Ich hatte den Ärmsten erkannt: es war unser Freund aus der Pension auf dem Pizzofalcone, der Austernhändler und Vater Peppinas . . . Der Neapolitaner ist ein gesprächiger Bursche, und so erfuhr ich denn schon in den nächsten Minuten auf mein Befragen das Grausige, was er gethan. Er hatte sein junges Weib bei einem Stelldichein mit einem Bekannten überrascht; der Verführer floh feige — der unselige Gatte aber griff nach dem Messer und mordete vor den Augen seines Weibes in tobender Wut erst sein Kind, seine Peppina, und dann die treulose Frau. Ein Mordrausch war über ihn gekommen. . . Der Mensch, der mir das Entsetzliche erzählte, lächelte dabei und nannte den Mörder hinein. Und dann stürzte der Mensch urplötzlich vor mir nieder, und ein kreischendes „Misericordia, signore“ scholl an mein Ohr. Mit rauher Hand rissen die Polizisten ihn wieder empor und stießen ihn

Tomatenhändlerin. Skizze von C. Gerlach.

einen „pover' diavolo"; mich aber überlief ein ſchauerndes Fröſteln und ein tiefes Wehgefühl ſchlich mir ins Herz, mit Grauſen und Schrecken gemiſcht. War das denn eine Horde von Wilden um mich her, all dieſe harmlos fröhlichen Menſchen? — In der That; in jedem Lazzarone ſchlummert ein Stück von jener Beſtie, die am 15. Mai 1848 lebendig wurde, an dem blutigen Tage, da die Helden vom Hafen Neapel plündern durften. Der Lazzarone iſt gewiſſermaßen das lebendige Widerſpiel zu der Erde, die ihn geboren hat, die eine heitere Flora treibt und immer vulkaniſch iſt.

Öffentlicher Schreiber unter den Kolonnaden des Teatro San Carlo. Skizze von C. Gerlach.

In den letzten Jahren iſt ja zweifellos von ſeiten der Regierung viel gethan worden, den ſittlichen Zuſtand des niederen neapolitaniſchen Volkes zu heben, ſo daß Ausſicht vorhanden iſt, auch der Schlag der Lazzaroni, deſſen Intelligenz und Lebenskraft unverkennbar, werde ſich im Laufe der Zeiten zu einer höheren Entwickelung aufſchwingen können.

Strandbilder.

Von Max Hochberg.

I. (Abdruck verboten.)

Hochflut.

Es blickt aufs wilde Meer herab
Der Mond mit mildem Strahlen,
Da wächſt und ſteigt die dunkle Flut,
Erfaßt von Sehnſuchtsqualen.

Doch himmelsferne bleibt der Mond,
Wie auch die Waſſer ſchwellen! —
So wandelt mondengleich dein Bild
Ob meiner Liebe Wellen.

Und ruht auf mir dein Auge mild,
Tobt's auch in meinem Herzen:
Dann quillt und ſchwillt und brandet wild
Die Hochflut meiner Schmerzen.

II.

Meeresrauſchen.

Zu ſpäter Zeit den öden Strand entlang
Geh ich zu lauſchen
In Einſamkeit dem alten ew'gen Sang,
Der Wogen Rauſchen.

Geheimnisvoll, ein Seufzer bang und ſchwer,
Ein raunend Fragen
Kommt unruhvoll mit jeder Welle her
Ans Land geſchlagen.

Als ſei die See durchbebt von Liebesſchmerz,
Von Sehnſuchtsleiden —
Da ſchweigt mein Weh, da lernt mein wildes Herz
Sich ſtill beſcheiden.

Schnitters Heimkehr. Nach dem Gemälde von E. Rau.

Wiener Theaterplauderei.

Von Carl von Vincenti.

(Abdruck verboten.)

Also die neue Zeit für Wien hat begonnen: Schlag Mitternacht vom 20. auf den 21. Dezember des hinabgesunkenen Jahres. Viele hunderttausend Sylvestergläser sind geleert worden auf Groß-Wien — entschuldigen Ew. Excellenz den ungehörigen Ausdruck — ich wollte sagen: auf das „Wien der Zukunft." Unser Statthalter hat nämlich in einem Entrüstungs-Erlaß an seine Bezirkshauptleute „Groß-Wien," vielleicht gar zu ernsthaft, aber doch nicht mit Unrecht, für eine sprachliche Krähwinkeliade erklärt. Gern geben wir das Wort für die Sache preis, welche wir bereits zu spüren beginnen. Es regt sich hier und dort, und in wenigen Wochen schon werden sich helle Arbeiterhaufen mit Spitzhaue und Schaufel auf die Linienwälle stürzen, um die verhaßten Bande zu sprengen, welche Wien seit der Labanzen- und Kuruzenzeit umklammert halten. Freie Bahn für Wien! Projekte schießen auf, unreife und reife. Unter die letzteren zählen zweifelsohne die Theaterbauprojekte, nicht etwa der aus Schauspielerkreisen genährte und in Umlauf gesetzte Plan eines zweiten bescheidener gehaltenen Burgtheaters, wohl aber die Entwürfe für ein großes Volkstheater im Bezirk Ottakring und für das Raimund-Theater in Mariahilf. Beide Projekte stehen auf gesunden Füßen, was ihre Berechtigung anbelangt, hoffentlich greift ihnen die wiedererwachende Wiener Theaterlust wirtschaftlich unter die Arme; das Wagnis scheint in beiden Fällen nicht gar verwegen, leben doch im Süden und Südwesten in Wien Hunderttausende von Wienern ohne Theater. Das Ottakringer Theater würde nach den Plänen der Allerwelts-Theaterbaumeister Fellner und Hellmer, das Raimund-Theater nach dem Asphaleia-System vom Architekten Roth errichtet werden. Die internationale Musik- und Theater-Ausstellung, welche diesen Wiener Sommer auszufüllen bestimmt ist, dürfte Stimmung machen für diese Projekte, von deren Verwirklichung für Wien die neue Theaterära ihren Anfang nehmen wird. Dann dürfte sich auch diese Rubrik — falls dem Plauderer

van anjetzo auch hinfüro das Wort überlassen bleibt — reicher und lebendiger gestalten.

Vorläufig bleibt freilich nach das alte, stellenweise etwas magere Theaterfeld zu bestellen. Die größere Hälfte der Winterspielzeit liegt hinter uns — wie ist die Bilanz? Kommt der Berliner Leser mit unseren Neuheiten auf seine Rechnung? Es sind leider meist alte Bekannte. Berlin ist heute — kein vorurteilsfreier Wiener wird dies bestreiten — auch im deutschen Theater führend, und Wien bezieht mehr van dart, als es dahin abgibt. Wie lange fand selbst ein Grillparzer in Deutschland verschlassene Thüren und Herzen! Bauernfelds heitere Muse, mit dem feinen Zug Wiener Selbstironie um den lachenden Mund, ist zur Mumie eingetracknet, Anzengruber tot, die Früchte unserer dramatischen Jungkunst noch grün. Thatsächlich haben wir gegen das vam Berliner dramatischen Lebensmarkte Hereinströmende nur mehr unsere ewig junge Operette zu bieten; die Wildenbruch, Baß, Sudermann, Hauptmann, Fulda, Blumenthal, Schönthan haben unsere Bühnen gestürmt, die Verwegensten unter ihnen selbst die geheiligte Burgtheater-Rampe überstiegen. Glücklicherweise bleibt, abgesehen van den Neuheiten, die für Deutschland meist keine mehr sind, einem Wiener Theaterbrief nach sa manches besandere Mament, manch eigenartiger Zug varbehalten, daß dem Plauderer nicht bange zu sein braucht.

In erster Linie bietet allemal unser Hofburgtheater Staff zu mancherlei interessanter Betrachtung. Das zweite Regierungsjahr Burckhards ist varüber. Der Sturm, der seinerzeit aus meuterischen Schauspielerkreisen gegen den neuen unbequemen Direktor entfesselt worden, ist verbraust, aber es grollt und murrt nach. Dr. Max Burckhard hat sich besser bewährt als Wohlmeinende besorgt und Übelmeinende gewünscht, aber Künstlergroll verraucht nie ganz. Die Siechzeit des schwerkranken Dingelstedt, die Gängelbandzeit des beherrschten Direktars, welche sich an den Namen Wilbrandt knüpft, sie waren sa schön gewesen, die Regisseure hatten sich sa prächtig entwickelt. Man denke, daß ihrer Vier allein zusammen fast 150 Kunstdienstjahre als „comédiens ordinalres“ Seiner apastalischen Majestät aufbringen. Und da kammt ein Beamter vom Justizfach, frisch, fröhlich, frei. aber durchaus nicht framm für die alte Regisseursherrlichkeit, und fährt mit beiden Händen hinein. Will den Laube spielen! Es war ein unerquicklicher Kampf. Heute ist er, varläufig wenigstens, zu gunsten des Direktors entschieden, der den ganzen Jammer und Tratz viel weniger tragisch genommen hat, als viele Kleinmütige meinten. Max Burckhard ist eben ein Mann von gesunden Sinnen und Anschauungen. Er arbeitet unverdrossen darauf los, unbeirrt durch die Luftstreiche und scharfen Worte, die links und rechts fallen. Er hat einen gewissen Zug von Unabhängigkeit, den ihm selbst seine Feinde — ging's nach dem alten Volkswart, sa wäre der gegenwärtige Burgtheater-Direktar der ehrenreichste Mann im Lande — nicht abzusprechen vermögen. Er greift rasch zu, vergreift sich auch, wie beispielsweise beim wüsten Schauspiel „Raskolnikow,“ aber es geht ein frischer, fast demakratischer Luftzug durch den Spielplan. Baß, der reifste Ibsen, ja Gerhard Hauptmann selbst sind unter Burckhard zu Burgtheaterehren gekammen. Wir haben die „Einsamen Menschen“ vom Müggelsee an dieser Kunststätte erlebt! Das letzte offizielle Theaterjahr der „Burg,“ von November zu November, weist nicht weniger als siebzehn Neuaufführungen aus, von den zahlreichen Neuszenierungen gar nicht zu reden. Es gab vielgepriesene Jahre, wo man sich mit einem halben Dutzend Navitäten begnügte, die nicht auf dem Spielplan blieben.

Die Kunsttruppe selbst hat in diesem Jahre nur eine wesentliche Bereicherung und gerade in der Persan des stürmisch erörterten Charakterdarstellers Ferdinand Bonn erfahren, welcher vom Münchener Hoftheater unter angeblich ramantischen Umständen übernammen wurde. Herr Bann, der var seiner Hingabe an Thalien Bellanen huldigte, wie man sich in der encyklapädischen Zeit ausgedrückt hätte, wurde nach einem vielbesprochenen, drei Rallen umfassenden Gastspiele im Juni verflassenen Jahres für unsere Hafbühne verpflichtet. Er spielte den Hamlet — nicht einmal frei nach Boath, meinten seine Gegner — den Franz Maor (eine Paderalle Lewinskys) und den Leon in Grillparzers Welthumar-Spiel „Weh dem, der lügt,“ wamit Laube seinerzeit eine dröhnende Niederlage erlitt, Dingelstedt hingegen einen Erfalg erstritt, der ihm unbestritten bleiben wird. Die Stilisten und Traditianäre des Burgtheaters nahmen safort Stellung gegen den Frevler am Stil, den keden Naturalisten, welchem in Kollegenkreisen kaum mehr als eine sauer-süße Anerkennung ward. Der zierliche kleine Mann mit dem hageren, geistvallen Kapfe schien sich wenig um Lab ader Nichtlob zu kümmern, und wir glauben mit Recht. Unseres Erachtens hat Direktar Burckhard mit Herrn Bann einen guten Griff gethan; der Vielangefeindete ist ein lebensvaller Schauspieler der madernen Schule, welchem die dramatische Neukunst nach manche dankbare und dankenswerte Aufgabe stellen dürfte. Ferdinand Bann ist Jungblut im Burgtheater, wir glauben an seine Aufrichtigkeit, sa laut seine Gegner ihn auch der Originalitätshascherei bezichtigen mögen. Weniger glücklich ist Burckhard mit der Neuerwerbung weiblichen Jungblutes gewesen; das durch den Tad der in der Jugendblüte heimgegangenen Josefine Wessely verwaiste Fach der Sentimentalen ist noch immer nicht genügend besetzt. Eine andere ehemalige Sentimentale des Burgtheaters und seither nahezu Verschollene wird demnächst vor dieser Rampe ihre Auferstehung begehen: Frau Antonie Janisch, in glänzenden Zeiten Gräfin Arca, als Charmeuse und Männerbethörerin nicht minder denn als Hofschauspielerin vergöttert und gefürchtet. Als geschiedene Gräfin, wieder auf die schwanken Theaterbretter geworfen, verstimmt und leidend, verließ sie Wien, halte sich in Amerika bittere Enttäuschungen, aß das Brot des Elends und schien ihre Rolle auf der Bühne des Lebens wie des Theaters nusgespielt zu haben. Nunmehr er-

Hochzeitszug in der Slovake

Nach dem Gemälde von J. Veſin.

Digitized by Google

scheint sie plötzlich wieder im Rampenlicht und wird für das Salonfach in die weibliche Garde des Burgtheaters eingereiht.

Das Burgtheater begonn die Spielzeit am 23. September mit einer Pietäts-Vorstellung: Körners „Zrinyi" zu des Dichters Säkularfeier. Einem Begeisterungsabend im Theater werden wir allezeit das Wort reden, insbesondere, wenn damit eine so sympathische nationale Gestalt wie jene Körners heraufbeschworen wird, welche, von reinster Vaterlandsliebe und Heldenhaftigkeit verklärt, ein Beispiel durch die Zeiten leuchtet. Mehr als je brauchen wir heute Ideale. Und dieser dichterisch herrlich sterbende Jugendheld wird uns ein Ideal bleiben, mögen wir auch sein Drama längst nicht mehr als Beispiel anerkennen. Von Körner zu Voß war beinahe ein Jahrhundertsprung. Mit dem „Mohr des Czaren" erschien Richard Voß zum erstenmale auf unserer Hofbühne, allerdings ein wesentlich anderer, als er seither geworden. Das Stück hatte vor Jahren in München gute Aufnahme gefunden, am Burgtheater plante schon der verstorbene Förster die Aufführung, die Burckhard verwirklichen sollte. Puschkin, der bekanntlich einen Tropfen Mohrenblut in den Adern hatte, schrieb die Fragment gebliebene Novelle: „Der Mohr Peters des Großen." Voß machte ein schwarzblütiges Lustspiel daraus, das eine echt czarische Laune seelisch zu vertiefen sucht. Peter der Große hatte einen Mohrengünstling mit Namen Abram Petrowitsch Hannibal; bei Puschkin heißt er Ibrahim und als solchen übernahm ihn Voß, um einen schwarzen Hamlet daraus zu machen, der über schwarz und nichtschwarz melancholisiert und das bittere Wort: „O süßes Nichtsein!" findet. Ibrahim liebt das schöne, stolze russische Edelfräulein Natalie Gawrilowna, und der Czar setzt sich in den Kopf, die schwarzweiße Ehe zustande zu bringen. Wie er und das Liebespaar dies anfangen, bildet das Problem des Lustspiels, das eigentlich mehr ein Drama ist. Nicht zu vergessen ist, daß dieser Mohr vom Czar nach Paris in die hohe Schule des Lebens geschickt worden und dort der Höfling der vornehmen „Regence"-Damen gewesen war. Das Stück blieb im Burgtheater nicht ohne Wirkung, obwohl das Versteckenspiel der Liebenden während dreier Akte etwas ermüdete. Die Hauptpartie, welche zwei ziemlich undankbare Aufgaben stellt, wurde von Herrn Robert (Schwarz) und Frau Schratt (Weiß) gespielt; Weiß ward erst nach hartnäckigster Gegenwehr matt gesetzt. Durch Natalias weißen Kuß fühlt Ibrahim sein schwarzes Antlitz „neugeschaffen", und der Czar behält Recht. Dankbare, mit sicheren Strichen auf die Beine gestellte Lustspielrollen boten die Nebenfiguren den Hofschauspielern, so die Fürstin Lylaff der Frau Hartmann, der Czar Herrn Baumeister, der Chevalier des Saint-Lambert Herrn Devrient, der Schiffer Este Herrn Römpler.

Zwischen Voß und Ibsen kam Ohnet zu Wort: die französische Abwechselung. Der Roman „Letzte Liebe" ist ein Glied aus der Serie: „Les batailles de la vie." Das dem Roman aus dem Leid geschnittene bekannte Drama heißt „Liebesopfer." Solche dramatische Kaiserschnitt-Geschöpfe schleppen nur zu oft eine unheilbare Rachitis durch ihr Bühnenleben. So hier. Man liest in Deutschland viel Ohnet und ist geneigt, ihn zu überschätzen, während man in Frankreich selbst seinen Wert nicht allzu hoch stellt. Wie wenig dieser Schriftsteller, trotz seiner behaglich breitspurigen Seelenrätselei, thatsächlich in die Tiefe geht, tritt in „Liebesopfer" grell hervor. Ohnet verträgt das Lampenlicht des Lesezimmers, aber nicht das Rampenlicht der Bühne. Die Partie war diesmal in den Händen der Wolter und Sonnenthals. Sie wurde glänzend gespielt, leider vermochte sie die verlorene Partie Ohnets nicht mit zu gewinnen. Ein schöner Abendstrahl liegt auf dieser Leistung der Wolter, welche sich als „Liebesopfer" bringt, beinahe ein sapphischer Anklang. Wenige Tage später hallte das Burgtheater von Jung-Ibsens Versen wieder, dröhnend und klingend, lockend und klagend. Was war das doch für eine sonnige, poesieglückliche Zeit, wo er noch am „Sonnenhag" sang und das „Fest auf Solhaug" aus frischem, unbeklemmtem Herzen heraus schrieb. Goldschein, wo bist du? Seither sind siebenunddreißig Jahre über uns dahingerauscht und Ibsen-Gudmund hat sich, Wahrheit suchend, von „Gespenstern" heimgesucht, in Probleme eingesponnen, in welche selten ein Sonnenstrahl dringt. Ibsen dichtete dies in Liebe und Leidenschaft überschäumende, romantische Schauspiel als Instruktor und Regisseur am Ole Bullschen Norwegischen Theater in Bergen, wo es die Erstaufführung erlebte. Ich weiß nicht, ob es in Berlin bekannt, jedenfalls ist's bald erzählt. Margit ist seit drei Jahren mit dem reichen, viel älteren Gutsherrn Bengt Gautesohn verheiratet, als der Sänger Gudmund Alfsan, ihr Jugendgespiele, heimkehrt. Sie liebt ihn, aber ihre jüngere Schwester Signe, welche der Raufbald Knut Gäsling gerne zur Frau möchte, gewinnt Gudmunds Liebe, wodurch Margits Widerwille gegen ihren Gatten noch gesteigert wird. Es kommt ein Augenblick — hier bricht schon der volle Ibsen mit aller Kraft durch — wo sie, um den verhaßten Umarmungen des betrunkenen Bengt zu entgehen, demselben Gift in den Becher gießt; doch ehe der Gatte ihn an die Lippen setzt, wird er von Knut erschlagen, und Margit flüchtet bereuend ins Kloster. Der dramatische Knoten ist einfach geschürzt, das Ganze auf Margits blondes Haupt gestellt. Wohl übersunkelt das lyrische Geschmeide den dramatischen Wert des Stückes, aber wie wohl thut dies Funkeln! Die Darstellung traf die Stimmung des Dramas, aber die Trägerin der Margit-Rolle, das reifschöne Fräulein Paspischill, nicht immer, obwohl ihr diesmal mancher seine Mittelton glückte. Sie bringt vieles mit, diese verständige Darstellerin, ausgezeichnete Haltung, kräftige Gestalt, nordische Herbheit und kluge Beherrschung ihrer Mittel, es fehlt ihr nur eines für diese und andere dämonisch umwitterte Rollen: ein Tropfen Walterblut.

„Einsame Menschen", Drama in fünf Aufzügen von Gerhard Hauptmann — so las man am 7. Dezember auf dem Zettel des Burg-

theaters. Alſa Johannes Bockerat und Anna Mahr ſind burgtheaterfähig geworden. Der Fall iſt pikant. Wars ein gelungener Verſuch? Wie nahm das durch Takt und Feinſinn lange ſo berühmt geweſene Stammpublikum an der „Burg“ dieſe kühne Neuerung auf? Was ſagten die für das klaſſiſche Drama allezeit begeiſterten „Paradieſesbeſucher“ zu dem Veriſma des Grau- in Grau-Dichters Hauptmann? Je nun, ein Stück für Wiener iſt's nicht, aber Ibſens „Wildente“ im Volkstheater hatte darauf vorbereitet; die Nur-Wiener allerdings, deren Horizont nicht über die neue Verzehrungsſteuerlinie hinausreicht, ließen ſich die „Einſamen Menſchen“ nur gefallen als graue Buße. Unter Urteilsfähigen iſt faſt nur eine Stimme: Hauptmann iſt ein großes Talent, ein aufrichtiger Neuerer. Nicht Wenige ſtellen ihn über Sudermann, ſeit „Sodoms Ende“ dem großen Erfolg der „Ehre“ ſo abträglich geweſen. Indes kann kaum bezweifelt werden, daß der letztere mehr dramatiſchen Flug hat, als der erſtere. Als Detailmaler und Situationsſchilderer dagegen reicht kaum einer an Hauptmann heran. Ob aber dieſe Methode des Mikroskopierens dramatiſch, dichteriſch, ob ſie Kunſt, iſt eine andere Frage. Seit die Welt am Bacillus leidet, iſt es ganz zeitgemäß, daß auch unſere Dichter den Krankheitserregern der Seele mit erhöhtem Eifer nachſpüren. Der erſte dieſer Bakteriologen der Litteratur war eigentlich der jüngere Dumas mit ſeinem Bibrio. Daß mit ſeeliſcher Detailmalerei die phatographiſche Momentaufnahme der gewöhnlichen Lebensvorgänge ſich von ſelbſt verbindet, liegt auf der Hand. Damit jedoch bringt man's in der Bühne wohl zur Stimmung, ſelten dagegen zur Handlung, dieſe aber iſt und bleibt der Lebensnerv des Dramas. Der chroniſche Konflikt, welcher ſich durch Hauptmanns Stück durchzieht, iſt entſchieden undramatiſch, im Detail ſtackt die Handlung, das Einzelne erdrückt die Geſamtwirkung und wenn trotzdem das Intereſſe der Zuhörer vorhält, ſo verdankt dies der Dichter ſeiner Kunſt, Menſchen auf die Beine zu ſtellen und Stimmung für ſie zu erwecken. Freilich iſt das viel, ſehr viel, aber einen Dramatiker, dem kräftig Theaterblut durch die Adern rollt, macht dies noch nicht. Und wenn dieſe Helldunkelmaler, dieſe Luminiſten der Bühne nur ein klein wenig Humor hätten! Humor iſt ja das Erquickendſte am deutſchen Genie, aber ſie leiden an traurigſter Humorloſigkeit. Es iſt ein vergrämtes Stück, farbenöd, der Mißmut, die Verſtimmtheit ſelbſt — Hauptmann hat für Stachelreden, Nadelſtiche und Nörgeleien ein beſonderes Talent — man hört die ſchwarzen Nadelwälder rauſchen, der ſchwarze See, in deſſen Tiefe der Schwächling Johannes ſein überflüſſiges Daſein ſtürzt, blickt uns entgegen, wir ſind in der unbehaglichſten Stimmung und doch können wir dem Dichter unſer Intereſſe nicht verſagen. Die Aufführung bleibt manches ſchuldig, ſelbſt Herr Hartmann als Johannes, am ſchlimmſten jedoch kamen Dichter und Publikum bei der Anna Mahr des Fräulein Deman weg.

Es kam wohl nicht zufällig, daß Direktor Burckhard eine Woche darauf Hebbels „Nibelungen“ folgen ließ, die dramatiſche Freske auf das Klein- und Feinbild. Der Kontraſt ſchlug ein — zu gunſten Hebbels. Die Trilogie, welche Wilbrandt ſeiner „Kriemhild“ zuliebe ins Archiv verbannt hatte, wirkte wie eine ſiegreiche Neuheit. Wir hörten nach Jahren wieder Kriemhilds Rache in der Wolter verkörpert grollen, wir ſahen den kraft- und ſchönheitsfrohen Siegfried Kraſtels ſieghaft ſchreiten, wir vernahmen den dröhnenden Schritt und Ruf von Gabillons ehernem Hagen Tranje, dieſer monumentalſten Nibelungengeſtalt, welche die deutſche Schauſpielskunſt jemals geſchoffen, wir hörten die Valkerfiedel Baumeiſters wieder. An allen vieren ſind die Jahre machtlos vorüber gegangen, ſie ſind die alten geblieben. Dazu brachten die Poſpiſchil eine ſtarkgefügte Brunhild, und Rabert einen Etzel von eigenartig heuniſchem Kalorit. Die Pariſer Novität des Dezember war Alfanſe Daudets „l'obſtacle“ in einer vortrefflichen Überſetzung van Ferdinand Groß. Es handelt ſich natürlich um ein Ehehindernis. Didier Marquis d' Alain und Madeleine de Remandy lieben ſich und ſind verlobt. Caſtillon, der Vormund Madeleines, hat jedoch ein Auge auf ſein Mündel und empfängt von fremder Seite mit Befriedigung die Mitteilung eines Ehehinderniſſes: Didiers Vater iſt jahrelang wahnſinnig geweſen und im Wahnſinn geſtorben. Alſa Vererbungstheorie! Umſonſt bringen Didiers Mutter und deſſen damaliger Lehrer Harnus, die Gewiſſens- und Vertrauensrolle des Stückes, vor, der atte Marquis ſei infolge eines Sannenſtiches irrſinnig geworden, von Vererbung könne alſa nicht die Rede ſein, die Verlabung wird gelöſt. Um welchen gewagten Preis nun die Mutter ihrem Sohne das Glück d. h. Madeleine erhalten will, iſt bekannt, das Stück iſt ja vielfach über deutſche Bühnen gegangen. Die Marquiſe verſucht ſich ſelbſt einer Schuld anzuklagen, wabei Harnus die Mitſchuld übernehmen muß: Didier ſei nicht ihres Gatten Sohn, aber Didier glaubt es nicht. Daudet löſt den Knoten, den er recht ernſt geſchlungen, als Schalk. Die Aufführung bat einen reizenden Schauſpiel-Abend, dem Herr Sonnenthal als Hornus und Herr Hartmann als Didier ihr Beſtes gaben

Die Jänner-Novität, mit welcher wir die Burgtheater-Revue für diesmal abſchließen, gab einen ſchrillen Mißklang. Am Dreikönigstage rach's nach Schnaps und Juchten in dem ſchimmernden Zuſchauerraume und ungeheuerliche Namen wie Raskolnikow, Mormeladow, Swidrigailow . . . ertönten van der Hafbühne. Man gab als Mittagsvorſtellung das van Zabel und Koppel nach Daſtajewskis Raman „Verbrecher und Strafe“ bearbeitete Schauſpiel „Raskolnikow“, das unzweideulig abgelehnt wurde. Das Verbrecherſtück, in welchem man kaum mehr eine Spur des genialen ruſſiſchen Sittenſchilderers vorfindel, verdient es nicht beſſer. Mit der Titelrolle hatte Herr Bann nicht gar viel Glück, hingegen ſtellte Frau Mitterwurzer die Geſtatt einer alten Wucherin auf die Beine, die zu dem Packendſten gehörl, was im Burgtheater weibliche Geſtaltungskraft im älteren

Charakterfach zuwege gebracht. Vielleicht ists um dieser Leistung willen schade, daß Raskolnikow und verschnapsten Konsorten das weitere Auftreten am Wiener Franzensring versagt ward. Für die nächsten Wochen werden noch eine Reihe von Neuheiten vorbereitet, die allerdings für Deutschland keine mehr sind. Den Reigen eröffnet die Voßsche „Pastorin", dasselbe Trauerspiel, welches unter dem Titel „Die neue Zeit" bereits anderwärts (München) über die Bretter gegangen. Ein zweites Stück von Hauptmann, die jüngst im „Deutschen Theater" gegebene Komödie „Kollege Crampton" — wieder ein verbummeltes Genie — und die Fulda'sche „Sklavin" folgen nach. Seit Jahren ist am Burgtheater nicht so scharf gearbeitet worden.

Nicht minder kräftig zieht das Deutsche Volkstheater an allen Strängen den gleißenden Wagen, welcher, von schönen Weibern geleitet, Thalias dramatisches Gepäck führt. Und das fast sprichwörtliche Glück der jungen Bühne greift hilfreich in die Speichen, wenn die Ware schwerer, meist aber ists leichte Ware und der Wagen rollt. Kommt dann noch Mitterwurzer, dann ist des Kassenjubels kein Ende. Das deutsche Volkstheater in Wien lebt herrlich und in Freuden von deutschen, insonderheit Berliner Import. Am 19. September schmetterte Wildenbruchs „Haubenlerche" ihr fröhlich Morgenlied, und am 9. Januar fand der „Raub der Sabinerinnen" lachenden Beifall. Dazwischen fällt wohl eine echte Raimundfeier, aber wer kümmert sich darum, wenn „Großstadtluft" die Köpfe und Kassen füllt? Blumenthal und Kadelburg, die Verbreiter des Lach-Bacillus, des Zwergsellerregers, dessen Reinkulturen in dem genannten Kassaschwank abgelagert sind, erscheinen als Tagesgötter des Theaters am Wehuberpark. Und was sonst noch? „Dämon Gold", ein in allen Federn knackendes Kriminalstück, das in einem sibirischen Staatsgefängnis beginnt, um in einem Londoner Schwurgerichtssaale zu enden, erlebt eine vernichtende Niederlage, ein anderes von schwülem Stickstoff erfülltes Drama, „Schuldig" von Voß, thut, dank dem Spiele der Sandrock und Martinellis seine nervenzerrende Schuldigkeit, Ludwig Ganghofer, der kerngesunde Poet der oberbayrischen Bauernkomödie und -Novelle, stellt — leider im Orient — den Volkstheaterbesuchern eine poetisch-dramatische „Falle", welcher diese gar bald aus dem Wege gehen, Felix Philippi, ein neuer Mann in Wien, singt mit einem Ehebruchsdrama von roher Effektmache das „alte Lied" (vom braven Mann, den ein böses Weib betrügt) mit „Sodoms Ende" beginnt, unter Schwefelgeruch und faulen Miasmen, die Aera Mitterwurzer, welche noch in den Februar reichen wird.

Schade, daß Wildenbruchs „Haubenlerche" den häßlichen letzten Akt hat. Das Stück beginnt so lerchenhaft, in den beiden ersten Akten steigt einem das Herz beinahe mit empor in die reine Luft. Und Fräulein Odilon, der einzige Gewinn, welchen Direktor von Bukovies in dieser Spielzeit für sein Personal zu verzeichnen hat, kommt in der Lerchenrolle unserm Empfinden so morgenfrisch entgegen. Dieses Stück steht in Deutschland allüberall auf dem Spielplan, und der soziale Dilettantismus des Schönredners August Langenthal ist so sattsam bekannt, wie die Niedertracht seines Bruders Hermann, welcher Lene auf sein Zimmer lockt. Das Publikum des deutschen Volkstheaters wird bei solchen Anlässen merkwürdig ernst; keine Spur mehr von der sprüchwörtlichen Wiener Leichtlebigkeit, die allerdings gewisse Dinge allezeit schwer genommen hat, was auch oberflächliche Beobachter sagen mögen. Die wohlhabende Bürgerlichkeit aus den Fabriksbezirken Mariahilf und Neubau, die hier auf den roten Samtfauteuils Platz nimmt, verträgt solche Bühnenspäße nicht, wie sie sich Wildenbruch mit der Lene oder gar Sudermann mit Klärchen gestattet. Beide Einbrecher, Hermann Langenthal wie Willy Janikow, wurden denn auch unzweideutig zurückgewiesen, der letztere, weitaus Schuldigere, natürlich besonders energisch. Wenn der Verführungsversuch Hermanns, welchen der Dichter umsonst zu rechtfertigen sich bemüht hat, Anstoß erregte, so rief der brutale Einbruch des angetrunkenen Willy in Klärchens Schlafkammer geradezu Entrüstung hervor. All die außerordentliche Kunst, womit Sudermann die Stimmung vorbereitet, war vergessen, ging im Ekel unter. Und gar der letzte Akt! Dies üppige Atelier im Tapeziererstil mit dem Bett-Alkoven, wo das eben aus dem Kanal herausgefischte tote Klärchen wie zur Parade hingebettet wird, um dem verbummelten Maler als Modell und zugleich als Vorwand zu dienen, mit dem Kohlenstift in der Hand, an der solange unbenutzten Staffelei zu sterben — ist alles dies nicht der Effekt-Requisitenkammer der alten Boulevardschule entnommen? Wo ist da die neue Kunst? Wo die „Wissenschaft vom Menschen"? Der an Blutsturz zusammenbrechende Janikow reißt das ganze Stück mit und begräbt es mit sich unter dem niederstürzenden Malergerüst. Schade um die Köstlichkeiten lebendiger, feiner Beobachtungskunst, welche wie Goldkörner in dieser Schlammflut mit den Abfällen der alten Methode treiben, schade um so manche ergreifende Szene, welche uns geboten wird, ohne das Schicksal des Ganzen aufhalten zu können.

Wir begreifen, daß die Berliner Niederlage des Stückes geräuschvoller als jene in Wien gewesen. Bis zu diesem Grade die Ausnahme als Regel hinzustellen, wie dies Sudermann in diesem Schmutzausschnitt des Berliner Lebens gethan, das geht denn doch über das selbst dem Satiriker Erlaubte hinaus Von Abschreckenstheorie kann da nicht mehr die Rede sein. Verständlich genug zeigt der Autor auf ein bestimmtes Milieu in dem Berliner Weltstadtbilde hin — der Klang der Namen verrät dies schon —, aber dies Stück „Sodom" ist nicht Berlin. Immerhin wird man sich in Paris über dieses von einem deutschen Sittendramatiker geschilderte Berlin-Sodom gefreut haben, zu welchem alsbald der Lärm wegen des Zuhälter-Unfugs eine nur allzu billige Illustration liefern sollte. Mitterwurzer, welcher sich mit sichtlichem Behagen immer mehr in solche von schillerndem Sumpfgewächs umwucherte, schauspielerische Aufgaben vertieft, kann in der

Janikow-Rolle alle Register seines beweglichen Talents ziehen. Die Blasiertheit steht ihm gut, und nichts reizt seine zum Bizarren neigende Eigenart mehr, als der Fäulnisschimmer einer Rolle. So packend indes seine Darstellungsweise im einzelnen war, so ungleichmäßig wirkte sie als Ganzes. Sie schnellte förmlich empor, um plötzlich herabzusinken. Sein Hjalmar in der „Wildente" ist uns lieber. Die schönen Frauen des Volkstheaters waren auf der Bresche: Fräulein Freisinger, der weibliche Prachtvampyr, welchem die teuerste Konfektionskunst zu Gebote steht, ward den äußeren Anforderungen der Adah-Rolle fascinierend gerecht; die Darstellerin traf auch den Konversationston, für starke, innere Wirkungen jedoch versagte ihr Talent. Gute Momente hatte Fräulein Hönig als Kitty im dritten Akte, vortrefflich endlich wußte Fräulein Hauser die Unschuldsgestalt Klärchens glaubhaft zu machen. Wahrhaft als ein erratischer Block der diesjährigen Spielzeit des Volkstheaters, fall am 30. Januar die fünfaktige Tragödie „Der Herzog von Gothland" von Grabbe zur Aufführung gelangen. Man fragt sich, was die Direktion mit dieser Exhumierung einer der vergessendsten Kraftdramen des verschollenen Dichters bezweckt. Das blutige Stück ist von Conrad Löwe, dem verdienten Schauspieler des Volkstheaters, aus dem Bühnenunmöglichsten heraus bearbeitet worden — auf Anregung Ludwig Speidels, wie man erfährt. Ein interessanter Versuch wird's jedenfalls sein! Grabbe redivivus am Wiener Volkstheater 1892! Bukovics kann sich's erlauben.

Nicht ohne Neid blicken unsere andern Bühnen, das Theater an der Wien, das Carltheater, das Josefstädter Theater auf den Kassentaumel des Volkstheaters. Wahres Theaterglück ist nur noch im Weghuberpark, anderswo muß man sich „durchfretten" — wie der Wiener sagt. Trotz der Palmay und Girardi mußte seit Saisonbeginn das Theater an der Wien Neuheit auf Neuheit durchprobieren, bis es endlich mit der neuen Operette Millöckers „Das Sonntagskind", wozu Wittman & Bauer einen von Schlagern blitzenden Text gedichtet haben, auf sicheren Boden gelangte. „Der Dragoner! Der Dragoner, sapperment, macht der Sache gleich ein End'!" — in diesem Fall dem Deficit der Wiedener Bühne, die jetzt statt so fort arbeiten kann bis Spielzeitende. Sie hat endlich ihren Treffer und kann's darauf ankommen lassen. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hat das „Sonntagskind" wenige Tage nach Wien für Berlin aus der Taufe gehoben und damit ihren Berichterstatter weiterer Pflicht enthaben. Auch das Carltheater in der Leopoldstadt, welches eine so stolze Vergangenheit besitzt, die klassische Zeit der Wiener Posse mit Nestroy-Schalz-Grois und den lustigen Epigonen Matras-Blasel-Knaack erlebt hat, darauf die erste Versuchsbühne für den besten Pariser Operetten-Import gewesen und unter Jauner das französische Sittenspiel in Pflege genommen, hat mit einer Wiltmann'schen Operette, welche ein junger, flotter Kapellmeister, Karl Weinberger, in die liebenswürdigste Musik, voll Melodie und Fröhlichkeit, gesetzt, Glück gemacht. Hintergrund der leichtbeschwingten Handlung ist das große Jahr 1870. Wenn französische, englische, italienische, rumänische Theatertruppen ihr fliegendes Zelt in Wien aufschlagen, dann wählen sie zumeist das Carltheater als Schauplatz ihrer raschverfliegenden Thätigkeit. Heuer haben wir wieder die Judic gehabt, die mit jedem Jahre wiederkehrt und volle Häuser macht. Bisweilen schürzt sie freilich ihr Gence schon so hoch, daß selbst den Stammgästen und Gourmets der Palais Royal-Pfeffersaucen am Carltheater das Ding zu arg wird. Das Wiener Volksstück hat sich an die Bühne in der Josefstadt geflüchtet, wo es ein bescheidenes Dasein fristet. Chiavacci erscheint dort bisweilen mit Erfolg, öfter die Herren Radler, Wimmer u. s. w. auf dem Zettel. Diese Bühne hat übrigens ein anhängliches Publikum und weiß es zu erhalten. Es ist eine Kunst, in Hemdärmeln mit einem gewissen Plein air, das aufrichtig gemeint ist. Um ein Haar hätten wir diesmal auch das Operntheater in unser Plaudergebiet einbezogen, um nur zu konstatieren, daß der König der Wiener Operette, Johann Strauß, unter die Opern-Komponisten gegangen ist, aber seine Oper „Ritter Pasman" mit dem viel zu dichterisch wertvollen Text von Ludwig Dóczi gehört den Musikgewaltigen von der Feder. Die letzte Häutung des Größten aus der Dynastie Strauß hat so großen Lärm gemacht, daß wir uns mit dem Worte begnügen können: Johann Strauß wäre besser der Alte geblieben. Eduard Hanslick hat ihn mit feinster Ironie gelabt.

Einer kranken Dichterin.

Von Emil Rittershaus.

(Abdruck verboten.)

Kannſt du nicht in den Frühling gehen,
Zum grünen Wald, wo's ſingt und klingt,
So laß den Lenz am Bette ſtehen
Im Blümlein, dran die Knoſpe ſpringt.
Im Blatt, zum Licht emporgetrieben,
In der Narciſſe, gold beſternt,
Da ſteht ein Zauberſpruch geſchrieben
Dem Aug', das ihn zu leſen lernt!

Von Vogelſang und Laubesrauſchen,
Von Duft, darin die Welt getaucht,
Kannſt du vom Mai ein Wort erlauſchen,
Der auch auf deine Kiſſen haucht —
Und, will die Seele dir verzagen,
Vertrauend ſchau' zum Ew'gen dann,
Und denke, daß dir Herzen ſchlagen,
Die treue Freundſchaft dir gewann!

Es wird der Schmerz noch zehnmal ſtärker,
Der ſich in düſtres Schweigen ſpinnt,
Doch wie Erlöſung aus dem Kerker
Iſt's, wenn er erſt Geſtalt gewinnt
Im Wort, im Lied, ſelbſt in der Zähre!
Ein Balſam iſt's, der Segen ſchafft,
Und leichter wird der Leiden Schwere,
Und größer, die ihn trägt, die Kraft! —

Viel iſt zu tragen dir beſchieden,
Viel dein Geſchick dich dulden heißt.
In Feſſeln läßt der Leib ſich ſchmieden,
Doch Flügel hat noch Herz und Geiſt!
Gebrauch' ſie! Aus der Dichtung Beeten
Mit friſchem Mut den Strauß gepflückt —
Und nimm die Grüße des Poeten,
Der dir im Geiſt die Hände drückt! —

Drewis Sünde.

Eine Ostergeschichte.

Von Marianne Mewis.

(Abdruck verboten.)

Es war wenige Tage vor Ostern. Noch ging der Frühjahrswind frisch und kühl über die westpreußische Heide, aber auch der Sonnenschein lag breit und warm auf der trockenen, unbeschatteten Ebene. Die Schafe wurden ins Freie getrieben und knabberten emsig und genügsam an den niedrigen, bräunlichen Pflänzchen, welche zu dieser Zeit den Sandboden bedecken und im Zweifel darüber lassen, ob sie noch dem letzten Herbste ihren mißfarbigen Blattwuchs verdanken oder bereits neue, dürftig genährte Triebe emporsenden.

Seitwärts von der Herde lag der Schafjunge auf dem Rücken, wie er es seit Jahren in jeder sonnigen Stunde zu thun pflegte. Er starrte indes nicht, wie sonst wohl, sorglos zum blaßblauen Himmel hinauf, sondern schien das dunkle Bedürfnis zu empfinden, seine Blicke auf irgend einen bestimmten Gegenstand zu heften und hatte dazu, weil die Heide sich weit und breit gleichmäßig merkzeichenlos erstreckt, sein eigenes nacktes Bein erlesen, das schmutzig und braun aus der durchlöcherten hellblau verwaschenen Leinenhose emporragte. Er richtete das magere, sehnige Glied möglichst steil empor und bewegte es mit der katzenhaften Geschmeidigkeit eines dürren dreizehnjährigen Jungen wie einen umgekehrten Perpendikel langsam hin und her, indem er die lehmfarbenen Zehen anscheinend einer eingehenden Betrachtung unterwarf. Auch die Gedanken des Jungen schweiften heute nicht formlos und unstät umher, wie über ihm die zerflatternden Federwölkchen am hellen Himmel, sondern waren ebenfalls angestrengt auf einen festen Punkt gerichtet. Drewi dachte wohl überhaupt zum erstenmale in seinem Leben; wenigstens vollzog sich zum erstenmale in seinem ungeübten Gehirn der Vorgang, welchen wir rastlos kopfarbeitenden modernen Menschen recht eigentlich „denken“ nennen.

Aber der Drewi dachte nicht nur — er philosophierte sogar, denn er erwog mit peinlicher Genauigkeit den Unterschied zwischen „gut“ und „böse“, kurz — er grübelte nach über seine — Sünden!

Drewi, durch Geburt und Erziehung polnischer Katholik, ging einem feierlichen Momente seines Lebens entgegen. Er sollte zum erstenmale an der heiligen Kommunion teil nehmen. Ein Schauer durchlief den armen Schafjungen wie jedes andere jugendliche Menschenkind beim Gedanken an die geheimnisvolle Ceremonie. Auch daß er zum erstenmale als gleichberechtigtes Glied der großen menschlichen Gesellschaft bei einer wichtigen und heiligen Handlung beteiligt sein sollte, kam ihm dunkel zum staunenden Bewußtsein. Hatte er doch vernommen, daß die Panienka, des Herrn einziges, verwöhntes Töchterlein, die er gewohnt war, wie ein Wesen aus einer anderen höheren Welt zu betrachten, mit ihm, Drewi, dem letzten armseligen Anhängsel der langen Dienerkette, dem Schafjungen, der sich bedeutend geringer vorkam, als einer der gnädigen Jagdhunde des allergnädigsten Herrn, ja sogar als der stolze Leithammel der eigenen Herde, — kurz, daß sie, das strahlende, seidengekleidete Fräulein, mit ihm, dem zerlumpten Hirten, zum Mahle beim Herrn Jesus geladen sei! Die Sache schien unfaßlich, und es lohnte daher kaum, sie mit einem scheuen, tastenden Gedanken zu streifen. Auch hatte der Schafjunge anderes zu bedenken.

Der Kommunion sollte die Beichte vorangehn. Da sollte der Drewi seine Sünden bekennen!

„Es gibt Gedanken-, Wort- und Thatsünden!“ hatte der junge eifrige Herr Pfarrer gesagt und die Sache so eingehend erläutert, daß auch in dem Drewi ein Funke von Verständnis aufgeblitzt war. — „Jeder Mensch ist ein Sünder; ihr alle habt der Sünden viele begangen, die sollt ihr nun bekennen und bereuen, damit sie euch vergeben werden!“ —

Und nun besann sich der Drewi auf seine Sünden. Eine von den vielen mußte ihm doch einfallen. — Da hatte er nun Winter und Sommer mit seinen Schafen gelebt. Keines war durch seine Schuld abhanden gekommen, keines hatte seinetwegen Schaden gelitten. Das wäre allerdings eine Sünde gewesen, eine schreckliche Thatsünde, von welcher er kaum annehmen konnte, daß sie ihm verziehen würde. Vielleicht vom lieben Gott — gewiß nicht vom Herrn Inspektor! Aber er hatte sie nicht begangen, dessen erinnerte er sich gewiß.

Im übrigen reichten seine Gedanken leider nicht sehr weit zurück.

Das Schimpfen und Fluchen sei eine Wortsünde, hatte der Herr Pfarrer gesagt. Drewi erinnerte sich allerdings, im Winter den Kollegen von Dembrowka einen Schweinhund genannt zu haben, weil der Schlingel ihm einen gefrorenen Schneeklumpen an den Kopf geworfen hatte; aber bald darauf, als der Stadtbote sich betrank und die Tasche verlor, brauchte der allergnädigste Herr den Ausdruck höchst selbst. Konnte denn der Herr, der unfehlbare, sündigen? —

Dann fielen dem Drewi die Gedanken ein, welche im letzten Sommer der Anblick einer Riesenbirne, die über den Zaun des Herrschaftsgartens hing, in ihm erweckte. Er hatte sich in das staubige Gras der Straßenböschung geworfen und begehrlich zu der Frucht, die ihm köstlich und fremdartig, aber auch ebenso verlockend, wie der Apfel des Paradieses erschien, hinübergeschielt. Sollte nicht schon der sich im innersten Herzen regende Wunsch, sie abzureißen und für sich zu behalten, eine schreckliche Sünde gewesen sein? Jedenfalls waren bei der Entdeckung unendliche Prügel mit Sicherheit anzunehmen gewesen. — Aber als er da lag und die Frucht kaum anzuschauen wagte in ihrer verführerischen Pracht, war der Reitknecht des gnädigen Herrn, der große, stolze Mann mit den gelben Hosen, den Stulpstiefeln und der roten Weste gekommen, hatte die Birne nur so im Vorübergehen nachlässig mit der Reitgerte heruntergeschlagen und auf öffentlicher Landstraße bei hellem Tage ganz ungeniert gegessen, darauf aber weiter schlendernd eine lustige Melodie gepfiffen, als ob er das reinste Gewissen von der Welt habe.

„Und eine Sünde macht euch scheu und ängstlich, daß ihr euch am liebsten verbergt und den Menschen nicht ins Gesicht zu schauen wagt,“ hatte der Herr Pfarrer gesagt. — Und der pfiff sich was! Da konnte er wohl keine Sünde begangen haben. — Drewi ließ wie in mutloser Erschlaffung das Bein sinken und starrte trübselig ins

Blaue. Da flog ihm eine Handvoll Erde ins Gesicht. Er fuhr auf und rieb sich sitzend die Augen. Dann erkannte er seinen Feind, den Schafjungen von Dembrowka, der lachend und gröhlend auf der Landstraße stand. Auch dieser, sein Widersacher, sollte zu Ostern an der Feierlichkeit teilnehmen.

„Wie viel Sünden hast du?" schrie der Bube herüber. „Ich hab' sieben — sieben Sünden!" Damit gab er Fersengeld.

Drewi blieb starr und steif sitzen. Er dachte nicht an Verfolgung des Übelthäters und hetzte nicht einmal den Hund auf ihn. Immer dröhnte es ihm noch in den Ohren: „Ich hab' sieben — sieben Sünden!"

Und er — er hatte keine, — keine einzige. Es war unerträglich.

Nie war ihm bis dahin zum Bewußtsein gekommen, was er doch für ein armer, armer Junge sei und um wie viel reicher und glücklicher all die andern, denn er hatte nie verglichen und nie zu vergleichen gewagt. Jetzt aber fiel es ihm schwer aufs Herz: Selbst sein Kollege von Dembrowka hatte und wußte etwas; nur er allein, er hatte und wußte nichts, garnichts.

Ein paar schwere Thränen rollten ihm über das braune Gesicht und ließen schmutzgeränderte Straßen darauf zurück. Er aber bohrte die Fäuste in die Augen und schluchzte.

In diesem trüben Augenblicke spazierte, von ihm unbemerkt, die „kleine Herrin" mit ihrer Gouvernante vorüber. Ihr Herzchen war weich und erregt, denn sie freute sich innig auf den schönen, feierlichen Tag, welchem sie entgegenging. Mitleidig blieb sie neben dem Jungen stehn. „Was fehlt dir?" fragte sie. Der Knabe gab keine Antwort und sah auch nicht so aus, als ob er je mitteilsamer werden könnte. Da zog das Fräulein seine kleine goldgestickte Börse, nahm ein blankes Fünfzigpfennigstück heraus und warf es ihm auf das faltige Beinkleid. „Da! hör' doch auf zu weinen," sagte sie und ging weiter.

Drewi starrte auf den Schatz nieder. Was ihn sonst mit überschwenglicher Freude erfüllt hätte, erhöhte jetzt fast noch das dumpfe Schmerzgefühl in seiner Brust. Ach, wohl konnte die Mutter köstliche Dinge für den Reichtum kaufen, — denn es war selbstverständlich, daß das Geschenk der Mutter gehörte. Drewi selbst hatte noch nie die kleinste Münze sein eigen genannt, denn für seine Dienste erhielt er nur Kost und Kleidung von der Herrschaft, — aber würde man *eine* Sünde dafür haben können? Schwerlich.

So grübelte er weiter. Da kam der alte Schweinehirt des Wegs daher. Sein Amt war eigentlich eine Sinekure, denn das Füttern der Schweine besorgte eine junge Magd, und die Borstentiere waren in ein Gehege eingeschlossen. Aber der alte Mann war untauglich zu jeglicher Arbeit — und nur pro forma mit einem kleinen Dienste betraut. Eigentlich genoß er das Gnadenbrot auf dem Hofe. — Jakusch schlich zitternd und kopfwackelnd vorüber und sog eifrig an der Tabakspfeife mit buntem Porzellankopfe, die er nebst zulänglichem Kraute zu Weihnachten erhalten hatte. Lieblich umspielte der scharfe Qualm seine Nase und gewährte ihm den einzigen herztröstenden Genuß, den seine alten Tage kannten. Da sprang der Schäferhund bellend auf ihn zu. Jakusch erschrak, und die Pfeife entschlüpfte seinem zahnlosen Munde. Sie fiel unglücklicherweise gerade auf einen der großen Steine, welche von Zeit zu Zeit an der baumlosen Straße aufgerichtet waren und zerschellte in tausend Scherben. Der Alte brach in ein lautes Geschrei aus, verwünschte den Hund, den sich langsam nähernden Schafjungen, sich selbst und rief alle Heiligen zu Zeugen des gräßlichen Ereignisses an. Dann bückte er sich mühsam und hielt mit den zitternden Händen die Teile des zertrümmerten Kleinods aneinander und begann wieder mit der ganzen polnischen Lebhaftigkeit über den Verlust seiner einzigen Trösterin in diesem irdischen Jammerthal zu wehklagen, indem er sich zehnmal in einer Minute den Tod wünschte.

Drewi, der arme Schafjunge, war ganz der Mensch dazu, den Schmerz des Alten ermessen zu können. Auch ihm erschien die Tabakspfeife als ein kostbarer, schwer zu ersetzender Luxusgegenstand. Und auch das Herz des armen Hirten befand sich in einem Zustande, der es für fremdes Elend empfänglicher machte, als je vorher geschehen. Und als der Jakusch so lamentierte und händeringend vor seinem zerschmetterten Glück kauerte, gab's dem Drewi plötzlich innerlich einen Ruck, sodaß er, ohne

sich weitere Rechenschaft von seinem Thun abzulegen, auf den Alten zusprang, ihm das Fünfgroschenstück in die Hand drückte und sich dann verlegen und mit gleichgültiger Miene seinen Schafen zukehrte.

Jakusch brauchte erst eine Weile, ehe er mit den roten Triefaugen die Münze rekognoszieren konnte, widmete der möglichen Herkunft derselben einen flüchtigen Gedanken, welcher nicht besonders schmeichelhaft für den freundlichen Geber ausfiel, warf Drewi einen schlauen Blick zu und humpelte mit einer verständlichen Geste, die seine Diskretion in Betreff der mysteriösen Affaire verbürgen sollte, so eilig, als es ihm seine Gebrechlichkeit erlaubte, davon.

Drewi aber kehrte mit einem einzigen Satze zu seinem unterbrochenen Gedankengange zurück. — Da war sie! Die Sünde nämlich. Plötzlich stand sie riesengroß vor ihm da. Schon gellte in seine Ohren das Gezeter seiner Mutter, wenn dieselbe erfahren würde, welch einen Schatz ihr Sohn ihr entzogen und in sinnloser Weise verschleudert hatte. Schon sah er mit prophetischem Geiste die teure Angehörige, der leeren Branntweinflasche auf dem schmutzigen Fenstersims beredte Blicke zuwerfend, mit zitternder Hand den großen, angebrannten Knüttel, welcher zum Feuerschüren diente, vom zerfallenen Herde reißen. Schon fühlte er fast die wuchtigen Schläge auf seinem Buckel und wußte mit einemmale genau, was eine Sünde sei.

Aber das Gefühl der Furcht vor der mütterlichen Autorität, welches den Jungen in ähnlichen Fällen ganz beherrschte, vermochte nicht einer Empfindung stand zu halten, die aufs Haar dem freudigen Stolz nach glücklich vollführter Heldenthat glich. Drewi hatte eine Sünde begangen. Zwar nur *eine*, aber eine unleugbare, die selbst bei genauester Betrachtung nicht wieder entschlüpfen konnte und allen Sophistereien stand hielt. Jetzt schaute er dem Kommenden ruhig entgegen! — — —

Der feierliche Tag erschien. Die Herrschaft hatte die Beichtkinder neu einkleiden lassen. In ungewohnter Pracht schritten sie zu der Ceremonie, und wie an all die übrigen kam auch an Drewi die Reihe, sein Sündenbekenntnis abzulegen. Mit bebender Stimme stammelte er kaum zusammenhängende Worte und wartete zagend der Antwort des Priesters. Welche fürchterliche Buße war ihm vorbehalten? — Unbestimmte Schreckbilder flogen an seinem Geiste vorüber. Aber tief im Innersten glimmte ganz heimlich die Genugthuung darüber, *daß auch er ein Sünder sei*, fröhlich fort.

Endlich erklang die sanfte, volle Stimme des guten Priesters. Sie mochte ein wenig bewegt erscheinen. „Und weiter hast du nichts zu bekennen? Denke gut nach!"

Ach, Drewi hatte zur Genüge „nachgedacht! — „Nein," stammelte er hastig.

„Mein liebes Kind, deine That war keine Sünde, sondern gut und freundlich und wird dir gesegnet sein. Geh hin in Frieden."

Und Drewi ging hin. Sein Kopf war wirr und blieb es, bis all die Feierlichkeiten, die er in dumpfer Bewußtlosigkeit an sich vorüberziehen ließ, beendet waren. Das Festgericht, welches die Mutter bereitet hatte (Drewis Unthat war ihr nicht zu Ohren gekommen!), Kaffee und Speckpfannkuchen, genoß er mit derselben traumartigen Geistesstarrheit. Dann schlüpfte er aus den Feierkleidern in die alten Leinenhosen und ging zu seinen Schafen. Und da plötzlich, in dem gewohnten Zustande, löste sich der Bann, und es kam ihm alles zum Bewußtsein: die Güte des Priesters, die ihn an einer herrlichen Feier teil nehmen ließ; die Großmut der Herrschaft, welche ihn kleidete, wie er nie geträumt hatte, einherzustolzieren; der Speckpfannkuchen der Mutter. — Und was hatte man zum Entgelt dafür von ihm verlangt? Das Bekenntnis einiger armseliger Sünden! Und er, der erbärmliche Junge, hatte nicht *eine* begangen. Und die eine, die er dafür gehalten, war keine gewesen!

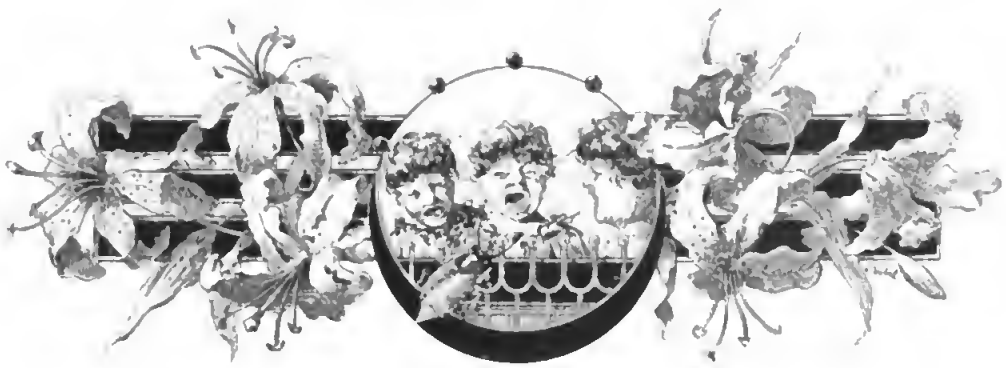
Bis ins Innerste beschämt und gedemütigt warf er sich platt auf den schmutzigen Boden, verbarg das Gesicht und weinte laut und lange, — bis er einschlief.

An einem offnen Grabe.

Von Friedrich Reifenrath.

(Abdruck verboten.)

An einem offnen Grabe ſtund ich geſtern
Zur Dämmerſtunde. Vom Novemberhimmel
Stob leiſer Regen, um die kahlen Birken
Am Waldrand wob ſich grau der Abendnebel;
Und trüb und grau, vom Regen feucht verſchleiert,
Lug rings die Gegend: eine Todesmahnung.
Der Sarg war eingeſenkt. Nun hieß es reden,
Troſtworte ſprechen zu dem kleinen Kreiſe,
Der fröſtelnd, ſtumm ſich um die Grube drängte,
Vornan die Witwe. Abgehärmt und hager,
Vom Gram gebeugt und von des Lebens Mühe,
So ſtand ſie da und ſah mit ſtarren Augen
Dem Sarge nach ins Grab. Ihr kleiner Junge
Zog ſie am Kleid, ihn fror! und mit dem Köpfchen
Kroch er ihr unters Tuch — und wurde ſtille.
Nun rede, Prieſter! O, wie gar erbärmlich
Erſchien mir alles, was ich ſagen wollte
Vom Wiederſehn und von den goldnen Gaſſen
Der Himmelsſtadt und von dem armen Leben
— Wie das an Gräbern unerfahrne Jugend
So gerne thut —. „Macht uns der Schmerz denn arm?
Und darfſt du, junger Mann, der Witwe Auge
Noch trüber machen? Ja, wie eine Hütte,
Durch deren morſches Dach die Stürme brauſen,
So iſt ihr Leben! Daß man Ruhe findet
Und Wiederſehn im Licht, das weiß ſie ſelber,
Drum mache du den Erdenweg ihr helle
Mit einem Gotteswort!“
Stumm ſah ich nieder:
Wie war mein eigner Weg ſo ſchwer, ſo dunkel!
Da — als zum kleinen Jungen ſich die Mutter
Still niederbeugt, ihr ſchwarzes Tuch ihm ſorgſam
Um ſeine kleinen Glieder ſchlägt und zärtlich
Ihn an ſich drückt — da war das Wort gefunden:
„Ich will dich tröſten,“ ſpricht der Gott der Witwen,
„Wie einen ſeine Mutter tröſtet!“ Amen!
Und wie ich ſprach, ſo ſtieg vor meiner Seele
Der Tag empor, da ich im kleinen Stübchen
Den heißen Schmerz im Schoße meiner Mutter
Ausweinen durfte; wie ſie leicht und linde
Mein Haar geſtreichelt und: „Mein lieber Junge!
Mein Junge!“ nur geflüſtert, bis ich ſtill ward.
Das fiel mir ein und das verwob ſich leiſe
In meine Worte, auch was dann ſie ſagte:
Daß im Entſagen nur und ſteten Kämpfen
Das Herz geläutert wird und ſtark und ſtille.
Als ich geendet und wir durch den Abend
Zum Dorf herniederſtiegen, — als die Witwe
Die Hand mir weinend drückte — ja, du wußt' ich,
Daß bei den Toten, an dem friſchen Grabe,
Mein Gott mir ſelbſt durch mich gepredigt habe.



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Gewiß ist es nicht die Aufgabe des Romandichters, die endgültige Lösung der sozialen Frage herbeizuführen. Es wäre sogar anspruchsvoll, von ihm zu verlangen, daß er neue Fingerzeige für die Entwirrung des Problems gebe. Aber wenn ihm dasselbe überhaupt als Motiv für seine gestaltende Phantasie verwendbar erscheint, hat er wohl auch die Pflicht, in irgend einer dem Leser deutlich erkennbaren Weise Stellung zu demselben zu nehmen. Er mag der bestehenden Gesellschaftsordnung das Wort reden oder von der Notwendigkeit des Zusammenbruches derselben überzeugt sein, — der Leser hat das Recht zu wissen, ob der Autor nach rechts oder links will, wenn er bis an diesen Kreuzweg geführt wird. Läßt der Führer den Leser, der sich ihm anvertraut hat, hier einfach vor einem blauen Thor stehen, so ist der letztere enttäuscht, und um so enttäuschter, je höher er den Führer schätzt. Ich schätze Ernst Wichert sehr hoch, wenn ich ihn an seinen Litauischen Geschichten messe, und ich bin ihm für manche genußreiche Stunde dankbar, wenn ich mich seiner historischen Romane und einiger von seinen modernen Lustspielen erinnere. Aber die Art, wie er in seinem neuesten Roman „Der jüngste Bruder“ die soziale Frage dichterisch zu lösen sucht, scheint mir seiner Bedeutung nicht zu entsprechen. Daß der zweibändige, bei Carl Reißner in Leipzig erschienene Roman gut erzählt ist, ist bei Wichert nichts Erstaunliches; daß die meisten Figuren in sich trefflich charakterisiert sind, daß mancher feine Zug dem Ganzen eine scheinbare Lebenswahrheit gibt, sei gerne zugestanden. Trotzdem scheint mir der Roman eine große Unbekanntschaft des Autors mit denjenigen Kreisen zu bekunden, die er zu schildern versucht, und in der Hauptsache, in seiner Tendenz, verrät er eine geradezu rührende Hilflosigkeit des Verfassers demjenigen Thema gegenüber, das er selbst angeschlagen hat. Das Merkwürdigste aber, — das Kennzeichen der sozialdemokratisch angehauchten Allerjüngsten, eine prinzipielle Abneigung gegen die besitzenden Klassen, ist auch diesem Wichertschen Roman aufgeprägt, — als ob der Besitz notwendig den Charakter verderben müßte! Und das Allermerkwürdigste ist, daß Wichert vollkommen vergessen hat, diese unverkennbare Abneigung auch nur im geringsten zu begründen. — Wichert rückt den Gegensatz zwischen den besitzenden und den besitzlosen Menschen so hart zusammen, wie irgend möglich; er führt uns drei Brüder vor, von denen der eine Major in einem Garderegiment, der andere ein hoher Ministerialbeamter, der dritte, für den es „nicht mehr gereicht“ hat, ein Tischlergeselle ist. Diese Gruppierung hat für mich durchaus nicht den Anschein des Gewaltsamen gehabt; ich erinnere mich aus meiner Kinderzeit der Frau des Dieners auf dem Gute meines Onkels, deren Bruder ein Potsdamer Garderegiment kommandierte, und schon damals ist mir oft der Gedanke gekommen, wie es sein müßte, wenn die beiden sich begegneten. Später haben mich ähnliche Verhältnisse noch viel persönlicher berührt, — daß Wichert die Situation unwahrscheinlich auf die Spitze gestellt habe, läßt sich also nicht behaupten. Der jüngste Bruder ist als ganz junger Mensch in die Fremde gezogen, die beiden älteren, die in Berlin leben, haben nie wieder etwas von ihm gehört. Da meldet sich, nach sechzehn Jahren, in der Wohnung des Geheimen Rats ein Mensch mit schäbigem, an den Ärmeln zerrissenem Rock, mit ausgefransten Beinkleidern und mit Stiefeln, die kaum noch zusammenhalten — dem Äußern nach ein Vagabund. Der jüngste Bruder hat sich zu seiner Familie zurückgefunden. Man muß sehr sentimental sein, wenn man vermutet, daß ein Wiedersehen unter solchen Umständen zu den freudigen Familienereignissen gehöre. Wenn Brüder sich sechzehn Jahre nicht mehr gesehen, nichts mehr voneinander gehört und unter Verhältnissen gelebt haben, die den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen nicht gut möglich erscheinen lassen, dann darf man nicht erwarten, daß die Stimme des Bluts nach sehr lauter Töne fähig sei. Was man im besten Falle von ihnen verlangen kann, ist, daß sie sich gegenseitig nicht verleugnen. An dieser Korrektheit des Benehmens lassen es die Brüder nicht fehlen. Der Besitzlose macht keine weiteren Ansprüche, als daß ihm augenblicklich

aus der Patsche geholfen werde, und den Besitzenden kommt keinen Augenblick der Gedanke, daß zu viel von ihnen verlangt werde. Sich dieser brüderlichen Pflicht zu entziehen, fällt ihnen auch dann nicht ein, als sie erfahren, daß der Jüngste polizeilich aus Hamburg ausgewiesen ist, weil er eine führende Rolle in der lokalen Agitation der Sozialdemokraten gespielt hat, und daß ihn voraussichtlich auch die Berliner Polizei nicht lange in Ruhe lassen wird. Als ich diesen Thatbestand vernahm, bin ich zum ersten Male stutzig geworden. Mir scheint, es heißt die materiellen Mittel der sozialdemokratischen Partei und die Opferwilligkeit der „Genossen" stark unterschätzen, wenn man annimmt, daß sie ihre Führer vagabundenartig vor einer polizeilichen Ausweisung durch das Land ziehen lassen und sie darauf anweisen, von wohlsituierten politischen Gegnern ein Viatikum zu erbetteln. Es heißt auch, die in der sozialdemokratischen Parteileitung vorhandene Intelligenz unterschätzen, wenn man glauben machen will, daß ein Mann wie dieser jüngste Berken, der von einer großen Bravheit ist, dem es aber an aller und jeder Initiative fehlt, darin eine Rolle spielen könne. Wenn solche Leute die Führenden wären, gäbe es keine soziale Frage mehr, — man müßte denn annehmen, nur die besitzenden Klassen hielten diese Frage in Fluß. Der jüngste Berken also wird von seinem Bruder Geheimrat gebadet, neu eingekleidet und durchaus als Familienglied behandelt, und seine Frau — die übliche „Geborene" ohne Vermögen — denkt christlich genug, um ihren Mann, wenn ihm die Erfüllung seiner Bruderpflichten nicht gerade Enthusiasmus entlockt, daran zu erinnern, daß man Pflichten aus höheren Motiven als aus persönlicher Neigung nachkommen muß. Daß sie dem niegesehenen Schwager nicht gleich ihr Herz erschließt, scheint ihr Wichert als kühle Vornehmheit anzukreiden: ich glaube, mit Unrecht, denn der jüngste Berken zeigt sehr bald, daß er sich zu dem hübschen Dienstmädchen seines Bruders mehr hingezogen fühlt als zu seiner Schwägerin, und damit ist ja wohl erwiesen, daß die letztere nicht nur den klugen, sondern auch den einzig richtigen Weg ihm gegenüber eingeschlagen hat. Der Bruder Major ist nicht schlechter als der Bruder Geheimrat. Er freut sich sogar noch ein ganz Teil herzlicher über den Zurückgekehrten als dieser, und er ist mit ihm ganz einig darüber, daß für den Jüngsten etwas geschehen muß. Der Major ist eben die leichtlebigere Natur, die an allen Dingen zuerst die erfreuliche Seite wahrnimmt. Übrigens ist auch dieser Major der Garde in seinen äußeren Konturen unrichtig gezeichnet, — er ist bürgerlich, „nur" Berken, seine Frau ist reich, aber eine geborene Sarah Hirschel, und er bleibt den Kameraden am Spieltisch im Kasino Geld schuldig; das sind drei Eigenschaften — warum soll ich als unabhängiger Mann Vorurteile der Gesellschaft vertuschen helfen — die vereint einen Major in der Garde unmöglich machen würden. Der Kamerad von der Garde würde vielleicht behaupten, die letztere allein genüge, und ich glaube das gern, — aber die beiden anderen Vorurteile sind sicher auch noch vorhanden. Die geborene Sarah Hirschel — übrigens eine superb gezeichnete Figur — gehört zu den getauften Jüdinnen, die sich über ihre Abkunft lustig machen, sich einbilden, über den Dingen zu stehen, wenn sie sie alle als Kleinigkeiten behandeln, und denen alles „interessant" ist, — daß der Typus sympathisch wäre, kann man nicht sagen. Der im Grunde gutmütigen Frau ist der jüngste Bruder am allerinteressantesten, — ein Handwerker, ein Sozialdemokrat, ein Hergelaufener so plötzlich als nächster Verwandter, man hört sie ordentlich: „Gott, wie interessant!" Sie ist es denn auch, die das Schicksal des jüngsten Berken bestimmt; mit ihrem Manne, Schwager und Schwägerin ist sie der Ansicht, daß sich so, wie er ist, selbst gebadet und neu eingekleidet, mit dem jüngsten Bruder nicht viel Staat machen läßt. Aber ihr Vater hat Geld, hat Geld auch für gute Zwecke, wenn es diese zu fördern gilt, ohne daß das Geld in Gefahr kommt, und — kalkuliert sie — mit Geld läßt sich alles machen. Warum nicht auch aus einem sozialdemokratischen Tischlergesellen ein großer Magazininhaber oder so etwas, mit dem ein Major und ein Geheimrat sich zur Not Arm in Arm öffentlich zeigen können. Die letzteren mit ihren knappen Mitteln hätten beim besten Willen nicht mehr thun können, als den Jüngsten neu ausgestattet und mit ein paar Hundert Mark in der Tasche seines Weges ziehen zu lassen, — Papa Hirschel macht ihn auf Bitten seiner Tochter stabil und richtet ihm mit ein paar Tausend eine Bautischlerei ein, nachdem er sich überzeugt zu haben glaubt, daß der jüngste Berken der Mann dazu ist, diese paar Tausend gewinnbringend zu verwalten. Man sollte nun glauben, die Leutchen müßten so vernünftig sein, den auf die Füße gestellten Jüngsten ruhig Wurzeln schlagen zu lassen. Aber nein! Die beiden Schwägerinnen quälen ihm eine, wie es scheint, etwas anrüchige Verwandte auf, die ihrer Magdalenenrolle überdrüssig ist, Papa Hirschel setzt ihm einen Aufsichtsrat an die Seite, einen Leutnant a. D., der den Bock als Gärtner so offenkundig spielt, daß man sich über des klugen Papa Hirschel Kurzsichtigkeit nicht genug wundern kann, und der Bruder Regierungsrat möchte gar jetzt schon Staat mit dem ehemaligen Sozialdemokraten machen und preßt ihn zu einer Unterschrift unter einen regierungsfreundlichen Wahlaufruf. Und der eidevant Führer der Sozialdemokratie geht wirklich auf den dreifachen Leim, — er läßt sich von dem Leutnant a. D. betrügen, er läßt sich das Fräulein mit der Vergangenheit aufreden, und er unterschreibt, und dies alles aus lauter Gutmütigkeit. Ich kann mir einen Menschen, dessen hervorstechendste Eigenschaft die Gutmütigkeit ist, nicht als Helden eines Romans denken, am allerwenigsten aber als Helden eines modernen sozialen Romans. Wichert aber will ihn nicht nur als Helden, sondern sogar als Märtyrer angesehen wissen. Der jüngste Berken wird von den „Genossen" in die Acht erklärt, er wird auch der Polizei wieder politisch anrüchig, er kommt wegen Verdachts des betrügerischen Bankerotts in Untersuchungshaft, er wird krank, und seine Brüder kümmern sich nicht mehr

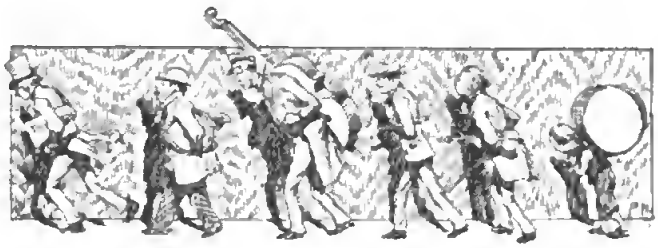
um ihn, — das ist alles sehr traurig, aber auch alles sehr wahlverdient. Ein besonderes Mitleid kann man mit dem Unglückswurm nicht haben, der Vater dieses Mitleids müßte denn die Liebe sein. Liebe und Mitleid finden sich denn auch bei jener Geheimrats-Rieke, mit welcher der jüngste Berken schon auf Gleich und Gleich stand, als er für sie nach der Bruder des „Herrn" war, und Geheimrats Rieke hilft dem von allen Verlassenen aus allen Nöten; ihr gutes Herz, ihr Sparkassenbuch und ein wunderlicher alter Heiliger von Fabrikbesitzer ermöglichen ihr das. Dieser wunderliche Heilige erscheint als Gott aus der Versenkung, um die soziale Frage zu lösen und den Roman zu einem hübschen Schluß zu führen. Er ist ein alter Junggeselle, steht mit seinen Verwandten nicht auf dem besten Fuße, und Geheimrats Rieke, die zu ihm gezogen ist, führt den von den besitzenden und den besitzlosen Klassen geächteten jüngsten Berken in seinen Horizont. Zwei Seelen wohnen in diesem idealen Fabrikbesitzer Nettelblatt, eine, die zu seinen Lebzeiten das Wort führt, und eine, die sich erst nach seinem Tode offenbart. Die erstere entwickelt ihr Programm mit derselben Bestimmtheit und Zielbewußtheit, wegen deren sich mancher moderne Großindustrielle von sozialdemokratischen Agitatoren den Vorwurf kapitalistischen Größenwahns hat gefallen lassen müssen. — Herr Nettelblatt hält dem jüngsten Berken folgende Rede, ehe er ihm einen Platz in seiner Fabrik anweist: „Und noch Eins! Das merken Sie sich gut! Mit den sogenannten Sozialdemokraten will ich nichts zu schaffen haben. Es haben da erleuchtete Geister und Phantasten eine Theorie aufgestellt, die vielleicht in sich selbst, sicher nicht in der realen Welt Berechtigung hat. Wer sie ganz versteht, für den mag sie ungefährlich sein, aber die Masse, die darauf schwören soll, versteht sie nicht, kämpft für ein Hirngespinst, leidet für einen unausgleichbaren Streit der Meinungen und Interessen, ohne sich jenen letzten Zielen näher zu bringen, und verkümmert sich das bißchen Lebensfreude, das bescheidenen Ansprüchen nicht versagt zu sein pflegt. Ich will dem Arbeiterstande nicht das Recht absprechen, sich zu organisieren und zur Besserung seiner Lage einen Druck auf die herzlosen Kapitalisten auszuüben, die allezeit nur der Macht zu weichen entschlossen sind; aber wo die Arbeiter ein billiges Entgegenkommen finden, da sollen sie auch ihre Macht nicht mißbrauchen, um unbillige Forderungen durch Kontraktbruch durchzusetzen und das für sie selbst unentbehrliche Kapital zu entwerten. Ich habe von diesen neuen Ideen, die eigentlich recht alte Ideen sind, bei mir aus freiem Antriebe aufgenommen, was praktisch ausführbar ist. Darüber hinaus halte ich sie für verwerflich und betrachte jeden, der für sie wirkt, als einen Feind der Arbeiter selbst und der ehrlichen Arbeiterfreunde. Ich bin selbst Arbeiter gewesen und gebe nicht zu, daß ich je aufgehört habe, es zu sein. Da weiß ich, was not thut, und da weiß ich auch, wo die Grenze des Erreichbaren liegt. Meine Gehilfen bei der Arbeit erhalten ihren Lohn nach den Zeitumständen zugemessen: er verbessert und verringert sich mit ihnen. Sie erhalten auch Anteil am Unternehmergewinn, er fließt aber zum Kapital, bis er groß genug ist, das Risiko mittragen zu können, und wer bis dahin ausscheidet, verliert ihn zu gunsten der treu Beharrenden. Unsere Kranken-, Witwen- und Waisen-Unterstützungskassen stehen unter der Verwaltung selbstgewählter Vertreter der Interessenten, aber unter meiner obersten Kontrolle. Jeder Streit wird durch Schiedsrichter beider Teile geschlichtet, und ich unterwerfe mich unweigerlich ihrem Spruch. Überall Vertrauen gegen Vertrauen! Wer meinen Arbeitern sagt, daß das nichts sei und keinen Dank verdiene, da die eigentlichen Forderungen hier erst anfangen, den leide ich nicht in meinen Werken. Er mag auswandern nach der glücklichen Insel, die irgendwo im Monde liegt, und dort sein Heil versuchen. Sie wissen nun, wie ich gesinnt bin. Ich nehme Ihnen kein Versprechen ab, aber ich selbst halte Wort." — Diese Rede überzeugt den jüngsten Berken, und er schwört seine sozialdemokratischen Theorien für immer ab. Auch mir hat die Rede König Nettelblatts nicht schlecht gefallen; der Mann weiß, daß er etwas ist und wie weit er gehen kann, ohne die Zügel aus der Hand zu geben. Ob er wirklich so weit in seinen Zugeständnissen gehen kann, wie er geht, ist seine Sache. Vielleicht aber wird Ernst Wichert erstaunt sein, wenn ich meine, diese Rede hätte, kühler, sachlicher, ohne so viel rhetorischen Aufputz, Herr von Stumm im Reichstage halten können. Und wenn er sie gehalten hätte, würde ganz sicher nicht ein einziger sozialdemokratischer Abgeordneter applaudiert haben. Der jüngste Berken aber, der ja auch mal eine führende Rolle gespielt haben soll, ist besiegt. Das ist nur möglich, wenn der ehemalige Führer das Wesen der Sozialdemokratie niemals begriffen hat. Als nun König Nettelblatt gestorben ist, offenbart sich testamentarisch seine zweite Seele: Er macht aus seiner Fabrik eine Stiftung, „in welcher stets die Gesamtheit ihrer Arbeiter nach einem vorgeschriebenen Statut als Unternehmer gelten und den Gewinn, soweit er nicht dem Reservekapital zufließt, im Verhältnis der verdienten Löhne teilen soll. Ein Kuratorium, in welchem gewählte Vertreter der Arbeiterschaft Sitz und Stimme haben, führt unter der obersten Aufsicht einer richterlichen Behörde die Verwaltung. Der Werkmeister Berken nimmt darin eine angesehene Stellung ein." Der Roman schließt mit einem Zukunftsbild, nicht ganz so überzeugend, glaube ich, wie die zahlreichen Romane, die sich nicht mit der sozialen Frage, sondern nur mit dem Zusammenführen getrennter Herzen beschäftigen, und in denen auf den Gläserklang der Verlobungsfeier dann auch noch ein Zukunftsbild folgt, — „auf der gasblattumrankten Veranda wiegte sich die junge Frau in einem Schaukelstuhl: drei prächtige blondgelockte Knaben spielten zu ihren Füßen." Daran glaubt man gern; der Wichertschen Perspektive kann man nur gezwungen folgen. Denn es läßt sich nicht wohl annehmen, daß Herr Nettelblatt, der Autokrat, die Personifikation schöpferischer Individualität und der Verächter jeder Phantasterei, sein Lebenswerk, seine Fabrik, nach

seinem Tode zu einer „glücklichen Mandinsel“ gemacht sehen möchte. Wenn er sie doch zu solchem Schicksal verurteilt, so könnte das Motiv nicht Fürsorge für seine Arbeiter, sondern nur das boshafte Bestreben sein, seinen ungeliebten Verwandten das Erbe zu entziehen. Wie lange die Fabrik nach Nettelblatts Tode noch mit Reingewinn arbeitet, darüber schweigt die Geschichte. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß der Werkmeister Arnold Berken, der durch den ganzen Roman hindurch bewiesen hat, daß er eine ganz unselbständige Natur ist, in dem die Verwaltung führenden Kuratorium eine angesehene Stellung einnimmt, so kann man ihr keine lange Zukunft prophezeien, auch dann nicht, wenn man nicht mit dem lebendigen Herrn Nettelblatt der Ansicht gewesen sein sollte, daß nicht der Masse, sondern dem Einzelnen im realen Leben die Führung zufällt. Es ist eine Utopie, mit welcher der Roman schließt, schon deshalb, weil Fabrikbesitzer nur in Ausnahmefällen unverheiratet zu sein pflegen. Wenn der Dichter sich aber so realistisch gibt wie Wichert in seiner Einzelschilderung, dann verstimmt es den Leser, ihn plötzlich den Boden der Wirklichkeit ganz unter den Füßen verlieren zu sehen; und es ist schade, wenn der Leser ein Buch, das ihn im einzelnen vielfach gefesselt hat, mit einem Mißbehagen aus der Hand legen muß.

Nur ungern gehe ich daran, mich mit den im Verlag des „Vereins der Bücherfreunde“ erschienenen Veröffentlichungen zu beschäftigen. An der Spitze dieses Vereins, der sich die Aufgabe gestellt hat, „seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Litteratur zum billigsten Preise zugänglich zu machen,“ stehen die Namen Theodor Fontane, Martin Greif, Hermann Heiberg, Otto von Leixner, Fritz Mauthner, Alexander Baron von Roberts und Ernst von Wolzogen, — lauter Namen, die Respekt beanspruchen können. Solchen Herren etwas Unangenehmes sagen zu müssen, ist nicht angenehm. Aber da der Verein, dessen Geschäftsleitung der Verlagsbuchhändler Friedrich Pfeilstücker in Berlin führt, von den versprochenen hervorragenden Werken bereits das dritte hat erscheinen lassen, und der Geschäftsleiter mich wiederholt gebeten hat, auf diese Veröffentlichungen hinzuweisen, kann ich mich der peinlichen Aufgabe nicht länger entziehen. Ich lasse es dabei dahingestellt sein, wie weit die Veröffentlichungen dieses Vereins in Wirklichkeit der Kontrolle des obengenannten Vorstandes unterstehen, wie weit Herr Pfeilstücker unabhängig seine Geschäftsleitung und die mise en scène besorgt. Von denjenigen Bücherfreunden, die an ein hervorragendes Werk noch einen anderen Anspruch außer demjenigen einer guten Ausstattung erheben, wird kaum einer darüber im Zweifel sein, daß die drei ersten Veröffentlichungen des Vereins drei Mißgriffe gewesen sind. Mit dem Roman „Todsünden“ von Hermann Heiberg wurde begonnen. Ich will mich kurz darüber fassen: Heibergs Neigung, aus großen Anläufen plötzlich ins unerträglich Triviale zu fallen, treibt in diesem Werk ihre allerkräftigsten Blüten. Dann folgte Baron Roberts mit einem Bande Novellen „Aus Mitleid;“ die darin zusammengestellten Stücke sind von viel zu verschiedenem Wert, um den Band für Roberts charakteristisch erscheinen lassen zu können. Dem Vorstand des Vereins der Bücherfreunde muß bei diesen beiden ersten Veröffentlichungen selbst nicht ganz wohl zu Mute gewesen sein; er hat es für notwendig gehalten, beide Werke mit Einleitungen versehen zu lassen, die nur den Zweck haben können, dem Leser die bescheidene Kost als ein Diner erscheinen zu lassen. Für die Einleitung zu dem Heibergschen Roman kann niemand verantwortlich gemacht werden, da sie nicht unterzeichnet ist; der Essay über Roberts ist von Ernst Wechsler gezeichnet, — dem Stil nach zu urteilen, ist er in beiden Fällen der Attentäter. Wenn der Vorstand des Vereins der Bücherfreunde es für notwendig und geschmackvoll hielt, seinen Vereinsmitgliedern das Urteil über die Autoren, deren Werke zur Veröffentlichung gelangen, gleich mit in den Mund zu schmieren, konnte er für diese Aufgabe sicher keine zuverlässigere Kraft finden als Ernst Wechsler. Wechsler kann gar nicht anders als laben, — ich habe den Beweis davon. Hat er doch meinem ersten Buch ganz freundliche Zeilen gewidmet, trotzdem ich nicht lange vorher zwei Briefe von ihm, in denen er mich zur Mitarbeit an seiner Feuilletonkorrespondenz aufforderte, unbeantwortet gelassen hatte. Und er wußte damals noch nicht einmal, daß ich ihn noch gar nicht kannte, und daß meinem Nichtantworten daher nur eine Nachlässigkeit meinerseits, nicht eine Mißachtung seiner Briefe zu Grunde liegen konnte. Sein unausrottbares Wohlwollen hat noch größeren Proben stand gehalten. Herr Wechsler sandte mir nach Leipzig eines seiner Bücher mit der Bitte um Besprechung und mit dem Bemerken, daß auch eines meiner Bücher auf seinem Schreibtisch liege, und er demnächst dasselbe besprechen werde. Auch auf diesen Brief bin ich die Antwort schuldig geblieben und sein Buch habe ich nicht besprochen. Wird nicht jedermann, der die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur kennt, überzeugt sein, daß Ernst Wechsler endlich zornig geworden sei und seinen Zorn an meinem Buch ausgelassen habe? Ich habe mich bei dieser Gelegenheit überzeugt, daß es auch vollkommene Naturen gibt. Ernst Wechsler begnügte sich, unter der Ägide Karl Frenzels, der ihm häufig den Gummibonbon der objektiven Kritik zum Weiterkauen anvertraut, zu konstatieren, daß ich leider nicht die Hoffnungen erfüllt habe, die mein in meinem ersten Buche zu Tage tretendes Talent in ihm erweckte! Ich glaube nicht, daß ein Kritiker eine liebenswürdigere Mäßigung zeigen kann, wenn er sich zu tadeln genötigt sieht. Und dabei hat Wechsler Temperament, ein fabelhaftes Temperament, — wenn er labt. Wahre Dithyramben finden sich in seinem Essay über Roberts, unwillkürlich wird der Kritiker, wenn er über den Dichter spricht, selbst zum Dichter. Ist es nicht schön, wenn er von ihm sagt: „Sein Schaffen gleicht keiner farbigen Luftspiegelung, keiner gleißenden Fata Morgana, er ist kein Träumer, der, verzückte Seufzer ausstoßend, nach der blauen Blume

sucht und über den ersten Wegstein stolpert, nein, er ist der Mann der Wirklichkeit, ein Künstler, der die Materie des Lebens zu wundersamen Gebilden modelt und ihnen mit dem blendenden Glanze seiner Weltanschauung ein höheres Leben verleiht." Neben solchen Stellen von echter lyrischer Begeisterung finden sich auch andere, welche beweisen, daß Wechsler mit scharfem Verstande das innerste Wesen des Dichters zu zergliedern versteht: „Sein Wesen besteht eigentlich aus einer Reihe einander sich widersprechender Eigenschaften, die in ihrer Gesamtheit den reizvollen Anschein spröder Koketterie, ironischen Tiefsinns und nervös zuckenden Wahrheitsdranges machen." Die verblüffendsten Thesen wie die: „Er hat große Erfolge geerntet, sonst wäre er nicht berühmt geworden," schüttelt Wechsler einfach aus dem Ärmel, und trotz alledem schließt er mit der bezaubernden Bescheidenheit: „Und so gereichte es uns zur freudigen Aufgabe, wieder einmal der Lesewelt das Wirken eines unserer hervorragendsten Dichter näher geführt zu haben." — Ich habe, wenn ich so etwas lese, immer nur den Seufzer: „Ach, könnte ich das doch auch!" Aber was hilft's, man bringt's nicht einmal dazu, seinen Stil „sacettengleich" mit Ausdrücken wie „Materie des Lebens" oder „blendender Glanz der Weltanschauung" oder „reizvoller Anschein spröder Koketterie" — eine Entdeckung an Roberts, zu der man Wechsler ganz besonders beglückwünschen muß — aufzuputzen. Von der Gedankentiefe und der echten Begeisterung, von der Wahrhaftigkeit der Überzeugung und der bewundernswerten Bescheidenheit erst gar nicht zu reden. Wer's nicht hat, der hat's eben nicht. Von diesem Gefühl der Unzulänglichkeit bedrückt, thut es mir ganz besonders leid, daß die dritte Veröffentlichung des Vereins der Bücherfreunde, Max Nordaus „Seelenanalysen," ganz ohne einen Geleitsbrief Ernst Wechslers erschienen ist und daß ich hier wieder ganz auf mein eignes Urteil angewiesen bin. Natürlich ist es ein litterarisches Ereignis, wenn der berühmte Max Nordau einen Band Novellen veröffentlicht, und ich sehe vollkommen ein, daß der Verein der Bücherfreunde — vom Standpunkt des Geschäftsleiters aus — sich den berühmten Namen nicht entgehen lassen durfte. Im übrigen ist Max Nordau kein Novellist, und seine Seelenanalysen sind die konventionellsten Lügen, die er aufdecken könnte, wenn er seine Untersuchungen bis auf die moderne Novellenlitteratur auszudehnen Lust hätte. Meine in meiner Redaktionsthätigkeit gewonnene intime Kenntnis der ungedruckten deutschen Litteratur gibt mir das Recht, zu behaupten, daß es in Deutschland gut fünfhundert namenlose Blaustrümpfe gibt, die gerade so unwahres Zeug zusammenfabulieren wie Max Nordau.

Meine Absicht, den Lesern einen historischen Roman von Wilhelm Jensen „Im Zwing und Bann" (E. Pierson, Dresden) und einen modernen von Ida Boy Ed „Leo und Rahel" (Leipzig, Carl Reißner) zu empfehlen, ist durch das Vergnügen vereitelt worden, das es mir gewährte, den Lesern Ernst Wechsler vorzustellen. Der Bogen ist zu Ende. Auf später!



Zu unsern Bildern.

Einer der vielen Blüten, die sich unter ihrer pflegenden Hand „im Sonnenschein" erschlossen, gleicht das junge Mädchen selbst, das auf dem feinempfundenen Bilde E. Meisels den Blumenflor in der Vase ordnet. Auch an O. Strützels „Hansel" wird der Beschauer seine Freude haben; ist er doch ein echter, richtiger Junge, der etwas zu werden verspricht, wenn er gegenwärtig auch noch wenig auf sich zu halten scheint. Kaffeeschwestern erfreuen sich im allgemeinen keiner besonders guten Nachrede; dem Rokokodöschen aber, das auf F. Andreottis Bild beim Kaffee sitzt, wird man nur Gutes nachsagen können, — ein wenig gefallsüchtig mag sie sein und wissen, wie vorteilhaft die breitgefaltete Tüllhaube ihr hübsches Gesicht einrahmt; aber der Fehler wäre natürlich und verzeihlich. Gustav Richters „Zigeunermädchen" gehört zu den entzückendsten Schöpfungen des verstorbenen Meisters, dessen Kinderbilder und Frauenporträts bisher von keinem modernen Meister erreicht worden sind. „In Gedanken" sind offenbar die beiden vornehmen Römerinnen, die Hermann Schneider auf einer Marmorbank Siesta haltend dargestellt hat. Vielleicht sind ihrer beider Gedanken auf denselben jungen Mann gerichtet, der ihnen gestern beim Wagenrennen im Cirkus durch die Kraft und Kühnheit seiner Zügelführung aufgefallen ist, und die Freundschaft zwischen ihnen erhält den ersten

Riß, sobald sie inne werden, daß ihre Gedanken auf dasselbe Ziel gerichtet sind. — In dem von uns wiedergegebenen Blatt „Der Mann im Gespräch mit der Frau“ von Adrian von Ostade zeigt sich dieser bedeutendste Schüler von Franz Hals auch als Meister der Radiernadel. Die beiden alten Leute, die ein zufälliges Zusammentreffen zu einem Gespräch ausnutzen, erscheinen fast grotesk und beweisen auf das schlagendste, daß der Realismus keine Erfindung der Neuzeit ist. Unserm Geschmack nach sind Ostades Bilder mehr von kulturhistorischem Interesse als von künstlerischem Wert, so hoch auch die moderne Kunstrichtung diese Art der Malerei schätzen mag. — J. Vesins „Hochzeitszug in der Slovakei“ schildert den Vorgang mit der Frische und Lebendigkeit, die allen Vesinschen Bildern einen unwiderstehlichen Reiz verleihen.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler. Mit Illustrationen in Lichtdruck, Phototypieen und Zinkographieen. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. Büttner Pfannee zu Dbol. Rich. Kohles Verlag, Dessau.

l'Art et l'Idée. Revue contemporaine du dilettantisme littéraire et de la curiosité, publiée par Octave Uzanne. Périodique mensuel. 1892. Nr. 1. Ancienne maison Quantin Paris 7 Rue Saint-Benoît.

Baumbach, Rudolf. — Thüringer Liedee. A. G. Liedestind, Leipzig.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Berg, Leo. — Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst. Münchener Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poessl. München.

Brehm's Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. 3 gänzlich neubearbeitete Auflage von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Vögel. Dritter Band. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Byr, Robert. — Waisenmädchenhaar. Roman. 2 Bde F. Fontane & Co., Berlin.

Crawford, F. Marion — Mr. Isaacs. Eine Erzählung aus dem heutigen Indien. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen. Georg Reimer, Berlin.

Ditscheiners, Jos. Al., grammatisch-orthographisch-stilistisches Handwörterbuch der deutschen Sprache ꝛc. 3. vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Jg. Em. Wessely. Lfg. 2 und 3. Rud. Friese, Leipzig.

Eichendorffs Werke, mit Eichendorffs Leben, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. Rich. Dietze. 2 Bde. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Gellerts Dichtungen, mit Gellerts Leben, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. A. Schullerus. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Holz, Arno. — Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. F. Fontane & Co., Berlin.

Humoristischer Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Ernst Eckstein. Neue Ausgabe. Erster Band. Richard Eckstein Nachfolger, Berlin.

Meyers Reisebücher: Odessa und die Riviera. Von Dr. Th. Gsell Fels. 5. Auflage. Mit 12 Karten, 34 Plänen und Grundrissen, 12 Ansichten in Stahlstich und 35 Ansichten in Holzschnitt. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Roquette, Otto. — Ut vaan Huslaach u. a. Erzählende Dichtungen. F. Fontane & Co., Berlin.

Vormeng, Dr. K. — Auch dabei! Siebzig Lieder aus der französischen Kriegs- und Okkupationszeit 1870 bis 1873. Borstell & Reimarus, Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings

Monatshefte

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von **BREMEN** nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Schnelldampfer.
- Havel
- Spree
- Lahn
- Saale
- Trave
- Aller
- Ems
- Eider
- Fulda
- Werra
- Elbe
- Preussen
- Bayern
- Sachsen
- Kais. Wilh. II.

- Neckar
- Main
- Rhein
- Habsburg
- Salier
- Hohenstaufen
- Hohenzollern
- General Werder
- Nürnberg
- Braunschweig
- Leipzig
- Ohio
- Hannover
- Frankfurt
- Köln
- Strassburg
- Weser
- Hermann
- America
- Baltimore
- Berlin
- Graf Bismarck
- Kronpr. Fr. Wilh.
- Oldenburg
- Weimar

I. Von Bremen nach New York

wöchentlich zwei- bis dreimal

mittelst der

Schnelldampfer

Havel, Spree, Lahn, Trave, Saale, Aller, Ems, Eider, Fulda, Werra, Elbe.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jedes Monats.

IV. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von Bremen nach Australien

und den Samoa und Tonga-Inseln.

alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

- Darmstadt
- Gera
- Dresden
- München
- Karlsruhe
- Stuttgart
- Stettin
- Lübeck
- Danzig
- Albatross
- Sperber
- Reiher
- Falke
- Möwe
- Schwalbe
- Schwan
- Condor
- Sumatra
- Adler
- Vulkan
- Willkommen
- Kehrwieder
- Lloyd
- Fulda
- Comet
- Simson
- Cyclop
- Roland
- Bremerhaven
- Triton
- Centaur
- Vorwärts
- Forelle
- Lachs
- Hecht
- Libelle
- Retter
- Hercules
- Quelle

Prospekte versenden und genauere Auskunft ertheilen wir

Der Norddeutsche Lloyd
BREMEN.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

Frühlingsheft.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 9, Mai 1892.

Dorchens Puppenhochzeit.

Aus unsers Fräuleins Tagebuch. Novelle von L. Siegfried.

(Abdruck verboten.)

Daß etwas im Werke ist, weiß ich längst. Seit einer Woche und mehr sehe ich sie nach Tische nicht mehr Boggia spielen, natürlich, weil die Zeit zu kostbar ist. Heute endlich, am Schlusse des peloponnesischen Krieges, faßte Julchen sich ein Herz und kam damit heraus: „Nämlich, Fräulein," — so fängt jede ihrer Reden an, — „die Mama läßt bitten, ob wir nicht heute statt der Handarbeitsstunde hinuntergehen dürfen, wir haben so nötig zu nähen und werden sonst bis Sonntag nicht fertig."

„Wenn eure Mama bitten läßt, dann muß es wohl nötig sein. Also geht nur. Was habt ihr denn vor?"

„Sonntag ist Emmys Geburtstag, und weil die Jungen noch da sind, wollen wir gern Schmedickes und Schulzes Kinder dazu einladen. Bertha Schulze bringt ihren Balduin mit, das ist der Bräutigam, und Dorchens Laura die Braut. Pfingsten ist Verlobung gewesen, und jetzt soll die Hochzeit sein. Christian Schmedicke ist der Pastor. Das Brautpaar will nicht länger warten. Balduin hat eine neue Jägeruniform an, schreibt Bertha, und wir nähen an Lauras Mahlschatz, alle miteinander. Sie helfen doch auch mit, Fräulein? Nach dem Abendbrot giebt es für die Nähterinnen Nüsse mit Honig. Das Brautkleid wird entzückend, weißer Mull mit seidener Rüsche."

„Ach laßt mich! Eure Freiheit sollt ihr haben; wenn ihr nähen wollt, so ist das ja auch Handarbeit, aber ich bin zu alt, um mit Puppen zu spielen."

„So, Fräulein, Sie haben doch neulich an Dorchens Hulda den Schuh festgenäht, und an einem Brautkleide muß das ganze Haus helfen nähen, sagt die Mehlwitz, dann bleibt der häusliche Frieden dran. Sogar die Großmama hilft."

Was konnte ich thun? Mein muntres Kleeblatt ließ nicht nach mit Bitten, und als der Abend kam, saßen wir alle um den Tisch im Saal und nähten Puppenkleider. Vor dem Essen kamen die Jungen von der Jagd zurück, wie jeden Tag in den Ferien, und brachten statt des versprochenen Hasen eine Drossel mit und einen Seidenschwanz, und außerdem alle Taschen voll Haselnüsse, denn so viele wie dieses Jahr sind deren noch nie gewesen. Die Großmutter hatte die Schüssel mit Scheibenhonig frisch gefüllt, und nach dem Essen, da gingen die Nußknacker. Dann kam die Post, und neben den Zeitungen lagen in der Tasche zwei Briefe. „Schulzes Handschrift," sagte Herr Briselank und öffnete den einen. „‚Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus,' so schließt er — und fängt an? Richtig: ‚Mein werter Nachbar!' Du, sie melden sich an zu Sonntag, das paßt ja gut, da brauchen wir nicht erst einzuladen."

„Geschrieben muß doch werden," sagte Frau Briselank; „sie wissen wohl nicht, daß

Geburtstag ist. Julchen, weißt du, das kannst du besorgen, du schreibst an Bertha, und Dorchen, du schreibst an den Pastor, an Christian, Sonntag wäre Geburtstag und Hochzeit, und er möchte für eine schöne Rede sorgen, und eure Eltern ließen ihre Eltern grüßen und einladen, und sie möchten ja recht zeitig kommen, damit wir das herrliche Wetter noch im Freien genießen können, es wird schon so früh dunkel."

„Und vergiß nicht zu schließen: ‚Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus,'" fügte Albert hinzu.

„Naseweis!"

„Liebste Mama," sagte das kleine Dorchen, „das kann ich doch nicht, ich weiß garnicht, wie ich den Brief anfangen soll, bitte, schreib du doch!"

„Kind, das geht nicht an, das mußt du thun, dafür bist du Brautsmutter, ich habe so wie so genug zu besorgen. Kannst du nicht, so bitte einen von den Brüdern, die Herren vom Gymnasium machen sich eine Ehre daraus. Albert, nicht wahr?"

„Nein," sagte die Kleine, „nicht der Albert, der diktiert mir wieder Unsinn, wie bei Huldchens Taufe. Und der Fritz ist noch zu klein, der kann es nicht besser wie ich. Da bitt' ich lieber das Fräulein. — Fräulein, kann ich?"

Und dabei kam ein Blick wie eine weiße Taube über den Tisch zu mir geflogen, sodaß ich hätte ein Herz von Stein haben müssen, um meinem kleinen Engel nicht zuzunicken. Als darauf ein seelentiefer Abgrund von Dankbarkeit sich in den blauen Augen aufthat, ersah der Sandmann, der schon hinter ihrem Stuhl stand, die Gelegenheit und streute hinterlistig eine Hand voll Körner hinein. Ein paarmal wankte der goldige Pudelkopf hin und her und sank dann auf den Tisch.

„Komm, Kleine," sagte Albert, „zum Dank dafür, daß ich nicht schreiben soll, bring' ich dich der Mehlwitz." Er nahm sie ritterlich auf den Arm und verließ das Zimmer. Der Vater sah ihm nach.

„Kräfte hat er doch wie ein Bär; wenn's nur mit dem Lernen auch so ginge."

„Ja," sagte die Mutter, „die Ärmel sind ihm wieder einen Zoll zu kurz, und die Hose, wo sitzt die?"

„Kinder," sagte die Großmutter, „was wollt ihr? Laßt ihn wachsen, erst der Körper, nachher der Geist. Ist er jetzt nicht versetzt, kommt er auf Ostern um so besser rüber. Sind Sie froh, lieber Sohn, daß er keiner ist von die Superklugen, die bleiben unterwegens immer wo hängen."

„Papa!" rief Fritz, „der andere Brief, die Briefmarken von dem, die schenkst du mir, es sind Schweden."

„Da bittet man doch drum, Kind, wenn man was will."

„Der Brief — wo ist er? Gib her. Falun? Das ist Onkel Karl."

„Wird wohl sein wegen dem Kleewer," schaltete die Großmutter ein.

„Die Kleesaat, richtig. Und da ist noch eine Einlage, die ist für die Großmama."

„Ließ du mir, lieb' Kind," sagte diese, „die Augen wollen nicht mehr."

„Kinder, aber erst geht ihr schlafen, es ist Zeit für euch. Was Onkel Karl schreibt, kriegt ihr morgen immer noch zeitig genug zu wissen. — Sie sind nicht gemeint, liebes Fräulein," sagte sie zu mir, als ich gehen wollte, „ich denke, wir lesen nachher noch unser Kapitel im Copperfield. Gute Nacht — Gute Nacht."

Also blieb ich und nähte an Lauras Regenmantel die Kapuze fest.

Der Brief lautete:

„Liebe Mutter!

Dasjenige, worin sich vor einem halben Jahre unsere sehnlichsten Wünsche begegneten, ist nun in Erfüllung gegangen. Ich habe sie gefunden, die meinem verwaisten Kinde, meiner Wanda, eine liebevolle Mutter und Deinem treuen Herzen wieder eine gute Tochter sein wird. Die Schwester meines alten Freundes ist es, des Grubenbesitzers Grundwig. Seit Monaten hat der tägliche Verkehr in seinem Hause uns Gelegenheit geboten, einander kennen zu lernen und unsere Herzen zu prüfen. Gestern habe ich ihr Jawort erhalten. Ich schreibe dieses in Eile, um Dir in wenigen Tagen alles Nähere mündlich mitzuteilen. Anfangs der nächsten Woche bin ich mit Wanda bei euch.

Und nun noch ein Wort von dem andern, dem Mühlstein Deines Herzens, wie Du immer sagtest, auch von ihm hat sich eine merkwürdige Spur finden lassen, die jedoch, wie alle früheren, vorläufig im Dunkel endigt. Der Schiffer, dessen Tjalk in jener rätselvollen Nacht des Jahres 1809 in der Neustädter Bucht geankert hat und

die Flüchtlinge hinweggeführt, ist noch am Leben, er heißt Knud Eriksen und wohnt eine Stunde von hier auf dem Hof Rönne bei seinem Schwiegersohn, dem Bauern Hilding Dahl. Ich habe ihn selbst gesprochen, das Schiff hieß Petrine Jönsdatter. Eines Brautpaares will er sich nicht erinnern, es sind nur Mannesleute gewesen, die er an Bord geholt hat zu drei verschiedenen Malen, fünfzehn im ganzen, während hinten das Dorf, das die Franzosen angezündet, in Flammen stand. Er erinnert sich noch aller Einzelheiten genau. Die meisten der Flüchtigen trugen die Uniform der Jäger. Ein junges Blut sei wohl dabei gewesen, das allenfalls für ein verkleidetes Frauenzimmer habe gelten können. In Wisby auf Gothland habe er sie ans Land gesetzt und weiter nichts von ihnen gehört. Gott gebe, daß ich euch alle in guter Gesundheit treffe.

Karl."

So lautete der Brief. Die Großmutter sagte inzwischen kein Wort, bis er zu Ende war, sie faltete nur und rang die Hände und gab der Tochter, die besorgt auf sie blickte, das Zeichen, im Lesen fortzufahren. Dann hub sie an: „Kinder, Kinder, wenn ich das noch erlebe, das ist viel, viel auf einmal! — Gott, mein Karl, mein Sohn, welch' Glück! Nun sieht er ihn wieder blau, den Himmel! — Weißt du, was er sagte? ‚Mutter,' sagte er, ‚seit ich Witwer bin, sehe ich den Himmel nicht mehr so blau, wie früher.' Das war den Morgen, wie er abreiste. — Nun sieht er ihn wieder blau."

„Laß nur die Stube in Ordnung bringen und gut lüften," meinte Herr Briselank; „zuletzt lagen die Gravensteiner dort. Er kommt gern früher, als er schreibt."

„Ich bin schon dabei gewesen," sagte unsere Frau, „heut' und gestern haben die Fenster offen gestanden, nur das Bett ist zu beziehen, das kann die Mehlwitz morgen früh thun, dann ist sie wieder seine."

„Hängt auch das Bild wieder? Der Renard, glaub' ich, war's."

„Der Nagel war aus der Wand gegangen, ich habe einen neuen eingeklopft, le Renard hat keinen Schaden genommen."

Herr Briselank hielt noch den Brief in Händen. „Knud Eriksen," sagte er, „das wäre doch höchst merkwürdig, wenn da noch Licht hinein kommen sollte, nach bald zwei Menschenaltern. Ob in Wisby niemand mehr lebt, der sich der Petrine Jönsdatter erinnert und jener fünfzehn? Ich will doch morgen, wenn ich nach der Stadt komme, beim schwedischen Konsul vorgehen, daß er gleich nach Wisby schreibt."

„Ob es was nützt, lieber Sohn," sagte die Großmutter, „ist noch die Frage. Wenn sie noch am Leben wären, oder eins von ihnen, sie hätten in all' den Jahren schon etwas von sich hören lassen — warum sollten sie nicht? — Schon wegen der Erbschaft. Mein Schwesterchen mußte doch wissen, daß der Vater und die Mutter selig nicht ewig konnten leben und wenn es hier auch in guten Händen blieb, so läßt man das Geld doch lieber arbeiten, als meinetwegen im Kasten verschimmeln. Der Bernhard war viel zu praktisch dazu. Der Franzos' mag sie aufgegriffen haben oder der Ruff' und verschleppt nach der Tartarei oder wo der Pfeffer wächst und sonst kein Mensch hinkommt. Es ging ja alles drunter und drüber, und sie mögen längst gestorben sein und verdorben. Ich hab' bloß den Wunsch, den einen Wunsch noch im Leben — jetzt, wo mir der andere ist in Erfüllung gegangen — wissen möcht' ich doch, wie sie geendet haben."

„Warum soll es nicht möglich sein?" sagte Herr Briselank, „sie sind von Wisby entkommen, ein Blockadebrecher hat sie mitgenommen, an Kopenhagen vorbei, über See nach Amerika oder Australien, bis dahin, wo keine Post mehr geht, und dann noch tausend Meilen weiter. Dort mögen sie noch leben, Großmama, und sitzen und gerade von uns sprechen, wie wir von ihnen. Wie wär das? Wie alt möchten sie wohl jetzt sein?"

„Wie alt?" sagte sie. „Laß einmal sehen. Ich bin geboren drei Jahre, nachdem der König von Frankreich ist hingerichtet mit der Guillotine, hat mir mein Tanzlehrer — der war dabei — immer erzählt, anno 1792, und jetzt, wo wir schreiben 74, bin ich also alt 82. Mein Schwesterchen ging ein Jahr nach mir zum Pastor in die Kinderlehre und mein Schwestermann, der Bernhard, war immer neun Jahre älter wie ich. Der wäre ja wohl alt 91. — Kinder, so alt werden die wenigsten, und wenn ich nicht mehr bin, dann laßt

auch sie getrost für tot erklären. Nur möcht' ich noch bei Lebzeiten erfahren, was aus ihnen wurde, denn wenn man im Himmel wieder zusammenkommt, ist es ja doch ganz anders, als wie hier, und man muß gewiß vieles von dem Hiesigen dort vergessen."

„Als sie gingen, Mutter, wie war es doch?"

„Da, durch jene Thür, er links, sie rechts, wenn es ein Abschied war für's Leben, geruhiger konnt' er nicht sein. Er war drei Tage auf Urlaub gekommen, um sich mit ihr trauen zu lassen, so war es abgemacht. Von dem Gefecht wußte ja noch kein Mensch was. Die Trauung war vorbei, wir saßen bei Tisch, die Lichter brannten schon, sie gingen hinaus, sich zur Reise umzukleiden, Hand in Hand. Er wollte sie zu seinen Eltern bringen, um sie näher bei sich zu haben, als wie hier, wo der Franzos' den Russen drängte, und alle Verbindung abgebrochen war."

„Und dann kamen die Franzosen?"

„Eine Ordonnanz trat in den Saal und fragte, wo der Jäger wäre, der zu dem Tschako paßte, der auf der Flur hing. Es war dem Bernhard seiner. Mein Vater selig ging und bekam Streit mit dem Sergeanten, wir hörten ihn schelten. Sie besetzten das Haus, kein Mensch durfte seinen Platz verlassen, so saßen wir bis neun, halbzehn: sie durchsuchten währenddem Haus und Hof. Sie tranken von unserm Wein und aßen von unsern Speisen, dann schlachteten sie etliche Hammel für die Kompanie, die nachrücken sollte, aber nicht kam, und kochten und brieten in der Küche die halbe Nacht, und fort waren sie wieder. Es waren bloß Marodeurs gewesen, und wir waren noch froh, daß sie uns das Haus nicht über dem Kopf angesteckt hatten."

„Und das Brautpaar, hatte es die Kleider gewechselt?"

„Die Reisekleider waren verschwunden, das Brautkleid auch, sie mußten die Franzosen kommen gesehen und in Eile sich entfernt haben. Am Morgen war die Tjalk, die in der Bucht geankert, auch fort, und es ging das Gerücht, es seien verschiedene von den versprengten Flüchtlingen von ihr mit an Bord genommen."

Mittlerweile war es spät geworden, für den guten David Copperfield zu spät. Die Großmutter ging und maß den Kaffee ab für morgen — das ist ihr Amt —, die Mutter holte aus dem Leinenschrank den Bettbezug für die Fremdenstube, den ich mich erbot hinaufzutragen. So gingen wir zur Ruhe.

Als ich die Treppe erstiegen und Diana überschritten hatte, die wie gewöhnlich vor der obersten Stufe lag, drang mir vom Boden Lichtschein entgegen. Zwischen dem Bettkasten und dem Webstuhl stand die Mehlwitz und leuchtete auf eine Katzenfamilie zu ihren Füßen hinab.

„Sind Sie noch auf, Frau Mehlwitz?"

„Ach Gott, Fräuleinchen," sagte sie, „ich wollte bloß die kleinen Katzen ein bischen von die Dorchen ihre Milch bringen. Die Grauchen hat Jungen, sechs Stück, viere sind schon hier. Mieß, Mieß, Mieß, Mieß, komm her Mieß! Da kommt sie schon, die letzte, das Katerchen, sitzt noch unter den Kasten, die ist ein Fuchschen, die sind immer nich so malk, wie die andern. Die Kinder haben mich so gebeten, ich soll doch unsere Frau nichts davon sagen, bis auf Emmychens Geburtstag nich, sonsten werden sie wieder versäuft."

„Ich denke, unsere Frau wird wohl schon wissen, daß die Jungen da sind."

„Ach Gott, die Kinder baten ja so, und die kleine Dorchen sagt jeden Abend: ‚Mehle,' sagt sie, ‚die Milch bringst du aber die Katzen.' — Gott, Fräuleinchen" — hier sank die im Flüstertone geführte Unterhaltung zum tonlosen Gelispel herab —, „sagen Sie doch bloß, ist es denn möglich, hat die Mamsell Dorchen die alte Frau ihre Schwester wirklich geschrieben? Ich hab' immer gedacht, die lebt doch längst nicht mehr?"

„Geschrieben nicht, Frau Mehlwitz, wir sprachen nur von ihr. Wie kommen Sie darauf? Hat jemand gelauscht?"

„Ach Gott, nicht doch! Ich saß bei die Kinderchens in die Schlafstube und da hatt' ich mein Strickzeug in die blaue Stube lassen liegen, das bin ich gegangen holen, und da war die Saalthür offen; da las die Frau die alte Frau ihren Brief vor, wo die sich drüber so hat gehögt. Da hab' ich man so gehört, und ich wollt' doch so gern wissen, ob die Mamsell Dorchen noch am Leben war, die, wie ich bin getauft, bei mich hat Paten gestanden."

„Haben Sie sie noch gekannt, Frau Mehlwitz?“

„Ich weiß nicht, ja, so recht nicht, wie sie ist weggekommen, bin ich nicht recht vier Jahr alt gewesen, Fräuleinchen, und damals, da waren die Kinder noch nicht so klug wie heute; da weiß ich man wenig mehr von sie. Aber, was meine Mutter war, die hat mich genug von sie erzählt, von sie und die alte Frau, wie die zusammen sind gewesen, daß man keine schönere zwei Mamsellen hat sehen können. Bis der Freiersmann ist gekommen, der Herr Bernhard, den haben sie alle beide gern gewollt, aber er hat die jüngste lieber mögen leiden, die Mamsell Dorchen, und da hat sich unsere alte Frau so gemögt und gemögt, und hat in Jahr und Tag nicht mehr gelacht, bis die Hochzeit von die andere ist gewesen, und sie sind weggekommen, daß kein Mensch nicht weiß zu sagen, wohin. Und welche die sagen auch, sie sind gar nicht weggekommen, sie sind verwunschen, aber das ist man so, wie die Leute immer reden, und spuken thut es meinswegen in jedes alte Haus. Erst nachher, wie der selige alte Herr ist gekommen, da hat sich unsere alte Frau wieder zerkuwert und hat ihn denn ja geheirat'. Und wer weiß, ob unsere alte Frau mit den anderen — ‚pui, tui — Diana!‘“ rief sie, als der Hund sein zottiges Haupt unversehens zwischen uns erhob.

Damit hatte sie den Faden verloren. „Wo wollen Fräuleinchen mit den Bezug hin?“

„Er soll in der Frau ihrem Bruder seine Stube. Wollen Sie ihn hineinlegen? Sonst lege ich ihn hier auf die Kiste.“

„Der Herr Karl, kommt der wo wieder?“

„Nächster Tage als Bräutigam.“

„Nein — erbarmt sich!“ lachte sie, und ihre Freude kam von Herzen.

Sie nahm mir das Bettzeug aus dem Arm, ich zündete mein Licht an ihrer Kerze an und ging in mein Zimmer.

* * *

Sonnabend, 24. Oktober.

Hochwürdigster Herr Jorschel!

Zu der am kommenden Sonntag stattfindenden Hochzeitsfeier meiner Tochter, der langen Laura, mit dem königlichen Oberjägermeister, Herrn Balduin, genannt Saufeder, aus dem Hause Schulze, beehre ich mir als Brautmutter, Dich freundlichst einzuladen und füge die Bitte hinzu, bei der feierlichen Trauhandlung als Pastor amtieren und uns eine recht erbauliche Rede halten zu wollen.

Die Trauung ist festgesetzt um vier Uhr, vorher findet eine Bewirtung mit Kaffee statt, nachher wird gelbe Wonne mit Himbeergelee gereicht. Zur Feier des gleichzeitigen Wiegenfestes meiner stolzen Schwester Emmy vereinigt um sieben Uhr die geladenen Gäste ein festliches Mahl, verbunden mit allerhand Volksvergnügungen und einer Tombola, bei der jedes Loos gewinnt. Wagen um neun Uhr.

In Gewißheit Deiner erfreuenden Zusage verzichte ich auf jede besondere Rückantwort und verbleibe

mit freundlichem Gruß von Haus zu Haus
in steter Gewogenheit

Deine
Dora Briselank,
Brautsmutter.

Nachschrift: Jorschel, Du mußt!

„Hier, Fräulein,“ sagte Dorchen, die um zehn Uhr zur Stunde eintrat, und überreichte mir ein zusammengefaltetes Papier, den Entwurf des Briefes. „Sie können es noch einmal durchsehen, wenn Sie wollen, ehe ich es ins Reine schreibe.“

„Hast du den Brief selbst gemacht?“

„Die Brüder haben mir beide geholfen.“

„Das merkt man auch. — Was du für gute Brüder hast! Aber Dorchen, an wen soll er denn sein?“

„Na, an den Christian.“

„Hier steht ja aber Jorschel.“

„Das ist er ja. So heißt er immer; sein Papa nennt ihn auch so. Wir nennen ihn alle so.“

„Schön finde ich den Namen nicht, aber wenn er nichts dagegen hat, meinetwegen. Aber hier die lange Laura, die gefällt mir nicht, für eine Braut klingt das nicht fein genug.“

„Das hat der Fritz geschrieben.“

„Jäger sind oft in ihren Ausdrücken etwas derb. — ‚Meiner Tochter Laura‘ klingt viel besser.“

„So soll es auch heißen.“

„Du bist mein kleines Nuckelchen. — ‚Beehre ich mir als Brautmutter,‘ das soll wohl heißen mich?“

„Die Mehle sagt auch mich. Die Mehle sagt, Kinder müssen immer mich sagen.“

„Thu nur, was die Mehlwitz sagt. — Das hier kann auch geändert werden: ‚Mit freundlichem Gruß von Haus zu Haus,‘ so können wohl die Großen schreiben, aber für Kinder paßt sich das nicht recht.“

„Fräulein,“ platzte hier Julchen aus ihrem französischen Exercitium los, „nämlich der Papa schreibt nie so, so schreibt bloß der Herr Schulze selbst. Lassen Sie es doch stehen, Fräulein, es klingt so forsch. Wenn die es kriegen, die denken sich doch nichts dabei, es paßt auch so gut zur stolzen Emmy.“

„Ja — nein — Fräulein,“ wehklagte die Stolze, „das müssen Sie ausstreichen, ich bin gar nicht stolz, die Jungens haben mir das bloß zum Possen geschrieben, um mich zu ärgern! Dora, du unterstehst dich! Ich zeig' dir, wenn du es schreibst, nie eine Murke wieder.“

„Nein, nein, du bist gar nicht stolz, ärgere dich nur nicht, du bist mein Lämmchen, mein sanftes Schafchen,“ höhnte der kleine Schelm die ältere Schwester. „Fräulein, nicht wahr? Das streichen Sie nur aus. Mein liebes Emmchen ist ein braves Lamm. — Ich schreib' es aber doch,“ flüsterte sie mir ins Ohr.

Am Ende der Stunde, welche für Dora eine Schreibstunde war und von Natur auch sein sollte, war der Brief ins Reine gebracht und wanderte Mittags in der Posttasche nach der Station.

Von allem, was der Tag überhaupt brachte, war der Brief wohl das Merkwürdigste. In der blauen Luft schrieen die Kraniche. Nach dem Essen trat wieder das Boggiaspiel in seine Rechte und während wir Großen den üblichen Rundgang um den Garten machten, sah man Dorchen mit ihren zwei Adjutanten, Mehlwitz und Diana, in die abgelegneren Teile, gegen die wilden Himbeeren hin, verschwinden. Nach einer Weile schlüpfte sie unter einem Nußstrauch in unserer nächsten Nähe, wie ein kleines Wiesel, wieder hervor und that sehr geheimnisvoll.

„Kommt doch einmal mit, ich will euch etwas zeigen. Ich hab' dem guten Emmchen eine Murke zurecht gemacht, zu seinem Geburtstag.“

„Wo ist die Murke?“

„Beim Stinknelkenbeet im Stachelbeerquartier.“

„Geh' nur vor, dann kommen wir nach.“

„Fräulein, Sie kommen wenigstens doch mit?“ Wer kann dem kleinen Wesen widerstehn, wenn es bittet? Sie nahm meine Hand und zog mich fort, erst langsam, dann im Sturmschritt. Unterwegs mußte ein paar Mal Halt gemacht werden. „Hier, Fräulein, die Rosenbirne muß in die Murke, da, der Streifling auch. Fräulein, die Eierpflaumen, die ißt das kleine Emmchen so gern. Können Sie nicht den Baum ein bißchen schütteln?“

„Du bist nicht klug, den dicken Baum? Aber da liegt ja doch die Harke im Grase.“

„Ja, ich und die Mehle, wir haben auch schon damit versucht, aber es fallen bloß unreife herunter, die reifen hängen ganz oben.“

Meine Geschicklichkeit hatte denn doch den gewünschten Erfolg, und unsere Taschen wurden leidlich voll.

Hinter einer Buchenhecke, im sonnigsten Winkel, saß auf der Kinderbank die Mehlwitz mit ihrem Strickstrumpf, ihr zu Füßen im Grase schlief Diana. Dorchen sprang zu ihnen hin.

„Habt ihr gut aufgepaßt, Mehle?“

„Ja, es hat keiner was genommen.“

„Hier, Fräulein, wo ich jetzt stehe, können Sie suchen; meine Murke ist keine drei Schritt von mir entfernt.“

Die Mühe blieb mir erspart. Der Hund, als er das Wort „suchen“ hörte, hob den Kopf und fing an einem der verwilderten Blumenbeete an zu kratzen.

„Diana, alles Vieh, willst du wohl weg!“

Sie drängte vergebens den schwarzen Kopf von der Stelle. „Ach, Fräulein, helfen Sie doch, alle die schönen Stinknelken reißt sie aus!“

„Gib ihr eine Bergamotte, dann ist sie zufrieden,“ sagte ich.

Zwischen den Tagetes kullerten einige Reineclauden hervor, und ein zierlich mit rotem Weinlaub geschichteter Haufe von allerlei Früchten ward sichtbar. Äpfel und Birnen, Quitten und scharlachrote Vogelbeeren, auch Radieschen in weiß und rosa, feurige Tomaten und braune Kastanien; den Beschluß bildeten die Eierpflaumen.

„Hier, Fräulein, ist das nicht hübsch? Und nun kommt noch oben darauf das

Zwiebelchen, das habe ich aus der Küche mitgebracht. — Still! Da kommen die! — Mama, Großmama, wollt ihr meine Murke sehen?“

„Mehlwitz,“ sagte die Großmutter, „wenn die Sonne weggeht, so ist es hier nichts mehr für das Kind, es fängt jetzt schon an kühl zu werden.“

„Ich denke, Dorchen,“ sagte die Mutter, „du kommst jetzt mit uns. Vor dem Haus bei den Kindern kannst du noch eine Weile spielen. Hier das Gras wird schon feucht. Ich muß jetzt in die Küche und kleine Kuchen backen.“

Ich erbot mich zu helfen, weil es Sonnabend nachmittag war, und bekam Arbeit. Nach Vesperkost gingen wir alle dem Herrn entgegen, der aus der Stadt zurückkam. Wie wir zu zehn auf dem Halbwagen Platz gefunden, ist mir heute ein Rätsel. Diana fand unsern Anblick so erstaunlich, daß sie vor den Pferden herbellte, bis der Wagen wieder hielt. Nach dem Abendbrot brachte der Radmacher das Himmelbett für die Puppen, und wir nähten die Vorhänge fest. Der Mahlschatz wurde fertig und in David Copperfield das Kapitel gelesen, wo er die Freunde bewirtete, sich einen Rausch trinkt und im Theater mit Agnes zusammentrifft. Wir flochten den Kranz um den Geburtstagsteller und besteckten ihn mit Lichtern. Das Lebenslicht in der Mitte hatte die Großmutter aus doppeltem gelbem Wachsstock gedreht.

* * *

Sonntag, 25. Oktober.

In einen milchweißen Nebel gehüllt, kam der Sonntag ins Land. Die Staare pfiffen in den Lindenbäumen, davon wachte ich auf und machte, daß ich hinunter kam in den Garten. Auf dem halbdunklen Boden stieß ich mit der Mehlwitz zusammen, die ganz behängt mit einer Eichenlaubguirlande von der Gärtnerskammer gewallt kam, um dem Geburtstagskinde das Bett zu schmücken. Der Nebel, mit dem die Allmacht die Erde verhüllt, ist wie der Schlaf in den Kinderaugen; die Mutter kommt und küßt ihn hinweg, sobald der festliche Aufbau fertig ist.

Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich den Frühnebel liebe, er macht mich so heiter, so freudig erregt, wie ich als Kind war, in der dunklen Stube, ehe die Thür aufging zum Weihnachtsbaum. Alles, was uns umgibt, ist in Dämmerung gehüllt, nur der Himmel ist hell, die Natur hält eine Feierstunde, sie wartet auf das Licht.

Ich ging den breiten Gang hinunter, es war so still zwischen den Bäumen, daß man den Tropfen vom Blatt fallen hörte, im Lärchenbaum zirpten ein paar Goldhähnchen, an einem Ast hämmerte eine Spechtmeise, vom Hofe her tönte das Gezwitscher der jungen Schwalben, und nach dem vielstimmigen Lämmergeschrei zu schließen, hatte eben der Schäfer den Stall betreten. Am Ende des Mittelganges tritt aus dem Garten ein halbrunder Platz wie ein Balkon gegen den tiefer gelegenen Roßgarten hervor; man nennt ihn die Aussicht. Zwei einsame Pyramidenpappeln stehen dort, und wer des Weges kommt, der tritt hinaus und sieht sich die Gegend an; das ist so der Brauch. Das Jungvieh weidet hier, rupft das Gras zwischen dem Kalnus aus und kommt, von den Kindern gewöhnt, auf den Ruf herbei. Mir ist die Aussicht deswegen lieb, weil man hier statt des knorrigen Geästes der Bäume wieder den freien Himmel über sich hat. — Ich stand an eine Pappel gelehnt und hörte, wie von ferne die Kirchenglocken anschlugen, da vernahm ich eine bekannte Menschenstimme, und unsere Frau stand neben mir.

„Guten Morgen, liebes Fräulein, ich denke, Sie wollen sich erkälten, weil Sie so mir nichts, dir nichts, ohne alles in den Nebel hinauslaufen. Davon wird aber nichts gereicht, heute, wo wir das Haus voll Gäste kriegen; hier bringe ich Ihnen Ihr Umschlagetuch.“

„Gott, meine trauteste Frau, daß Sie aber auch an alles denken, es war gewiß nicht nötig, der Morgen ist so warm, hören Sie nur die Glocken, das gibt wieder einen schönen Tag. Ich wollt' ja keinen im Schlaf stören, sonst wär' ich durch den Saal gegangen und hätte es mir geholt.“

„Sie denken wohl, Sie wären die Frühe im Hause? Wir alle sind schon eine Weile auf. Die Mutter macht den Geburtstagstisch zurecht, mein Mann ist in der Wirtschaft. — Sagen Sie, wie finden Sie die Mutter? Mir gefällt sie nicht recht, sie ist so anders als sonst, sie schläft auch nicht, was sie sonst nie that. Heute, als

es kaum dämmerte, hörte ich sie schon herumgehen."

„Es ist die Freude," sagte ich, „daß der Herzenssohn wiederkommt, wenn der erst da ist, wird sie auch ihre Ruhe wieder haben."

„Und das andere, Sie glauben nicht, wie das in ihr wühlt. Sie denkt stündlich an ihre Schwester Dora, sie spricht mit ihr, wenn sie allein ist; gestern sagte sie im Schlafe ganz deutlich ‚Bernhard'. Wenn alte Leute anfangen, im Schlafe zu reden, das soll nicht gut sein."

„Wenn der Herr Karl da ist, ist sie gewiß wieder die Alte."

„Jünger wird man in den Jahren nicht mehr. Die Aufregung durch den Brief war auch zu stark. Ich wollte, daß Karl bald käme."

Wir gingen schweigend den Mittelgang hinauf gegen das Haus, zwischen den Hecken, die mit betauten Spinnweben, wie mit Silber übersponnen, schimmerten. An dem Rasenplatz blieb sie stehen. „Schock noch mal, wo kommen die jungen Katzen her? Was ist das für eine Sorte? — Da, in dem Geraniumbeet. — Grauchen, du? Daß das kein Mensch wieder gewußt hat! Die muß der Gärtner gleich über Seit' bringen, heute noch."

Grauchen hatte sicher nicht an die scharfen Augen unserer Frau gedacht, als sie ihre Kinderlein in den Frühnebel hinausführte, das sperrige Geraniumbeet war von Natur gerade wie geschaffen für junge Katzen, durch das starre Laub drang kein Wassertropfen, und es sah köstlich aus, wie zwischen den feuerroten Blüten die Gesichter der kleinen Kobolde aus dem dunklen Grün uns anstarrten.

„Beste Frau," nahm ich das Wort, „hier waltet ein Geheimnis! Erhören Sie meine Bitte, der noch andere Bitten sich im Geiste zugesellen, und schonen Sie diese jungen Wesen, bis der heutige Tag vorbei ist. Die Kinder haben einen Plan mit ihnen, ich weiß selbst nicht welchen, aber ich glaube, ihnen ist bei Lauras Vermählungsfeier eine Rolle zugedacht."

„Es ist Unrecht," sagte sie, „behalten kann man sie doch nicht, sich erst mit ihnen abzugeben. Eine fürs Haus ist genug, und dies sind ja sechs bis sieben. — Da — Diana, nimm sie doch, faß an!" rief sie dem Hund, der inzwischen unserer Spur gefolgt war und die Herrin mit dreifachem Niesen begrüßte. „Altes Schaf, willst du nicht? Gegen die Freundschaft geht sie nicht an, sagt sie und wedelt. — Bist ein gutes Tier, Dianchen? Ja? — Das Fuchschen, Fräulein, sehen Sie doch, das ist reizend."

Hinter dem Hunde kam der Herr mit Albert gegangen. „Guten Morgen, Mama, die Burweltritt hat ein Kuhkalb, sollen wir es zulegen oder schlachten?"

„Wie sieht es aus?"

„Ein kräftiges Tier, ganz die Alte. Schwarz-weiß, mit weißen Ohren, die Zunge hat auch die schwarze Spitze."

„Leg' es doch zu, lieber Mann, in der Milch ist keine besser, wie die."

„Aber es ist Nummer acht, und die Bullen sollen erst kommen."

„Ach, es ist ja Futter genug gewachsen, lieber schlachten wir eins von den andern."

Von den Saalfenstern klangen in diesem Augenblick die Töne eines Chorals zu uns herüber: Wenn mein Stündlein vorhanden ist. Die Akkorde standen so hart und fromm nebeneinander, wie die Apostel auf dem Altarwerk in unserer Kirche.

„Die Mutter," sagte Frau Briselank, „wie lange hat sie keine Taste mehr angerührt."

Dann trat Fritz zur Saalthür heraus auf die Gartentreppe und winkte: „Ihr möchtet doch kommen, das Geburtstagskind ist gleich angezogen, die Lichter brennen schon."

Mitten im Saal stand der festlich geschmückte Kindertisch mit den Geschenken, die Lichtchen gaben in der Dämmerung des Morgens einen hellen Schein. In der Schlafstubenthür regte sich's von blonden Köpfen und fröhlichen Gesichtern. Die Mehlwitz zupfte hier noch eine Falte zurecht und gab dort noch einen letzten Strich mit der Bürste, dann kamen sie herein, das Geburtstagskind zuerst, und blieben bewundernd vor der Herrlichkeit stehen.

Nun begann die Gratulationskour. Nach der Mutter kam die Großmutter, dann der Vater, zuletzt von allen die Mehlwitz, die im Grunde auch die erste gewesen war und den ersten Freudenblick des Kindes beim Erwachen empfangen hatte. Als die Reihe

an Dorchen kam, trat sie mit einem tiefen Knix zurück und deklamierte mit Gefühl:

„Als ich heute früh erwachte,
Fiel mich dein Geburtstag ein,
Und das erste, was ich dachte,
Du sollst ewig glücklich sein.
Ewig sollst du glücklich sein
Und dich dein ganzes Leben freu'n!"

Darauf machte, vom Geburtstagskinde präsentiert, der Teller mit den Cardamomchen die Runde, und auch Diana, das Süßmaul, die zur Feier des Tages die Erlaubnis hatte, bei den Kindern in der Stube zu sein, bekam ihr Teil. Was die Geschenke betrifft, so erregte keins größere Bewunderung als das Himmelbett, einmal weil es nicht, wie man vermutet hatte, zu Lauras Mahlschatz gehörte, sondern der guten Hulda verblieb, und dann sah es mit seinen blau-weiß karrierten Vorhängen wirklich zum Schlafengehen natürlich aus. Und als man die Vorhänge auseinander that — o Wunder — da lag in den Betten neben Huldchen noch ein zweites süßes Geschöpf mit blanken Schuhen und einem blütenweißen Hemdchen angethan, gezeichnet D B, mit Rosenwangen, Vergißmeinnichtaugen, Korallenlippen, einem Stupsnäschen, einem wirklichen Paar goldblonder Zöpfe und einem Teint wie Lilienmilch!

Die lange Laura aber saß in einer Ecke des Saales festlich geschmückt, doch finstern Sinnes, inmitten eines Aufbaues von Schränken, Kommoden, Küchengerät und allem, was zu einem ordentlichen Puppenhausstande gehört, und schielte neidisch herüber!

Nach dem Kaffee ging es in den Garten, und selbstverständlich wurde zuerst die Murke der schwesterlichen Liebe aufgesucht, um in feierlicher Weise in den Besitz Emmys übergeben zu werden. Doch war hier schon jemand zuvorgekommen und hatte von ihr gewaltsam Besitz ergriffen, einer von den fetten Herbstfröschen nämlich, der mit seinen vier Pfoten die Früchte auseinander gewühlt hatte und mittendrein saß. Ein allgemeiner Aufschrei mit nachfolgendem Gelächter verkündete uns Großen, die wir, die Nässe des Grases scheuend, auf dem Gange standen, den gemachten Fund.

Fritz tröstete die Schwester: „Fürcht' dich nicht vor ihm, Emmchen, er kann dir nichts thun, das Maul ist ihm zugewachsen. Er frißt auch keine von deinen Pflaumen, er drückt sie bloß, damit sie besser reif werden."

„Liebe Mama, ist das wohl wahr? Das Maul ist ihm doch nicht zugewachsen?"

„Ich weiß nicht, frag' den Fritz, woher er das hat."

„Jawohl," sagte er, „allen Herbstfröschen ist das Maul zugewachsen. Der Gärtner hat es mir gesagt. Ihr könnt den Papa fragen, wenn ihr wollt."

„Die Leute sagen so," gab der zu Antwort; „wollt ihr es nicht glauben, seht doch selber nach."

„Nun ist er schon fortgesprungen. Schade!"

In dem Augenblick ließ sich ein bekannter Ton über uns vernehmen, das kurze Kreck-kreck der Laubfrösche in dem Gezweige des Bogenganges. Der Ton zog weiter und verbreitete sich wie ein Windhauch über den Garten, denn allenthalben saßen sie, bis er in der Ferne erlosch. Dann folgte ein kurzes Rauschen, ein wirklicher Luftzug, der, wie er vorüberging, den Nebel mit sich hinwegnahm. Im Umsehen war der Himmel klar, die Sonne schien, die Grasflächen flimmerten wie Silber, die Sonnenfäden wandelten durch die Luft, auf den leuchtenden Blütenköpfen des Phloxes breitete eine exklusive Gesellschaft von Faltern die besternten Sammetflügel aus, lauter Excellenzen.

„Kinder, wer kommt jetzt aufs Nußstrauch?"

„Jungens, ihr müßt noch Spatzen schießen, es fehlen noch welche zum Braten."

„Nicht doch!" rief die Mutter. „Geschossen wird nicht am Sonntag; ihr habt in der Woche Zeit genug gehabt."

„Na, dann kommt an die Pflaumen!"

„Schont doch euern Appetit, abends gibt es gelbe Wonne."

„Was wollen wir denn thun? Wollt ihr wippen?"

„Kommt alle in den Kuhstall, die Burweltritt hat ein Kalb."

„Wenn die andern in den Kuhstall gehen, Dorchen, dann wollen wir die neue Puppe anziehen, das Heidenkind. Sie soll dir auch zur Hälfte gehören. Komm, hilf mir das Bett auf den Balkon tragen."

Sie saßen und paßten dem Heidenkind die Kleidungsstücke an, die lange Laura

im Brautgeschmeide saß dabei und sah mit scheelen Augen, wie schön das Jäckchen mit den blanken Knöpfen, das sie selbst früher getragen, dem ungetauften Engel saß.

„Du, die lange Laura ärgert sich, sie sieht immer her, sie will nicht, daß unser neues Kind von ihren Kleidern trägt. Bring sie lieber fort."

„Ach was, das alte Ding, laß sie sich, wenn sie will, ärgern, das schad't ihr nichts, sie hat genug neues, drei Jacken allein außer den beiden Nachtjacken. Es ist ganz gut, daß sie fortkommt und Berthas Balduin seine Frau wird. Mir thut es bloß leid um die vielen Sachen, daß sie nicht hier bleiben."

„Sollen die alle mit?"

„Die Mehle sagt, wenn ein Mann eine Braut heiratet, dann nimmt er sie selbst und alles mit, was ihr gehört."

Die Großmutter ließ das Strickzeug sinken. „Ich hab' immer meine Schwester Dora vor Augen, wenn ich das Kind ansehʼ. Wie sie ihr ähnt, das ist zu merkwürdig. So, jetzt wieder die Handbewegung, der Augenaufschlag, die Stimme, ganz so, wie die als Kind war. Ich muß wirklich sehen, ob ich das kleine Bild nicht findʼ, wo wir beide zusammen drauf sind." Und sie ging ins Haus.

Nun kam die Mehlwitz. „Kinderchens, habt ihr auch trockene Füße? Das Gras war so sehr naß."

„Hast du die jungen Katzen gegriffen, Mehle? Wo sind sie?"

„Ich hab' sie oben auf die Kammer gesperrt, mit die Alte, und sie ein bischen Milch hingesetzt. Bloß die eine, die Fuchschen, die is mich wieder aus den Sack gesprungen, die sitzt unter den Bettkasten, da muß ich nachher noch mal gehʼn suchen."

* * *

Die Königin des Tages schwang heute auch in der Küche das Scepter, so forderte es der Brauch des Hauses, deshalb folgte beim Mittagessen auf die Schokoladensuppe als zweites und letztes Gericht die Schokoladenspeise. Nur einem Akt der mütterlichen Willkür verdankten wir andern den sonntäglichen Rinderbraten, der zwischendurch auf der Tafel erschien. Nach Tische kam die Boggiapartie, doch wurden der Zeitersparnis halber die Points doppelt gezählt, dann kam die Vorbereitung für den Empfang der Gäste. Für eine halbe Stunde wurde es in Haus und Garten so still, wie am späten Abend, nur hinter den Wänden ging ein heimliches Rumoren, und Diana, die neben dem Fuchsienbeet in der Sonne schlief, hob zweimal den Kopf und sah nach dem Kranichschwarm, der heute wieder, wie alle Tage, in hoher Luft trompetete und seine Kreise zog. Dann erschienen Albert und Fritz auf der Gartentreppe in den neuen Jaquets, erfüllt von dem Bewußtsein, zu repräsentieren. Fritz fuchtelte mit einem Rütchen im Sande umher und pfiff ein Stück von einer noch unbekannten Melodie, dann sagte Albert: „Wir wollen mal sehʼn, ob die kommen," und sie trabten zu dritt' mit Diana den Bogengang hinunter.

Nun traten Emmy und Dora in die Erscheinung. Die Brautsmutter in Großmamas schwarzer Mantille und der Haube mit dem violetten Band sah äußerst würdevoll aus, das Geburtstagskind in weiß, mit einem Kranze von Fuchsien und Astern im Haar, war ein herziges Veilchen.

Die Mehlwitz kam: „Kinderchens, ihr sollt doch man nich zu weit weggehn, die werden wohl gleich da sein. Die Julchen baut all auf die Haustreppe die Laura mit alle ihre Sachen auf. Ich muß noch die Großmamachen gehn helfen, die kleine Kuchchens auflegen. Hört ihr?" Damit ging sie wieder.

Dann kamen die Jungen im schnellsten Lauf den Gang heraufgestürmt: „Sie kommen! Zwei Wagen!" Diana bellte, Alt und Jung versammelte sich auf der Haustreppe, Laura tronte im Hintergrunde auf ihrem Mahlschatz, umgeben von den andern Damen der Puppenfamilie.

Jetzt bog ein Halbwagen um die Gartenecke. Eine kuriose kleine Gestalt saß neben dem Kutscher, die mit den Armen focht und winkte. Eine Popenmütze bedeckte den Kopf, das Gesicht umrahmte ein Rübezahlsbart, der Körper steckte in einem Kaftan. „Jorschel!" schrieen unsere Kinder und jubelten; fast wären die Pferde wild geworden. Das eine machte einen Satz, und der Wagen war schon die halbe Rampe wieder hinunter, ehe der Kutscher sie zum Stehen brachte.

Nun kam das Begrüßen.

„Jorschel, wo hast du die Mütze her?"

„Ist die nicht prachtvoll? Das ist

meinem Papa sein alter Hut, nur die Krempe ist abgeschnitten."

„Ist deine Traurede auch so schön?"

„Für euch ist sie schön genug. — Sind noch viele Pflaumen im Garten?"

„Komm selbst und sieh'. Aber erst den Bart ab und den Kaftan."

„Kinder, lauft nicht weg, es gibt gleich Kaffee, und Schulzes müssen bald da sein; ihr Mädchen bleibt lieber hier."

„Kamen nicht Schulzes mit euch?"

„Es war ein fremder Wagen, er bog hinunter nach Schwanbeck."

„Dann laßt die Jungen allein gehen. Aber daß ihr da seid, wenn die andern kommen."

Die Mehlwitz winkte mich beiseite.

„Ach Gott, Fräuleinchen, die Fuchschen, die läßt sich gar nicht kriegen, wenn doch die jungen Herren möchten helfen, ich allein kann da nicht hinter, wo sie sitzt."

Ja, die jungen Herren waren eben hinter den wilden Himbeeren verschwunden. „Aber ich will es ihnen sagen, wenn sie wiederkommen, Frau Mehlwitz. Bis dahin geben Sie nur das Suchen auf!"

Gerade hatte die große Gesellschaft am Kaffeetisch Platz genommen, da fuhren Schulzes vor, und gleichzeitig erschienen auch die Herren Jungen aus dem Garten wieder. Neben Bertha Schulze saß auf dem Rücksitz meine Berufsgenossin Gretchen Sturm, ein kaum dem Seminar entschlüpftes Küken von neunzehn Jahren, mit stummen Lippen und neugierigen braunen Augen, die sich immer wundern, daß die Welt so groß ist. Zwischen Bertha und Gretchen saß Herr Balduin, der Bräutigam. Man führte die zukünftigen Ehegatten einander vor und ging dann ins Haus an den Kaffeetisch, auch Laura nebst ihrem Mahlschatz ward mit hereingenommen, der Tauben wegen. Dann ging ich und sagte den Jungen Bescheid wegen der Katze.

Indem ich in die blaue Stube trat, wo für die Kinder gedeckt war, hörte ich Fritzens Stimme: „So, Jorschel, nun bitt' ihr nun ab, das waren der Emmy ihre."

„Was hat er denn gethan?"

„Denken Sie sich, Fräulein, er hat der Emmy ihre ganze Murke ausgefressen, er war so schauderhaft gierig, wir mußten ihn halten, sonst wäre er sogar die Quitschen und Kastanien angegangen."

Ein allgemeines ‚Uuuuhhh' des Kindertisches übertönte seine Verteidigungsrede, die anfing: ‚Aber nein' — weiter hörte man nichts mehr. Als er erfuhr, welche Bewandnis es mit der Murke gehabt, und in welche Falle die Bosheit der Gebrüder ihn gelockt hatte, zeigte er sich weniger entrüstet, als mancher andere, zum Beispiel ich, des Frosches halber an seiner Stelle gewesen wäre. Die Geschichte mit dem Frosch ließ ihn ziemlich kalt, er affektierte den Schauder mehr, um den Kindern ein Vergnügen zu machen, als daß er ihm von Herzen gekommen wäre, und während er sich schüttelte und einmal über das ander ‚Brrr' sagte, sprach er dem Fladen und den kleinen Kuchen weidlich zu. Natürlich war er in der kleinen Gesellschaft Hähnchen im Korbe, so eine Art Kampfhähnchen, an dem jedes etwas zu rupfen fand.

„Jorschel, den Pogg' mußt du nachher noch nachessen, der gehört zur Murke."

„Jorschel, die Beinchen, die spucke aber aus, die sind nicht saftig."

„Jorschel, nämlich zu Abendbrot gibt es gebratene Spatzen — für dich brat' ich den Pogg', die Beinchen etwas knusperig, dann schmecken sie fein!"

Hier griff ich ein und lenkte die Unterhaltung, die mir allzu persönlich wurde, in das stillere Fahrwasser der Katzenfrage, und man ging sofort ans Werk, sie zu lösen. Jorschel natürlich mit oder eigentlich voran. Eine Weile hörte man es oben schieben und poltern und die Großmutter sagte: „Was machen doch die Dojans" — das ist so einer von ihren altmodischen, halbfranzösischen Ausdrücken — „oben für einen Lärm? Man meint, das jüngste Gericht soll losgehn," und wollte aufstehn.

„Liebe Mutter, bleib' sitzen," sagte Frau Briselank. „Nicht wahr, unser Fräulein ist so gut und sieht einmal nach, was sie treiben?"

Als ich hinaufkam, stak Fuchschen schon im Sack.

„Hier hat sie gesessen, hier hinter dem Schrank, den mußten wir erst abrücken."

„Das ist ja der Großmama ihrer. Jungens, angefaßt, der muß wieder 'ran!"

„So kriegt ihr den nicht, dahinter die Thür von der alten Räucherkammer, die ist ja aufgegangen, die sperrt sich, laßt ihn stehen. Da muß erst der Radmacher kommen und der Gärtner. Gott bewahre, wie

habt ihr den rücken können? Denkt auch an eure Kleider. Und nun geht nur hinunter, daß wir bald an die Trauung kommen, die Großen sind mit dem Kaffee gleich fertig."

„Ja, gehen Sie nur vor, Fräulein, und halten Sie die anderen solange beisammen, wir müssen erst noch die Katzen unterbringen, dann kommen wir gleich."

Es dauerte auch keine zehn Minuten, Herr Briselank hatte seine Gäste eben die Karten zum l'Hombre ziehn lassen, da erschien Julchen.

„Die Herrschaften werden alle sehr gebeten, zur Trauung zu erscheinen, es ist alles fertig."

Es war sehr feierlich. In einer Nische der blauen Stube stand ein verhangener Tisch mit ein paar brennenden Armleuchtern und einem mächtigen Strauß von Spargelkraut und Georginen geschmückt, davor lag ein Teppich ausgebreitet, auf dem Teppich kniete das Brautpaar. Zwischen dem Brautpaar und dem Tisch stand der Pastor Jorschel, um den Hals eine riesige Krause von weißem Papier, ein Kunstwerk, das Julchens Hand in der Eile gefertigt hatte. Neben dem Teppich auf Seite der Braut standen die Ehrenmütter des jungen Paares, Dorchen und Bertha, beim Bräutigam die Brautführer und Traugenossen, Julchen, Emmy und unsere Jungen, jedes hielt eins oder zwei der Puppenkinder auf dem Arm, sodaß auch die Puppenfamilie vollzählig der feierlichen Handlung beiwohnte. Die große Gesellschaft nahm dem Pastor gegenüber die Tiefe des Zimmers ein.

Der Pastor, nachdem er die Augen aufgeschlagen und mehrmals ausdruckvoll im Kreise herumgerollt hatte, räusperte sich und begann mit tiefer Stimme:

„Seid ihr alle da?"

Ein einstimmiges „Ja!" war die Antwort.

„Freuet euch, meine Geliebtesten, freuet euch! — Seid ihr bereit und gesonnen, der Vermählung dieser Liebesleute, der ehr- und tugendsamen Jungfrau Laura, genannt die Lange, aus dem Hause Briselank, und des wohl- und edelgeborenen königlichen Oberjägermeisters Herrn, Herrn Balduin, genannt Sauseder, aus dem Hause Schulze, beizuwohnen und eure Zustimmung zu derselben zu erteilen?"

„Ja!"

„Nun, dann lasset uns zur Handlung schreiten. Und seid vermahnet, liebe Trauzeugen und Traugenossen, liebe Trauzeuginnen und Traugenossinnen, daß ihr denen, so ich hier in Treue traue, Treue erzeiget und eintretet für sie mit Hand und Mund, maßen etwan im Überschwall der Gefühle des Gemütes Rührung ihnen die Lippe schleußt, die Zunge knebelt und den Sinn benebelt. Seid ihr dessen gewillt?"

„Ja!"

„Laura, lange Laura! Lange hast du gelauert! Freue dich, Laura Briselank, freue dich, die längste Zeit bist du Briselank gewesen! — Was wird sein? — Hier geht Schnipp — da geht Schnapp — Schulze hoch — Briselank ab. — Laura Sauseder — Schulze. — Nur Schulze.

Balduin, Balduin — Sauseder im Waldesgrün — Ging der Jäger im jungen Jahr — Traf einen Vogel, der war rar — Spannt er die Büchse und zielte gut — Schoß und traf, und es floß kein Blut — Hat die Büchse er abgespannt — Flog der Vogel auf seine Hand. — Hüte dich sein — Balduinlein — Bald wirst du der Gejagte sein!

Darum, so frage ich euch jetzo, ihr lieben Trauzeugen und Traugenossen, seid ihr gewillt, daß aus diesen beiden ein Paar werde, und wollet ihr, daß der königliche Oberjägermeister Herr Balduin, genannt Sauseder, aus dem Hause Schulze, sich dieser seiner verlobten Braut, der wider- und gegenwärtigen Jungfrau Laura anvermähle, so verlautbaret in seinem Namen ein vernehmliches ‚Ja'."

„Ja!" hallte es im Kreise.

„Und ihr geliebten Trauzeuginnen und Traugenossinnen, seid auch ihr des Willens, daß diese ehr- und tugendsame Jungfrau Laura, genannt die Lange, aus dem Hause Briselank — in Bälde Brisekurz — sich diesem hier anwesenden Jünglinge Balduin anvermähle, so lasset euer sanftes ‚Ja' ertönen."

„Ja" säuselte es in der Runde, von Seiten der Großmutter aber fuhr ein laut Gedachtes: „Ihr seid all' miteinander Gelbschnabels!" wie ein Cherub dazwischen.

„Nun denn," so sprach der Redner weiter, „also sei dieser Ehebund geschlossen, einmal für allemal, mit Mut und Kraft,

Bums!" — ein wuchtiger Hieb auf den Tisch — „er ist komplet — fertig, fix und nett — daß eins das andere mag — wie die Sonne den Tag — niet- und nagelfest — daß keins vom andern läßt — wie die Glucke vom Nest — wie die Katz' von der Maus — wie vom Pracher die Laus — daß sie lieb sich haben — wie den Dieb die Raben — Mann und Frau soll'n sie sich nennen — bis alle Wasser werden den Berg 'rauf rennen — bis die See wird brennen — Mann und Frau soll'n sie heißen — bis daß die Maus die Katz' wird beißen — das soll ein jeder weißen!

Und nun, ihr lieben Traugenossen, helfet mir, mit den Neuvermählten und den lieben Ehrenmüttern den Ring zu schließen und friedlich, feierlich den Hochzeitsreigen zu springen."

Mit der einen Hand ergriff er den Arm des Bräutigams, mit der andern den der Braut, jede der beiden Ehrenmütter that ihrem Kinde das Nämliche, an die Ehrenmütter schlossen sich die Brautführer und Traugenossinnen, und während unter Gretchen Sturms kundiger Hand die Melodie des alten Hochzeitsliedes: „Kielke sünd wie Fuuste dick" von den Tasten des Klaviers emporwirbelte, sprang der also geschlossene Ring den Hochzeitsreigen, erst rechts herum, dann links herum, in immer schnellerem Tempo.

Frau Briselank flüsterte ihrem Manne zu: „Es wird bald zu toll," doch winkte er beschwichtigend mit der Hand und deutete auf Christians Vater, der ob der Leistung seines Söhnleins vor innerer Wonne strahlte. Da rollte draußen ein Wagen, Diana fuhr empor und brach bellend durch den Reigen, die Kinderschar stürmte hinaus, und gleich darauf scholl durch das Haus der Ruf: „Onkel Karl ist gekommen!"

„Lieb' Kind, Ihren Arm," sagte die Großmama, „mir geht alles rund."

Ich führte sie dem Sohn entgegen. Er beugte sich zu ihr nieder, sie legte die zitternden Arme um seinen Hals und hielt ihn lange umschlungen.

* * *

Die gelbe Wonne war genossen, die Gesellschaft, in kleine Gruppen aufgelöst, luftwandelte im Garten. Auch die Herren thaten dem schönen Wetter die Ehre an und ließen den L'hombretisch noch die halbe Stunde bis zum Dunkelwerden rasten. Nach der Richtung zu schließen, aus der Herrn Schulzes Stimme dröhnte, wurde von ihnen der schwedische Klee und die neuen Turnips besichtigt, von denen Herr Briselank im Gemüsegarten eine Probe anbaut.

Ich ging mit Gretchen Sturm durch den verdeckten Gang und ließ mir ihre Seminargeschichten erzählen, da hob sich über uns in den Lüften folgendes Gespräch an:

„Jorschel, hast du die Predigt allein gemacht?"

„Aber ganz allein; bloß mein Papa hat mir geholfen."

„Wieviel hat er dir geholfen?"

„Garnicht viel, bloß auffagen hab' ich sie müssen."

„Wie oft hast du sie ihm aufgesagt?"

„Heute dreimal, im ganzen aber öfter. Sie ist auch furchtbar schwer zu lernen."

„Dreimal? — Du weißt ja garnicht mehr, wie sie anfängt."

„Oh, und ob! Ich will sie bloß jetzt nicht sagen."

„Jorschel, wenn du sie sagst, ich schenk' dir auch dieses Bockchen! — Willst du?"

„Zeig mal das Bockchen, wie viel Nüsse sind drin?"

„Sechs schöne, große, volle, keine einzige wurmstichig."

„Erst will ich das Bockchen sehn."

Hierauf glitten einige kleine Gestalten vom Nußstrauch herab, und die Verhandlungen wurden zu ebener Erde fortgesetzt.

„Den Bock will ich gar nicht haben," sagte er, „ich hab' viel bessere. Ich hab' auch viel mehr Nüsse, wie ihr."

„So? Zeig' mal deine."

Indem sie die gesammelten Vorräte auspackten, rief einer der Jungen: „Was hast du da Blankes? Was ist das?"

„Der Knopf? Den hab' ich gefunden."

„Wo?"

„Oben hinter dem Schrank, wo ihr die junge Katz' griffet."

„Zeig ihn uns."

„Werdet ihr ihn mir auch wiedergeben?"

„Das wird sich finden; erst zeigen. Er gehört ja gar nicht dir, er gehört eigentlich uns. Den darfst du nicht mitnehmen. Wirst du ihn gleich zeigen?"

„Fällt mir nicht im Traume ein!" lautete das Ultimatum, und nun kam die

Aktion. Ein Augenblick nur, da wälzten sie sich im heißen Ringen am Boden.

„Ich halt' ihn!" rief Albert, „nimm ihm den Knopf, Fritz! Au, wirst du kratzen? Das ist gemein! Dich will ich lehren! Fritz! Die Hand, die andere — die!"

Sie befanden sich schon in der Mitte des Ganges, zu unsern Füßen, da tönte eine helle Stimme: „Jungens, was macht ihr? Walkt ihr euern Gast? Zwei gegen einen?"

„Onkel Karl, o, er hat was gefunden, das gehört uns, das will er nicht zeigen."

„Was ist es denn?"

„Etwas Blankes ist es, ein Knopf, sagt er."

„Willst du mir den Knopf nicht zeigen, Christian?"

„Ich hab' ihn gar nicht mehr."

„So, nun hat er ihn gar nicht mehr, Großmama, Onkel, er hat ihn wohl!"

„Aber nein," beteuerte Jorschel, „ich hab' ihn ganz gewiß nicht mehr; ich hab' ihn wohl gehabt, aber ich hab' ihn nicht mehr. Die Julchen hat ihn."

Mit lustigem Lachen trat Julchen vor und legte den Preis des Kampfes, den ihr Ritter ihr heimlich zugesteckt, in des Onkels Hand.

„Sieh', Mutter," sagte der, „das ist echte Vergoldung, der Stern mit dem Adler in der Mitte. Wie alt mag der wohl sein?"

„Gott," sagte die alte Frau, „solche Knöpfe trug man in ganz alter Zeit, vor fünfzig Jahr' oder länger. Den hat gewiß wer verloren. Das waren Uniformsknöpfe. Wo der wohl mag gelegen haben?"

„Oben hinter deinem Schrank, Großmama, hat er ihn gefunden."

„Ich möcht' wissen, ihr Kroopzeug, was habt ihr da zu kriechen, ihr Undochte?"

„Wir wollten, Großmama," — fast wäre Fritz mit dem Katzengeheimnis herausgeplatzt: noch zur rechten Zeit machte er kurz kehrt und rannte davon. Zum Glück kamen jetzt die beiden Ehrenmütter und Emmchen mit diversen Kindern auf dem Arm den Gang herunter und riefen, was im Garten zerstreut war, zusammen. „Ihr sollt alle kommen, die Tombola beginnt, jedes Los bringt einen Gewinn."

Beim Scheine farbiger Lampions wurde auf der Gartentreppe die große Tombola gezogen, auf einem der Tische waren die Gewinne aufgestapelt, Teller mit Früchten und Nüssen, Pakete verschiedener Art, verdeckte Töpfe und eine gewisse Art kleiner unruhiger Körbe, aus denen ab und zu feine Klagetöne drangen. Der Hader um den Knopf schien merkwürdig schnell vergessen, denn in völliger Eintracht vollführten die Jungen ein ohrenzerreißendes Trio auf Gießkanne, Trichter und Wassereimer, welches alle zarteren Töne verschlang. Emmy und Bertha zogen die Lose, und es war, als ob eine höhere Hand dabei im Spiele wäre, denn keine der jungen Katzen, die in den Körbchen wimmerten, fiel an das Haus Briselank, mit Ausnahme des Fuchschens, welches ich seit diesem Tage, mit Bewilligung unserer Frau, mein Eigen nenne.

Die letzte Nummer, welche dem Glücksrade entstieg, machte den hochwürdigen Jorschel zum Besitzer eines unförmlichen Paketes, aus dessen vielfältigen Hüllen sein eigener Popenhut sich herausschälte. Er war höchlich entrüstet darüber. „Mein schöner Hut!" rief er, „das ist teuflisch, ihn so zu verschampfieren! — Da steckt ja noch was drin — mein Bart! Aber nein! — Ihr Bandenkröten, wer hat den da reingepremst? So 'n Unsinn!"

Unter dem Bart befand sich noch eine Schachtel, und in der Schachtel saß — ein Frosch.

* * *

Zwischen heute und dem Tage, an dem ich die letzten Zeilen schrieb, liegen Jahre. Wie viele sind es? Mehr als ein Jahrzehnt. Oft habe ich im Sinn gehabt, den Schluß jenes Tages niederzuschreiben, um der Kinder willen — die längst keine Kinder mehr sind — damit sie von den letzten Schicksalen der guten Großmutter ein unveränderliches Bild empfangen, und lernen, der Vorsehung zu danken, auch wenn sie manchen Herzenswunsch versagt, doch es ging nicht an. So oft ich die Feder zur Hand nahm, um das unterbrochene Tagebuch zu Ende zu führen, sah ich, zwischen Glück und Frohsinn hervor, ein höhnisches Furienantlitz lachen und mich schauderte. Heute ist Julchens Hochzeitstag, ein Frühherbst liegt draußen, so schön und milde, wie nur je einer; heute kann ich es vollenden. Wann sonst? — Christian sagt, an jenem Tage wäre der Keim seines Glückes aufgegangen;

er trägt den Gegenstand seines ersten Einverständnisses mit Julchen, den Knopf, um den die Schwäger ihn geprügelt, unverbrüchlich bei sich.

Die Mehlwitz hat nachher immer gesagt, sie hätte es geahnt, es hätte ihr den ganzen Tag in den Gliedern gelegen, was nachher kam. Sie war eine treue Seele und jeder Falschheit, wenn irgend thunlich, abhold. Doch fast will es mir scheinen, als hätte sie eine Kunde gehabt von dem Geheimnis, schon ehe es sich offenbarte.

Ich hatte mich erboten, mit dem Kutscher die halbe Stunde Weges nach Schwanbeck zu fahren, um Wanda zu holen, damit das Kind in der Nacht nicht allein zu reisen brauchte, also verließ ich die fröhliche Gesellschaft und machte mich kurz vor Abendbrot mit Growitsch auf den Weg. Die Jungen hatten recht gehabt, es war Onkel Karls Wagen gewesen, der mit Schulzes die Allee herunter gefahren kam, dann aber nach Schwanbeck abbog, um Wanda zuerst zu ihrer Großmama zu bringen. Die alte Pastorin Bleikmann war so beglückt über ihr Enkelkind, daß sie es am liebsten nicht wieder von sich gelassen hätte, und mich bat, wenigstens die Nacht da zu bleiben. Zum Ausfahren ist sie zu kränklich. Da traf es sich, daß eins der Pferde ein Eisen verloren hatte, und Growitsch konnte den Schmied nicht viel vor Mitternacht auftreiben. Also nahm ich die Einladung an und schickte den Kutscher bis morgen früh nach Hause. Für alle Fälle hatte ich mein Necessaire mitgenommen, und darin war auch mein treues Tagebuch, das ich, wie immer, vor Schlafengehen vervollständigte, während doch — Gott! — während es dort schon so anders war! Ich habe später so vielfältig gehört, wie alles gekommen ist, daß ich fast meinen könnte, es mit erlebt zu haben.

Beim Abendbrot wurden Gesundheiten getrunken. Onkel Karl ließ das Geburtstagskind leben, Herr Briselank die Braut von Onkel Karl, Herr Schmedicke toastete in launiger Weise auf das neuvermählte Paar, Balduin und Laura. Da fand sich's, daß man seiner schier vergessen hatte. Zuletzt war es bei der gelben Wonne beteiligt gewesen, und Laura, die sich ungeschickt benahm, war mit dem Gesicht in den Himbeergelee geraten. Dann hatte sie niemand mehr gesehn. Als man sie suchte, fand man sie im Winkel hinter der Schänke, eine Maus hatte sich an Lauras Himbeergesicht gemacht und ihr mit dem Gelee die halbe Nase weggefressen. Emmy und Dorchen fingen an zu weinen, Bertha erklärte, eine Frau ohne Nase könne sie für ihren Balduin nicht brauchen, und überhaupt sei ohne das Himmelbett die ganze Aussteuer das Mitnehmen nicht wert. Mit geteilten Gefühlen nahm der Tisch der Großen von dem, was sich bei den Kleinen ereignete, Kenntnis, Frau Schulze äußerte sich in ähnlichem Ton, wie ihre Bertha, nur weniger schroff. Unsere Großmama, nachdem sie den Schaden besehen, versprach, mit etwas Wachs von den rötlichen Weihnachtskerzen Lauras Nase zu heilen, sie ging mit einem Licht nach oben und kam nicht wieder. Dann schickte Frau Briselank Julchen hinauf, zu sehen, wo sie bliebe. Nach einer Weile zupfte das Kind ihre Mutter am Ärmel und sagte: „Ach die Großmama, komm doch mit, ich weiß garnicht, sie sitzt immer und lacht und hört nicht, was ich sage."

Die Großmama saß oben bei ihrem Schrank auf einem Schemel, den sie sich herangerückt hatte, am Boden stand das brennende Licht, der Schrank war offen. Sie hielt etwas Blinkendes in beiden Händen fest, ein Schmuck schien es, und schüttelte sich in einem Lachkrampf. Frau Briselank sprach selten davon und erzählte dann immer ruhigen Tones, wie die ehrwürdige Gestalt gesessen habe und wie von einer fremden Macht geschüttelt und gerüttelt worden sei; einmal aber geriet sie selbst dabei außer sich. Die Großmutter war bei Bewußtsein, sie erkannte die Kommenden und machte eine Bewegung gegen den Schrank hin, als wäre da etwas zu suchen. Die Mutter wollte Julchen schicken, Onkel Karl zu holen, da stand er schon neben ihr. Sie stützten die Großmutter und leuchteten hinter den Schrank. Die Thür zur alten Räucherkammer stand halb offen, von innen lehnte etwas dagegen. Ein Haufe schwarzen Staubes quoll heraus. Was die Großmutter in Händen hielt, war der Brautschmuck ihrer verschollenen Schwester Dora, sie hatte ihn dort vom Boden aufgenommen.

Die Großmutter sei plötzlich sehr unwohl geworden, hieß es im Saal, die Gäste entfernten sich, die Mehlwitz brachte die

Kinder zu Bett und schlief die Nacht bei ihnen. Auch die Jungen wurden unten in der blauen Stube gebettet, und niemand durfte vor dem Schlafengehen mehr nach oben. Es sei etwas eingestürzt, wurde ihnen zur Erklärung mitgeteilt, zur Beruhigung erhielten sie außerdem noch, wegen unzeitiger Neugierde, vom Vater einen Verweis, den sie zu schätzen wußten. Albert hat natürlich trotzdem, wie er später eingestand, hinter der Gardine hervor, gesehen, wie ein hölzener Kasten beim Scheine einer Laterne über den Hof getragen wurde nach der Scheunendiele. Mit dem Gärtner und dem Radmacher hat Herr Briselank die Räucherkammer ausgeräumt und noch in der Nacht vermauert. Als ich morgens mit Wanda nach Hause kam, war hinter Großmutters Schrank eine frischgetünchte Wand. Von dem Inhalt der Kammer fehlte nichts, als ein Knopf an der Uniform des Jägers; er hängt heute an Christians Uhrkette.

Die Myrthenzweige in dem Kranze der Braut sollen noch kenntlich gewesen sein.

Wie das Paar da hineingeraten, darüber sind später zahlreiche Erörterungen gepflogen und die mannigfachsten Vermutungen aufgestellt worden, ich aber zweifle garnicht, daß es auf die einfachste Weise von der Welt geschah. Die alte Räucherkammer, die seit Menschengedenken nicht mehr benutzt wurde und fast vergessen war, bot dem Paar, als es die Franzosen kommen hörte, einen Schlupfwinkel, der ihm verhängnisvoll wurde. Hoffentlich ist, bei dem übermäßigen Heizen in der Küche — damals wurde noch auf einem offenen Herde gekocht — ihr Ende schnell und schmerzlos gewesen.

Unsere Frau und Onkel Karl wichen nicht von dem Bette der Großmutter. Als der Krampf sich gelöst hatte, stellte sich große Schwäche ein, der neue Anfälle folgten. Der Arzt kam in der Nacht und gab keine Hoffnung mehr. Daß sie mich noch gekannt hat, glaube ich kaum; Wanda schien sie nicht mehr zu bemerken. Ein hitziges Fieber setzte ihrem teuern Leben in wenigen Tagen ein Ziel.

Als wir sie hinausgeleiteten zur letzten Ruhe, ward noch ein Sarg vor ihr hergetragen, ein schmuckloser, weißer Schrein, fast verborgen unter der Fülle der letzten Herbstblumen, der einen lange dahingegangenen Lebensfrühling barg: Von ihm die Überreste, der die Liebe ihrer Jugend gewesen war, und von ihr, an der ihr Herz mit schwesterlicher Innigkeit gehangen hatte. Ein auserwähltes Paar, das vom Leben Abschied nahm in der Blüte der Jugend, in der Fülle der Liebe, auf dem Gipfel menschlicher Glückseligkeit, um welches nie jemand ein Thräne geweint oder selbst nur getrauert hat, außer sie, eine kurze Stunde lang, nach ihrem eigenen Wunsch und Willen, die ihnen jetzt in Frieden das erste Geleit gab. Mir ist, als wäre es gestern gewesen. Es war der erste Sonntag im November; die Luft war rauh und trübe. Der Prediger sprach über den Text: „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit."

Mit einem goldenen Kreuze.

Von Hermann Lingg.

(Abdruck verboten.)

Es war ein Kreuz gedrückt uns beiden
Ins Herz, und beide trugen wir
Auch schwer daran in vielem Leiden;
Zum Angedenken nimm von mir
Nun dies von Gold, es ruh' bei dir;
Auf deinem Busen soll es ruhn.
Und niemals mehr dir wehe thun.

Frühlingsblumen.

Von

J. Trojan.

Goldregen.

(Abdruck verboten.)

Gut ist wahrlich dein Name gewählt, wie ein goldener Regen
Tropft es, wenn du erblühst, aus dem Gezweige herab.
Doch dein blühendes Gold, weit besser als das geprägte,
Freut jedweden und weckt nimmer Begierde noch Neid.

Flieder.

Gestern erschienest noch weit du zurück, und heut nach der warmen,
Regen spendenden Nacht bist du in Fülle erblüht.
Köstlicher Duft ja ist dir verliehn und gefällige Farbe,
Aber bewundernd zugleich schau ich und sorgend dich an.
Gar zu eilig doch schwindest du hin! Wie gleichst du der Freude,
Welche, erst eben erblüht, welkend schon wieder zerfällt.

H. Nestel

Apfelblüte.

Reizend bist du und lockst, dich zu pflücken, aber verheißend
Herzerfreuende Frucht wehrst du verlangender Hand.

Maiglöckchen.

Schön auch bist du zu schaun, wenn des Gärtners Kunst dich im Winter
Brachte zum Blühen, indes draußen noch häuft sich der Schnee.
Aber im Freien erblühend im Mai bringst eines du mit dir,
Unvergleichlich an Reiz: lockender Vöglein Gesang.

Aurikel.

Immer seh' ich euch gerne gesellt auf dem prangenden Beete
In altmodischer Tracht fast, wie mit Puder bestreut.
Aber am meisten wohl lieb' ich euch, weil ihr den Garten der Heimat
Mir und entschwundenes Glück ruft in die Seele zurück.

Päonie.

Mit zu dem Ganzen gehörst du, um bunt uns zu machen den Garten,
Aber als einzelne nicht seh' ich, Päonie, dich gern.

Narzisse.

Weiße Narzisse, du strahlst von Schönheit, wenn auf dem schlanken
Stiel wie träumend die anmutige Krone du wiegst.
Aber du bist wie die Zauberin schön, die gefährliche, Wonne,
Ach, und Verderben zugleich birgt dein berauschender Duft.

Waldmeister.

Was für ein zierliches Kräutlein an Blättern, so wie an Blüten,
Augenerfreuend, zum Strauß ist es, zum Kranze gemacht.
Schade erscheint es, im Wein zu ertränken es; aber den Frühling
Einzuschlürfen, fürwahr, ist es der einzige Weg.

Erdbeere.

Über den Boden des Waldes wie viel weißschimmernde Blüten,
Sehr anmutig zu sehn, hat doch der Frühling gestreut!
Rasch hinweg nimmt diese der Sommer, aber er bildet,
Uns aufs neu zu erfreun, duftende Beeren daraus.

Maßlieb.

Schlichtes, bescheidenes Blümchen der Trift, dich brachte zu Ehren
Schottlands Sänger, der dir liebliche Verse geweiht.
Dich auch fand frommsinnige Kunst: ins Grün zu den Füßen
Seiner Heiligen gern setzte der Maler dich hin.

Weißdorn.

Wenn du erschließest dem Lichte zuerst die duftenden Blüten,
Weiß erglänzend und mit purpurnen Tröpfchen besprengt,
Dann in der Fülle der Pracht, in der Schönheit heiterstem Glanze,
Dem so vergänglichen, ach, steht der beglückende Mai.
Dann am süßesten auch, am hellsten aus den Gebüschen
Durch die ambrosische Nacht tönet der Nachtigall Schlag.

Zimmtrose.

Erste bist du der Rosen und bist nicht eben die schönste,
Aber als Rose von uns wirst du mit Jubel begrüßt.
Denn du kündest uns an die unzähligen schöneren Schwestern,
Und in der Schönsten Geleit ziehet die Königin ein.

Der Sprung auf die Klippe.

Novelle von Bianca Bobertag (Victor Valentin).

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Fahrplanmäßig fuhr der Berliner Personenzug um 4 Uhr 15 Min. auf dem Centralbahnhofe ein. Schmidt hielt sich zur Seite, hatte das schärfere seiner Augengläser aufgesetzt und behielt die Coupés zweiter Klasse im Auge. Richtig, da stieg sie aus. Von der Fahrt ermüdet, sah sie blaß und nicht so günstig aus, als er sie im Gedächtnis behalten hatte. Sie trug einen grauen Staubmantel, ein schwarzes Hütchen mit Schleier, den sie eben in die Höhe geschlagen hatte, und ließ die Augen über die abholende Menge schweifen. Da sie, sich langsam den Wartesälen nähernd, keine Spur von der niedlichen blonden Frau sah, die sie engagiert hatte, mochte sie eben beschließen, sich auf eigene Hand Gepäck und Droschke zu besorgen, als jemand dicht hinter ihr sagte:

„Landolf Schmidt erlaubt sich, sich Ihnen in Erinnerung zu bringen, gnädiges Fräulein."

Den Kopf in den Nacken werfend, wandte sie sich um, sie war sehr bleich geworden, und mit einer gewissen Härte in der Stimme fragte sie: „Sie sind doch nicht etwa —?"

„Derjenige, der den Vorzug haben soll, als Objekt Ihrer Kunst zu dienen. Jawohl." Damit nahm er ihr die Reisetasche aus der Hand und trat, da sie eben die Thür zum Wartesaal erreichten, beiseite.

Sie hatte sich äußerlich schnell gefaßt. Aber in Wahrheit war sie aufs heftigste verwirrt. Sie wäre am liebsten wieder umgedreht, aber erstens hielt kein Zug, der bereit stand, sie nach Düsseldorf zu tragen, zweitens war sie keine Freundin von Extravaganzen.

„Ich hoffe, es wird Ihnen einige Wochen bei uns gefallen," sagte er, neben ihr hergehend und ohne sie anzusehen, „meine Frau ist ganz enthusiasmiert, Sie bei sich zu sehen, es scheint, daß sie großes Gefallen an Ihnen findet, jedenfalls freut sie sich ungemein auf Ihre Arbeit. Wollen Sie sich gütigst hier herunter bemühen, ich habe eine offene Droschke engagiert und werde Ihren Koffer herbeischaffen lassen, wenn Sie mir Ihren Gepäckschein anvertrauen wollen."

„Sehr gütig! wenn ich mir erlauben darf, Sie damit zu bemühen," erwiderte sie, ihm das Gewünschte hinreichend.

Er öffnete den Wagenschlag, half ihr hinein und entfernte sich mit höflichem Gruße, alles, ohne daß sie sich dabei in die Augen sahen. Es war ihr wie ein Traum mitten in dem Gewühl um sie herum. Auf dem Platz vor dem Bahnhofe waren grüne Anlagen, dahinter erhoben sich dicht gedrängt hohe stattliche Häuser, die Droschkenkutscher schrien, die Wagen rollten, Pferdebahnen klingelten, Schutzleute schimpften, das schrille Pfeifen und Pusten der Lokomotiven gellte dazwischen, ein dunstiger Rauch quoll über den Platz — und — der sie soeben verlassen hatte, um ihre Sachen herbeizuschaffen, war — Landolf Schmidt. Zum Glück — er war es nicht! Es war ein Mann, der ihm sehr ähnlich sah, der ein ähnliches Organ hatte, der denselben Namen trug — aber er war es nicht selbst. Sie kannte weder diese in ihrer Kühle beinahe verletzende Höflichkeit, noch diesen übermüdeten geheimrätlichen Zug in seinem Gesicht, noch den bleiernen Ton in der Stimme. Wie es ihr übrigens in dieser Stadt ergehen

werde — wer konnte es wissen? sie selbst wußte nur, daß es ihr jetzt ungemein unbehaglich, öde und verlassen zu Mute war, und daß sie bereute, nicht den Bekannten gefolgt zu haben, die sie vor dem „großen polnischen Neste“ gewarnt hatten.

In diesem Augenblicke türmte sich etwas schattenhaft vor ihren Blicken auf, das sie als ihren großen Reisekorb erkannte, gleich darauf wurde der Wagenschlag aufgerissen und die Hausnummer und Straße angegeben, die sie für die Adresse des „jovialen Regierungsrates mit dem nicht uninteressanten Kopf“ gehalten hatte, und es setzte sich jemand neben sie.

„Man hat mir ein wenig bange gemacht,“ sagte sie, die Blicke nach den Häusern kehrend, „aber es sieht doch hier recht großstädtisch aus.“

„Es kommt jeder mit Vorurteilen her und ist dann erstaunt, sie als solche zu erkennen,“ bemerkte der Baurat; „namentlich was die Bevölkerung anlangt, die man sich immer halb polnisch vorstellt und die eigentlich rein deutsch ist. Es ist 'ne hübsche Stadt.“ Und dann nannte er ihr verschiedene Straßen und öffentliche Gebäude, und so fuhren sie weiter. Die ganze Fahrt, schien es, sollte mit dieser Unterhaltung ausgefüllt werden. Weder nach ihrem Befinden, noch nach dem Verlauf der Reise, noch nach Frau von Rothan, noch nach ihren Arbeiten geschah irgend eine Frage. Indes als sie sich der Schmidtschen Wohnung näherten, sagte er plötzlich, etwas stockend zwar, aber mit der ausgezeichnet gleichgültigen Miene, die er die ganze Zeit über aufgesteckt hatte: „Übrigens weiß meine Frau nicht, daß ich schon früher einmal die Ehre hatte, die Bekanntschaft des gnädigen Fräuleins zu machen. Ich hätte es ihr ja ruhig sagen können — aber da ich es nun einmal unterlassen habe, so denke ich, wollen wir ihr gegenüber auch weiterhin nicht davon Notiz nehmen. Es sähe doch hinterher aus, als ob ich besondere Gründe gehabt hätte, unsere Bekanntschaft zu verschweigen, kurz — ich denke, wir sind für andere Fremde, die sich heut das erste Mal gesehen haben.“

„Ganz wie Sie wünschen,“ sagte sie kühl.

Und da hielt auch eben der Wagen vor einem hübschen villenartigen Gebäude mit breitem Vorgarten, und von der Höhe des Balkons herunter grüßte lächelnd die zierliche blonde Dame, die sie von Ems her kannte.

VI.

Frau Adelheid Schmidt war die Tochter eines klugen und geschickten Mannes, der es vom betriebsamen Handwerker nach und nach zum wohlhabenden Fabrikanten gebracht hatte, und der seine Töchter in einer vornehmen, das heißt teuern Erziehungsanstalt hatte unterbringen und nach dem Musterrezepte für höhere Töchterkultur mit allen Momenten seinerer Dressur ausbilden lassen können. Das war aber in der Zeit gewesen, da das Romanheldentum der jungen gräflichen Rittergutsbesitzer und der ideal angehauchten Pastoren mit ansehnlicher Pfarre abgewirtschaftet, und durch eine Marlitt und Genossen der deutsche Professor und der geniale junge Architekt dafür in die Litteratur eingeführt worden waren. In der Zeit, da zugleich der Gelehrte durch Forschungsreisen, populäre Vorträge und allerhand hübsche Erfindungen wie Fleischextrakt, Pepsinweine und dergl. der Menschheit näher trat, indessen ein erhöhter Wohlstand und der Aufschwung von Kunst und Kunstgewerbe der Architektur und ihren Bekennern hohe Aufgaben stellte und erneutes Ansehn verschaffte. Kurz damals, als akademische Karriere und Baufach in jungen Frauenzimmerköpfen mächtig zu spuken begannen.

Adelheid Weber, die Fabrikantentochter, hochgebildet, wie sie war, machte ihren kleinen Puppenkopf ebenfalls zur Stätte eines solchen Spuks. Und siehe, das Glück wollte ihr wohl. Wer weiß, was ein junger Bauführer ist, dem braucht nicht erst gesagt zu werden, daß es ein Mensch ist, der außer Fachkenntnissen und einem sicheren Geschmacke gute Verbindungen oder aber eine sehr versatile Natur besitzen muß, und für den es überdies ratsam ist, Vermögen oder eine vermögende Frau zu haben. Adelheid Weber hatte das Vermögen, Landolf Schmidt Geschmack und Kenntnisse, die guten Verbindungen und den sehr guten Willen zur Sache gehabt. Man fand sich, man liebte und heiratete sich. Denn das ist das Merkwürdige an der Liebe, daß sie sich in den weitab meisten Fällen aus dem Gefühl der Vorteile entwickelt, die eines dem andern

bietet, eine Evolution, die von den Beteiligten als das Anwachsen der Sympathie bezeichnet zu werden pflegt und es auch in der That ist oder doch etwas ganz Verwandtes.

Es wurde eine sehr glückliche, sehr herzliche Ehe. Mit Hilfe des schwiegerväterlichen Geldes konnte Herr Landolf Studien über Studien, Entwürfe über Entwürfe machen; ohne von der Notwendigkeit des Broterwerbs allzu sehr in Anspruch genommen zu werden, konnte er ansehnliche Reisen unternehmen und jenen bescheidenen Aufwand treiben, den man von einem Manne, der Karriere zu machen wünscht, erwartet. Solche Vermögensvorteile aber pflegen zugleich einer Hausfrau eine ganz anders geachtete Stellung innerhalb der Ehe zu geben und die beste Gewähr für ein ungetrübtes Miteinander zu sein, das sonst nur zu leicht einen moralischen Verfall erlebt, der die Ehe an ethischer Bedeutung dem Zusammenleben mit einer Unfreien gleichstellt. Eine vermögende Frau muß sehr beschränkt oder sehr leichtfertig sein, wenn sie den Vorteil ihrer so günstigen Stellung einem leidlich vernünftigen Manne gegenüber verliert.

Frau Adelheid war weder das eine noch das andere, sie war sogar klug und gutmütig, d. h. von jener Bildungsgutmütigkeit eitler Menschen, denen Wohlwollen mit zum guten Ton gehört und überdies bequem und angenehm dünkt.

Sie fand Gelegenheit, diese beiden Eigenschaften ihrem Gatten gegenüber in Anwendung zu bringen. Ihr entging nicht der starke Sinn ihres Mannes für liebenswürdige Weiblichkeit, sofern sie sich mit Schönheit und Begabung verknüpft fand; und in dem sehr klaren Bewußtsein, daß eine Frau, die anfängt, etwas an Eindruck zu verlieren, alle Position aufgibt, sobald sie die Eifersüchtige spielt, hütete sie sich, wo sie etwa derartige Regungen hatte, sie merken zu lassen. Sie lächelte vielmehr zu dergleichen, überschüttete die Objekte seiner Begeisterung mit verdoppelter Freundlichkeit, um ihnen zu beweisen, daß sie sie durchaus nicht fürchte und sagte ihrem Manne frohgemut: „Wegnehmen kann dich mir ja doch keine.“ Wenn man bedenkt, daß sie sich überdies bemühte, ihm das Leben so behaglich als möglich zu machen, daß sie mit dem feinsten Instinkt für das, was ihm lieb und angenehm war, seinen Wünschen entgegenkam, so wird man es sehr erklärlich finden, wenn sie schließlich allemal Recht behielt und ihre liebevolle Fürsorge und Nachsicht durch verstärkte Zärtlichkeit belohnt fand, während die Bedeutung der „Objekte“ desto schneller verblich. Nur das eine hatte sie sich ausgemacht — und liberal wie sie sonst war, wie hätte er es nicht gern zugestanden, wie hätte er es nicht durchaus berechtigt gefunden? — daß er den Betreffenden niemals von Liebe sprach. Mochte er von seiner Freundschaft, von seiner Bewunderung reden, so viel er wollte — nur dieses ominöse Wort sollte er vermeiden. Wiederum wie weise! Damit waren die leidenschaftlichen Thörinnen, die seiner angelegentlichen Liebenswürdigkeit nicht widerstehen konnten, in Schranken gehalten, und für Herrn Landolf stand immer die Hinterthür offen, durch die er in Augenblicken der Bedrängnis entschlüpfen konnte. Durch dieses zugleich kluge und gentile Verfahren wußte Frau Adelheid den Gatten nicht nur immer von neuem an die heiligen Flammen des häuslichen Herdes zu bannen, sie gewann auch ein moralisches Übergewicht, das sie zwar in weiser Mäßigung *gebrauchte*, aber niemals *mißbrauchte*, und das ihr — immer in Verbindung mit ihrer günstigen pekuniären Lage — die Hochschätzung und Bewunderung ihres Gatten erhielt.

Herrn Landolfs Gegengaben für so viel Liebenswürdigkeit waren nicht gering. Indem er sich im Laufe der Jahre ein Ansehen erwarb, das seinen und Frau Adelheids ehrgeizigen Wünschen entsprach, gewährte er ihr eben die Vorteile, die sie sich gewünscht hatte, und so schien diese glückliche Ehe, die außerdem durch zwei hübsche, gesunde und begabte Kinder geziert wurde, im stande zu sein, die schwärzesten Behauptungen aller Ehe-Pessimisten in Grund und Boden zu schlagen.

Aber indessen der Baurat sich der idealen Aufgaben seines Berufes mit ebenso viel Gewissenhaftigkeit als lebendigem Schwung unterzog und ihm aus dieser Quelle beständig frische Geistesnahrung zuströmte, wiegte seine Gattin sich endlich so ausschließlich in dem Gefühl der Befriedigung über das Erreichte, daß die Entwickelung in ihrer Seele aufhörte und Genuß und ge-

fällige Bethätigung ihrer Gentilität das einzige blieb, in dem sie den Zweck und die Erfüllung ihres Lebens fand. Es gab Leute, die behaupteten, daß für sie die ganze Welt überhaupt nur ein großes Vergnügungslokal sei, das nach allen Richtungen auszunutzen man beständig vor Augen haben müsse, und das zu durchmessen und in allen seinen Gaben zu erschöpfen, sie eine ebenso staunenswerte als liebenswürdige Ausdauer besaß. Lektüre, Theater- und Musikvorstellungen, Kaffees, Nachmittagsausflüge, Abendgesellschaften, Museen, Gartenbau- und Kochkunstausstellungen — zu allem hatte sie Zeit, ohne das Einkochen von Früchten oder das Abbacken von Gemüsen zu vernachlässigen. Man sah sie überall, immer lächelnd, immer in reizenden Toiletten, immer auf der Höhe der Situation. Sie hatte für alles Sinn, sie freute sich über alles, sie wußte alles in Bezug auf ihre Person zu setzen. Gott hatte die Berge geschaffen und das Meer, damit sie schöne Reisen machen, die Künstler gaben das Beste aus ihrer Seele her, damit sie sich's ansehen oder -hören und hinterher klug darüber reden könne, die ganze Welt war eine Art Konsolidation von angenehmen Momenten, um ihr das Leben erfreulich zu machen. Wer diese Frau mit der zierlichen Puppenfigur und dem nie alternden Kindergesicht in ihrer unentwegten Daseinsfreude sah, dem konnte ihr Gebaren den Eindruck eines holden, ewiglächelnden Wahnsinns machen. Wie ein Kind, das sich aus Blüten, kleinen Seetieren, bunten Früchten, köstlichen Perlen und wertlosen Glasstückchen einen Schmuck zusammenreiht, mit dem es sich fröhlich behängt, schmückte sich diese kleine Frau mit Spitzen und Bändern, dem Regierungsratstitel, Beethovenschen Symphonien, Liebe und Freundschaft und Kaffeegesellschaften und ließ sich das alles freundlich zu Gesicht stehen. Aber freilich, wer hätte eine Frau Regierungsrätin überhaupt mit kritischen Blicken angesehen! Jedenfalls war sie selbst sowohl wie ihr Mann davon überzeugt, daß ihre Pfiffigkeit und ihr Dünkel — oder wie sie es nannten: ihre Klugheit und ihr Ehrgeiz — ihr, die eines der Wesen war, wie sie die Natur nicht zu Dutzenden, sondern zu Tausenden hervorbringt, den Wert einer Individualität verliehen.

Eines der Parade- und Schmuckstückchen, deren sie sich am meisten freute, war die elegante Erscheinung ihres Gatten. Schmidts hatten in B. sehr lebhaft mit den akademischen Kreisen angeknüpft, für welche sie die Sympathie der Vornehmheit hegten. Wenn Frau Adelheid nun in der Professorengesellschaft unter den teils ehrwürdigen, teils versessenen und verhuzelten Gelehrtenfiguren Herrn Landolfs hohe, schlanke Gestalt, zwischen den vogelartig scharfen Gesichtern seinen noch jugendfrischen, geistreichen, schön geschnittenen Kopf sah und auch wohl beobachtete, wie andere Frauen und Mädchen mit unverhohlener Bewunderung, ja vielleicht mit Neid oder Wehmut die Blicke an seiner Erscheinung hängen ließen, fühlte sie sich über die Maßen beglückt, ja es gab Augenblicke, wo sie sich dann in gleichzeitiger Erinnerung der übrigen Vorzüge des Lebens, die sie genoß, als eine Art Liebling der Götter fühlte, die sich ihre kleine Person ausgesucht hatten, um ihr im Wettbewerb ihre Gaben darzubringen. Seit sie im Kurgarten zu Ems im Angesicht Eva von Wendelins auf den Gedanken gekommen war, Herrn Landolf porträtieren zu lassen, wunderte sie sich nur noch über das eine, daß ihr dieser Gedanke nicht früher gekommen war. Um so mehr entzückte er sie jetzt, besonders da er sich mit einem andern Vorteil verband, der auch nicht gering anzuschlagen war.

Die Regierungsbaurätin hatte nämlich eine große Vorliebe für Künstler an und für sich. Erstens weil sie so wunderhübsche Sachen zu stande bringen, die andern Leuten beim besten Willen nicht glücken, zweitens weil sie durch ihre eigene Kostbarkeit ein ausgezeichneter Anhang und Gesellschaftsschmuck sind — wie denn einen großen Musiker zum Abendbrot zu haben beinah so hübsch ist als einen Afrikareisenden oder einen kommandierenden General zum Herrendiner — und drittens weil es meistens Menschen sind, die vermöge ihrer ganzen geistigen Anlage in irgend einer Weise einen kleinen „Span" besitzen, was dann „höchst drollig ist," oder weil sie bei aller Größe oder Tiefe der berechnenden Klugheit entbehren, infolgedessen sie ein vernünftiger Mensch doch wieder vollständig übersehen kann. Die Professor König hatte eine Zeitlang eine junge Schauspielerin bei sich gehabt, ein Mädchen aus nobelster Familie,

von deren Tugend und Sittenstrenge beinah noch Unglaublicheres erzählt worden war als von ihrem Talent, die Geheimrätin Heinze verfügte über einen genialen Pianisten, sie würde eine Malerin haben. Wie nett! eine Malerin, deren Großmutter eine geborene Komtesse gewesen, die ein auffallend hübsches Mädchen war und — die ihren Mann malen würde. Natürlich würde sich zwischen den beiden eine allerliebste kleine Plänkelei, eine kleine Bewunderungsfreundschaft entwickeln — denn in dergleichen ist das Künstlervolk nicht um ein Haar klüger als andere Sterbliche, ja eher noch thörichter veranlagt — aber das sollte ihr ganz gleich sein. Im Gegenteil — sie wünschte das Bild mit Wärme gemalt zu sehn.

Damit schien sie sich nun aber gründlich verrechnet zu haben. Der junge Regierungsbaurat und Eva von Wendelin begegneten sich von Anfang an mit einer Schroffheit und Kälte, die sie in Erstaunen setzte und ihr für das Porträt wenig Gutes versprach. Sie würdigten sich kaum eines Blickes — sie sprachen kaum miteinander, sie waren von einer sozusagen abstoßenden Höflichkeit. Statt die Züge des Baurates zu studieren, sah die Künstlerin über ihn hinweg nach dem Tapetenmuster, anstatt ihr einige Aufmerksamkeit zu widmen, ging Schmidt mit kurzem Gruße an ihr vorbei, zur Not, daß er ihr bei Tische das Salz zureichte oder behilflich war, die Fenstervorsätze etwas niedriger zu machen. Frau Adelheid fand es für nötig, während eines Ganges durch die Stadt ihr einige Winke über den Charakter ihres Mannes zu geben, der eigentlich sehr heiterer Natur und scheinbar nur momentan durch etwas verstimmt sei, sie war überzeugt, daß Fräulein von Wendelin sonst eine Art finstern Blaubart malen würde.

Als Eva am Tage ihrer Ankunft, nachdem sie mit Kaffee gestärkt und von der quecksilbrigen kleinen Frau durch alle Räume des Quartiers geführt worden war, sich in das Stübchen mit den weißen Vorhängen, dem großblumigen Teppiche und den frischen Rosen im Glase zurückgezogen hatte, war ihr im höchsten Grade unbehaglich zu Mute gewesen. Sie betrachtete ihren Reisekorb und ihren Koffer und konnte sich nicht entschließen, sie auszupacken. Es lag ihr wie eine Lähmung in den Gliedern. Sie setzte sich ans Fenster und sah hinaus. Die Wohnung bot den großen Vorteil, kein Gegenüber zu haben, ihre Blicke konnten ein Stück Stadtgraben und Promenade und den blauen Himmel darüber sehn. — Wie sonderbar war das Leben! All die zwei Jahre lang hatte sie an ihn gedacht, hatte sie sich eingebildet, ihm dasselbe starke Gefühl bewahrt zu haben, und nun war ihr zu Mute, als ob sie die ganze Zeit über in einer abgeschmackten Täuschung gelebt hätte. Ein Gemisch von Freude und Trauer bewegte sie seltsam, Freude, ein vielfach schmerzliches Gefühl los zu sein, Trauer, daß ein glänzendes Bild vor ihren Augen wie weggewischt war, daß die reichen und starken Gefühle, die ihr aus dem Andenken an ihn immer von neuem zugeströmt waren, verschüttet waren. Diesen Mann hatte sie geliebt? nicht doch. Ein glänzendes Spielzeug für ihre so leicht zu bethörenden, so stark für das Schöne empfindlichen Augen, für ihr unbeschäftigtes Herz war er gewesen — nichts sonst, nichts. Seine höfliche Kälte hatte etwas Beleidigendes. Zu jeder Stunde schien sie sagen zu wollen: so wenig, als wir vor den Augen dieser Frau uns gekannt haben, haben wir uns überhaupt je gekannt; hier ist kein Anspruch als der ihre, der legale, geheiligte der Hüterin dieser Schwelle; es gibt keine Vergangenheit, kein Erinnern daran; wir sind uns nicht darum nichts, weil wir uns ehemals viel, sondern weil wir uns niemals etwas gewesen sind.

So ganz anders war er.

Und so ganz anders, als sie gedacht, war diese Frau, sie hatte sie sich doch immer von heiter-gemütvollem Wesen, von einem gewissen bedeutenden Gepräge vorgestellt — dieses kleine überputzte, irrlichterierende Wesen kam ihr merkwürdig unpassend für ihn vor. Sie sah die Fäden nicht, die sich von einem zum andern spannen, sie sah nur den sehr verschiedenen Typus. Aber wie oft hat man nicht bei Eheleuten den Eindruck des Unzusammengehörigen und ist dennoch Zeuge ihres zärtlichen Einvernehmens. Doch was ging sie's an! sie war hier, sich sechshundert Mark zu verdienen, worauf sie doch nun einmal angewiesen war — alles Übrige konnte ihr herzlich gleichgültig sein. Und auf die Tage in Dresden legte sich's wie

eine dichte Nebelschicht, auf ihr Herz wie ein Nachtfrost über Frühlingsblüten, und indem sie sich entschloß, zu bleiben und den Auftrag auszuführen, der ihr geworden, fühlte sie sich wie einer, der, im ersten Augenblicke zaghaft, eine leichtgezimmerte Brücke über ein stark gehendes Gewässer zu betreten, herzhaft die schwankenden Planken betritt, die ihn hinüberführen sollen.

Ein wichtiger Moment war es, als der mit Leinwand überspannte Blendrahmen eintraf und die beiden Damen Beratungen pflogen, in welcher Kopfwendung der zu Malende sich halten sollte. Frau Adelheid hatte nicht übel Lust, ihn im Profil malen zu lassen, der Baurat selbst meinte, ganz en face mit dem vollen Blick auf den Beschauer schien ihm das Passende, Eva gab schließlich den Ausschlag mit einer dreiviertel Profilhaltung, wobei die Augen nach einem bestimmten Punkte, einem Nagel an der gegenüberliegenden Wand, zu richten waren. Schmidt erklärte, es sei ihm eigentlich ganz gleich, sie solle es machen, wie sie wolle. Er behandelte die Sache stets als eine ihm ziemlich überlästige.

„Aber dieses Gesicht, Landolf, ist unmöglich! ich möchte dich freundlicher, viel freundlicher sehen," bat Frau Adelheid, die sich etwas zurückgestellt hatte und ihn durch ihren goldgefaßten Zwicker betrachtete, während Eva mit sachkundiger Miene den Ausdruck prüfte.

Schmidt fing die Sache an zu belustigen, er sah mit einem pfiffig-spöttischen Gesicht auf seinen Nagel.

„Nein," entschied Eva. „So geht es noch weniger. Ich denke, gnädige Frau, wir malen nicht den gutgelaunten Familienvater, sondern den berühmten Architekten, den Mann von Stellung."

Frau Adelheid war davon entzückt. „Schade, sehr schade, daß wir ihn nicht im purpurfarbenen Sammetmantel malen können, wie er ihn beim Künstlerfest als Mediceer trug!" sagte sie dann.

„Sehn Sie mal, Fräulein von Wendelin, so, dieser Ausdruck ist sehr glücklich, den möchte ich Sie bitten festzuhalten." Und sie trat herzu, richtete mit ihren winzigen Händchen den Kopf des Objekts noch etwas in die Höhe, wobei ihre Armbänder ein klirrendes Gerassel verursachten, und trat dann wieder auf ihren Posten.

„Vielleicht ein wenig zu großartig," sagte Eva. „Es fehlen jetzt einige andere wichtige Momente im Ausdruck."

„Wie Sie das schon weg haben und haben ihn noch gar nicht lange gesehen! Ja, ganz recht, es fehlt einiges — aber alles läßt sich doch wohl nicht zu gleicher Zeit festhalten."

„Ein guter Porträtist muß alles anzudeuten wissen."

„Dazu gehört aber eine sehr genaue Seelenkenntnis," meinte die Rätin.

Eva lächelte. „Man empfindet und gibt vielleicht manches mehr instinktiv als bewußt."

„So'n richtiger Künstler, liebe Adelheid, sieht durch Bretter. Vor einem Maler, Novellisten oder guten Schauspieler haben wir keine Geheimnisse."

„Wie drollig! — Darf ich wohl manchmal dabei sein, wenn Sie zeichnen und malen oder stört es Sie?"

„Im Gegenteil, es ist mir um so lieber. Ich werde sogar bitten, daß Sie sich dabei mit Ihrem Herrn Gemahl unterhalten, das Gesicht wird sonst leicht starr."

„Ach wie nett!" sagte die Dame.

Landolf Schmidt, der indessen unentwegt den großen Mann gemacht hatte, lächelte jetzt. „Eine vertrackte Situation," bemerkte er.

„Lieber Landolf, du mußt das über dich ergehen lassen, unser Kaiser, Bismarck, Moltke, alle unsere großen Männer haben sich bisweilen herbeigelassen, Malern zu sitzen."

„Ich bin es am Ende der Nachwelt schuldig," scherzte der Baurat.

Eva hatte unterdessen die Kohle ergriffen und angefangen, die Zeichnung zu entwerfen. Frau Adelheid schwieg, das Objekt suchte seinen Nagel an der Wand, es herrschte feierliche Stille.

VII.

Eva von Wendelin war in der That entschlossen zu bleiben und den ihr gewordenen Auftrag auszuführen. Das kühle, beinah abstoßende Wesen, das Schmidt nicht nur in der ersten Stunde, sondern auch während der folgenden Tage herauskehrte, hatte sie auf das glücklichste ernüchtert und ihr den Stolz eingeflößt, ihm nicht weichen zu wollen. Die ganze Umgebung, in der

sie ihm hier begegnete, trug überdies dazu bei, ihr die Situation zu erleichtern; sie sah ihn als Gatten und Familienvater, als vielbeschäftigten Beamten, in seiner Verbindung mit Baukünstlern und Gelehrten, — alles Momente, die ihn von ihr entfernten und eine Erinnerung völlig auszulöschen schienen, in der er ausschließlich ihr Freund oder Bewunderer gewesen. Nur einige Male fand sie ihn in der Rolle wieder, in der er in Dresden aufgetreten war — einigen hübschen und klugen Professorenfrauen gegenüber, aber da das angelegentliche Wesen, das er dann entfaltete, nicht ihr galt, so war es um so mehr geeignet, sie abzukühlen. Wenn sie ihn dann wieder unter den Herren beobachtete, wo er zwar hin und wieder ein gemütlich-kollegialisches Wesen anschlug, häufig aber auch von absprechend scharfem, selbstherrlichem Auftreten war, so ging ihr wohl eine Vermutung auf, daß Ehrgeiz, Stolz und die Eitelkeit, nach allen Richtungen hin Eindruck machen zu wollen, in der Seele dieses Mannes einen übermäßigen Raum einnahmen. Wenigstens suchte sie mit einer gewissen Ängstlichkeit alle Momente zusammen, die geeignet sein konnten, ihn in einem weniger günstigen Lichte erscheinen zu lassen, als es so lange der Fall gewesen war.

Mancherlei Zerstreuung war geeignet, ihre Gedanken überhaupt in anderer Richtung zu beschäftigen. Sie konnte nicht genau unterscheiden: hatte sich die kleine Baurätin eine Menge allerliebster neuer Toiletten anfertigen lassen, um bei Besuchen und Spaziergängen darin zu paradieren oder wurden die Besuche und Spaziergänge gemacht, um diese Toiletten zur Geltung zu bringen — es war jedenfalls ein harmonisches Zusammenwirken, in dem Zwecke und Mittel in einem wechselseitigen Verhältnisse standen. Von den Professoren und Regierungsbeamten waren zwar viele verreist, aber mehrere waren auch am Orte geblieben und übrigens beschränkte sich der Umgang von Schmidts nicht auf diese Kreise. Überall aber, wo man sie einführte, hatte Eva vorwiegend sehr angenehme Eindrücke. Welche Fülle geistvoller, bedeutender Köpfe, wieviel Klugheit und Kenntnisse, wieviel Ernst und Tiefe der Auffassung unter diesen Männern, wieviel Liebenswürdigkeit und feine Bildung unter den Frauen! Eva hatte immer viel von dem Cliquenwesen unter den Gelehrten, dem Nepotismus unter den Büreaukraten gehört — was ihr hier begegnete, war doch weit davon entfernt, sie fand überall Billigkeit, strengste Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit. Wenigstens erschien ihr alles so, und Frau Adelheid sprach von allen das beste.

So vergingen unter Arbeit und Geselligkeit etwa zwei und eine halbe Woche. In etwa vierzehn Tagen hoffte Eva das Bild so weit gefördert zu haben, um das Haus verlassen zu können. Sie *hoffte* es. Denn ganz wohl, ganz behaglich war ihr doch nie darin geworden, wenn äußerlich auch alles wunderschön ging. Ob z. B. dem kühl ablehnenden Wesen des Hausherrn ganz zu trauen sei, was ihr einmal zweifelhaft geworden. Wider ihren Willen wurde sie eines Tages Zuhörerin eines zwischen ihm und seiner Gattin geführten kurzen Gespräches, das sich auf sie selbst bezog.

„Ich begreife wirklich nicht, warum du beharrlich so unliebenswürdig gegen dieses nette Mädchen bist," sagte die Dame. „Sie gibt sich soviel Mühe mit deinem Bilde, sie hat ein so ruhiges, vornehm-bescheidenes Wesen und ist so nett. Zum Beispiel auch gegen Else, die eine schwärmerische Liebe für sie gefaßt hat, besonders seit sie ihr das reizende Bildchen ins Album gezeichnet hat. Sei doch ein bißchen freundlicher gegen sie, Landolf."

„Sie ist mir unsympathisch," stieß er heftig hervor und rannte hinaus.

Frau Adelheid hatte dann mit Schrecken gesehn, daß die Thür zum Atelier nicht ganz geschlossen war, aber Eva zeigte sich, als sie einige Zeit später hineinging, so heiter und harmlos, daß sie den Argwohn fallen ließ, sie könne jene ominöse Äußerung gehört haben.

Eva hatte sie indes nicht nur gehört, sondern sie beschäftigte sich sehr ernstlich mit ihr. Sie versuchte, daran zu glauben, ohne daß es ihr gelingen wollte. Wie? wenn das ganze Wesen dieses Mannes künstlich zur Schau getragene Kälte war? Mit dieser Frage begann er etwas geheimnisvoll Doppeltes für sie zu gewinnen.

Jeden Künstler erfüllt der Stoff, den er behandelt, auch in den Stunden, wo er nicht direkt, sei es mit Pinsel, Feder oder Meißel, damit beschäftigt ist. Das Gesicht

Herrn Landolfs mit dem Blick auf den Nagel, mit dem selbstbewußten Zuge auf den Lippen schwebte der Künstlerin auf Wegen und Stegen vor; es war so mit allen Bildern, die sie malte, das jedesmalige „besaß“ sie sozusagen. Es war der Gegenstand ihrer strengen Arbeit, über dem sie gewissermaßen modellierte, auch wenn sie nicht vor der Leinwand saß. Seit jener Äußerung veränderte sich das Gesicht vor ihren geistigen Augen. Die Blicke, die so hoheitsvoll in die Weite gerichtet waren, wandten sich auf sie zu, der Mund begann zu lächeln, das Haupt sich zu neigen und das ganze Gesicht sagte: du mir unsympathisch? oh — du und ich — wir wissen, was wir uns sind. Sie suchte dieses Spiel ihrer Phantasie zu verscheuchen, aber es kehrte wieder, es gewann beinah etwas Visionäres. Künstler gehören nun einmal nicht zu den nüchternen Naturen oder sie sind Besitzer einer Technik, aber keine Künstler. Das ist ihr Vorzug, aber auch ihr Martyrium.

Es war am Tage, nachdem der Baurat jene schroffe Äußerung gethan, daß Frau Adelheid Besorgungen zu machen gleich nach Tisch weggegangen war. Am Morgen war eine Sitzung für Nachmittag verabredet worden, Landolf Schmidt erschien im Atelier und nahm die vorschriftsmäßige Haltung an, Eva skizzierte das Haar. Das Bild war sehr ähnlich, aber etwas kalt und streng, den Baurat schien irgend ein bedeutendes hohes Problem, vielleicht eine besonders schwierige Konstruktion zu beschäftigen. Eva mischte etwas Rembrandtbraun mit lichtem Ocker und Terra di Siena, und mit den scharfspähenden Augen, der leichtgerunzelten Stirn, den zusammengezogenen Lippen, mit denen sie zu arbeiten pflegte, stand sie und pinselte das kurzgeschnittene Gelock zusammen, das, dunkelblond mit einem leichten Stich ins Rötliche, von den Schläfen zurückgestrichen war. Sie hätte eine Felsenpartie nicht mit mehr sachlicher Strenge behandeln können. Dann machte sie eine Pause, die Spannung ihres Gesichtes löste sich, sie trat zurück, die Hände, die das Handwerkszeug hingelegt hatten, lässig faltend und sah mit der Freude, die einem Maler ein gelingendes Werk bereitet, mit einer Art heiterer Genugthuung auf das Porträt. Sie fand, daß es, um glücklich zu wirken, noch einiges mehr an Munterkeit und Liebenswürdigkeit würde erhalten müssen, als das Original bei diesen Sitzungen zum Ausdruck zu bringen beliebte, aber daß es ein gutes Bild werden würde. Sie fand in diesem Augenblicke noch etwas. Daß er ihr so gleichgültig geworden war, wie sie es nie für möglich gehalten hätte, vollständig, ganz vollständig gleichgültig. Und in diesem Bewußtsein legte sich etwas wie ein selbstzufriedenes, leicht spöttisches Lächeln auf ihre Lippen.

Herr Landolf aber, längst des trockenen Tones überdrüssig und mit sich kämpfend, ihn abzustellen, empfand in eben diesem Augenblicke stärker als je den prickelnden Reiz, die so sorgfältig aufgerichtete Zwischenwand niederzureißen, munter darüber hinweg zu setzen und zu sagen: da bin ich. Und er empfand ihn in eben diesem Augenblicke so besonders stark, einmal weil sie, gerade wie sie so dastand, so stolz und schön, ihm reizender dünkte als je und weil diese spöttisch zur Schau getragene Gleichgültigkeit seine Eitelkeit auf das äußerste anstachelte. Dies alles zusammen aber gab ihm eine Empfindung, die er als eine gewisse Verliebtheit fühlte. Als sich ihre Blicke in diesem Augenblicke trafen, gerieten sie beide in Verwirrung. Da mit einemmale trat er auf sie zu, ergriff ihre Hände, die er abwechselnd an die Lippen zog und sagte: „Eva, wir spielen ein abgeschmacktes Spiel, es geht nicht weiter so.“

„Es muß gehen,“ sagte sie trocken, sich abwendend. Aber damit hatte sie doch zugestanden, daß es ein Spiel sei.

„So wie bisher nicht,“ antwortete er, „wir können uns doch wenigstens freundlich begegnen, wir können doch gute Freunde sein, warum uns mit einer Schroffheit behandeln, mit der wir uns nur unnütz kasteien? Ich wenigstens kann nicht mehr.“

„Sie selbst waren es, der diesen Ton angeschlagen hat.“

„Ich weiß es. Ich hielt es für nötig. Eva, verzeihen Sie mir, ich war ein Thor, ich —“

Sie stand an das Fenstergemäuer gelehnt, hatte die Augen niedergeschlagen und zitterte: „Bitte, nicht diesen Ton, Herr Regierungsrat.“

„Und ich höre diesen steifen, gewichtigen Titel von Ihren Lippen nicht gern, Eva.

Unter dem Lenzeslaub. Gemalt von R. Schrader.

Laſſen Sie ihn fort, ich muß ſonſt wieder gnädiges Fräulein ſagen," erwiderte er mit einer treuherzigen Schalkheit.

„Bitte."

„Seien Sie doch nicht ſo ſchroff. Wir haben beide gegen uns angekämpft, ſoviel in unſern Kräften ſtand, ich ſage Ihnen nochmals: ich kann nicht mehr. Und zwar nicht bloß, weil dieſes Verhältnis auf die Dauer öde und langweilig über die Maßen iſt, ſondern weil — gewiß — weil es gerade das Beſſere in mir, der ideale Zug in meiner Natur iſt, was mich mit lebhaftem Gefühl an Sie knüpft. Eva!"

Sie antwortete nicht, ſie ſtand und biß die Lippen feſt aufeinander.

„Ich will ja nur, daß wir gute Freunde ſind," fuhr er lächelnd fort. „Sehn Sie mal Ihr Werk an: es iſt ſehr ſchön, aber — ſehe ich wirklich ſo aus, außer wenn ich den Nagel, den Sie mir gütigſt zuerteilt haben, im Auge behalten und das Kunſtgeſicht machen muß? Wenn wir uns wieder vertrügen — es würde uns beiden zu ſtatten

kommen.“ Das alles sagte er in jener biedern, ein wenig ins Humoristische fallenden Art, die sie immer bestochen hatte. Sie lächelte unwillkürlich. So standen sie vor einander und schwiegen. Als sie ihn dann ansah — hatte er wieder jenes Gesicht, das sie so lange im Wachen und im Traume vor sich gesehen, jene heißen Augen und leidenschaftlichen Lippen, sie drehte sich schnell weg und sagte: „Ich werde das schon mildern — behalten Sie nur die Geheimratsmiene — in Düsseldorf, wo ich das Bild fertig mache — kann ich alles zu Ihrer Zufriedenheit besorgen, ohne Sie zu derangieren.“

„Sie derangieren mich — wenn Sie durchaus dieses abscheuliche Wort wollen — alle Tage.“

„Ich habe nicht mehr viel Sitzungen nötig,“ sagte sie verwirrt, und indem sie fühlte, daß sie nur noch schwer ihre Erregung beherrschen könne, schlüpfte sie hinaus.

In ihrem Stübchen kleidete sie sich hastig um, nahm Hut, Handschuh und Schirm und eilte fort. Als sie sich damals entschlossen hatte zu bleiben, war sie sich erschienen wie einer, der herzhaft über das leichte Gefüge eines Brückensteges das andere Ufer eines angeschwollenen Flusses glücklich zu erreichen denkt — nun stand sie, dem Ziele nicht mehr fern, und unten wankte der Steg, vor ihr, hinter ihr schlugen die Wellen herauf. Noch vor wenigen Minuten hatte sie sich der Gleichgültigkeit gerühmt, mit der sie ihn betrachten gelernt — so, so sehr belügt uns unser Herz? — vielleicht, daß es nur für einen Augenblick so gewesen.

VIII.

Sie bestieg die Pferdebahn und fuhr bis an die Uferstraße, die sie, den Fluß stromaufwärts begleitend, entlang ging eingedenk eines Spazierweges, den Herr Landolf einmal gerühmt und den sie aufzufinden hoffte, die Augen über den Wasserspiegel schickend, der sich unter einem sonnenlosen Himmel trübe und bleiern dehnte, über die Dampfschiffe und Kähne, die sich hin und her bewegten, über die Häuserreihen am jenseitigen Ufer und den kleinen Hafen mit seinen Krahnen und Lastböten. Der Weg, auf einem schmalen Steindamm hinführend, war zuerst nicht besonders schön, allmählich aber wurde er freier, die letzten Häuser schwanden, häufiger wurden die grünen Buhnen, die sich weit in das Wasser hineinstreckten, in den Buchten dazwischen ankerten kleine Schiffe, in denen sich Kinder vergnügten, üppig sproßte überall Gras und Buschwerk um die Ufer, hohe Schwarzpappeln und Ulmen umstanden die Dämme zu beiden Seiten des Flusses, weithin dehnten sich Wiesen und Felder. Sie blieb wohl einen Augenblick stehen und sah da hinüber, aber sie sah doch alles nur halb, ihr war elend zu Mute, elend wie einem, der ein stattliches Gebäude solid aufgerichtet zu haben meinte und es plötzlich in einen kläglichen Trümmerhaufen zusammengestürzt sieht. In ihrem Blute brannte es wie ein leichtes Fieber und sie mußte mit den Thränen kämpfen. Sie schalt sich thöricht und kindisch, aber was half es? Sie liebte ihn so sehr. Sie ging weiter.

Der Weg führte jetzt in leichter Krümmung an einer Stelle vorüber, die durch das eigentümlich Stimmungsvolle des Landschaftsbildes ihr Auge anzog. Indem der Damm zurücktrat, ließ er ein Stück Land frei, das bei hochgehendem Wasser der Überschwemmung preis gegeben war, hier bildete jetzt der ausgetretene Fluß überall Lagunen, zwischen denen das Festland in kleinen Inseln hervorragte, alles überreich mit niedrigem Weidengestrüpp, Pappeln, Erlen und Buchen bestanden, die kleinen Wasserspiegel umsäumt und umsäuselt von langfaserigen Grasbüscheln, da und dort mit den breiten Blättern und den schönen Blüten von Nymphea alba bedeckt, zwischen denen der mit grauen leichtgefleckten Wolken umschleierte Himmel, Bäume, Gras und Schiffe widerstrahlten, bis ein Lufthauch alles in leichtes Wellengekräusel zerrinnen ließ. Dahinten aber wogte der hochgehende Strom, in lebhafter Bewegung der Stadt zustrebend — das Ganze das etwas melancholische Bild einer Flußniederung zur Zeit des beginnenden Herbstes.

Langsam, fast als könne sie sich von diesem Anblick nicht losreißen, setzte sie ihren Weg fort. Wie dieser trübe Himmel in jedem Wassertropfen, spiegelte sich ihr überall ein großer, tiefer Schmerz. Zwischen hohen Bäumen und dichtem Unterholz lagen, mit Ketten an starken Pfählen befestigt, die schwimmenden Wohnungen der Sandbaggerer, ein wunderliches Idyll; während der Damm, der sich wie ein Arm um sie herumwindet, zugleich die Bucht von einem Nebenarm des

Flusses trennt, der sich dort nach Norden zu abzweigt, ein bei anhaltender Dürre trocken liegendes, stark versandetes Bett, das, durch ein Wehr aufgehalten, bei hohem Wasserstande den Überfluß, der die Stadt gefährden würde, aufnimmt. So jetzt, wo die Wogen brausend über die festgefügten Quadern stürzten.

Lange schon war ein Rauschen, dumpf und leise erst, dann immer vernehmlicher an ihr Ohr geschlagen. Jetzt mit einemmale stand sie am Wehr, wo es sich wildschäumend in grünlichem Schwall ergoß, die Wogen wie widerwillig sich aufbäumend und dennoch hinabgerissen, gurgelnd aus der Tiefe aufgrollend, von zerstäubendem Gischt überschäumt, indessen die Winde durch die Weiden rauschten und die Ketten der angehängten Kähne aneinanderklirrten. Eva stand allein an der Spitze des Dammes, der sich wie eine Landzunge in die Wasser hineinschiebt, das Haupt umweht von einem gleichmäßigen Winde, die Blicke nach der Tiefe gerichtet, und sie wünschte, eine der Wellen möge sie erfassen und mit hinunterziehen in den brausenden Schwall.

Alle die Wochen hatte sie ihre hungernde und dürstende Seele mit Arbeit und Studium abgespeist, und nun wollte sie sich nicht mehr sättigen lassen damit, nun verlangte es sie mit doppeltem Heißhunger nach dieser andern Seele, verlangte es sie nach diesem Herzen, das redlich wie sie angekämpft hatte gegen den Zauber, dem sie beide unterlagen. Wenn er ihm aber unterlag, gehörte er nicht ihr zu, ihr weit mehr als der kleinen klugen Frau mit dem Kinderwahnsinn? Gehört denn die Erde denen, die ihre Kaufschillinge erlegt haben für den Fleck, über den sie gebieten, oder dem, der mit trunkenem Auge, mit heiligem Schauer ihre Schönheit, ihre Herrlichkeit empfindet? Da warf sie den Kopf stolz in den Nacken und lachte in ihrem Elende und ließ, wie der brausende Wogenschwall sich jauchzend hinabstürzte in das lange ausgetrocknete Bett, des Glückes Überschwall jauchzend brausen in ihr einsames Herz.

Sieh! Welches Wunder geschah da neben ihr! Lichter, immer lichter schimmerte das weiße Wolkengerinsel, das sich in den Fluten spiegelte, immer zarter lockerte es sich in leuchtenden Flocken, durch die tieferhängenden wie durch transparente Schleier durchscheinend glühte ein ganzes Lichtmeer, bis endlich, leise erst, wie gedeckt, die Sonne ihre Strahlen ausbreitete, daß das ganze Gewölk blendend schimmerte, daß Wogensturz und Rieselschaum glitzernd aufbrausten, daß es das Weidengebüsch licht durchschauerte, bis in die Tiefe des Geästes hinein, so daß jedes einzelne Blättchen wie silbern im Lufthauch erzitterte, daß jeder Stein, jeder Baumstamm, jeder Grashalm bunter erglänzte, daß es endlich in tausend großen Sternen aus dem Wasser auftauchte, verrann, wieder auftauchte, bis endlich glühend die Sonne sich auf der weiten Fläche in langen Streifen ergoß und das ganze Geflut und Gerinnsel wie wogendes Gold zusammenfloß. Das war die Schönheit, das war das Glück!

Tief aufatmend trank sie die reine, wonnevolle Luft, Lächeln lag auf ihren Lippen, wie trunken leuchteten ihre Augen.

Lange stand sie so. Als sie sich endlich umwandte, stand er kaum acht Schritt von ihr entfernt und starrte sie an. Sie blieb einen Moment stehen, und beide maßen sich mit seltsamen Blicken.

„Wir wollten einander entfliehen und laufen uns in die Arme," sagte er, mit der dunklen, warmen Stimme, die sie zum erstenmal wieder hörte. „Dieu le veut. Sie werden sich dem Schicksal fügen und mir Ihre Begleitung gönnen, oder vielmehr die meine annehmen. Nicht wahr, Sie werden es thun? Wissen Sie aber auch, daß ich im ersten Augenblicke aufs heftigste erschrocken war, Sie hier zu finden? Dieser interessante Platz ist eine öde und etwas verrufene Gegend, Sie konnten das Opfer eines übeln Attentates werden. Nehmen Sie meinen Arm, Eva."

Etwas zögernd legte sie ihre Hand hinein. Dann gingen sie schweigend nebeneinander her, in einem wohligen, süßen Schweigen. Endlich in dem Tone, in dem einer wohl das Gleichgültigste bedeutsam sagt, nur um dem andern glücklich in die Augen sehn zu können, fragte sie: „Haben Sie den Durchbruch der Sonne gesehen und das Spiel der Lichter auf dem Wasser? es war ein richtiger Ruysdael."

„Ich will Ihnen ganz offen gestehen, daß ich vorhin etwas Besseres zu sehen hatte," sagte er leise und sich etwas ihr zuneigend.

Sie errötete und sann einer neuen Be-

merkung nach. So sprachen sie mancherlei. Er holte jetzt die Fragen nach, die er bisher zu stellen verabsäumt hatte, er erinnerte sie an die „unvergessenen“ Dresdener Tage, er bat sie, seiner Frau etwas Freundschaft zu erweisen, die es sehr gut mit ihr meine und eine sehr treffliche und kluge Frau sei, er dankte ihr für die Liebe, die sie seinen Kindern bezeigte und gab sich als guten, besorgten, etwas zärtlich gestimmten Freund. Es war manches in dem, was er sagte, das sie verwirrte, sie liebte klare, einfache Verhältnisse, in seinen Worten schien ihr manches Widersprechende zu liegen, dennoch war sie beglückt durch jeden Ausdruck von Anteilnahme und Verehrung, die er ihr widmete, beglückt — ihn wieder lieben zu können, ihr Götterbild wieder aufgerichtet, das Leben wieder voll Glanz und Sonne zu sehen.

„Sieh da, Freund Wolter!“ rief er plötzlich, indem sie eines Herren ansichtig wurden, der eben um die Krümmung des Dammes bog, eines langen, hagern, blonden, nicht mehr ganz jungen Mannes, dessen Blicke in den Wolken hingen, die durch Beleuchtung und Formation allerdings sehr dazu einluden.

Eva zog ihren Arm aus dem ihres Begleiters und betrachtete den Näherkommenden, der Landolf Schmidt noch nicht zu bemerken schien. Augenscheinlich war der Herr sehr kurzsichtig.

„Ein sehr gelehrtes Haus, Germanist,“ flüsterte Landolf Schmidt. „Nebenher Novellist und Dichter und — ein großer Verehrer des weiblichen Geschlechts, worin ich ihm, wie Sie wissen, sehr beistimme.“

„Ah —“ sagte in diesem Augenblicke eine etwas hohe norddeutsche Stimme.

„Schon zurückgekehrt, mein Freund? Herr Professor Wolter — Fräulein von Wendelin, Malerin — *meine* Malerin.“

„Ihre?“ fragte der Blonde, Eva hinter den Brillengläsern her mit den Augen verschlingend.

„Ja wohl, insofern ich die Ehre habe, dem Fräulein zu einem Porträt zu sitzen.“

„Sie Glücklicher.“

„Nun, das könnten Sie sich ja auch leisten. Wie wäre es, mein gnädiges Fräulein, wenn Sie sich hier niederließen und nach und nach die ganze Universität und sämtliches höhere Beamtentum malten?“

„Ach, ich habe nicht das Gesicht dazu!“ sagte der Germanist, der zwar nicht gerade häßlich, aber auch durchaus nicht schön war. „Ihr Kopf, das ist etwas anderes.“

„Es geht jeder Kopf zu malen,“ bemerkte Eva heiter. „Freilich würde ich mich kaum entschließen, dauernd von Düsseldorf fortzuziehen, selbst wenn die Honoratioren dieser großen Stadt auf meine Bilder subskribierten.“

„Sie könnten sich hierher verheiraten, gnädiges Fräulein, es lebt sich sehr gut hier.“

„Kollege Wolter hat nämlich stark Heiratsgedanken und setzt infolgedessen auch gern bei andern welche voraus. Ich sage Ihnen, Wolter, das gnädige Fräulein hat das Heiraten gänzlich verschworen, sie behauptet, aller zärtlichen Regungen unfähig zu sein.“

„Das bedaure ich in Ihrem eigensten Interesse, Fräulein von Wendelin,“ sagte der Germanist ernsthaft. „Alle Kunst ist in ihrem besten Teile Poesie, und alle Poesie ist der Liebe urverwandt.“ Dabei pokerte er mit dem Regenschirme, einem blauen, baumwollnen, schlecht gewickelten Schirme, in der Luft herum, nahm den Hut ab, betrachtete sich das Futter und setzte ihn wieder auf.

In Landolf Schmidts Augen, der, alles Regierungsrätliche abgethan habend, munter zur Rechten Evas ging, indes der Blonde sich links hielt, wetterleuchtete es vor Übermut. Wolter hatte entschieden seinen guten Tag.

Auch Eva lächelte.

Der Germanist aber fuhr eifrig fort: „Ein künstlerisches Genie ist noch niemals frei geworden ohne eine starke Liebe, in deren Sonnenschein sich die Kräfte zu regen, zu keimen und zu treiben begannen. Sie ist die Befreierin, die den schlafenden Genius erweckt, sie ist der Siegfried, der zu Brynhilt durch die Waberlohe dringt und sie erlöst, sie ist das Flügelpaar, das der Genius entfaltet, um sich über sich selbst und seine Umgebung zu erheben.“

„Wer so viel geliebt hat wie Sie, Freund Wolter, sollte eher der Meinung derjenigen zustimmen müssen, die sagen, daß alle Liebe wenigstens zu drei Vierteilen aus Illusion besteht. Ich sage nicht etwa, daß es so

ist, aber Sie müßten eigentlich die Erfahrung gemacht haben."

„Wenn sie zum Teil auf Illusion beruht, so beweist sie eben dadurch ihren Zusammenhang mit dem schöpferischen Triebe. Sie ist Wesenserhöhung, sie erhebt den geliebten Gegenstand und findet sich in ihm größer, stärker, herrlicher wieder; damit gewinnt aber der Genius die Zuversicht und das Gefühl der Stärke, deren er bedarf, um die Schöpfungen herzustellen, zu denen er berufen ist."

„Sie meinen, die erste Bedingung zur Entfaltung der Größe ist der Glaube daran, der eigene und der Glaube derjenigen, denen wir unsere stärksten Gefühle widmen?" fragte Herr Landolf mit leichtem Spotte, indes Eva sehr still geworden war und mit nachdenklich gesenktem Kopfe zwischen den Herren herschritt. Professor Wolter war ihr im ersten Augenblick als eine ein wenig komische Figur erschienen. Seine Worte, mit Schwung und Wärme vorgetragen, berührten sie tief.

„Religion, Liebe und Kunst stehen in einer Art unterirdischer Verbindung, wie die Wasseradern, die die Tiefe des Erdreichs speisen, sie sind alle drei illusorischen Charakters, ihre Thätigkeit ist analog. Denn Religian ist Gottschöpfung, das Verdichten religiöser Vorstellungen, Wünsche, Gefühle zu einem lebendigen Abbild alles Großen und Guten. So, wenn wir ein Weib lieben, machen wir es zur Göttin, ja wenn wir eine Kunst üben — machen wir uns selbst zum Gotte. Es ist alles Vervollkommnungs-, Erfüllungstendenz," dozierte Wolter, der leicht Enthusiasmierte.

„Und die Wissenschaft?" fragte Landolf Schmidt.

„Pah! ich gebe meine ganze Wissenschaft hin für ein gutes Gedicht, das mir gelingt. Wissenschaft ist karrender Verstand, Poesie ist lebendiges Gefühl. Und

‚Gefühl ist alles,'

sagt der Dichter, unser größter Dichter!"

„Wenn ich nicht Architekt wäre," meinte Schmidt, „und ich hätte die Wahl, würde ich immerhin eine Kunst wie die Malerei der Dichtkunst vorziehen. Sie ist objektiver. Ein Dichter kann nie etwas Ordentliches schaffen, ohne daß er seine ganze Seele hineinlegt, und damit — prostituiert er seine Seele gewissermaßen, er thut es freilich im Dienste der Musen —"

„Was sagen Sie zu diesem Ketzer, mein gnädiges Fräulein? ich hoffe, hier Sukkurs von Ihnen zu erhalten. Die Malerei soll objektiver sein? lassen Sie denselben Baum von zwei verschiedenen Künstlern malen — nicht einmal dasselbe Grün werden sie ihm geben. Die Malerei ist der Menge bloß unverständlicher, das ist es, darum sieht sie die Seele nicht. Oder ist es anders, mein gnädiges Fräulein? wenn es nach Ihrer Meinung anders ist — so sind Sie — mit Verlaub — eine geschickte Pinslerin aber keine Künstlerin. Doch was frage ich — alle, die eine Kunst ausüben, sind offene Charaktere — Ihre Seele spricht aus Ihren Augen. Ihnen, Baurat, aber sei es gesagt: wenn der Dichter seine Seele preisgibt, so gibt auch die Blume sich preis, die in Blüte steht — sehr wahrscheinlich, daß die Schachtelhalme und das andere kryptogame Gewächs sie untereinander verlästern! — Und ferner sei Ihnen gesagt: daß, wenn der Künstler, der seine unsterbliche Seele preisgegeben, dennoch irgend einen kleinen Bruchteil davon für sich zurückbehält — wozu er nicht einmal ein Recht hat — dieser Rest immer noch unendlich mehr wert ist als die unbeschnittene Dreipfennigseele eines richtigen normalen oder Durchschnittsmenschen, der sich etwas darauf zu gute thut, diesen Schatz vornehm zu reservieren."

Der blöde Sonderling schien ein ganz anderer Mensch geworden zu sein, alles an ihm war Ernst und Haltung geworden, seine Wangen hatten sich gerötet, seine Augen glänzten.

„Sie haben ein schönes und starkes Selbstgefühl, Herr Professor," sagte das Mädchen, ihn mit frohen Blicken ansehend.

„Lieben Sie, mein Fräulein, lassen Sie sich die Flügel wachsen — und Sie werden es auch gewinnen!"

Und fast war es, als hätte diese Aufforderung ihr erst den ganzen Mut ihrer Liebe gegeben, so beglückt ging sie zwischen den Männern dahin. Auch ihre Wangen hatten an Farbe gewonnen, über ihrem ganzen Antlitz lag ein lichter Schein, schneller, leichtfüßiger schritt sie dahin, und die beiden Männer an ihrer Seite sahen sie verwundert an. Landolf Schmidt faßte ihre Hand und drückte sie heftig, sie lächelte und erwiderte

den Druck. Sie war so froh, sie empfand ihre Liebe als ein stolzes Recht, als den Sonnenschein ihres Lebens, als ein köstliches Geschenk des Schicksals.

Eine Weile gingen sie schweigend. Dann wandte sich Eva an Wolter, gegen den sie etwas wie Dankbarkeit oder Geneigtheit empfand, und sagte fröhlich: „Werde ich das Glück haben, etwas von Ihren Poesien hören oder lesen zu dürfen, Herr Professor?"

„Mein gnädiges Fräulein — ich würde mich glücklich schätzen —"

„Haben Sie etwa in den Bergen noch Zeit gefunden zu dichten?" fragte Herr Landolf.

„Ich habe sie gefunden. Ich bringe eine kleine Novelle und einige Lyrik mit."

„Dann trinken Sie heut Ihren Thee bei uns, Freund. Meine Frau und ich werden so andächtige Zuhörer sein wie Fräulein Eva. — Haben Sie etwa im Gebirge ein interessantes Modell gefunden und sofort in Ihrer poetischen Camera obscura eingefangen?"

Wolter zog die Augenbrauen in die Höhe und machte einen spitzen Mund, was wohl als eine Bejahung angesehen werden konnte. „Sie wissen: vor mir ist niemand sicher!"

„Wahrhaftig? Dann heißt es auf der Hut sein," rief Eva. „*Einschlachten* ist glaub' ich der Kunstausdruck, sagen wir der vulgäre Kunstausdruck, für das Verfahren, einen harmlosen Nebenmenschen novellistisch abzumeucheln. Haben Sie Ihr akademisches Kollegium hier schon wacker benutzt?"

„O gewiß, ich habe schon einige und einiges verwendet. Aber das Verfahren dabei ist doch anders, als Sie vielleicht voraussetzen. Man springt da doch willkürlich genug um.

Das ‚Einschlachten' allein thut's nicht; die Opfer müssen sorgfältig genug gehäutet, präpariert, imprägniert und eventuell eine Zeitlang auf Eis gesetzt werden, um künstlerisch verwendbar zu sein. Oder um einen Vergleich heranzuziehen, der Ihnen näher liegt: wir schaffen niemals, fast niemals direkte Porträts, sondern idealisieren die Menschen nach einer oder der andern Richtung hin — ich meine *idealisieren* in dem Begriffe: in der Richtung einer bestimmten Idee, die wir zum Ausdruck bringen wollen, nicht etwa nur verschönern oder verbessern; die betreffenden Modelle können dabei sogar sehr schlecht fortkommen, alles in majorem artis gloriam. Wir nehmen vielleicht nur *eine* Seite eines Menschen, modeln sie nach Bedürfnis und machen so etwas, das jenem Urbilde ähnlich und doch nicht es selbst ist. Ebenso willkürlich springen wir mit den Dingen um. Sie wissen, was in der Malerei ein Motiv ist — bei *uns* gibt es eigentlich *nur* Motive, sollte es nur welche geben; sie benutzen heißt eventuell: die Sache umgestalten; wenn Sie wollen: sie fälschen, aber es heißt *immer* das Zufällig-Wirkliche abstreifen und ein Ideal-Wahres hinstellen."

„Ich danke Ihnen. Ich werde nun manches besser verstehen," sagte sie.

Der Weg wurde hier schmal, die Herren traten zurück und ließen das Fräulein vorangehen. Wolter hatte wieder irgend etwas in den Wolken zu suchen, dann wandte er seine Blicke nach dem Mädchen. Plötzlich drehte er sich zu Schmidt: „Sie ist wundervoll gestaltet, sie ist überhaupt sehr schön. Wie ist es möglich, daß sie nicht geheiratet hat?"

„Das weiß ich nicht. Greifen Sie doch zu, vielleicht gefallen Sie ihr," sagte Schmidt mit einem absonderlichen Lächeln. „Oder ist Ihr Herz vergeben? das Quartier besetzt?"

„Besetzt ist es wohl, aber unpassend genug. Es ist nur, weil ich die Altäre nicht gut ohne Götterbilder sehn kann. Ein süperbes Geschöpf!"

„Ganz Ihrer Meinung!"

Bald darnach trennte sich Professor Wolter von den beiden. Er sah ihnen eine Weile nach und murmelte dann in sein fahles Schnurrbärtchen: „Zum Teufel! ich glaube, ich könnte zehn Frauen haben und wäre vor der auch noch nicht sicher!"

IX.

Voller Staunen sah die kleine Regierungsbaurätin die so lange sich feindselig Widerstrebenden in heiterm Geplauder zurückkehren — denn das war das Merkwürdige in diesem erneuten „Freundschaftsverhältnis", daß es die Beteiligten zunächst lediglich beglückte, so groß war die Spannung gewesen, in der ihre Gemüter während der Zeit ihrer Feindschaft verharrt hatten. Herz-

lich freute sie sich dieses guten Einvernehmens, hatte sie doch unter dieser Spannung, unter der Eistemperatur, die so lange um sie herum geherrscht hatte, mit gelitten; sie liebte vergnügte Gesichter. Aber es wunderte sie, wie gänzlich umgewandelt Herr Landolf und Eva waren. Noch an dem ersten Abende, da Hermann Wolter seine Poesien vortrug, that sich der Baurat kaum genug an Munterkeit, tiefsinnigen Bemerkungen, galanter Aufmerksamkeit, indes Eva, an Aussehen blühender, jünger und schöner als je, an diesem Abende mehr zu sprechen schien, als die ganze bisherige Zeit zusammen genommen. Da auch der Dichter vorzüglich aufgelegt war, in einem grandiosen Gedächtnis Verse aus allen Sprachen und Zeiten citierte, schwungvoll über Musik redete — denn er schien in einer ganzen Menge Sätteln gerecht zu sein — und es an Frauenkultus nicht fehlen ließ, waren alle vier Personen äußerst befriedigt von diesem Abende und Frau Adelheid noch ganz besonders, als der Germanist sie heimlich bat, seine Papiere oder seinen Stock vergessen zu dürfen, um Veranlassung zu finden, am nächsten Tage wieder zu kommen. Diese kleine Verschwörung machte ihr viel Spaß.

Das Bild Herrn Landolfs mochte Eva noch nicht zeigen, sie bat Wolter, sich wenigstens noch ein paar Tage gedulden zu wollen, dagegen wurde der Faustkopf lebhaft besprochen und Wolter meinte dazu: „Sie sind bei Gott das einzige Weib, das den Faustgedanken verstanden hat. Ich halte Sie jetzt fast für fähig, eine große verbrecherische Handlung zu begehen, denn ein großes Verbrechen ist das höchste nach einem großen Kunstwerk, was der Mensch schaffen kann."

„Ich glaube, Sie überschätzen mich hier doch!"

„Sie sind verrückt, Wolter."

„Ums Himmelswillen, Herr Professor!" schallte es auf ihn ein. „Na, was wollen Sie?" sagte der merkwürdige Mensch, „der Egoismus des Genies und das Genie des Egoismus! Aber fürchten Sie sich nicht — ich halte es nur mit dem ersteren." Und damit rannte er lachend fort.

Und so wie Professor Wolter, stets in bester Laune, immer in der Mitte zwischen geistreichem Unterhalter und pathetischem Sonderling, seine Besuche im Schmidtschen Hause häufte, blieb Herr Landolf in fröhlichster Stimmung und voll zarter Aufmerksamkeit für beide Damen, denn auch gegen seine Frau verdoppelte er seine Liebenswürdigkeit. Und nun wußte diese sehr gut, wie die Sache stand. Der Gatte hatte ein wenig Feuer gefangen. Sie war sehr befriedigt davon. Erstens amüsierte sie die Malerin, die sich offenbar in derselben Lage befand, nur daß Frau Adelheid noch nicht wußte, welchem der beiden Herren zu Ehren, und zweitens war Herr Landolf in seinem kleinen Anfluge von schlechtem Gewissen so traktabel, daß sie mit Leichtigkeit einige Einrichtungen und Anschaffungen durchsetzte, wegen deren er sonst Schwierigkeiten gemacht haben würde; ja, daß er die Damen sogar zu Musikaufführungen begleitete, obschon er sich für gewöhnlich äußerst ablehnend gerade gegen dergleichen verhielt, und zu Spaziergängen, so oft es gewünscht wurde, Zeit hatte. In Eva schien auf einmal ein großes Architektur-Interesse erwacht zu sein, dem der Baurat durch Herbeischaffung alter Stiche, Handschriften und Folianten genug zu thun wußte. Des öfteren konnte Frau Adelheid zwei Köpfe auf einmal zwischen hohen Pergamenten vergraben finden. Sie ließ es sich dann nicht nehmen, nachdem sie die Thür geöffnet hatte, das frisierte und geschmückte Köpfchen wieder zurückzuziehen und zu sagen: „Ach, ich störe wohl."

Nachdem sie die neuen guten Freunde aber außerdem mehrmals mit dem Anzeichen einer gemeinsamen Betrübnis ausgestattet gefunden, wußte sie auch, wohin die Seele der stolzen Malerin gravitiere. Und nichts war ihr angenehmer als eben diese Entdeckung. Sie war jetzt darüber beruhigt, daß ihre sechshundert Mark nicht zum Fenster hinausgeworfen sein würden, das Bild würde mit Liebe gemalt sein.

(Schluß folgt.)

Bleiſtiftſkizze von † Karl Hoff zu ſeinem nachſtehenden Bilde „Erſte Liebe.“

Bleiſtiftſkizze von † Karl Hoff zu ſeinem nachſtehenden Bilde „Erſte Liebe.“

Erste Liebe. Nach dem Gemälde von † Karl Hoff.
(Verlag der Photographischen Union in München.)

Frühlingstage in Thüringen.

Von A. Trinius.

Mit Landschaftsbildern nach Aufnahmen von Junghanns & Koritzer, Herz. Hoflief. zu Meiningen und 3 Trachtenskizzen.

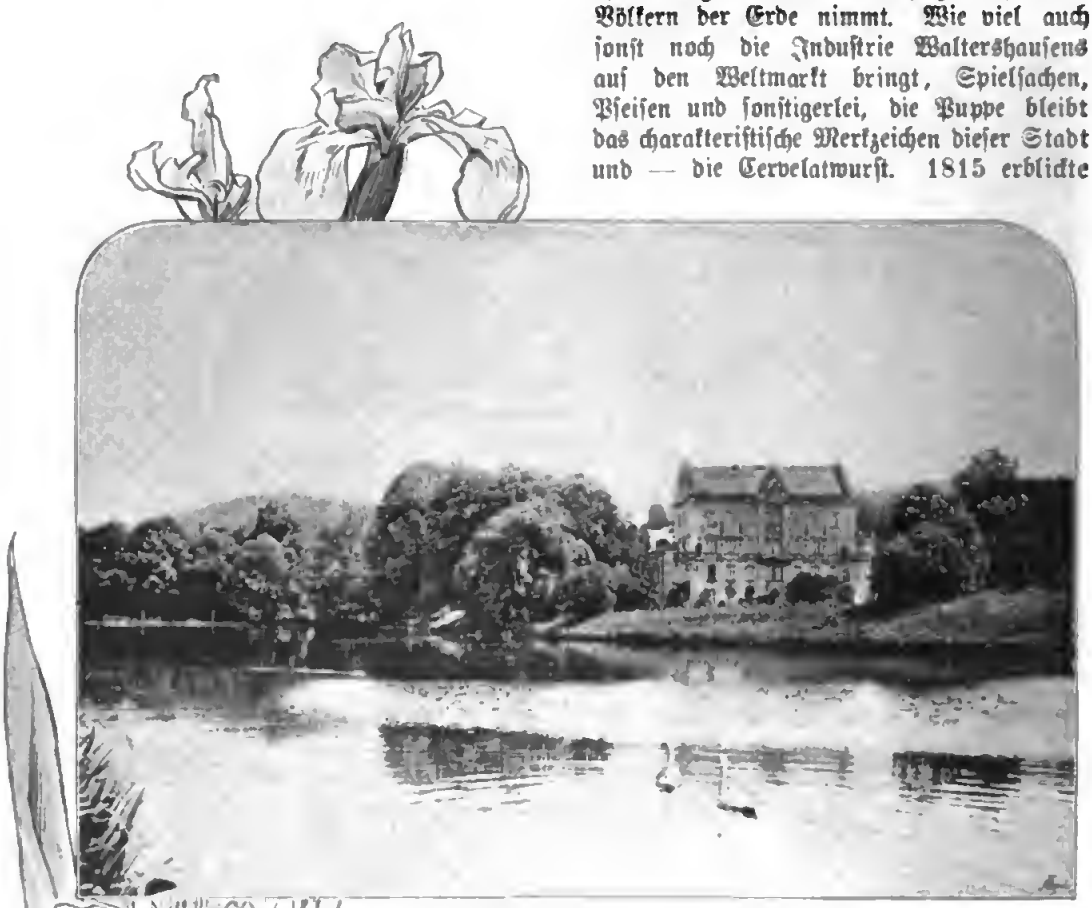
(Abdruck verboten.)

Die Frühlingstage in Thüringen verleben! Wer jemals zur Maienzeit einmal durch diese Berge zog, den faßt es in der Erinnerung daran mit heißer Sehnsucht an. Er sieht wieder lichte Lämmerwölkchen über die Gipfel fliegen, lichtgrüne Wipfel rauschen ihm Wanderlieder zu, muntere Forellenbäche kommen jauchzend entgegengesprungen, und drinnen im Dickicht, da zwitschert es von schmetternden Vogelstimmen wie eine gewaltige Frühlingssymphonie. Dort hinein wollen wir heute wandern, wo kraftvolle Buchen zu mächtigen Domen sich wölben, in den gefeiertsten Teil des Thüringer Waldes, der sich zwischen dem Reinhardsbrunner Thale bis hinüber zur Wartburg, der Königin deutscher Burgen, erstreckt, gleich bedeutsam durch Schönheit wie geschichtliche Erinnerungen. Also aus der Ecke mit dem Wanderstab! Auch dich durchrieselt's wohlig hinab bis zur scharfkantigen Eisenspitze! Den frischen Tannenbruch an den Hut gesteckt und helle Liederlust in Herz und Kehle! 's ist ja Frühling und Maienzeit, und durch die lauen Lüfte geht's wie Schalmeienklang und süßes Mädchenlachen!

Wie lieblich dehnt sich vor unsern Blicken das breite Thal der Hörsel aus! Über dem rechten Ufergelände türmt sich der sagenumschwebte Hörselberg auf, seltsam geformt, kahl, geheimnisvoll. Zu ihm zog Tannhäuser wieder aus Rom in bitterster Herzensnot zurück in die weißen Arme seiner Frau Venus. Und als der Berg sich hinter ihm geschlossen, da erschienen die Sendboten des strengen Papstes Urban, den armen Minnesänger in deutschen Landen zu suchen. Sie fanden ihn aber nicht mehr. Der war nun für immer bei der schönen „Teufelinne" und durfte nimmer wieder den Frühling auf Erden schauen, Vogelsang und Menschenrede hören. Im Hörselberge da wohnt auch Frau Holle und Wotan, der wilde Jäger, der zur Herbstzeit mit seiner heulenden Meute des Nachts über Felder und Wälder dahinbraust. Frau Holle aber schüttelt die Betten, dann schneit es auf Erden. Sie segnet Brunnen und Saaten und das Kindlein in der Wiege. Sommerlang aber steigt sie zur Mittagszeit hinab zur Hörsel und badet sich als eine holde Frau in den krystallenen Fluten. Dann ist sie wohl Frau Venus wieder geworden, und wer sie um diese Stunde erschauet, der mag wohl erblinden ob aller verwirrenden Schönheit. Vor dem Eingang zur Höhle droben am Berge, da sitzt der getreue Warner Eckart mit einem weißen Stab in der Hand. Aber die Welt ist längst anders geworden. Sie glaubt nicht mehr den alten Sagen und lächelt darüber. Sie ahnt nicht, daß mit ihnen einst ein güldener Schatz fortwirkender, köstlichster Volkspoesie dem deutschen Gemüt verloren gegangen sein wird.

Da bauen sich die grünen, sanft gebuckelten Vorberge des Gebirges auf! Von buchenüberrauschter Kuppe grüßt mit hellen Wänden und langen Fensterreihen Schloß Tenneberg herab. Zu seinen Füßen lagert malerisch die lustige, rührige Berg- und

Puppenstadt Waltershausen. Im Verein mit dem meiningischen Sonneberg versorgt Waltershausen heute den ganzen Erdball mit den reizenden Erzeugnissen seiner Industrie. Es ist das zweitgrößte Puppenheim der Welt. Alles was Hände hat, nimmt hier und in den umliegenden Walddörfern Anteil an der Herstellung der pausbäckigen Lieblinge unserer Kleinen. Gleich der einfachen Stecknadel wandert die Puppe bis zu ihrer Vollendung durch unzählig viele Hände, ehe sie, hübsch blau oder rosa verschnürt, sauber eingepackt, als „Täufling" ihren Weg über alle Meere, zu fast allen Völkern der Erde nimmt. Wie viel auch sonst noch die Industrie Waltershausens auf den Weltmarkt bringt, Spielsachen, Pfeifen und sonstigerlei, die Puppe bleibt das charakteristische Merkzeichen dieser Stadt und — die Cervelatwurst. 1815 erblickte



Schloß Reinhardsbrunn.

dieselbe hier das Licht der Welt. In Waltershausen stand ihre Wiege und heute sind eine Reihe ausgedehnter Fabriken allein darin thätig, die Menschheit mit „gothaischer Wurst" zu beglücken.

Seitwärts des Marktplatzes führt der breite Burgweg zum Burgberg hinan, dessen höchster Punkt nach Westen hin ein Borkenhäuschen trägt, den „Balderichstein," zur Erinnerung an den halb umthischen thüringer König Balderich, welcher das erste Schloß auf diesem Berge anlegte. Von dem Balderichstein öffnet sich eines der schönsten Landschaftsbilder, welches der Thüringer Wald überhaupt aufzuweisen hat, rechts bis zum Gehänge der Hörsel links in den Schilfwassergrund

und auf Friedrichsroda, gegenüber dem Beschauer aber steigt terrassenförmig das Gebirge auf, hoch überragt vom Inselberge. — Am nordwestlichen Ausläufer des Burg-

Friedrichroda.

berges liegt das Schloß Tenneberg, heute Sitz der Behörden. Vor einigen Jahren wäre es fast in den Besitz der Kaiserin Friedrich gelangt. Seine freie Lage mit dem Ausblick auf Land und Gebirge ist unbeschreiblich schön. Die Geschichte dieser Burg ist eng mit der Geschichte des thüringer Landgrafenhauses verbunden. Hier oben haben diese ritterlichen, waidlustigen Herren gar manchmal Hof gehalten, Trinkgelage folgten auf Wolfsjagd und Bärenhatz im Gebirge, und dann ging's wieder hinüber zur Wartburg, oder zur Neuenburg im Unstrutthale, späterhin auf den Grimmenstein bei Gotha.

Unter Johann Friedrich II, Sohn des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen, ward der Tenneberg zum Schauplatz einer romantischen Begebenheit. Eine Schwindlerin — mutmaßlich eine Kammerfrau — hatte sich als Anna von Cleve, die verstoßene vierte Gemahlin Heinrichs VIII von England, ausgegeben und, wie andere Fürsten, auch den Kurfürsten tüchtig gebrandschatzt. Schließlich ward ihr der Prozeß gemacht, und sie wurde, wie der Volksmund erzählt, lebendig auf dem Tenneberg eingemauert. Seitdem wandert sie zur Nachtzeit ruhelos in den öden Gemächern des Schlosses umher als „weiße Frau." Mancher will sie schon seufzen und über den Estrich leise schlurren gehört haben.

Am Fuße des Burgberges schreiten wir weiter die Vorberge entlang, welche die Grenzscheide zwischen Wald und Land bilden. Wie in Sonnenschein getaucht liegt die weite Thüringer Mulde vor uns, besäet mit

Dörfern, am Horizont begrenzt von dem massigen Schloßbau des Friedenstein oberhalb Gotha. Lerchen wirbeln in der Luft, ein lauer Wind streicht durch die grüne Halmflur der Felder. Aus dem Laubwald, der den Berg deckt, hallt Kinderlachen. Ab und zu taucht eine kleine Gestalt auf, ein Lächeln auf dem Gesicht, in der Hand einen Strauß frischgepflückter Maienblumen.

Zwischen Haardt und Schnepfenthal öffnet sich das Reinhardsbrunner Thal, das uns in das Gebirge führen soll. Gerade der Eingang in diesen heute leider durch

Die Tanzbuche

einen Bahnwall und steiler Waldberge, wie ein aus dem sehr entstellten Grund Wasser heraufgestiegenes Märchenbild, liegt ist von einem gewissen Schloß Reinhardsbrunn vor uns. Zu

Interesse. Denn hier spielt sich der erste Teil von Freytags „Ahnen“ ab. Hier erhoben sich die Hütten des Fürsten Answald und seines kriegerischen Volkes, an dessen Herdfeuern der heimatlose Ingo Schutz und Gastfreundschaft fand. Und nun hinein in diese grünen Berge, die so feierlich rauschende Waldespracht!

Ernste, schlank und mächtig aufstrebende Fichten wechseln mit lichten Buchenwipfeln, durch deren Blättergewirr die Sonne zierlich Maßwerk auf den rötlich schimmernden Weg malt. Da liegt schon die Klostermühle, eine idyllische, zwischen Hochwald und Wiesen eingebettete Gastwirtschaft. Teiche blitzen durch die Stämme, ein schäumender Bach eilt vorüber, am Gasthaus Reinhardsbrunn geht's vorbei, dann werden altertümliche Giebel, Erker und Türmchen sichtbar, uralte Bäume neigen sich zu einem

von Schwänen durchzogenen See,
Brunnen rauschen, Blumen duften —
im Doppelkranze blauäugiger Seen

allen Zeiten ist Reinhardsbrunn von berückender Schönheit! In glitzernder Winterpracht, in mondbeschienener Sommernacht, wenn die bunten Blätter sonnenmüde

durch Jahrhunderte hindurch eng verknüpft gewesen. Gar oftmals stiegen die stolzen thüringer Landgrafen mit reichem Gefolge in der von ihrem Vorfahr gegründeten

Wald aus Thüringen: Auf der Weide.

niederrieseln oder, wie heute, der Hauch des allbelebenden Frühlings über Schloß und Park so herzerfreuend webt.

Reinhardsbrunn und Wartburg sind

Cistercienserabtei ab und brachten in das üppige Klosterleben, den flimmernden Kirchenpomp noch einen neuen farbenreichen und belebenden Zug. Im Leben kamen sie gar

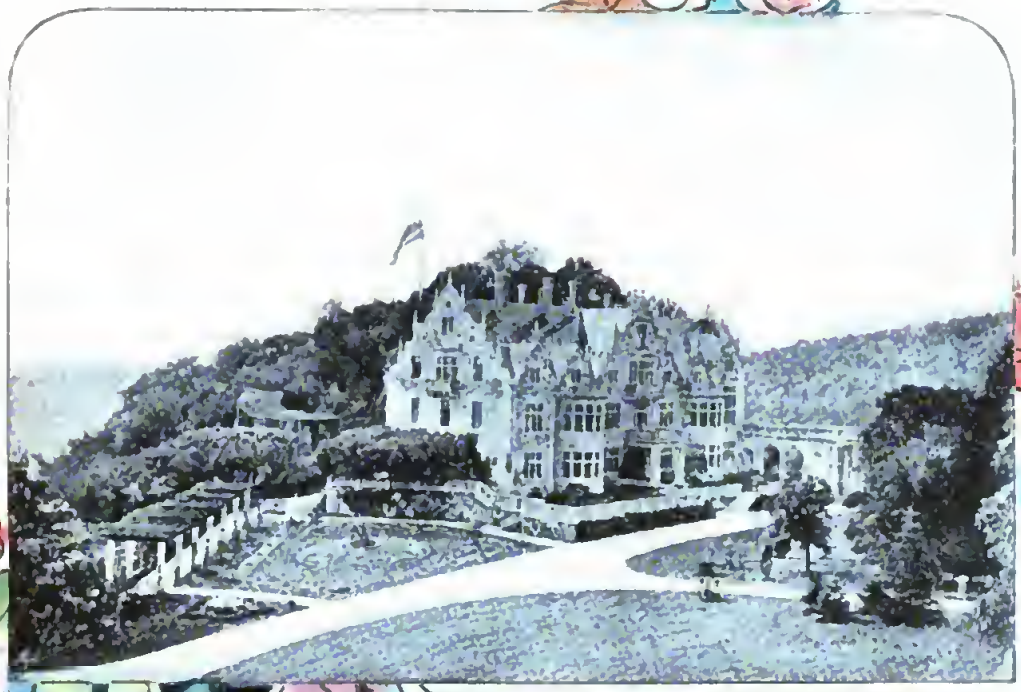
manchmal, Rom zu huldigen, herüber und im Tode nahmen sie fast alle den Weg zur letzten Ruhestätte hierher. Reinhardsbrunn ward die Totengruft des thüringer Landgrafenhauses. Das ist's, was dieser Stätte ihren ganz eigenen Stimmungsgehalt leiht!

Reinhardsbrunn verdankt gleich vielen anderen Klöstern einer Sünde seine Entstehung. Sich von dem Druck des Gewissens zu befreien, gründete man einst

Ruhla.

dergleichen fromme Stätten, baute Kapellen oder stiftete „Seelengeräte." Das lag so im Zug und Sinn der Zeit. Mit Geld und Gut beschwichtigte man die mahnende Stimme im Innern, Beichte und Ablaß thaten dann noch ein übriges. Rom aber und die Kirche nahmen dabei zu an Macht und Besitz. Graf Ludwig II, der Springer im Volksmunde genannt, hatte unter Mitwissenschaft der schönen Adelheid deren noch jugendlichen Gemahl, den Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, in einem Gehölz bei Weißenburg an der Unstrut, die Reuse genannt, heimtückisch ermordet, dann aber nach Jahresfrist die zauberische Frau gefreit. Wilde Leidenschaft hatte zwei Feuerseelen zusammengeführt. Doch blieb die Reue nicht aus. Die Sage erzählt, es wäre am Charfreitag des Jahres 1084 gewesen, als Adelheid ihrem Gemahl gebratenes Wildpret auftragen ließ. Der aber hub an: „Frawe, was sol das syn, sollen wir fleisch essen an dem guten fritage, alz cristus die marter vor uns geladen hat, das hüte unczemlich ist allen cristenlüthen zu essen?"

Sie antwortete: „Wir hüten uns eine Speise zu essen, welche der Papst verboten, sind aber so verstockt, daß wir in dieser heiligen Zeit ohne Reue bleiben über unsere Sünden, was allen frommen Christen unziemlicher ist, als wenn sie heute Fleisch essen." Ludwig war durch diese Rede tief bewegt und begann bitterlich zu weinen.



Schloß Altenstein.

Er genoß nichts für den Tag, gelobte Buße zu thun und nach Rom zu pilgern, dort zu Füßen des Papstes Vergebung aller schwerer Schuld zu erflehen. So geschah es denn auch — nach der Volkssage. In Wahrheit ist Ludwig II niemals in Rom gewesen. Diesen Triumph der Kirche hätten sich die Schreiber der Reinhardsbrunner Annalen nicht entgehen lassen. Aber sie hüten sich, diesen Vorfall selbst zu lügen, trotz der bedeutsamen und schändlichen Geschichts- und Urkundenfälschungen, die aufzudecken erst unserer allermodernsten Forschung vorbehalten blieb. Jedenfalls erbaute Adelheid an Stelle der von düsteren Erinnerungen umschwebten Weißenburg das Nonnenkloster Zscheiplitz, wo sie am 18. Oktober 1110 als erste Äbtissin verschied und beigesetzt ward. Andere behaupten, sie sei in Oldisleben gestorben. Ludwig II überwies das Kloster Zscheiplitz sofort an Reinhardsbrunn, das er bereits im Jahre 1086 oder 1089 — das Inkarnationsjahr ist auf der im Staatsarchiv zu Gotha noch befindlichen Urkunde leider verwischt — gegründet hatte. Übrigens ist diese Urkunde auch das Erzeugnis eines dreisten Betrügers aus der schriftkundigen Cistercienserabtei Reinhardsbrunn. Die Gründung selbst ist natürlich geschichtliche Wahrheit, wohl aber ist dies nicht der Fall bei den Einzelheiten, die hier berichtet werden, wie die Grenzbestimmungen, welche das Gebiet Reinhardsbrunn nach dieser Urkunde besitzt, nichts als einen nachträglichen Diebstahl und Betrug bedeuten. Ludwig IV, unter dessen Regierung diese famose Urkunde plötzlich auftauchte, neigte zu allem bejahend sein Haupt. Indem er ein Auge gegenüber der ungesetzlichen Gebietserweiterung der unersättlichen Abtei zum Schaden Georgenthals zudrückte, schmeichelte man ihm durch Vorspiegelung, daß sein Ahnherr ein naher Verwandter der salischen Kaiser gewesen sei. Nach dem Tode aber sprach zum Dank die Kirche den guten Ludwig auch noch heilig. Reinhards-

brunn hat dann durch lange Jahre mit den wunderthätigen Knochen dieses geprellten Landgrafen ein brillantes Geschäft gemacht.

Als Graf Ludwig II 1122 die Zügel der Regierung seinem Sohn, dem späteren Landgrafen Ludwig I, gab, trat er selbst als Mönch in das von ihm gestiftete Kloster ein, wo er am 8. Mai 1123 sein kühn bewegtes, thatenreiches Leben beschloß. Das Kloster, das infolge der unruhigen Zeiten erst 1097 durch den Bischof von Halberstadt hatte eingeweiht werden können, hob sich bald zu einer der glänzendsten und reichsten Abteien Thüringens empor. Nicht weniger denn 142 Ortschaften gehörten zu ihm. Als Totengruft der Landgrafen nahm es eine besondere, vornehme Stellung ein. Ritter und edle Herren überboten sich, durch reiche Schenkungen das Recht zu erlangen, dermaleinst hier in geweihter Erde Ruhe zu finden. Es würde hier zu weit führen, die Einzelheiten der Geschichte dieser prächtigen Abtei auch nur zu streifen. Geschichtlich bedeutsame, dramatisch tief bewegende Ereignisse haben sich im Laufe der Jahrhunderte innerhalb der Mauern Reinhardsbrunns abgespielt. So als der Leichnam des so früh fern auf Sizilien gestorbenen Ludwig IV wieder heimgeführt wurde, als die fromme Elisabeth den heimgegangenen Gemahl in Marburg empfing und nun sein sterblich Teil zur pomphaften Leichenfeier nach dem stillen thüringer Waldthale geleitete. Hier, am Sarge des teuren Mannes, inmitten der herrlichen Klosterkirche, kam es zwischen ihr und ihrem Schwager Heinrich Raspe, der sich widerrechtlich am Besitz des Landes vergriffen hatte, zu einer Versöhnung.

Im Jahre 1291 oder 1292 erfuhr Reinhardsbrunn einen schweren Schlag, den es nie wieder hat ganz überwinden können. Ein kecker Raubritter, Ludwig von Hasseburg, warf den roten Hahn auf das Klosterdach, und die Abtei sank fast gänzlich in Schutt und Trümmer. Sie ward zwar wieder aufgebaut, äußerlich vielleicht noch glänzender denn zuvor — ein Abbild ist leider nicht auf uns gekommen! — aber der Wurm saß doch darin. 1440 trug man den letzten thüringer Landgrafen, den auf Schloß Weißensee verstorbenen Friedrich den Einfältigen, nach Reinhardsbrunn. Hinter ihm schloß sich zum letzten Male die Fürstengruft. Das Landgrafenhaus als solches war erloschen. Der Stern, der bisher über Reinhardsbrunn gestanden hatte, sank tiefer und tiefer. Und endlich löschte er ganz aus. Wie ein brausender Orkan war es über die deutschen Lande gefahren. Unter dem erlösenden Hauch der Reformation, die über Vieltausende von Gemütern wie ein Frühlingswetter gekommen war, sanken die Altäre in den Staub, die Mauern der Klöster, deren Insassen längst zu einem Geschlecht prassender Drohnen herabgesunken waren, brachen wie unter einer Brandung zusammen. Auch Reinhardsbrunn verschwand vom Erdboden, ward ausgetilgt wie ein häßlicher Flecken, der so lange das friedliche Bild dieses Waldthales getrübt hatte. Acht Tage nach dem Osterfeste 1525, ein Montag war's, da schlug auch für das Kloster die letzte Stunde. Achthundert Mann aufrührerische Bauern drangen in dasselbe ein, schmausten und becherten weidlich, plünderten nach Herzenslust und steckten dann die Abtei in Brand. Da ist denn von dem stolzen

Wartburgblick von der „Hohen Sonne."

Bau bis auf wenige Mauerreſte faſt alles umgekommen. Die prächtige Kloſterkirche mit ihren vierundzwanzig Altären, drei Orgeln und zwölf Glocken, eine reiche Bibliothek, alles ward ein Raub des wütenden Elementes. Dreißig Äbte hatten in der weniger durch Gelehrſamkeit und Wohlthun als durch Pracht und Reichtum berühmten Abtei geherrſcht. Nun war ſie eine Ruine geworden. Niemand baute ſie wieder auf. Reinhardsbrunn ward nach Einziehung der Kloſtergüter in ein kurfürſtliches Amt umgewandelt. Ein Amthaus entſtand, aus dem ſich ſchließlich ein Jagdſchloß entwickelte. 1827 wurden dann unter Herzog Ignaz Ernſt I, dem Vater des jetzt regierenden Fürſten, durch Hofbaurat Eberhard die alten Kloſter- und Schloßanlagen

in wahrhaft künſtleriſcher Weiſe im gotiſchen Stil umgewandelt; neue Teiche entſtanden, der entzückende Park, eine wahre Perle der Landſchaftsgärtnerei, wurde angelegt. Herzog Ernſt II hat dann durch den Anbau der prachtvollen Schloßkapelle, welche 1874 durch den berühmten Kanzelredner Schwarz in Gotha eingeweiht wurde, die Schöpfung ſeines Vaters vollendet. Der Thüringer Wald war um ein Kleinod reicher geworden. Unter den Fürſtenſitzen im Gebirge iſt Reinhardsbrunn nicht das ſtolzeſte, wohl aber das lieblichſte, ein zu greifbarer Wirklichkeit gewordenes Märchenbild.

Sobald die altersgraue Kloſtermauer, welche zum größten Teil noch heute Park und Schloß Reinhardsbrunn umfriedet, hinter uns liegt, tauchen bereits die erſten Villen von Friedrichroda am Fuße des ſteilen, dunkelbewaldeten Abtsberges drüben auf. Eine Viertelſtunde ſpäter halten wir jenſeits des ſchlichten Hauſes, in dem 1837 der um den deutſchen Buchhandel ſo hochverdiente Friedrich Perthes aus Gotha als erſter Sommergaſt in Friedrichroda einkehrte und das nun eine Gedenktafel ſchmückt, in Thüringens größter und wohl auch ſchönſter „Sommerfriſche“ Einzug. Nicht nur die balſamiſch-heilkräftige Luft, welche dieſen Waldbergen entſtrömt, hat Friedrichroda zu dem gemacht, was es heute iſt, auch die wahrhaft romantiſche Lage zwiſchen den ernſt aufragenden waldbedeckten Höhen, die verſchwenderiſche Fülle von landſchaftlichen Schönheiten, welche die gütige Mutter Natur ringsum ausſtreute, haben es vollbracht, daß Friedrichroda in verhältnismäßig kurzer Zeit alle anderen Badeorte Thüringens glänzend überflügelte. Über 8000 Sommergäſte finden ſich jetzt jedes Jahr hier zuſammen, und viele Tauſende Wandersleute halten hier Raſt, das zu genießen, was in den nachbarlichen Thälern, auf den prächtigen Bergkuppen an Liebreiz und Waldespoeſie ſich zuſammendrängt.

Wer Friedrichroda längere Zeit nicht ſah, wird es heute kaum noch wieder erkennen. Selbſt die Innenſtadt, die ſich tief auf der Sohle des Schilfwaſſergrundes ausdehnt, hat bedeutende Wandlungen zur Hebung ihres äußeren Bildes erfahren müſſen. Was aber iſt in dem letzten Jahrzehnt ringsum alles erſtanden! Ein dichter Kranz ſchmucker Villen, Gaſthäuſer legte ſich um die alte Berg- und Bleicheſtadt, phantaſtiſche, luſtige Sommerſitze kletterten die Bergwände empor, ſchmiegten ſich an ſtarre Felsgebilde, hier in eine tiefe, waſſerdurchplätſcherte Schlucht hineintauchend, dort zwiſchen ſtämmigem Hochwald ſich verlierend. Immer ſtolzer, immer maleriſcher entfaltete ſich das Stadtbild, wachſend mit ihm die Anziehungskraft dieſes thüringer Waldſtädtchens.

Die Überlieferung erzählt, daß Friedrichroda einſt unter Ludwig dem Bärtigen, dem Stamm- und Ahnherrn ſämtlicher ſächſiſcher Fürſtenhäuſer, gegründet worden ſei. Jedenfalls blieb es nicht allzulange unter dieſem Herrſchergeſchlecht. Ludwig der Springer, in Schulden geraten, verkaufte den Ort 1114 an Reinhardsbrunn. Da ſollte Friedrichroda denn einer ſchweren Prüfung nur mit knapper Not entgehen. Abt Richard hatte im Intereſſe der Kloſterſäckel 1209 dem jungen Städtchen das Marktrecht verliehen. Das kränkte die übrigen Städte des Landes, vor allem das nachbarliche Waltershauſen und Gotha, die ſich in ihren Rechten und Einkünften nicht ohne Sorge geſchmälert ſahen. Sie wandten ſich mit heftiger Be-

ſchwerde an Landgraf Hermann I. Derſelbe war wohl ein Freund der Minneſänger, nicht aber der Klöſter und ihrer frommen

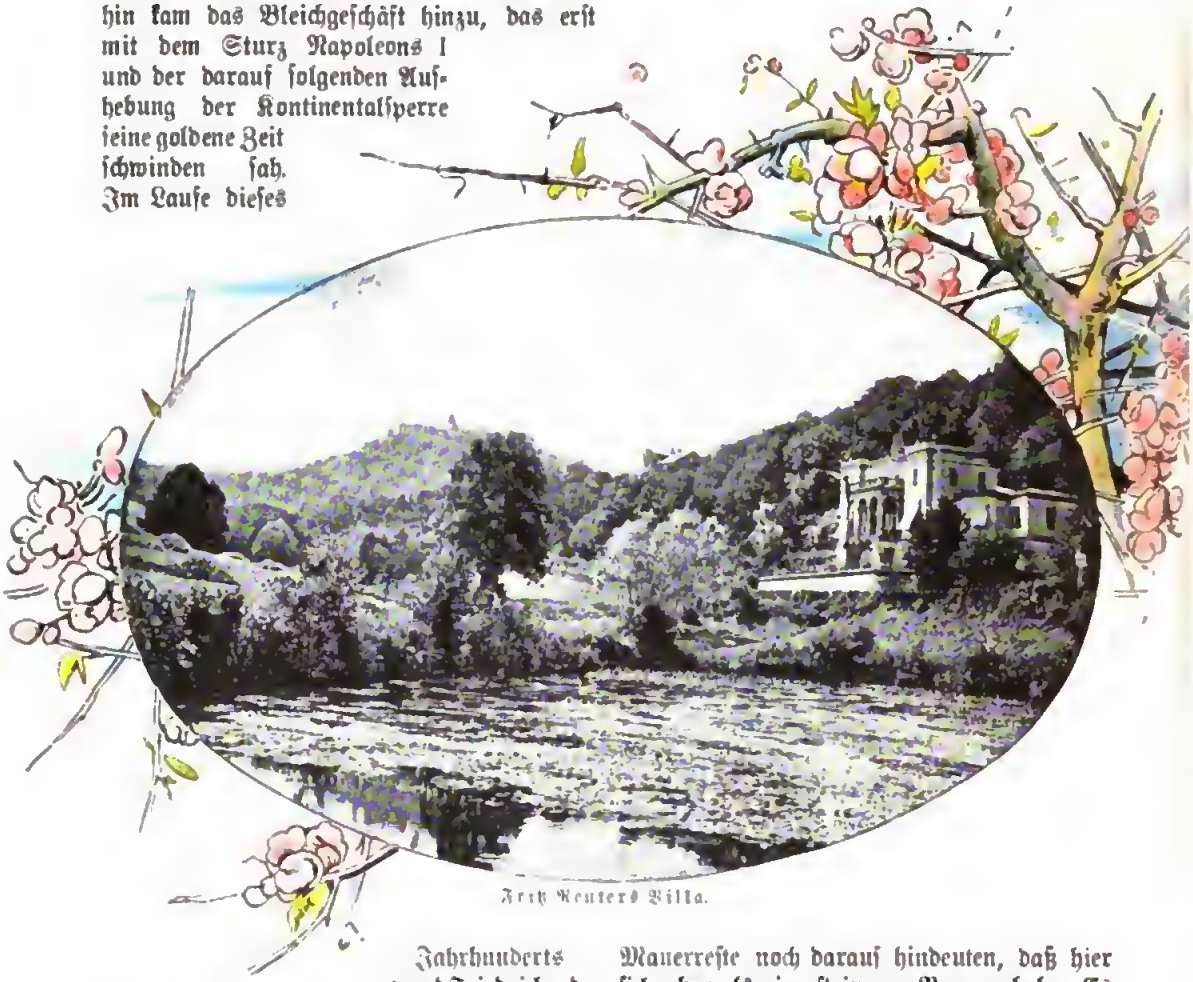
er nach ſeinem Tode 1216 auch nicht hier, ſondern im Katharinenkloſter zu Eiſenach beigeſetzt worden. Jetzt aber brach er mit

In der Drachenſchlucht.

Bewohner. Vor allem war ihm Reinhardsbrunn ein Dorn im Auge. Er mochte wohl die gleißneriſchen Betrüger und Gelderpreſſer durchſchaut haben. Seinem Willen gemäß iſt

Rittern und Reiſigen von der Wartburg auf, in der Abſicht, Friedrichroda bis in den Grund zu zerſtören. Doch der Abt warf ſich ihm zu Füßen, hob das Marktrecht

flugs wieder auf, Friedrichroda zahlte 40 Mark Silber an Buße und war gerettet. Es blieb ein Dorf, bis es endlich Kaiser Rudolf II im Jahre 1595 mit dem Marktrecht belehnte und dann zwei Jahre später zur Stadt erhob. Rindviehzucht, Frachtfuhrwesen und Bergbau gaben ihm eine gewisse Wohlhabenheit schon damals. Späterhin kam das Bleichgeschäft hinzu, das erst mit dem Sturz Napoleons I und der darauf folgenden Aufhebung der Kontinentalsperre seine goldene Zeit schwinden sah. Im Laufe dieses



Fritz Reuters Villa.

Jahrhunderts ward Friedrichroda eine große Waschküche für Norddeutschland, bis sich endlich das sommerliche Badeleben entwickelte, das schließlich alle anderen Interessen fast ganz zurückdrängte. Der Bergbau war schon in den Fünfziger Jahren still eingeschlafen. Als klimatischer Kurort feiert Friedrichroda heute große Tage. Sein Glanz und seine Bedeutung sind noch in stetem Aufsteigen und Anwachsen begriffen.

Oberhalb Friedrichroda, wo sich die letzten Hütten und Mühlen im Grunde langsam verlieren, steigt zu beiden Seiten je ein spitzkegeliger, fichtenbedeckter Berg empor: zur Linken der Gottlob, von einem Aussichtstempelchen gekrönt, gegenüber der Burgberg, welcher einst die Schauenburg trug. Von dem Herzogsweg über Friedrichroda leitet der Burgweg zu der Spitze des Bergkegels, dessen Gestaltung wie einige Mauerreste noch darauf hindeuten, daß hier sich ehemals eine steinerne Burg erhob. Es war der erste feste Sitz, den der Stammherr der sächsischen Fürstenhäuser, ernestinischer wie albertinischer Linie, sich hier erbaute und bezog, nachdem er das hölzerne Haus oberhalb dem heutigen Dorfe Altenbergen verlassen hatte. Heute denkt niemand mehr an diese Stätten und ihre geschichtliche Bedeutung, daß sie die eigentlichen Wiegen der Fürstenhäuser Sachsens gewesen sind. Der blendende Glanz, welcher seit mehr denn achthundert Jahren von der hehren Wartburg ausgeht, hat die Erinnerung auch an die Schauenburg vollständig verwischt.

Eine merkwürdige Begebenheit. Gemalt von B. Bautier.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Ludwig der Bärtige hatte bald nach der Taufe seines Sohnes Ludwig 1040 den Bau der Schauenburg begonnen. Vier oder fünf Jahre später siedelte er hier herüber. Ludwig II scheint es aber in dieser düsteren Wildnis nicht recht behagt zu haben. Auch sehnte sich sein Feuergeist nach Thaten, nach Ausdehnung seiner Macht. So errichtete er sich 1067 die Wartburg, deren Grund und Boden er sich durch Gewalt, Verrat und Meineid aneignete. Das alles hat aber das Volk nicht abgehalten, den „Springer" zum Lieblingshelden seiner vielen Sagen zu machen. Alle Untugenden verschwanden vor seiner ritterlichen Heldenhaftigkeit, seinem Wagemut und der glänzend-berauschenden Lebensführung. Nach der Schauenburg ist Ludwig dann wohl nur noch auf Jagden gekommen. 1114 verkaufte er die Veste an das Kloster Reinhardsbrunn. Sie zerfiel allmählich. Späterhin ist sie jedoch noch einmal als eine Raubburg adeliger Schnapphähne aufgebaut worden, bis sie endlich Markgraf Heinrich 1265 vollständig schleifen ließ. Seit jenen Tagen erhob sich hier kein Stein mehr auf dem andern.

Von der Schauenburg leitet, zum Hauptwege zurückgekehrt, ein stiller, steiler Weg mitten durch Hochwald in einer Stunde zur Tanzbuche, einer weiten, köstlichen Bergmatte (2261 Fuß hoch). Von Sturm und Winterschrecken wild zerrissene, ihrer Häupter beraubte, mächtig hohe Tannen starren in die Höhe, da und dort wölbt eine Buche ihre Wipfel, das ganze Bild eingerahmt von schweigenden Waldungen. Der Name Tanzbuche stammt nach einer Überlieferung noch aus jener Zeit, wo alljährlich zum Johannisfeste die Hirten der Umgebung sich hier droben zusammen fanden, um unter einer Riesenbuche ihre Tänze und Festlichkeiten abzuhalten.

Wir schreiten weiter. Buchenwälder zu beiden Seiten, ab und zu ein eingesprenkter Wiesenstreif, ein gluckerndes Bächlein, das sich unter Farrenbüscheln leise singend seinen Weg thalwärts sucht. Zur Linken türmt sich die hohe Wand des Großen Jagdberg auf, rechts ein freier Schlag, und darüber hinaus schweift jetzt das Auge mit Entzücken über die felseneingerahmten Thäler der Strenge und Laucha, über lange, grünwallende Bergzüge hinaus ins Land, hinüber bis zum Gelände der Hörsel. Noch einmal dichter Hochwald, dann betreten wir die breite Grenzwiese, über welche der Rennstieg, vom Jagdberg kommend, läuft, Gotha und Preußen (Hessen) scheidend. Aus der Tiefe zur Rechten klimmen die Wege aus den nach Tabarz ausstrahlenden Gründen herauf, gegenüber windet sich eine glatte Kunststraße nach Brotterode und weiter durch das Trusenthal nach Liebenstein.

Von der Grenzwiese, einer 2235 Fuß hochgelegenen Einsattelung des Gebirges, steigt der Rennstieg zu den Felsriffen der Reitsteine hinan, der einzigen Strecke am Rennstieg, wo dieser uralte, an fünfzig Stunden lange, zwischen Werra und Saale sich hinziehende Grenzweg den Charakter eines Weges einbüßt. Über Geröll, im Zickzack geht's den Felsen empor, der wie ein von der Natur vorgeschobener Altan südwestlich des Inselberges hoch über der Grenzwiese schwebt und ein umfassendes Bild über den Wald wie hinüber jenseits Brotterode zum Werrathal erschließt.

Von den Reitsteinen erreicht man in einer guten Viertelstunde die Kuppe des 2815 Fuß hohen Inselberges. Er nimmt in der Reihe der größten thüringer Berge erst die elfte Stelle ein. Trotzdem genießt er jedoch hinsichtlich der Schönheit seiner frei aus dem Kranze ihn umzirkenden Höhen, des mächtigen Rundblickes, den er gewährt, einen besonderen Ruf und ist seit langer Zeit das verhätschelte Lieblingskind weit und breit, zu dem man gern am Sonnabend Nachmittag hinanklimmt, des Sonnenunterganges sich zu freuen und am andern Morgen voll Andacht zu sehen, wie die Sonne im Osten aus ihrem Wolkenbett sieghaft strahlend emporrauscht.

Nach kräftiger Stärkung beim „Vater Langlotz" im preußischen Gasthause pilgern wir den Rennstieg jenseits hinab. Hier öffnet sich ein düsteres, wildromantisches Thalbild vom Venetianerstein bis zum Wintersteiner Grund, auf den glockenförmigen Drehberg; gegenüber fliegt von einem Steinwürfel das Auge über das von Qualm der Essen überschleierte Brotterode bis zum Werragrunde. Alte, bemooste, mit dem hessischen Kurhut geschmückte Grenzsteine grüßen uns, dann stehen wir auf einer Waldeshalde, auf der sechs Pfade münden: dem Dreiherrenstein. Thüringen, Hessen und Franken stoßen hier zusammen (Gotha,

Preußen, Meiningen). Viktor Scheffel hat in seiner „Aventiure“ in dem Gedicht „Der Rennstieg“ dieser Stätte ein prächtiges Denkmal gesetzt, das in den Schlußworten gipfelt:

„Ein Deutschland nährt den Thüring, Hessen, Franken,
Und echter Liebe setzt kein Markstein Schranken.“

Weiter geht's den alten Grenzweg hin. Eine Wiese überschreiten wir, die Hirschbalze. Nach Osten blicken wir ins thüringer Land, gegenüber begrenzen die blauen Berge der Rhön die Gaue des Frankenlandes. Seitwärts steigt ein Pfad nach Ruhla hinab, der lustigen, fleißigen Ruhl, welche seit vielen Jahrzehnten die ganze Welt, Heiden und Christen, mit Pfeifen versorgt. Zur Seite gipfelt der Gerberstein, ein zerklüfteter Porphyrkoloß, in die Höhe, ein tief poetisches Waldbild erschließend. Dann erreichen wir endlich die Glasbachwiese, ein Stück abwärts rieselt der Lutherbrunnen, daneben steht der letzte kümmerliche Rest der einstigen Lutherbuche, und ein spitztürmiges gotisches Denkmal erzählt dem Wanderer, daß hier am 4. Mai 1521 D. Martin Luther auf seiner Reise von Möhra nach Wittenberg von Reitern aufgehoben wurde, die ihn zur Wartburg in Sicherheit brachten.

Ein halbe Stunde ungefähr davon liegt die Sommerresidenz des kunstsinnigen Herzogs von Meiningen: Altenstein. Wer hier schon einmal gewandelt ist, der weiß, daß dieser Erdenwinkel ein lachendes Paradies voll Schönheit, Poesie und Erinnerungen ist. Von den Ruinen der Feste Altenstein oder aus den von blühendem Gerank überwucherten und überdachten Terrassen hinabzuschauen in das gesegnete Werrathal, wenn gegen Abend die Sonne hinter den Bergen der Rhön wie in Gold und Rosen niedertaucht, das bleibt noch lange im Gedenken. Hier auf dieser Feste hausten einst die Hunde von Wenkheim, ein mannlich-tapferes Geschlecht; dort auf dem Felsen, der aus Blumen hervorzuwachsen scheint, baute einst Bonifacius ein Kirchlein für die dem neuen Glauben zugeführten Schweinehirten der Umgegend. Da liegt der Kurort Liebenstein mit seiner fensterreichen Schloßruine, Marienthal, wo Fröbel die Kindergärten begründete, immer weiter dehnt sich das Bild, immer zahlreicher drängen sich Stätten der Geschichte und Erinnerungen aneinander. Wie herrlich steigt das neue Schloß Altenstein zwischen ehrwürdigen Baumgruppen und Wiesenteppichen aus blumengeschmückten Terrassen und rauschenden Brunnen empor!

Wieder geht's die schöne Kunststraße, in welche bis zur „Hohen Sonne“ der Rennstieg hier umgewandelt ward, durch köstlichen Buchenwald hin. Ab und zu begegnen uns fröhliche Wandersleute; Juchzer und Jodler klingen aus den seitlichen Thalgründen herauf und pflanzen sich von Berg zu Berg. Beim „Zollstock,“ einem markigen, vierarmigen Wegweiser, tauchen wir links in den Wald hinab, bald treten am Horizonte die Berge der duftverschleierten Rhön hervor, dann betreten wir das stille Thal der Ellna, die uns in einer halben Stunde nach Wilhelmsthal leitet, der Sommerresidenz des Burgherrn der Wartburg, des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach. Schlichte Vornehmheit ist das Charakteristische dieser Stätte, deren Zauber in dem prächtigen Park, dem blauschillernden See, dem das Ganze einschließenden Kranz stolz bewaldeter Berge liegt.

Von Wilhelmsthal geht's hinauf zur „Hohen Sonne.“ Steil ist die Straße, welche tief in die Felsen eingehauen werden mußte. Dies geschah noch zu Goethes Zeiten. Zum Ruhme seines Fürsten ward in die Felswand eine Marmortafel mit folgender Inschrift eingelassen:

„Des Wohlthaetigen Herrschers kräftiges Wort
gab den Wanderern hier sichere Straße aus wüsten Gebürgen.“

Die „Hohe Sonne,“ ein sehr beliebtes Gasthaus droben am Rennstieg, besitzt eine gewisse Sehenswürdigkeit, eine grüne Ecklaube, von welcher man die Wartburg, das Endziel unserer Wanderung, medaillonartig vom Walde eingefaßt, auf zackiger Felsstirn erblickt. Von der „Hohen Sonne“ wenden wir uns hinab in das liebliche Annathal. Quellen rieseln von allen Seiten heran, Blumen nicken, Vöglein konzertieren notenlos, mühelos, und uralte Bäume wölben ein Dach über den heimlichen Grund. Jetzt scheint er sich zu schließen, starre, feuchte, moosbedeckte Felswände treten eng zusammen, eine echte tiroler Klamm nimmt uns auf — wir pilgern durch die Drachenschlucht. Endlich begrüßen wir wieder das heitere Sonnenlicht und bald darauf treten wir in das herrliche, bis Eisenach sich hinziehende, von Villen, Gasthäusern, Ruhesitzen, Aussichts-

punkten wie überſäete Marienthal. Links windet ſich der Sängerweg empor. Den ſchlagen wir ein. Er iſt überreich an immer wechſelnden, zur Bewunderung hinreißenden Blicken hinab in das Marienthal, auf phantaſtiſche Felsgebilde, auf die rote Dächerſchar Eiſenachs und hinüber bis zum Gelände der Hörſel.

Da ruht das Hellthal rechts zu unſern Füßen. Hier ſammelte einſt Luther als „Junker Jörg“ Erdbeeren, dort in der hellglänzenden Villa mit italieniſchem Plattdach wohnte unſer Fritz Reuter, aus ſeinem geliebten, grünen Erdenwinkel trug man ihn am 15. Juli 1874 hinaus zum Gottesacker jenſeits des Bahnhofes.

Unſer Pfad windet ſich durch einen Hohlweg. Und dann liegt ſie vor uns in königlicher Pracht und Herrlichkeit, nur durch ein letztes Waldthal von uns getrennt, die Wartburg, Thüringens Palladium, die hehre Feſte, die wie keine andere Burg allen Deutſchen feſt und für immer ans Herz gewachſen iſt. Im Abendſonnenſchein blitzt das goldene Kreuz auf dem hohen Bergfrit, und ein Glanz huſcht über das Gemäuer der denkwürdigen Burg, wie ein ſtill geheimnisvolles Nachleuchten all der gewaltigen Erinnerungen, welche mit der Geſchichte der Wartburg verknüpft ſind. Hinauf zu ihr! Dort wollen wir träumen von Deutſchlands wunderſamem Geſchick und uns freuen des Frühlingstages, der drüben im Weſten nun bald zur Rüſte geht.

Apfelblüte.

(Abdruck verboten.)

In ſtillem Staunen ſtand ſie vor den Zweigen,
Die, geſtern noch in roter Knoſpen Pracht,
Heut ſchon, als ob durch Zauber über Nacht,
Im Schnee der weißen Blüten tief ſich neigen.

Weißt du das Rätſel nicht, mein holdes Lieb?
Es iſt der warmen Lenznacht Traum und Leben,
Die, ſtill verheißend üppig blühend Leben,
Die ſcheuen Knoſpen zur Entfaltung trieb.

Dir iſt das holde Wunder auch geſchehen!
Der Knoſpe gleich, die ſchüchtern ſich verſchließt,
So hab' ich dich zum erſten Mal geſehen.

Dann hat der Liebe Mund dich wach geküßt, —
Nun ſeh' ich dich entfaltet vor mir ſtehen,
Du ſüße, weiße Blüte, die du biſt!

Gräfin Hedwig Rittberg.

Themis.

Roman von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Der eigentümliche Zustand seines Gemüts lieh seiner Sprache etwas Eintöniges und Gedämpftes. Mathilde las darin die verhaltene Glut einer Zärtlichkeit, die ihrem liebebedürftigen Herzen außerordentlich wohl that.

So ein vornehmer Cavalier wußte doch anders zu reden, als die Vettern vom Militär, obschon der eine, der blonde Dragoner mit den Vergißmeinnicht-Augen und dem Grübchen im Kinn, ihrem Geschmack nach eigentlich hübscher war ... Nun, die Woche hatte ja sieben Abende — und so blieb ihr die Auswahl! Mit Hellmuth Gyskra sich allein zu begnügen, das war ihr nicht zuzumuten, schon deshalb nicht, weil er an ihrer Seite stets eine Art von Befangenheit — oder wie sollte sie's nennen? — bekundete, eine undefinirbare Scheu, gesehn und gegrüßt zu werden. Nicht ein einziges Mal hatte er sie in ein großes Theater geführt. Das ließ tief blicken! Auch in den Vorstadt-Theatern wählte er immer so abseits gelegene Plätze. Man sei dort so ungestört ...! Ja wohl —: ‚unbeobachtet' hätte er sagen sollen; unbeobachtet von jenem Teile des Publikums, der ihn vielleicht gekannt hätte. Die belebteren Straßen mied er geflissentlich, — und wo's denn nicht anders ging, da drehte er sich mit solcher Geschicklichkeit die Spitze des Schnurrbarts, daß die Hand ihm das halbe Gesicht verdeckte ...

Heute nur — das fiel ihr jetzt auf — schien er in diesem Punkt wie verwandelt. Breit und offen schritt er neben ihr her, frei sich umblickend, als frage er nicht die Spur nach jener Gesellschaft, zu der sie leider nicht zählte. Er bot ihr sogar jetzt mitten im vollsten Gewühl, unter den strahlenden Lichtern des Graud Hotel, seinen Arm. Sie nahm das für ein außerordentlich günstiges Zeichen. Sie wollte ihn warm halten.

In der That, Hellmuth *wünschte* jetzt mit Mathilde gesehen zu werden. Wenn sich etwas ereignete, was bedenklich erschien, so konnte ihm diese Intimität zum Nutzen gereichen; denn sie bedeutete gleichsam die Fortsetzung der von Mathilde irrtümlich unterstellten Fensterpromenade bei Otusch und Felgentreff, und somit eine gesteigerte Glaubwürdigkeit seines Alibi's.

Wirklich rief ihn jetzt eine Stimme an ... Es war Ottfried, der von der Burgstraße her den Margaretenplatz kreuzte und eben vor einer heransausenden Equipage auf die steinerne Insel mit dem mächtigen Kandelaber sich rettete.

Hellmuth trat mit Mathilde gleichfalls auf die erhöhte Rundung.

„Was?" rief Ottfried mit einem Blick auf das heftig errötende Mädchen; „sehe ich recht?"

„Ganz recht," versetzte Mathilde mit unnachahmlicher Keckheit; „ich bin's in eigner Person und wenn Sie sich schwarz ärgern!"

„Kleiner Schäker! Weshalb soll ich mich ärgern? Hältst Du mich etwa für eifersüchtig?"

„Das nicht. Ein Mann, wie Sie, der fünfundzwanzig zugleich hat, — und eifersüchtig! Und dazu noch auf mich! Aber Sie ärgern sich doch!"

„Na, Du mußt das ja wissen!"

„Bitte, nennen Sie mich gefälligst ‚Sie' und nicht ‚Du'!"

„Meinethalb ‚Eure Durchlaucht'!"

Hellmuth kämpfte inzwischen peinvoll mit seiner Verlegenheit. Er schwankte, wie er sich diesem höchst befremdlichen Ton gegenüber verhalten sollte. Schweigen und Lächeln war wohl das Rationellste.

„Wo geht's denn hin?" wandte sich Ottfried an Hellmuth.

„Ich denke, ins Marschall-Theater."

„So! Da wünsch' ich euch viel Vergnügen! Ich glaube, ihr amüsiert euch besser als ich!"

Dann setzte er in französischer Sprache hinzu:

„Sie haben sich ja ganz colossal verändert. Die Rücksicht auf Ihre Familie war sonst doch Ihr drittes Wort! Jetzt rennen Sie mit dem Mädchen da schlankweg in den Strudel hinein, als wären Sie Mann und Frau! Da, sehen Sie dort das kaffeebraune Coupé? Und das würdevolle

Gesicht, das sich so breit wider die Scheiben drückt? Das ist Teutschenthal, lieber Freund; ich glaube, er hat uns erkannt! Machen Sie, daß Sie fortkommen! Nehmen Sie lieber gleich einen Wagen . . .!"

„Nun, sind Sie fertig?" fragte Mathilde schnippisch. „So viel Französisch versteh' ich wohl noch, daß ich hier weiß, worum es sich handelt! Aber mein Doktor bleibt heute bei mir! Suchen Sie sich Jemand anders, wenn Sie in Ihre zweifelhaften Lokale wollen!"

„Du ereiferst dich ganz umsonst," lächelte Ottfried. „Die edle Selbstlosigkeit, die mich auszeichnet, würde mich schon um deinetwillen verzichten lassen, hätt' ich auch wirklich die Absicht gehabt, die du mir unterschiebst! Aber ich muß in Gesellschaft."

„Zu wem?" fragte Hellmuth.

„Pah, irgend ein dummer Kerl. Sie kennen ihn doch nicht!"

Er bot dem Freunde die Hand, nickte dem hübschen Mathildchen vergnügt zu und verschwand im Gedränge.

Hellmuth indes nahm eine Droschke, hob Mathildchen ritterlich in die Polster und sagte zum Kutscher:

„Marschall-Theater!"

Die Worte Stegemanns über die plötzliche Umwandlung seiner Anschauungen gab ihm zu denken.

War dieser Umschwung nicht auffällig?

Er stand just im Begriff, mit dieser neuen Erwägung sich abzumartern, als er auf seiner linken Hand die Finger Mathildens spürte.

Nun fiel ihm die Notwendigkeit ein, das Märchen von seiner unwiderstehlichen Sehnsucht weiterzuspinnen. Ein wenig hastig erwiderte er die heimliche Liebkosung. Bald aber ward ihm die Kunst zur Natur. Einem wirklichen Herzensbedürfnisse folgend, legte er seinen Kopf seufzend an ihre Schulter und schloß die Augen. Ein unendlicher Drang nach Rast und Geborgenheit überwältigte ihn. Daß die Schulter, an der er hier ausruhte, einem thörichten, hohlen, und leichtsinnigen Mädchen gehörte, fiel ihm nicht ins Gewicht. Im Gegenteil: es würde ihm widerstrebt haben, mit der gleichen Vertraulichkeit etwa an Sascha zu lehnen. Trotz der Erwägungen seines Verstandes kam er sich immer noch vor wie ein Frevler, der eine Unthat zu sühnen hat, wie ein Befleckter, für den keine Stätte ist an der Seite der Reinen. Die Sünderin da, deren Atem er fühlte, deren Herzschläge in sein Ohr drangen, — sie war just die rechte Gesellschaft für einen Vogelfreien, Verfehmten . . .

Und nun erfüllte ihn auch eine Regung des Dankes gegen dies Mädchen, das ihm durch jenen Irrtum einen so mächtigen Trost gewährt hatte, das ahnungslos einen Wall gebaut, der im Notfall ihn decken konnte. Es war ihm zu Mute, als sei sie inmitten dieser feindlichen Stadt, die demnächst über ihn herfallen würde, das einzige lebende Wesen, das unbewußt seine Partei ergriff.

So umgab er sie denn während des ganzen Abends mit einer Art stiller Verehrung, die frei seiner Seele entquoll, und doch vom rein sachlichen Standpunkt äußerst zweckdienlich war.

19. Kapitel.

Es schlug Mitternacht, als Hellmuth, vom Marschalltheater heimkehrend, die Hausthüre aufschloß.

Der Himmel hatte sich etwas bewölkt, der Wind gelegt; alle Dinge verschwanden in einer sommernacht-ähnlichen Dämmerung.

Eh' er den Schlüssel herauszog, warf Hellmuth noch einen scheuen, staunenden Blick die vereinsamte Straße hinunter.

Da drüben lag die Villa des Amerikaners mit ihrem Renaissance-Gitter und den zierlichen Marmorgestalten hinter dem Springbrunnen; — dort das dreistöckige englische Pensionat mit der großen Veranda; — weiter hinaus der Garten des reichen Fabriksbesitzers, die himmelhoch ragenden Eschen und Eichen: — lauter wohlbekannte Bilder und Eindrücke, gleichsam das tägliche Brot seines Auges, wenn er droben am Fenster des Laboratoriums stand. — Und doch kam ihm dies alles so neu, so verändert vor, als hätte er jahrelang fern von der Stadt geweilt! Zwischen der Stunde, da er heute durch diese Thüre hinausgeschritten und der Stunde der Rückkehr schien eine Welt zu liegen.

Alles im Hause schlief. Wenigstens hatte er nirgendwo Licht bemerkt. — Langsam und leise trat er nun in die Hausflur, schloß wieder ab, und nahm die Handlampe, die ihm das Stubenmädchen hinter den Pfeiler gestellt hatte. Wie er die Treppe

hinauf stieg, war ihm zu Mute, als sei dies Lämpchen die stereotype Blendlaterne des Einbrechers, gefolgt von Dietrichen, Brechstangen und Revolvern ... In der That trug er ja eine Mordwaffe bei sich, die ihm während der ganzen Vorstellung im Marschall-Theater wie ein Alp auf die Brust gedrückt ...

Nach seiner Trennung von dem schauluſtsprühenden Mädchen hätte er gern das schreckliche Instrument von sich geworfen —: aber er wagte das nicht. Wenn irgend Jemand ihm nachkam: ‚Sie haben das eben verloren ...‘, oder wenn ihn vollends ein Schutzmann zur Rede stellte: ‚Was schleudern Sie da über die Mauer?‘ ...: war dann nicht sofort ein Zusammenhang zwischen dem Bleischläger und der längst vielleicht schon entdeckten Unglücksthat im Gothengehölz hergestellt?

So hatte er denn die Waffe mit einer gewissen Krampfhaftigkeit an sich gepreßt, von der heimlichen Furcht gequält, sie könne ihm bei einer unverhofften Bewegung zufällig aus der Tasche gleiten.

Seine lebhafte Einbildungskraft verlieh jetzt diesem Bleischläger eine Art gespenstischer Individualität, die Persönlichkeit eines Unholds, der nach Laune und Lust mit ihm umsprang; der ihn zu dem grausigen Schlag teuflisch verlockt hatte, und nun darauf sann, wie er so tückisch als irgend denkbar das Geheimnis an den Tag bringen möchte.

‚Du sollst nicht töten,‘ schien der Dämon zu murmeln, ‚und du hast dennoch getötet! Ich bin dein Mitwisser, dein Helfershelfer, dein Bruder in Satanas —: also behandle mich brüderlich, oder ich stürze dich ins Verderben! Wegwerfen willst du mich? Und du hast mich noch nicht einmal eines Blickes gewürdigt! Vielleicht klebt ja nicht nur im bildlichen Sinne, sondern buchstäblich Blut an mir! Vielleicht habe ich einen Teil dieses Blutes an deine Rocktasche abgegeben! Mich dünkt, es müßte dir interessant sein, hierüber ins Klare zu kommen!‘

Hellmuths überreiztes Gehirn dachte dies wirklich in so eigentümlich selbstironischer Form. Der Einfall, daß er Blutspuren an sich trüge, die ihn verraten möchten, war ihm bis jetzt nicht gekommen. Das Lämpchen schwankte in seiner Hand. Er nahm einen Anlauf, um die Treppe, je zwei Stufen auf einmal, hinan zu stürmen. Er wollte Gewißheit haben.

Dann unterbrach er diese plötzliche Hast.

„Vorsicht, Vorsicht!“ hauchte er durch die Zähne. „Ich habe noch viel zu lernen, bis ich das Stadium der Stümperschaft überwunden habe!“

Langsam schreitet er weiter.

Er schließt die Thüre zum Korridor auf und begibt sich in sein Studierzimmer, das er alsbald verriegelt.

Hiernach steckt er die beiden Kerzen an und trägt sie auf den Tisch vor dem Sofa.

Er lauscht.

Kein Ton ist vernehmbar, als das Ticken der Pendeluhr.

Er steht einen Augenblick unschlüssig; dann öffnet er wieder und tritt auf den Vorplatz.

Er will sich von draußen her überzeugen, ob die Thür keine Risse und Spalten hat. Man kann ja nicht wissen, ob nicht Lene, das Stubenmädchen, die oft spät noch in ihrer Kammer wach sitzt, auf den Einfall gerät, heimlich herumzuschnobern. Und wenn sie dann irgend was schimmern sieht ... Horchen und spionieren, das thun sie ja ohne Ausnahme, — nicht nur die klatschbegierigen Dienstboten, sondern wer immer bei seinen Mitmenschen ein Geheimnis vermutet ...

Alles ist dunkel. Doch nein: links oben gewahrt er einen blinkenden Punkt. Das Getäfel ist da ein wenig geborsten ...

Er wendet sich um.

Drang nicht da hinten am äußersten Ende des Korridors ein beweglicher Schein aus der Kammer? Bestimmt, das Frauenzimmer saß noch beim Nähen, — oder beim Schreiben von Liebesbriefen!

Er spähte atemlos. Das eigentümliche Flimmern währte auch jetzt noch fort, wie er die Augen schloß. Himmel und Hölle! War's denn unmöglich, dieser Aufregung Herr zu werden?

Er trat wieder ein und verriegelte nun die Thüre zum zweitenmale. Das kleine haarbreite Spältchen hatte er bald entdeckt. Er nahm aus der Briefmarkenschachtel ein Stückchen gummierten Papiers, um es darüber zu kleben. Dann fiel ihm was Besseres ein. Er legte das Stückchen Papier in die Schachtel zurück, hing seinen Paletot, der auf dem Sofa lag, über den Knopf der

Thürangel und zwängte den Zipfel durch die Öffnung des Schlüsselgriffs.

Nun erst glaubte er wieder frei atmen zu dürfen.

Leise, als fürchte er Emmy zu wecken, — trotz der massiven Wand, die zwischen seinem Bereich und dem ihren lag —, holte er aus dem mittleren Schubfach des Schreibtisches einen Bogen Papier, breitete ihn auf den Sofatisch, setzte sich, nahm den Totschläger aus der Tasche und legte ihn auf den Bogen. Glühenden Angesichts wandte er das Instrument hin und her. Da war nichts zu bemerken. Die lackierte Umspinnung war unbeschädigt und ohne Flecken.

Zu allem Überfluß zog er nun auch den Rock aus und kehrte die Brusttasche um. Auch hier fand er nicht die geringste Spur. Gott sei Dank! Die Notwendigkeit, waschen und tilgen zu müssen wie ein Bandit, der meuchlings ein Opfer geschlachtet, wäre ihm furchtbar gewesen!

Eine Sekunde lang blitzte es vor ihm auf: ‚Der Schlag war also doch nicht gar so entsetzlich, wie es den Anschein hatte! Burckhardt lebte vielleicht . . .!‘ Sofort aber grauste ihm vor dem gleißenden Trug. Ein so lockendes Hirngespinst war nur geeignet, die Kraft seiner Selbstbeherrschung zu untergraben.

Hellmuth sann und sann, was er nun mit der Todeswaffe beginnen sollte. Er hätte niemals geglaubt, daß es so schwer sei, in dieser unermeßlichen Welt einen Gegenstand los zu werden, den man bedrückend fand! Dutzende von Möglichkeiten tauchten ihm auf, und alle verwarf er wieder. Er wollte ins Feld gehn, morgen in aller Frühe, nach Graudiz hinauf, und irgendwo den Bleischläger in die Ackerkrume hineinbohren; er wollte sich auf die Karlsbrücke stellen und das Instrument in den Strom werfen; immer jedoch drängte sich — ganz wie vorhin beim Nachhausegehen — die Frage dazwischen: ‚Wenn du bemerkt wirst . . .?‘ —

Hier in das Schubfach mochte er die Waffe nicht legen; ein thörichter Zufall konnt' es ja fügen, daß jemand daran ging, und dies Schubfach war nicht verschließbar.

Die vier andern jedoch, deren Schlüssel er bei sich trug — nein, erst recht nicht! Gerade die scheinbar sicheren Verstecke reizen zum Nachstöbern! Die Eventualität einer Haussuchung schwebte ihm vor . . . Dann würden alle verschlossenen Fächer amtlich geöffnet werden . . .!

Sein Kopf brannte.

Das Einfachste war, wenn er das Ding da zerstörte . . .

Im Laboratorium hatte er ja die Mittel dazu und die Werkzeuge. Die Umspinnung des Totschlägers war mit dem Messer zu lösen und konnte dann mit dem Rohrgriff verbrannt werden; die Bleibestandteile ließen sich einschmelzen . . .

Auch diesen Plan verwarf Hellmuth nach kurzer Frist. Er hätte im Laboratorium Licht machen, eine Weingeistflamme entzünden, Gerüche und Schwalche hervorbringen müssen, die vielleicht hinaus in den Korridor drangen und vorhielten bis zum Morgen. Seit Wochen hatte er keinen Tiegel berührt. Was sollte man denken?

Von neuem begann er zu grübeln, — und je länger er sann, um so weniger konnte er zum Entschluß gelangen. Zwei ängstliche Wünsche kämpften in seiner Brust: das Instrument zu beseitigen, und das Instrument doch wieder innerhalb seiner Machtsphäre zu behalten, es nicht dem blinden Geschick in die Hand zu spielen, das auf dem Weg einer ihm selbst nicht klaren Combination ihn verraten konnte.

Es schlug eins, halb zwei. Immer noch saß er wie angewurzelt.

Plötzlich tagte ihm die Erkenntnis, daß es unmöglich sei, alle Schwankungen und Verwickelungen des Zufalls vorauszusehn. Dies krankhafte Prüfen, dieser verzehrende Drang, mathematisch genau zu rechnen, mußte ihn aufreiben.

Ein störrischer Trotz überkam ihn.

„Raff' dich empor!“ sagte er zu sich selbst. Sein Gebahren schien ihm jetzt abgeschmackt. „Ich *will* nicht zittern!“ rief es grollend in seiner Brust. „Ob ich gefehlt und gesündigt habe —: ich weiß es nicht; jedenfalls hab' ich's in dieser entsetzlichen Stunde reichlich gebüßt! Ich spreche mich frei! Ich wahre mich gegen das blöde Gespenst einer Schuld, die das Schicksal mir aufgeladen! Furchtlos und geradeaus thu' ich und lasse ich, was ich für klug halte! Bricht dann das Unheil über mich her —: wohl, so kann ich's nicht ändern! Fort mit dieser schleichenden Unlust, die mir das Hirn vergiftet! Es ist ein Kampf, wie

Hunderte ihn gekämpft haben: auch er wird vorübergehn!"

Und nun steht er auf, ergreift den Bleischläger und tritt damit, einer plötzlichen Eingebung folgend, vor eins seiner Bücherregale.

Niemand — das ist ja geheiligte Vorschrift — darf diese Bücher hier anrühren; Kleeberg nur nimmt sie allvierteljährlich einmal heraus, um sie abzustäuben und die Gestelle zu reinigen. Den Tag aber, an dem dies geschieht, bestimmt Hellmuth selbst, — und erst vor kurzem hat das Faktotum die Abstäubung ja besorgt. Da hinter den kleinen Oktavbänden links in der Mitte ist ein Platz für die Waffe. An dieser scheinbar so exponierten Stelle würde kein Mensch, und wenn er den stärksten Verdacht hätte, das Werkzeug vermuten. Verfolgte, die man in allen Häfen Europa's und Amerika's suchte, haben sich manchmal unbehelligt inmitten der Stadt, von der die Verfolgung ausging oder ganz in der Nähe auf einem Bauerndorf aufgehalten. Im Finstern, unter den Platten des Kellers forscht man nach verscharrten Beweisstücken, nicht aber da, wo alle Welt Zutritt hat.

Er holt zwei Bände heraus, unten am Rückteil ziehend, um nicht den Staub auf dem Schnitt zu verwischen, legt den Bleischläger fest an die Wand und fügt die Bände dann wieder vorsichtig ein.

So! Die Reihe steht nun so harmlos wie immer!

Er nimmt nun den Paletot von der Thürangel, löscht die eine der beiden Kerzen, und geht mit der andern ins Schlafzimmer.

„Ich wußte ja," denkt er, „daß ich die Rolle des Hundes, der seine Prügel fürchtet, nicht lange aushalten würde."

Er entkleidet sich rasch.

Eine Weile noch brodelt es in dem erschöpften Gehirn. Er kann nicht zur Ruhe gelangen. Bald sieht er die Reckengestalt Burckhardts, wie sie den Stein erhebt; bald sieht er sein eignes blasses Gesicht vorquellenden Auges über die Leiche gebeugt; bald endlich die Börse, die ihm schaurig entgegenklafft, wie ein gähnender Sarg.

Dann aber legt sich ihm eine Hand auf die Stirne — schwer und dennoch unsäglich wohlthuend und beschwichtigend. Die Stimme seines geliebten Vaters tönt ihm ans Ohr; es ist, als schritte er wieder, ein Knabe, neben dem teuren, verehrungswürdigen Manne einher und sähe die grünenden Felder, die Hügel, die leuchtende Frühlingssonne, die alles drinnen und draußen mit himmlischer Reinheit umflutet . . .

Er schläft.

20. Kapitel.

Als Hellmuth am folgenden Morgen erwachte, zeigte die Pendeluhr seines Arbeitszimmers, die er vom Bett aus erblicken konnte, halb elf. Er hatte mit der krampfartigen Dumpfheit eines Menschen geruht, der sich instinktiv von der Erscheinungswelt abkehrt, weil er nichts Frohes und Fröhliches von dem Tag zu erwarten hat.

Auf sein Klingeln trat Kleeberg herein.

Hellmuth ließ sich das Frühstück in sein Studierzimmer bringen, wie er dies sonst wohl gethan, wenn er tief in der Arbeit steckte und seinen Geist nicht vorab zerstreuen wollte.

„Machen Sie rasch, Kleeberg!" sagte er eifrig. „Nun geht's wieder los! Doktor Altenhöfer hat mich ersucht, eine Reihe schwieriger Experimente zu übernehmen. Während ich frühstücke, kehren Sie's Laboratorium! Sie haben sich's letzthin gar zu bequem gemacht!"

Der Flickschneider suchte sich gegen den Vorwurf der Lässigkeit zu verteidigen.

Hellmuth winkte ihm ab. Die Frage beschäftigte ihn, ob er nicht etwa zu weit gegangen, indem er zu seinem Faktotum von wissenschaftlichen Aufträgen und Projekten sprach.

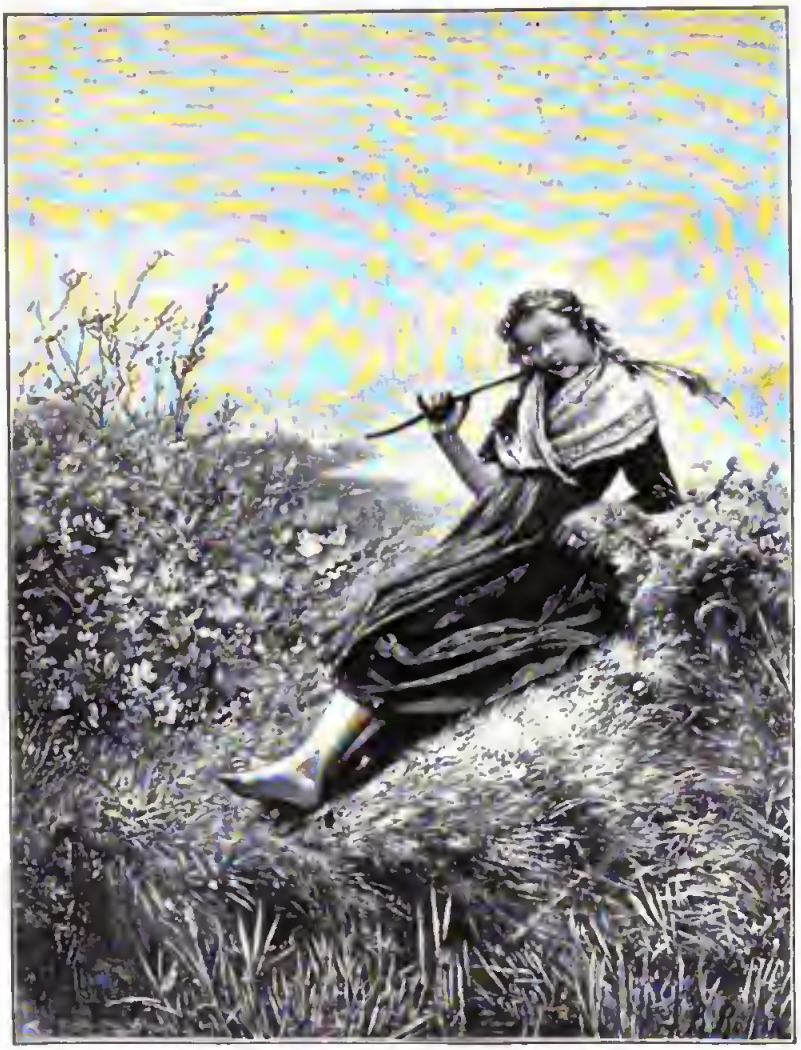
Hatte er früher so mit Herrn Kleeberg gestanden?

Es war merkwürdig, wie schwer man sich des Vergangnen entsinnen konnte, wenn's darauf ankam . . .

Natürlich! Gewiß! Er hatte ihm oft gesagt: ‚Kleeberg, scheuern Sie hier die Retorte! Ich brauche sie für die Destillation meiner Quecksilberlösung!' . . .: oder: ‚Kleeberg, spülen Sie hier die Probiergläser; ich brauch' sie nachher bei der Analyse!'

Immerhin war das nicht ganz identisch mit dem Eifer, den er jetzt eben bekundet hatte, um die plötzliche Wiederaufnahme seiner Arbeit zu motivieren . . .

Hellmuth nahm sich an der Hand dieser kleinen Erfahrung vor, künftighin lieber ein



Gansetrieb. Gemalt von A. A. Böhm.

Wort zu wenig, als eines zu viel zu sprechen. Übertriebene Schweigsamkeit war bei seiner Veranlagung minder verdächtig, als übertriebene Redseligkeit. Schweigend konnte er für zerstreut gelten; schwatzend machte er den Eindruck der Aufgeregtheit.

Das Frühstück kam. Hellmuth trank eine Tasse Thee und zerbröckelte eine Semmel, während vom Laboratorium her das leise Herumwirtschaften Kleebergs vernehmlich war.

Kleeberg hatte sofort Emmy davon in Kenntnis gesetzt, daß ‚der Herr Doktor wiederum gründlich am Werke sei.' — Hellmuth wußte nun, daß niemand ihn stören würde, bis man zu Tisch ging. — Das war Tradition. — Sämtliche Wohnungsinsassen hatten vor Hellmuths wissenschaftlicher Thätigkeit einen unheimlichen Respekt. — Emmy vorab, die vom Beruf eines Chemikers nur eine sehr unklare Vorstellung hatte, blickte auf Hellmuths Laboratorium wie auf die Werkstätte eines Schwarzkünstlers, dessen Kreise man ja nicht stören darf.

Noch nie war Hellmuth von dieser Geschütztheit gegen das Eintreten seiner Angehörigen so erbaut gewesen, wie jetzt. Er fühlte sich zwar im Vergleich mit gestern stark und gesammelt: trotzdem dünkte ihm jeder Augenblick, den er noch auf die Schulung seines Empfindens verwenden durfte, Gewinn, zumal er sich sagte, daß man ihm bei der ersten Begegnung ja mitteilen konnte, Fritz Burckhardt sei aufgefunden.

Kleeberg entfernte sich.

„Wenn ich Sie brauche, werde ich klingeln," rief Hellmuth ihm nach.

„Ganz zu Dero Befehl," sagte der Flickschneider. „Wenn Sie gestatten, werd' ich zunächst mich der gestrigen Kleider bemächtigen."

„Nein, lassen Sie nur! Ich will nicht gestört sein."

„Sonst hätt' ich die Kleider ja auch in die Kammer gehängt ... Aber wie Sie verordnen! Wünsche gesegneten Vormittag!"

Hellmuth schritt eine Weile nun auf und ab. Es lag ihm noch eine Schwere in allen Gliedmaßen, die er beseitigen wollte.

Er trat in sein Laboratorium und öffnete einen Fensterflügel. Der Tag war dunstig und mild. Ein ungestümes Verlangen erfaßte ihn, aus der Engigkeit dieser Räume hinaus zu wandern, — dort auswärts in der Richtung von Graudiz, wo die Felder so einsam lagen, so friedlich und ruhig. Aber das stimmte ja nicht in den Plan, den er sich vorgezeichnet!

Tief atmend ging er an seinen Schreibtisch und holte aus einem der Schubfächer die Manuskripte des alten Chemikers, die dort seit Wochen wie eingesargt lagen, und nun so wider Erwarten zu Ehren kamen. Eine Staubwolke stieg ihm entgegen, als er das umfangreiche Paket auf die Tischplatte schlug. So lange also war das schon her ...!

Er löste die Schnur und suchte sich in den zahllosen Heften und Blättern zu orientieren.

Das waren umfassende Arbeiten, die sich ihm hier enthüllten, Denkmale eines unendlichen Fleißes, einer nicht alltäglichen Intelligenz, einer stark entwickelten Phantasie.

Zuerst fiel es ihm schwer, seine Gedanken beisammen zu halten. Mitten unter den chemischen Formeln tauchten ihm Bilder auf, deren Zudringlichkeit ihn erschreckte, Bruchstücke seiner jüngsten Erlebnisse, Momente, die oft nicht einmal von besonderer Wichtigkeit waren, aber trotzdem die Anschaulichkeit einer Vision hatten. Jetzt befand er sich auf der Insel des Margaretenplatzes, in dem Augenblicke, als Ottfried daher kam; jetzt in der Stube Sascha's, wie draußen die Schritte ertönten; jetzt im Marschall-Theater, wie ihm Mathilde die Hand auf den Arm legte und strahlend die Worte rief: „Du, das ist sein!"

Nach Verlauf einer Stunde jedoch gelang es der stets erneuten Anspannung seiner Willenskraft, diese Bilder zu scheuchen und eine der Arbeiten Doktor Altenhöfers — die erste — aufmerksam zu studieren. Nur ein leiser Druck über der Herzgrube mahnte ihn noch an das, was ihn ängstigte. Mehr und mehr packte ihn die geniale Folgerichtigkeit dieser Experimente, die, alle von e i n e m Gedanken getragen, vorläufig nur darauf abzielten, den Weg zu entdecken, auf welchem nach langer, mühseliger Forscherarbeit das ferne Ziel möglicherweise erreicht werden konnte.

Er las die zweite, die dritte Arbeit. Hier drängte es ihn sogar, an den Rand des Altenhöferschen Manuskriptes eine Bemerkung zu schreiben. Ein blitzähnlicher Einfall war ihm gekommen, eine logisch

nicht zu begründende Intuition: ‚Altenhöfer hat übersehn, daß die Straße nach links abbiegt; er schreitet gradaus! An dieser Stelle da wirst du nun weiter forschen; hier winkt dir die Lösung!‘

Aber die Freude war nur von kurzer Dauer. Schon auf der nächsten Seite ergab sich, daß auch Altenhöfer nach dieser Richtung gesucht hatte, und daß auch hier der Weg in eine Sackgasse auslief.

Hellmuth fühlte sich wieder beklommen. Das Studium der Manuskripte, so interessant es war, zeitigte doch allmählich Empfindungen, die dem Gemütszustand eines Lesers in Hellmuths Lage nicht förderlich waren. Dies unaufhörliche Tasten, dies Umherwandern im Gewirr labyrinthischer Gänge, dies ewig erneute Aufprallen wider ein Hindernis war ja beinah' ein Gegenstück zu der Rastlosigkeit des Verfolgten, der keuchend sich müht und sich dennoch vergeblich müht.

„Er macht mich verrückt, dieser stahlharte Sisyphus!“ rief Hellmuth emporspringend.

Er packte die Hefte zusammen, umwand sie mit der blauseidenen Schnur und legte sie wieder ins Schubfach.

Halb eins!

Er hielt es nun doch für zweckmäßig, wenn er da drinnen im Laboratorium irgend etwas in Scene setzte. Kleeberg sollte heut' Nachmittag handgreifliche Spuren der wieder aufgenommenen Arbeit vorfinden; vom bloßen Studium der Manuskripte da merkte man nichts.

Hastig ging er an's Werk. Er nahm das erste, beste Experiment vor, das ihm just einfiel.

Da stand in einer verschlossenen Flasche Chlorkalk. Er schüttete einige Gramm davon in eine Schale aus starkem Porzellan und zerrieb es mit dem dreifachen Quantum Wasser.

Ein schwacher Geruch von unterchloriger Säure verbreitete sich im Laboratorium und strömte wie eine Botschaft der neu begonnenen chemischen Thätigkeit durch das Studierzimmer auf den Korridor.

Hellmuth goß dann die Mischung in eine große Retorte, setzte Alkohol zu und erwärmte das Ganze auf fünfzig Grad.

Mit einem Behagen, von dessen Ursache er sich selbst nicht Rechenschaft gab, sog er den eigentümlichen, immer stärker werdenden Dunst ein. Es war ihm, als biete der eine Art Bürgschaft dafür, daß keiner von seinen Angehörigen auch nur entfernt daran denke, ihn mit dem Tode Fritz Burckhardts je in Verbindung zu bringen. —

Nach einer Weile unterstützte er die Destillation durch starkes Erhitzen. Aus dem zweischichtigen Destillat löste er das Chlorcalcium und trennte hiernach das Chloroform, das er hergestellt hatte, von der wässerigen Flüssigkeit.

Nun erübrigte noch die Behandlung mit concentrierter Schwefelsäure und die Rektificierung.

Hier aber ward er durch Emmy gestört, die ihn zu Tisch rief.

Wär' es ihm wirklich um die kunstgerechte Vollendung seines Experimentes zu thun gewesen, so hätte er natürlich der Aufforderung seiner Schwester nicht Folge geleistet. Jetzt aber sagte er nur der Form halber: „Noch fünf Minuten!“, schob das unfertige Produkt beiseite, wusch sich die Hände, und vertauschte den Laboratoriumskittel mit seinem Hausrock.

Über den Korridor schreitend, hörte er durch die geöffnete Thüre des Speisezimmers die klare, volltönige Stimme des Vaters.

Einmal noch krampfte sein Herz zusammen; dann aber lieh ihm die unmittelbare Nähe der Gefahr — und für eine Gefahr nahm er ja schon die Möglichkeit, der Tod Burckhardts könne erwähnt werden — eine Gelassenheit, die er sich selber nicht zugetraut hatte. Er kam sich vor wie der unfertige Schwimmer, den man ins Meer schleudert. Nun bleibt ihm nichts übrig: ‚Zeig', was du kannst, oder du bist verloren!‘“ — Und er fühlte, daß er bestehn würde.

Schon dreiviertel auf drei! Auch Herr Gyskra war stark verspätet. Er saß jetzt behaglich in seinem Sessel und nickte dem Sohn, der auf ihn zutrat und ihm grüßend die Hand bot, freundlich entgegen.

Was lag nicht alles in diesem väterlich warmen Blick! ‚Gott sei Dank, daß ich nun wieder einmal gelandet bin — bei euch, die ihr mein Glück, mein Asyl seid! Da draußen geht es so hart und so lieblos her: — bei euch aber, wenn ich mich an den ewigen Schäden der Menschheit müde

gearbeitet, finde ich Rast und Erquickung und tröstende Harmonie!'

Frau Gyskra schöpfte die Suppe auf. Emmy goß ihrem Vater und ihrem Bruder ein Glas Bordeaux ein.

Im Verfolge gleichsam der unausgesprochnen Gedanken, die ihn erfüllt hatten, sagte der Ober-Staatsanwalt:

„Ein bewegter Vormittag heute! Ich bin noch kaum zu mir selbst gekommen!'

Hellmuth wollte sich eifrig über die Suppe hermachen. Eine Ahnung ergriff ihn: jetzt kommt's! Er fiel sich jedoch rechtzeitig in die Zügel, tauchte nur langsam den Löffel ein und fragte dann ruhig:

„Was hat's denn gegeben?"

„Ein schweres Verbrechen. Ein Unglück, das uns alle insofern angeht" — (Hellmuth atmete kaum) — „als wir das Opfer persönlich gekannt haben. Übrigens — lebt Ihr denn hier auf dem Dorfe? Alle Welt ist ja voll davon!"

Wie um die Spannung zu steigern, machte er eine Pause und führte sein Glas zum Munde, während Frau Gyskra und Emmy und nach ihnen auch Hellmuth erklärten, sie wüßten nicht das Geringste und brennten vor Neugier.

„Nun," sagte der Ober-Staatsanwalt, „eine Stunde, nachdem ich in mein Büreau kam, ward mir die Meldung, man habe den Maler Fritz Burckhardt im Gothengehölz tot und beraubt gefunden."

„Unglaublich!" rief Hellmuth, dem die Angst seines Herzens den richtigen Ton verlieh.

Emmy war blaß geworden.

„Das ist ja schauderhaft!" sagte sie. „Burckhardt tot? — Dieser jugendkräftige Mensch! — Mein Bräutigam kannte ihn ziemlich genau. Allerdings, in der letzten Zeit sind sie — ich weiß nicht warum — auseinander gekommen. Aber ein fleißiger Künstler soll er gewesen sein, und ein großes Talent!"

„Laß doch jetzt den Papa mal reden!" fiel ihr die Mutter ins Wort.

„Die Sache ist bald erzählt," hub der Ober-Staatsanwalt wieder an. „Heute beim Morgengrauen hat der Waldhüter Lerse, der durchs Gehölz pirschte, den Leichnam entdeckt. Die linke Schläfe ist ihm zertrümmert, und zwar, wie der Gerichtsarzt Paulitzky versichert, ganz ohne Zweifel durch einen Schlag, der von hinten geführt wurde. Die leere Börse des Opfers fand man unweit des Thatorts. Also Indicien genug zur Annahme eines Raubmords. Diese Annahme ist denn auch durch ein weiteres Ereignis fast zur Gewißheit geworden."

Er hielt inne. Aller Augen hingen an seinem Munde. Hellmuth studierte in einem unbewachten Moment das Gesicht seiner Schwester, als wolle er sich's zum Modell nehmen.

„Ja, es ist wunderbar," sagte Herr Gyskra mit feierlicher Betonung, „wie das Schicksal mitunter prompt seinen Weg nimmt, während in anderen Fällen die Justiz wochen- und monatelang vergeblich arbeitet! Fast um dieselbe Zeit, da man den Leichnam fand, ist auch der mutmaßliche Thäter verhaftet worden."

Hellmuth erbebte. Sein Löffel klirrte so heftig wider den Teller, daß Herr Gyskra erstaunt aufsah.

„Ich bin etwas übernächtig, Papa," sagte der junge Mann, eh' noch Herr Gyskra etwas gefragt hatte. „Die Geschichte da greift mich an."

„Wahrhaftig, Du bist ordentlich blaß geworden."

Hellmuth nickte.

„Ich glaube, die sogenannten Zerstreuungen taugen mir nichts! Den ganzen Nachmittag Pflaster getreten, am Abend drei Stunden lang in dem heißen Marschalltheater — man sieht sich das auch einmal an — und nun am Morgen das Studium der Altenhöferschen Aufzeichnungen — das wird mir zuviel."

„So schone Dich künftig . . ."

„Das hab' ich mir vorgenommen, Papa. Ein geistiger Arbeiter kann nicht gleichzeitig den Bonvivant spielen."

Hiermit war dieser Zwischenfall glücklich erledigt.

Herr Gyskra fuhr in seiner Erzählung fort:

„Und erratet Ihr, wer — aller Wahrscheinlichkeit nach — die Unthat begangen hat?"

„Keine Idee!" versetzten Frau Gyskra und Emmy zugleich.

„Niemand sonst als der ausgebrochene Sträfling Christian Lichert, von dem jetzt alle Zeitungen voll sind."

„Lichert?" rief Hellmuth erstaunt.

Sein Ausruf klang vollständig ungezwungen.

Bei der Nachricht vorhin, daß ein Schuldloser als der vermeintliche Thäter ergriffen und fast schon der That überführt sei, hatte sich ihm die Brust wie mit Klammern umschnürt. Nur der Grundsatz, den er sich heute zur Richtschnur genommen —: daß Schweigen in kritischen Augenblicken besser als Reden sei — hatte ihn abgehalten, dem ersten Instinkt seiner Seele zu folgen und Protest einzulegen wider den furchtbaren Irrtum. —

Jetzt aber, da er vernahm, Lichert, der Brandstifter, dessen brutale Hand die Beschließerin des Kommerzienrats Stegemann beinah verkohlt hatte, sei der Beschuldigte: jetzt fühlte Hellmuth sich wie erlöst; jetzt kam es ihm fast schon gerecht vor, daß dieser elende Mordbrenner für ihn einsprang und die Folgen eines Verhängnisses trug, das er, Hellmuth, doch wahrlich ebensowenig herauf beschworen, als irgend ein Andrer!

„Und wo hat man ihn festgenommen?“ frug Emmy, die den Zeitungsbericht über Lewalds und Licherts Ausbruch aus dem Gefängnis eifrig studiert hatte.

„In Oberlondorf, — beim Kronenwirt. Dort hat er genächtigt. Der Wirtstochter, die ihm sein Zimmer anwies, fiel er alsbald auf. Gegen Abend kam der Gendarm Gruthe ins Gasthaus und erzählte von Licherts Flucht. Er trug das Signalement des Verbrechers bei sich, — und diesmal reichte das aus. Der Mensch ist ja nicht zu verkennen, schon seiner Größe wegen; ich glaube, selbst Burckhardt war noch um anderthalb Zoll kleiner. Der Gendarm, der sich nicht übereilen wollte, ließ durch den Knecht Succurs holen und blieb mit seinem Gefährten die Nacht im Wirtshaus. Heute in aller Frühe, als er die Zeche bezahlte, ward nun Lichert gestellt. Er verriet sich sofort; wie's mir denn überhaupt noch ein Rätsel ist, daß ein Mensch von der bärenmäßigen Plumpheit dieses Naturburschen mit so unerhörtem Raffinement ausbrechen konnte.“

Hellmuth hatte sein Glas geleert. Er sah nun dem Vater ruhig und erwartungsvoll in die Augen.

„Und welche Verdachtsgründe liegen vor?“

„Mehrere, von denen schon einer genügen würde. Vor allem befand sich der Inkulpat im Besitz einer nicht unbeträchtlichen Geldsumme, über deren Erwerb er zunächst gar keine, und später außerordentlich vage und widerspruchsvolle Angaben machte. Zweitens hat er noch vor dem Ausbruch zu Lewald geäußert: ‚Wenn ich nur glücklich erst draußen bin! Geld kriege ich schon, und sollt' ich den ersten besten von diesen Protzen über den Haufen schlagen.‘ Drittens hat er sich, seinem eignen Geständnis zufolge, gestern in den Nachmittagsstunden — um die Zeit also, in welche mutmaßlich der Mord fällt, — im Gothengehölz aufgehalten. Viertens aber — und das ist beinah' erdrückend — war der Beschuldigte im Besitz eines frischgeschnittenen Eichenstocks, dessen Griff ganz genau in die zertrümmerte Stelle des Schädels paßt.“

Hellmuth saß da wie versteinert. Sein Vater jedoch konnte die Starrheit dieser Gesichtszüge für den Ausdruck ungewöhnlicher Spannung halten.

„Der Gerichtsarzt,“ fuhr Herr Gyskra fort, „konstruiert sich die Sache so: Fritz Burckhardt ist — in welcher Absicht, wird die Untersuchung ergeben — auf dem Oberlondorfer Vicinalweg durch das Gehölz gegangen. Lichert hat ihn vorher schon bemerkt, ist dann auf der Chaussee vorgelaufen, hat sich versteckt — wahrscheinlich hinter einer gewaltigen Eiche, wo man im Moos Fußspuren erkannt hat — und dort gelauert, bis der Ahnungslose vorbeischritt. In diesem Moment ist Lichert hervorgesprungen, um den zermalmenden Streich zu führen. Der Tod ist beinah' sofort eingetreten. Hiernach hat Lichert den Leichnam waldeinwärts geschleppt, ihn der Barschaft beraubt, — und sich dann wieder nach der Chaussee gewandt.“

„Warum aber blieb er in Oberlondorf?“ frug Hellmuth.

„Nun, irgendwo mußte er bleiben. Er dachte wohl nicht, daß Burckhardt so früh schon gefunden wurde. Im übrigen war Oberlondorf der günstigste Punkt. Offenbar wollte Lichert am folgenden Morgen den Fluß erreichen und mit einem der großen Frachtkähne zu Thal fahren.“

Hellmuth sah einen Augenblick zögernd auf seine Fingerspitzen. Dann hub er wie beiläufig an:

„Und Du wirst die Anklage führen?“

„Aller Voraussicht nach. Ich bin ja nun mal auf die Individualität dieses Unholds geschult . . .“

Hellmuth nickte. Dann gab eine Zwischenbemerkung Emmys dem Gespräch eine andre Richtung. Frau Gyskra, die es nicht liebte, wenn ihr Gemahl auch daheim noch die Fäden seines Berufs fortspann, stimmte lebhaft mit ein. Sonnige, glückverheißende Bilder traten an Stelle der schaurigen Düsterkeit, die der Fall Burckhardt über den traulichen, blumen-durchdufteten Raum ergossen. Auch Hellmuth kämpfte mit solcher Gewalt gegen den Sturm, der sein Innres durchwühlte, daß er doch wenigstens keinen Mißklang in diese freundliche Harmonie brachte. Von Zeit zu Zeit nur zuckte es in ihm auf, wie der erste Krampf eines epileptischen Anfalls, der unter dem Einfluß dieser häuslichen Friedsamkeit nicht zum Ausbruch gelangen konnte.

Sein Vater selbst würde die Anklage führen! Welch eine furchtbare Aussicht! Welch eine Fülle qualvoller Möglichkeiten!

21. Kapitel.

Links im Erdgeschoß des Justizpalastes, mit dem Ausblick auf die volkreiche Weylbrunnerstraße, lag das Büreau des Untersuchungsrichters Leo von Grolmann, — ein schmales, hohes, einfenstriges Zimmer in Blau und Grau, von einer Schablonenhaftigkeit angehaucht, die erkältend wirkte.

Leo von Grolmann lehnte behäbig in dem stroh-überflochtenen Sessel, spitzte die Lippen und neigte die frühzeitig entwickelte Glatze ein wenig zur Schulter, ganz wie damals während der Lohengrin-Ouvertüre. Mit den Fingern trommelte er gedankenvoll auf die Tischplatte, wo Aktenstöße, Bücher und Briefschaften bunt durcheinander lagen. Abseits von ihm saß ein junger Referendar.

Die Thür nach dem großen Korridor öffnete sich. Christian Lichert, die Hände in Ketten, das grobknochige Antlitz wie stumpfsinnig auf die Brust geneigt, trat langsam herein. Ihm folgte ein Schutzmann, der auf den Wink des Untersuchungsrichters am Eingange stehen blieb.

Herr von Grolmann wies majestätisch auf einen Stuhl und sagte mit einer Stimme, die fast wie Wohlwollen klang:

„Sie können sich setzen, Lichert!“

Dann blätterte er in seinen Papieren, rückte den Klemmer zurecht, der auf dem schmalen Rücken der aristokratischen Nase nicht haften wollte, lehnte sich wieder zurück und schlug das rechte Bein über das linke.

Nach Erledigung der üblichen Vorfragen begann er wie folgt:

„Nun, Lichert, Sie wissen ja, was die Staatsanwaltschaft Ihnen zur Last legt. Es handelt sich um zwei Missethaten, die unter zwei verschiedene Paragraphen unsers Gesetzbuches fallen. Zunächst sollen Sie, unter Anwendung von Gewalt gegen den königlichen Beamten Karl Wendeborn, aus dem Gefängnis entwichen sein. Das wäre das kleinere Delikt. Dann aber haben Sie, um sich die Mittel zum Fortkommen zu verschaffen, im Gothengehölz einen Menschen hinterrücks überfallen, mit Ihrem Knüppel getötet und den Getöteten seines Geldes beraubt. Was haben Sie auf diese doppelte Anschuldigung zu erwidern?“

„Nichts! Gar nichts!“

„Sie gestehen also . . .?“

„Da müßt' ich verrückt sein!“

„Nun denn,“ lächelte Herr von Grolmann, seinen Klemmer polierend, „wenn Sie nicht schlankweg gestehn wollen, — was allerdings das Gescheiteste wäre —, so bringen Sie Ihre Einwände vor!“

Christian Lichert senkte den Kopf noch tiefer.

„Es glaubt mir ja doch Keiner!“

Herr von Grolmann beugte sich vor und sah in die Akten.

„Der Staatsanwaltschaft gegenüber haben Sie eingeräumt, daß Sie gemeinschaftlich mit dem Kassenbeamten Ferdinand Lewald aus Trachau den Gefängniswärter Karl Wendeborn überwältigt, geknebelt und auf die Pritsche gelegt; daß Sie durchs Hauptgebäude die Straße erreicht und sich auf mancherlei Umwegen nach Oberlondorf gewandt haben. — Stimmt das?“

„Ja wohl, das stimmt. Von selbst hätte mich der Gefängniswärter wohl nicht herausgelassen, und Flügel hab' ich nicht.“

„Wollen Sie sich aller unzulässigen Extrabemerkungen völlig enthalten und mir einfach und sachlich erzählen, was Sie dem Herrn Ober-Staatsanwalt bereits mitgeteilt haben. Zuvörderst also die Geschichte Ihrer mit Lewald geplanten Flucht.“

„Das kann ich!“ sagte Lichert, den Kopf zurückwerfend.

Digitized by Google

Nun erzählte er Punkt für Punkt. Der Untersuchungsrichter, der zuweilen die Akten zu Rate zog, nickte befriedigt.

„Recht, ganz recht," sagte er mit einer eleganten Bewegung des Klemmers, den er jetzt wieder mit großer Sorgfalt geputzt hatte. „Das deckt sich genau mit Ihren Aussagen vor der Staatsanwaltschaft; auch so ziemlich mit dem, was der Mitbeschuldigte Lewald hier deponiert hat. — Bis dahin glaube ich Ihnen."

Er drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, deren Drähte an seinem Schreibtisch heraufliefen.

Ein Gerichtsdiener trat ein.

„Glienicke," befahl Herr von Grolmann, „benachrichtigen Sie den Zeugen Wendeborn, daß er gehn kann; von einer Confrontation mit dem Beschuldigten Lichert wird Umgang genommen."

Der Diener verschwand. Der Untersuchungsrichter fuhr mit weicher, melodischer Stimme fort.

„Wie gesagt, Lichert: bis zum Moment Ihrer Ankunft in dem Kurzwarengeschäft, wo Sie das Messer kauften, trägt Ihre Deposition den Stempel der Glaubwürdigkeit. Offenbar fühlen Sie, daß es hier nichts zu vertuschen gibt. Die Situation ist so klar, die Thatsachen so handgreiflich, daß jeder Versuch einer Entstellung zwecklos, ja Ihrem Interesse entgegen sein würde; denn Sie haben ganz augenscheinlich ein starkes Interesse daran, für einen offenen, ungekünstelten Menschen zu gelten. In Ihrem Brandstiftungsprozeß haben Sie uns durch die Rückhaltslosigkeit Ihres Geständnisses verblüfft; auch da gab es nichts mehr zu leugnen; — und Ihre Krankheit stimmte das Tribunal Ihnen günstig. Jetzt möchten Sie diese Ansicht, die man von Ihrem Mangel an Verstellungstalent hat, beileibe durch eine Verdunkelung Ihres geringeren Vergehens nicht schädigen, damit Sie bei Ihrem Leugnen betreffs der Hauptsache um so entschiedener Kredit finden. — Das ist sehr schlau, — und gewissermaßen auch menschlich; dennoch darf ich Ihnen voraussagen, daß Sie mit dieser Methode Schiffbruch erleiden werden. Indem Sie die That an und für sich in Abrede stellen, nehmen Sie Ihren Richtern die Möglichkeit, Umstände mit in Betracht zu ziehn, die etwa zu Ihrem Vorteile sprechen. Sie liefern sich einfach dem Henker aus, während ein offnes Geständnis doch *vielleicht* eine Chance böte."

Lichert zuckte heftig die Achseln.

„Sitzen Sie ruhig," ermahnte ihn Herr von Grolmann, „und erzählen Sie mir genau, was Sie nach Ankauf des Messers bis zum Augenblick Ihrer Verhaftung getrieben haben."

Lichert hub an.

Auch hier blieb er in völliger Übereinstimmung mit dem, was er bei seiner ersten Vernehmung vor dem Staatsanwalt ausgesagt hatte.

Der Inhaber jenes Kurzwarengeschäftes hatte die Wahrheit gesprochen: Lichert hatte sich thatsächlich, die Chaussee überschreitend, in das Gehölz gewandt; aber nur weil er dort sicherer war, als auf der Landstraße.

Den Stock oder Knüppel hatte er allerdings sich zurecht gemacht, um eine Waffe zu haben: — aber nicht in der Absicht, jemand zu überfallen, sondern nur zur Verteidigung.

Er hatte sich bis zum Eintritt der Dämmerung teils ruhend, teils vorsichtig weiterschreitend, im Gehölz aufgehalten und war dann auf der Chaussee bis Klingsberg gewandert, wo er sich Kleider kaufte. Von dort ging er nach Oberlondorf.

„Gut," versetzte der Untersuchungsrichter. „Sie umgehen die Hauptsache. Der Mord existiert für Sie nicht. Ganz wie Sie wollen! Einen Punkt aber werden Sie doch wohl erörtern müssen. In Klingsberg kauften Sie Kleider. Bei Ihrer Festnahme hat man etwa hundertundsechzig Mark bei Ihnen vorgefunden. Als Sie aus dem Gefängnis entsprangen, waren Sie ganz ohne Mittel. Woher stammen nun diese hundertundsechzig Mark, zu denen noch der Betrag für die Kleider kommt?"

Lichert schwieg.

„Sie wollen da irgendwo zwei Damen begegnet sein," fuhr der Inquirent fort, „von denen die jüngere Ihnen etwas geschenkt haben soll . . ."

„Das hat sie auch."

Leo von Grolmann fixierte ihn scharf durch das Augenglas.

„Sie möchten mir also einreden, daß hier wohlthätige Feen umherlaufen, die der ersten besten unbekannten Persönlichkeit Hundertmarkscheine in die Hand drücken?"

„Wer spricht denn von Hundertmarkscheinen?“ brummte Lichert.

„Aha, Sie merken die Ungereimtheit! Sie merkten das schon bei der ersten Vernehmung. Denn als der Herr Ober-Staatsanwalt Ihnen das Thörichte Ihrer Erfindung vorhielt, da hatten Sie mit einemmal eine Börse gefunden! Sehn Sie nicht ein, daß dieser doppelte Anlauf zur Unwahrheit den schweren Verdacht, der gegen Sie vorliegt, wesentlich steigert?“

„Ja, zum Teufel auch! Wenn man so in die Enge getrieben wird, weiß ja der Klügste nicht mehr, was er antworten soll. Das mit dem Portemonnaie auf der Landstraße — freilich, das war gelogen! Aber das mit dem jungen Fräulein ist wahr. Von dem Thaler, den sie mir schenkte, hab' ich mir ja die Mütze gekauft und das Messer.“

„Ach so! Nun scheint sich die Sache etwas zu klären! Sie gehen ja rasch herunter mit Ihren Summen! Nehmen wir also an, dieser Mützen- und Messer-Thaler sei glaubhaft. Wie aber steht's mit dem Rest? Hundertundsechzig Mark fand man bei Ihnen vor, dazu den Anzug. Wie erklären Sie diesen plötzlichen Reichtum?“

Lichert starrte schweigend ins Leere.

„Muß ich das sagen?“ fuhr er endlich heraus.

„Nein, Sie müssen hier gar nichts. Es wäre pflichtwidrig, wenn ich Sie nicht darauf hinwiese, daß Sie mir jede Antwort auf meine Fragen verweigern dürfen. Kein Richter der Welt kann Sie zwingen, gegen sich selbst auszusagen. Andrerseits aber kümmert sich die Justiz außerordentlich wenig um die Angaben des Beschuldigten. Die Geschwornen, unabhängig von dem, was Sie einräumen oder in Abrede stellen, bilden sich ihre persönliche Überzeugung.“

Lichert kämpfte noch.

„Es geht um den Kopf!“ mahnte der Untersuchungsrichter. „Wie die Dinge jetzt liegen, das heißt also: wenn Ihre Aussage nicht andre, wesentliche Momente hineinbringt, werden Sie rettungslos zum Tode verurteilt. Das sagt Ihnen ein Mann, dessen Beruf es zwar ist, die Schuld zu entlarven, dem aber nichts Willkommeneres widerfahren kann, als wenn die vorausgesetzte Schwere eines Verbrechens sich abmildert. Fassen Sie Mut, Lichert! Erleichtern Sie Ihr Gewissen! Die Sache liegt ja so klar! Bekennen Sie, daß Sie, in Ihrer Angst wiederergriffen zu werden, in Ihrer Verzweiflung über den gänzlichen Mangel an Hilfsmitteln, vom Teufel gepackt wurden; daß Sie beim Nahen des einsamen Wanderers in dem dunklen Gehölz den unwiderstehlichen Drang fühlten, sich zu helfen; — daß Sie Ihr Opfer niederschlugen, vielleicht gar nicht einmal in der Absicht, ihm das Leben zu nehmen! Kurz, beichten Sie ohne Rückhalt, und Sie werden den guten Rat, den ich Ihnen erteilt habe, noch segnen!“

Lichert schüttelte heftig den Kopf.

„Ich kann nicht gestehn, was nicht wahr ist!“ rief er in leidenschaftlicher Bitternis. „Hackt mich in Stücke, aber schwatzt mir nicht solch ein verrücktes Zeug auf! Wie ich zu den zweihundert Mark kam, will ich erzählen, wenn's auch ein Wortbruch ist. Und möglicherweise legt ihr die Sache noch anders aus. Mit dem Gerede aber von Mord und Totschlag bleibt mir vom Leibe! Ich bin kein Mörder! Gott soll mich gleich auf der Stelle verdammen, wenn ich den Burckhardt jemals gesehn habe!“

„Schreien Sie nicht, sonst laß' ich Sie abführen!“ sagte der Untersuchungsrichter.

„Da soll man nicht schreien, wenn Alles hier wie verbohrt und vernagelt ist! Ich muß doch wissen, was ich gethan hab'! Wär' ich der Mörder, so würd' ich's auch eingestehn! Zornig und grob war ich wohl all mein Leben lang; aber aufs Lügen und Austüfteln und sonstige Fickfackereien hab' ich mich nie verstanden. Als Bub' schon, wenn ich dem Steinert, was unser Nachbar war, Äpfel gestohlen hatte, und bin ihm des Tags darauf dann begegnet, so ging mir's wie Feuer übers Gesicht; und dann griff er mich bei den Haaren und sagte: ‚Du bist's gewesen, Du Lump!‘ und walkte mich durch.“

„Das gehört nicht hierher,“ bemerkte der Untersuchungsrichter.

„Doch, mit Verlaub! Sie halten mich jetzt für Einen, der gut spintisiert und allerlei Quark aus den Fingern saugt. Da fragen Sie doch mal den Steinert oder wen sonst. Ich hab' mich ja viel zu schlecht in der Gewalt, um lang' was zu schwindeln. Wenn ich das mit dem Fund auf der Chaussee sagte, war's doch nur für den Augenblick,

weil ich bei dem Gefrage nicht Hott noch Hüh wußte. Jetzt aber sollen Sie's hören, ganz genau, wenn ich auch möglicherweise drum schikaniert werde."

„Was haben Sie mitzuteilen?"

„Wie's mit dem Gelde kam. Ich weiß zwar nicht, ob Sie nicht wieder behaupten, ich löge . . ."

„Reden Sie!"

„Na, ich kann's ja nicht ändern! Also, nun passen Sie auf! Wie ich so in der Dämmrung mich aus dem Gehölz drücken will, regt sich was hinter den Fichten . . . Ich mach' erschreckt Halt. ‚Das sind die Schutzleute,' denk' ich. Nun faß' ich schon meinen Stock und sag' mir im Stillen: ‚Eh' du dich packen läßt — hol's der Teufel!' — Das ist vielleicht auch strafbar. — Nun, wie Gott will! Es geht ja in einem Aufwasch! Ich bleib' also stehen. Da hör' ich ein lustiges Kichern, wie's manchmal am Brunnen oder zur Winterszeit in der Spinnstube geht, wenn die Burschen dabei sind und von den Mädchen gefoppt werden. — ‚Still,' denk' ich, ‚daß Keiner dich sieht! — Indem rutsche ich aus und torkle so vor. Da steht im Gebüsch eine Bank. Zwei sitzen darauf, ein Stadtherr und eine stämmige Bauerndirne mit einem Korb daneben; es kann aber auch ein Bündel gewesen sein, oder was sonst; und der Stadtherr hat sich gerade so vorgebeugt, wie ein verliebter Bräutigam, der sich um's Küssen quält."

„Nun, weiter?"

„Das Mädel springt also auf, wie sie's da hinter sich knacken hört, nimmt ihren Korb, — und fort damit, wie ein Wiesel. Der Herr aber kann nicht vom Fleck; und schlottert und stöhnt, als hätt' ich ihn bei dem größten Verbrechen ertappt. ‚Alles umsonst!' ruft er; — ‚gerade jetzt! Oh, meine Ahnung!' Dann plötzlich, eh' ich mich selber noch von dem Schrecken erholt habe, greift er in seinen Rock und kramt drin herum und hält mir zitternd etwas entgegen. ‚Da, nehmen Sie! — Zweihundert Mark! — Mehr hab' ich nicht bei mir! Gehn Sie, bei allem was heilig ist, und verraten Sie nichts!' Wie mir da plötzlich wurde, kann ich nicht aussprechen. Sie, Herr Gerichtsrat, mögen ja glauben, der liebe Gott kümm're sich nicht um so schlechte Patrone, wie ich einer bin! Aber ich dachte: ‚Wer weiß! Bereut hab' ich ja die Geschichte schon hundertmal, und der liebe Gott in seiner Allweisheit und Güte drückt vielleicht eh'r mal ein Auge zu wie die Geschwornen!' Allerlei Dinge fielen mir ein, die mir die selige Mutter in ihrer letzten Krankheit erzählt hat. — Die selige Mutter war eine fromme Frau, Herr Gerichtsrat, und mich, ihren Christian, hatte sie lieb, wie nichts auf der Welt! — So hab' ich mir's eingeredet: den Herrn da mit den zweihundert Mark schickt dir die Mutter; die hat droben beim lieben Herrgott Fürsprach gethan, du hättest genug gelitten und solltest dein junges Leben nicht so vertrauern. — Kurz, ich nahm die zweihundert Mark, sagte noch: ‚Nein, ich verrate Sie nicht,' und ging dann weiter nach Klingsberg. — So, nun wissen Sie's!"

Leo von Grolmann hatte während der ganzen Erzählung den Beschuldigten nicht aus dem Auge gelassen. Die Überzeugung war ihm gereift, daß man es hier mit einem höchst abgefeimten Verbrecher zu thun habe, der die Offenherzigkeit und Plumpheit nur heuchle.

Es entstand eine Pause. Der Protokollant schrieb mit fiebrischem Eifer, denn diese Mitteilung Licherts war ein wichtiges Novum und erheischte ausführliche Wiedergabe.

„Sind Sie fertig?" fragte der Untersuchungsrichter nach fünf Minuten.

Der Referendar bejahte.

„Wollen Sie gleich mal die Güte haben, uns Ihre Niederschrift vorzulesen!"

Der Referendar las.

„Haben Sie dieser Wiedergabe etwas hinzuzufügen?" fragte der Inquirent den Beschuldigten.

„Nein."

Leo von Grolmann stützte den Kopf in die Hand. Ein seltsames Lächeln spielte um seinen aristokratischen Mund. Dann strich er bedächtig mit der Linken über die Glatze, zwirbelte ein wenig den Schnurrbart und fragte mit einer Stimme, aus der man den ehemaligen Reserve-Offizier deutlich heraushörte:

„Würden Sie diesen Herrn, der sich für den mißglückten Versuch eines Kusses mit zweihundert Mark Strafe belegte, wiedererkennen?"

Lichert besann sich.

„Eins! zwei! drei! Ich bin frei!"
Photographie nach dem Leben aus dem Verlage von E. Linde in Berlin.

„Das glaube ich kaum," sagte er zögernd.

„So! Und warum nicht?"

„Dazu war's schon zu dunkel."

„Hm! So sehr dunkel kann es doch nicht gewesen sein; einige Tage darauf hatten wir Vollmond."

„Das weiß ich nicht. Allerdings, später, ja, wie ich nach Klingsberg kam, schien der Mond. Vielleicht war er um diese Zeit noch nicht aufgegangen."

„Das ist ein Irrtum. Bekanntlich steht der Mond, so lange er zunimmt, schon vor Sonnenuntergang über dem Horizont."

„So war eine Wolke davor. Oder die großen Bäume machten so dunkel. Ich kann doch nur sagen, was ich gesehn habe."

„Freilich, freilich. Ihre Erzählung jedoch darf keine Widersprüche enthalten. Bedenken Sie nur: Sie haben dem Herrn unmittelbar gegenüber gestanden . . ."

„Das stimmt."

„Und Sie wollen nicht wissen, wie der Mann aussah . . .?"

„O ja, so ungefähr . . .! Wie er aussah . . .? Er war kleiner als ich."

„Das glaube ich gern."

„Wohl anderthalb Kopf kleiner. Und hatte ein rundes Gesicht . . ."

„Bart?“

„Kann sein.“

„Sie müssen das wissen!“

„Ich hatte nicht Acht darauf. Einen Vollbart so lang wie Sie, Herr Gerichtsrat, hatte er nicht.“

„Wollen Sie meine Person hier ganz und gar aus dem Spiele lassen,“ näselte Herr von Grolmann. „Bitte, Herr Referendar, schreiben Sie: Der Beschuldigte weiß über die Individualität des von ihm überraschten Herrn keinerlei nähere Auskunft zu geben.“

„Halt,“ rief Lichert, „jetzt weiß ich's genau! Ein bischen Bart hatte er! Und dann: seine Stimme klang so kurios!“

„So! Hm! Warten Sie noch einmal, Herr Referendar! Also die Stimme klang so kurios! Wie denn? Hoch oder tief?“

„Das versteh' ich nicht.“

„Nun, klang sie mehr wie der Baß oder mehr wie die Querpfeife?“

„Mehr wie der Baß.“

„Das ist bei Männerstimmen nichts Ungewöhnliches.“

„Dann auch so rauh ... das heißt, wieder nicht rauh, — ich kann das nicht schildern.“

Leo von Grolmann holte tief Atem. Er schien die Geduld zu verlieren.

„Also: der Beschuldigte kann das nicht schildern.“

Lichert zuckte die Achseln.

„Nun — und das Mädchen?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Das war ein Mädchen, wie viele, ein richtiges Bauermädchen, so groß — (er streckte die flache Hand aus) — und ... und ...“

„Die Gesichtszüge dieses Bauernmädchens würden Sie selbstverständlicherweise auch nicht wiedererkennen?“

„Erst recht nicht.“

„Hm! Soll ich Sie nun zum Überflusse noch fragen, ob dieses Bauernmädchen dürftig gekleidet war oder gut? Ich meine, wie die Tochter eines vermögenden Landmanns, oder wie eine, die zur Fabrik geht?“

„Das kann ich nicht sagen.“

„Schön. Sonst haben Sie nichts zu bemerken?“

„Nein.“

„Lichert, ich muß Ihnen offen gestehn, ich hätte Sie doch für gescheiter gehalten. Ihr Märchen ist abgeschmackt!“

„Herr Gerichtsrat ...“

„Schweigen Sie, bis ich Sie frage! Vor allem: warum haben Sie diese famose Geschichte nicht gleich bei der ersten Vernehmung erzählt?“

„Ich hatte schon meine Gründe!“

„Die möchte ich hören.“

„Ich kalkulierte mir so: wenn ich's erzähle, so heißt's dann schließlich, ich hätt' es dem Herrn mit Gewalt abgenommen. Es ist ja auch wahr, daß ich den Knüppel stramm in der Faust hielt. Außerdem aber hatt' ich's ja doch versprochen, die Sache nicht auszuschwatzen! Ich dachte, der Herr ist wohl dort in der Gegend bekannt; man weiß, daß er um diese Zeit durchs Gehölz ging; sag' ich nun was, so kommt's halt heraus; und das wollt' er doch nicht; sonst hätt' er mir nicht die zweihundert Mark gegeben.“

„Sehr edelmütig,“ bemerkte der Inquirent. „Leider fällt Ihre ganze Erzählung ins Wasser. Die Staatsanwaltschaft wird sich dadurch ebensowenig beirren lassen, wie die Geschworenen. Der Form halber werden Sie mich hinaus nach der Stelle begleiten, wo angeblich die Begegnung mit diesem rätselumwobenen Geldspender sich ereignet hat. Die Justiz geht sehr weit in ihrer Parteilosigkeit. Wir wollen sehen, ob sich auch nur der geringste Anhaltspunkt findet. Ich weiß ja natürlich im voraus, daß diese Augenscheinnahme ohne Erfolg bleiben wird. Sehn Sie denn gar nicht ein, wie über die Maßen thöricht und dumm Sie handeln, wie fadenscheinig das ganze Gespinnst ist, daß Sie uns aufhängen wollen? Um nur eins zu betonen: welcher noch so beschränkte Kopf wird Ihnen glauben, der Unbekannte, den Sie da vorschieben, habe Sie ruhig herankommen und sich so ganz con amore von Ihnen brandschatzen lassen? Wenn das Bauernmädchen noch Zeit hatte, sich zu entfernen, weshalb lief er nicht mit? Nein, Lichert, so schlau Sie sind: Sie verrechnen sich schmählich! Alles hat seine Grenzen! Es ist einfach empörend, was Sie mir zumuten! — Genug der Farce! Sagen Sie jetzt, wie sich die Hauptsache zutrug! Sie ermüden uns ja — und Ihr Leugnen hilft doch nichts! Also bündig

und kurz: haben Sie mehrmals geschlagen oder nur einmal?"

„Geschlagen . . .? Ach, ja so, Sie glauben ja immer noch . . .! Soll ich's denn tausendmal wiederholen? Ich hab's nicht gethan! Ich bin so unschuldig, wie Sie selbst! — Wenn Sie's aber besser wissen, so diktieren Sie's Ihrem Herrn da, und fertig! Ins Maul schmieren laß' ich mir nichts, und so ein Schuft wär' ich noch lange nicht, daß ich selbst in der größten Not einen hinterrücks anfiele, wenn ich's auch zu dem Lewald gesagt habe. Man spricht viel in der Aufregung!"

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ich bin unschuldig!"

„Gut. Sie können jetzt abtreten, nachdem Sie das Protokoll, das der Herr Referendar Ihnen nochmals im Zusammenhang vorlesen wird, unterzeichnet haben. Ich fürchte, Lichert, Sie schneiden sich grausam ins eigne Fleisch! Alle Momente sind wider Sie. Überlegen Sie sich's! Sagen Sie wenigstens in der Hauptverhandlung die Wahrheit: sonst sind Sie verloren!"

Lichert erhob sich.

Ein Schauer ging durch die derbe Gestalt. Mit ungelenken, klobigen Schriftzügen unterzeichnete er langsam das Protokoll.

22. Kapitel.

Lichert, in seine Zelle zurückgekehrt, setzte sich vor den Tisch und preßte das Kinn wider die Hand.

Starr brütend übersann er, was er erlebt hatte.

Sein ungeschulter Verstand begriff es nicht, wie der Herr Untersuchungsrichter — und früher der Ober-Staatsanwalt — ein Ding so genau wissen konnte, das sich überhaupt nicht ereignet hatte; noch weniger aber, wie ihm der Mann so klar an den Fingern bewies, ein andres Ding, das doch thatsächlich war, sei völlig undenkbar.

In dem Brandstiftungsprozeß, der ja nun glücklich zu Ende war, — denn das Reichsgericht hatte die Revision verworfen, — herrschte doch Klarheit und gesunde Vernunft. Was man ihm damals bei der Verhandlung vorhielt, was er geantwortet, was er sonst ausgesagt hatte: alles das hing zusammen, deckte sich und ergänzte sich.

Jetzt aber schien ihm die Welt wie aus den Fugen gerenkt . . .

Der Untersuchungsrichter hatte ihm zugerufen: ‚Es geht um den Kopf!' . . .

Unsinn! Wie konnte man ihm was anhaben, da er doch unschuldig war!

Damals, bei der Brandstiftungsaffaire, kam doch auch die ganze Geschichte genau so an den Tag, wie sie sich zugetragen. Lichert hatte zu allem nur Ja zu sagen und hier und da mal was zu ergänzen; — er hatte nur mitzuteilen, was er sich bei der Sache gedacht habe. Auch wegen der armen Beschließerin hatte man ihm geglaubt, trotz der schuftigen Stänkereien des Jochen, der ja schließlich klein beigab . . . Kurz, es war da ziemlich gerecht zugegangen. Keiner Unthat hatte man ihn bezichtigt, die ihm nicht auch zur Last fiel; nur die Strafe fand er zu hart . . . Sechs Jahre Zuchthaus! Das war zu viel für den abscheulichen Einfall, den ihm der Satan so in die Seele geflößt! Er zählte jetzt neunundzwanzig Jahre; wenn er herauskam, so war er ein alter, gebrochner Mann; denn die Haftjahre zählten doppelt und dreifach . . .

Dennoch: selbst das mit der Strafe mußte wohl seine Richtigkeit haben; denn der Rechtsanwalt Kretschmar, sein Verteidiger, hatte ihm zweimal den Paragraphen verlesen, wonach die Brandstiftung ganz besonders gezüchtigt wird, wenn es sich um bewohnte Gebäude handelt; — und dann noch einen Paragraphen, wo es ungefähr hieß: ‚Mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus wird der Brandstifter bestraft, wenn der Brand den Tod eines Menschen dadurch verursacht hat, daß dieser sich zur Zeit der That in dem angezündeten Raum befunden hat.'

Das war ja nun beinah der Fall gewesen!

Wenn Lichert in seiner Herzenseinfalt auch nicht verstand, weshalb ein Zufall, über den er gar nicht erst nachgedacht hatte, die Schuld, die man ihm beimaß, gar so schrecklich erschwerte, so fiel ihm doch jetzt wieder ein, was Doktor Kretschmar ihm nach der Verurteilung auseinandergesetzt hatte: daß ein Gesetz nämlich nicht nur den größeren oder geringeren Grad von Schlechtigkeit, sondern auch die Gemeingefährlichkeit des Thäters im Auge habe . . .

Licherts Betrachtung wandte sich mehr und mehr dem Vergangenen zu. Noch ein-

mal rief er sich ins Gedächtnis zurück, wie das alles gekommen war. Er fühlte, wie sich sein Trotz und sein Haß gegen die Richter, die ihn verurteilt hatten, allgemach löste. Früher schon hatte er seine That ja bereut; jetzt bereute er auch die verzweifelte Rebellion gegen sein Schicksal.

So hatte es kommen müssen!

Wie oft hatte ihm seine selige Mutter gesagt: ‚Leg' deinen Zorn ab und deine blinde Gehässigkeit, wenn dir mal einer zu nah' kommt! Du bringst dich ins Unglück!'

Nun war dies Wort in Erfüllung gegangen!

Gut, daß die alte Frau nicht mehr lebte! Es hätt' ihr das Herz zerstückt, ihren einzigen Sohn, den sie so lieb hatte, nun als Schuft und Verbrecher zu sehen, mit einer Zukunft voll Jammer, Schande und Elend!

Übrigens war's ja doch immer ein Gnadenglück, daß man die junge Beschließerin noch im letzten Moment hatte retten können! Wäre sie wirklich dahin gewesen, er hätte, weiß Gott, keine ruhige Sekunde mehr auf Erden gehabt, selbst wenn er dem Zuchthaus entgangen wäre!

Lichert warf sich schwer über den Tisch, drückte sein derbes Gesicht wider den Unterarm und schluchzte zum Herzbrechen.

So lag er wohl eine Viertelstunde. Dann hob er den Kopf, wischte sich mit der Hand über die Augen und seufzte aus tiefster Brust.

„Gott sei Dank," sagte er zu sich selbst, „daß wenigstens die andre Geschichte nicht wahr ist!"

Der Blick seiner verweinten Augen atmete Zuversicht. Der kahlköpfige Herr mit dem Klemmer hatte ja beim Verhör allerdings eine Art gehabt . . .! Wenn der so lächelte, oder die Achseln zuckte, als sei auch jedes und jedes Wort, das Lichert erzählte, die empörendste Dummheit, da konnte man wirklich den Mut verlieren! Der Herr Verteidiger aber und die Geschwornen, die nicht von Berufswegen ungläubig waren, — die würden das Rechte schon ausfindig machen; die würden erkennen, daß Lichert die Wahrheit sprach!

Jetzt überkam den Mann eine Ruhe, wie er seit Wochen sie nicht gekannt hatte.

Vielleicht diente das alles zu seinem Besten! Wenn er auch glücklich entkommen wäre: wie furchtbar, so überall auf dem Sprunge zu sein, bei jedem Geräusch aufzufahren, in jedem menschlichen Antlitz einen Verräter zu wittern! Die paar Stunden der Angst, die er nach seiner Entweichung aus dem Gefängnis durchlitten, waren schon grausig genug!

Nein, lieber die Suppe ausessen, die man sich eingebrockt, und standhaft sein, und den Kopf nicht wider das Gitter schlagen, wie er dies anfangs gethan! Alles ging ja vorüber, — und dann wurde vielleicht mal ein fürstliches Jubiläum gefeiert, und der Herr König erließ ihm was von der Strafzeit. Ruhigen Herzens konnte er dann in der Fremde sein Brot suchen und später vielleicht, wenn er's zu was gebracht hatte, heimkehren und den Leuten beweisen, daß er doch einen guten und ehrlichen Kern hatte!

Mit voller Naivetät überließ er sich dem Gaukelspiel dieser Träume. In seinen Mußestunden zu Kronheim hatte er alte Kalender und ähnliche Schriften gelesen, die ihm jetzt allerlei unklare Reminiscenzen zuführten. In Kalifornien zum Beispiel — er entsann sich genau, daß eine dieser Geschichten in Kalifornien spielte — da gab es Leute, die hinkamen und noch weniger konnten als er und gar nichts besaßen . . . Die gruben die Erde um und sammelten Gold. Das lag da so unter den Schollen, wie hier zu Lande das eben gesäete Korn, — massenweise! Und Kämpfe wurden gekämpft, bei denen es Beute gab, ehrliche Kriegsbeute . . .

Nun spannen sich ihm allerlei wundersame Indianergeschichten herein. Er verwechselte Zeit und Ort. Einzelne Gestalten seiner verblaßten Erinnerung kombinierten sich. Kurz, er lebte in einer fremdartigen, hoffnungsschimmernden Welt, als das Rasseln der Schlüssel ihn plötzlich aus seinen Phantasmen emporschreckte.

In die Zelle trat der Rechtsanwalt Doktor Kretschmar.

Lichert war heftig emporgefahren. Wie hilfesuchend streckte er seinem Verteidiger die gefesselten Arme entgegen.

Derselbe Mann jedoch, der ihm nach seiner Verurteilung in dem Brandstiftungsprozeß liebreich zugesprochen und ihm sogar zum Abschied die Hand gereicht, hielt sich jetzt eigentümlich frostig zurück, maß ihn

mit einem Blick scheuen Erstaunens und schüttelte traurig den Kopf.

„Lichert, Lichert," sagte er seufzend, „das sind ja entsetzliche Überraschungen! Nun, ich komme nicht, Ihnen Moral zu predigen; — aber Sie haben mich schmerzlich enttäuscht!"

Doktor Kretschmar war durch die Nachricht von dem neuen Verbrechen, das man seinem Klienten zur Last legte, wirklich erschüttert worden. Er that sich auf seine durchdringende Menschenkenntnis etwas zu gute; auch hatte er mehrfach bewiesen, daß er ein scharfer Beobachter, ein feingeschulter, geistvoller Psycholog war. Selten hatte er sich für die Persönlichkeit eines Angeklagten so unmittelbar interessiert, wie für Lichert, der mehr tölpelhaft und brutal als verworfen aussah. Er hatte mit einer Wärme plaidiert, die nicht ohne Einfluß auf das Strafmaß geblieben war, wenngleich die Schuldfrage keine Debatte mehr zuließ. Je öfter er mit Lichert gesprochen, um so lebhafter war er von der Meinung durchdrungen, der Mensch müsse an jenem Abend, als er das Kronheimer Herrenhaus ansteckte, moralisch nicht zurechnungsfähig gewesen sein.

Jetzt aber war das anders. Ein Raubmord, ein feiger, erbärmlicher Raubmord! So gründlich also hatte sich Doktor Kretschmar verrechnet! Er schämte sich der früher empfundenen Sympathie; der Stolz des anständigen Menschen war ebenso heftig in ihm verwundet, wie die reizbare Eitelkeit des Juristen und Diagnostikers. Er kam jetzt nur, um in ganz geschäftsmäßiger Art seine Pflicht zu thun, die Entlastungsmomente rein mechanisch zusammenzustellen, im übrigen aber dem Gang der Ereignisse kaltblütig zuzuschauen.

„Ja wohl, entsetzliche Überraschungen," wiederholte der Angeschuldigte. „Gott sei Dank, daß Sie kommen! Mit dem Herrn Untersuchungsrichter ist kein vernünftiges Wort zu sprechen: der glaubt mir nicht! Sie aber werden's herauskriegen; Sie werden sehn, woran's hängt . . ."

„Lichert," sagte der Rechtsanwalt, „wenn Sie Vorteil von meinem Beistand erwarten, so ist es unbedingt nötig, daß Sie mir, Ihrem Verteidiger, reinen Wein einschenken. Wer den Arzt oder den Advokaten belügt, der schlingt sich selber den Strick; das ist ein uraltes Wort. Sie wissen doch, daß ich weder das Recht noch die Pflicht habe, das, was Sie mir anvertrauen, irgend wem mitzuteilen. Reden Sie also! Schildern Sie mir wahrheitsgetreu, was Sie verbrochen haben! Ich will dann zusehen, ob ich dem Bilde, das Sie entrollen werden, irgendwo eine Lichtseite abgewinne."

„Herr Gott," stammelte Lichert, „Sie sprechen ja fast in dem nämlichen Tone, wie drüben der Untersuchungsrichter!"

„Ich weiß allerdings genau, was die Staatsanwaltschaft Ihnen zur Last legt," versetzte Kretschmar düster. „Ich gebe die Möglichkeit zu, daß Ihre That falsch aufgefaßt wird, daß sich Milderungsgründe der mannigfaltigsten Art nachweisen lassen: Ihr Verbrechen selbst aber wollen Sie mir gegenüber doch nicht in Abrede stellen?"

„Natürlich stell' ich's in Abrede! Verrücktheit ist alles und Blödsinn!"

Der Rechtsanwalt hielt ihm nun vor, wie außerordentlich sich der Indicienbeweis konsolidiert habe; wie ein Moment das andre ergänze; wie wenig er selbst sich der Überzeugung verschließen könne, daß Lichert die That verübt habe. — Geradezu niederschmetternd für Lichert sei das Gutachten des Gerichtsarztes, der den Schädel des Opfers genau untersucht und zum Zweck der demnächstigen Vorlegung in der Hauptverhandlung sorgfältig präpariert habe. Der Griff des Knüppels, den man bei Lichert vorgefunden, passe in die zertrümmerte Stelle wie der Schlüssel ins Schlüsselloch. — Jede Spur, die auf die Thäterschaft eines Andern hinweise, jeder Schatten eines Verdachtes fehle. Zeit, Ort, Umstände —: alles spreche erdrückend zum Nachteil des Angeschuldigten. Kurz, der Versuch Licherts, die Schuld von sich abzuwälzen, sei vollständig aussichtslos. Es handle sich hier nur um die Frage, ob diese Schuld bei genauerer Kenntnis der Sachlage sich etwa abmildre. Um dies zu erörtern und möglicherweise hier seine Hebel ansetzen zu können, bedürfe der Rechtsanwalt, wie gesagt, der unumwundensten Klarheit.

Doktor Kretschmar schloß mit der barschen Aufforderung:

„Machen Sie jetzt der lächerlichen Komödie ein Ende!"

Christian Lichert rührte sich nicht.

„Ganz wie der Untersuchungsrichter!"

wiederholte er starr. „Fast die nämlichen Worte!“

„Um so mehr haben Sie Grund, meinem Ratschlag zu folgen.“

„Ich muß nicht klar bei Verstand sein!“ murmelte Lichert und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn, daß die Ketten klirrten. „Sie glauben im Ernste . . .?“

„Lassen Sie doch diese Redensarten! Ich will für Sie thun, was ich kann — aber fort mit der Maske!“

Christian Lichert rang verzweifelt die Hände. Ein heiseres Gebrüll tönte unheilverkündend aus dem verzerrten Munde.

Dann fragte er leise, als bitte er um Verzeihung für diesen stürmischen Ausbruch:

„Kommen Sie eben vom Untersuchungsrichter?“

„Ja wohl. Ich wußte, daß für den Vormittag Ihre Vernehmung angesagt war. Der Herr Untersuchungsrichter hat mir Einsicht ins Protokoll gestattet . . .“

„Nun, da wissen Sie doch, daß ich unschuldig bin!“

„Ich weiß nur, was Sie dort deponiert haben. — Um zu erklären, wie Sie in den Besitz der zweihundert Mark gelangt sind, hecken Sie etwas aus, was mir nicht glaubhaft erscheint. Schon die Unsicherheit Ihres Tones, der Mangel an Präzision bezüglich der Einzelheiten macht einen kläglichen Eindruck. Man hat da seinen Instinkt . . . Beim ersten Wort, das ich las, war ich mir klar darüber: Sie flunkern!“

„Aber wenn ich Ihnen bei Gott und dem Blute des Heilands schwöre . . .“

Doktor Kretschmar winkte ihm ab.

„Ich habe sehr wenig Zeit,“ versetzte er kühl. „Wenn Sie noch irgend etwas zu sagen haben, beeilen Sie sich!“

„Nichts hab' ich zu sagen, nichts!“ schrie Lichert, während die Augen ihm vorquollen.

Er sank auf den Stuhl. Mit beiden Händen fuhr er sich durch das Haar. Die Zähne knirschten ihm hart widereinander. Doktor Kretschmar wandte sich ab.

„Nichts hab' ich zu sagen, nichts!“ rief Lichert noch heftiger. „Wenn Sie denn glauben, ich lüge, so stellen Sie sich doch gleich mit neben den Staatsanwalt! Ich seh's ja kommen! Alle verschwört ihr euch! Aufschwatzen wollt ihr mir's mit Gewalt und mich ins Narrenhaus bringen, noch eh' ich ins Zuchthaus komme!“

Doktor Kretschmar warf ihm einen langen, prüfenden Blick zu.

Eine Sekunde lang blitzte ein Zweifel ihm auf . . . Wenn der Mensch da Komödie spielte, so spielte er meisterhaft! Und es kam ja doch vor, daß ein tückischer Zufall die Schein-Beweise so eigentümlich gruppierte . . .

Gleich darnach aber entsann er sich mehrerer Fälle aus seiner Praxis, — glühendster Unschuldsbeteurungen mit Thränen und Herzkrämpfen, heißer Gebete, lammfrommer Ergebenheit, die sich auf Gott berief, den Erleuchter der Finsternis und Enthüller der Wahrheit . . . Diese Eindrücke waren ebenfalls nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben, und schließlich dennoch in nichts zerflossen. In all diesen Fällen, die ihm jetzt vorschwebten, war das Geständnis während der Hauptverhandlung erfolgt, oder doch bald nach der Verurteilung. Ungeschulte Naturmenschen haben, gerade weil sie nicht reflektieren, oft ein größres Verstellungstalent, als der Gebildete.

„Lichert,“ sagte er nach kurzem Besinnen, „Sie täuschen mich nicht! Trotzdem verspreche ich Ihnen, die Sache genau mit dem nämlichen Eifer zu führen, als ob ich von Ihrer Schuldlosigkeit überzeugt wäre. Was ich hier glaube und meine, kommt ja nicht in Betracht. Nur wiederhole ich Ihnen: klug und verständig handeln Sie nicht! Ich fürchte, Ihr Schicksal nimmt eine böse Wendung!“

Hiermit verließ er die Zelle.

Lichert blickte ihm nach wie einem Gespenst, das langsam in die Erde versinkt. Er hörte von draußen den Schlüssel klirren, den Gruß des Gefängniswärters, der dem Rechtsanwalt so gleichmütig eine gesegnete Mahlzeit wünschte, als sei's nur ein Spaß, ein lebendes Wesen, das nach Freiheit und Licht verlangt, mit Gewalt hinter Schloß und Riegel zu halten, — noch dazu unter der Wucht einer so grausigen Anklage!

Mit einemmal stürzte sich Lichert wie toll wider die Planken der Zellenthür. Ein gewaltiger Schlag mit der rechten Faust ließ sie in allen Fugen erzittern. Er stemmte das Knie dagegen; er tobte; er ras'te.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe's Denkmal
zu Berlin.

Von Ernſt Lenbach.

Des Deutſchen Kraft, des Griechen Klarheit,
Im Dienſt der Schönheit und der Wahrheit
Ein großes Herz, ein reiner Sinn. —
Was einzeln hoch und auserleſen,
Vereinigt ſchritt in Deinem Weſen
Es ſieghaft durch die Völker hin.

So grüßt, von Meiſters Hand geſtaltet,
Dein Bildnis, ſchön und nie veraltet,
Des neuen Reiches Herrlichkeit;
So weiſt es gleich dem Pharus-Turme
Den Weg uns aus der Zeiten Sturme
Zum Port der reinen Menſchlichkeit.

Digitized by Google

Paula Conrad als „Lachegott“ in E. v. Wildenbruchs „Heiliges Lachen.“
(Kgl. Schauſpielhaus.)
Nach einer Aufnahme von Loeſcher & Petſch, Hofphotographen zu Berlin.

Aus den Theatern Berlins.

Von Hanns von Zobeltitz.

Januar—April 1892.

(Abdruck verboten.)

Der Frühling iſt da, und unſer Theaterjahr geht zu Ende, wie es begonnen hat. Was brachte uns die Saiſon nicht alles: Jambentragödien hohen Stils, Dramen, Schauſpiele, Märchenſchwänke, Poſſen, Vaudevilles und was weiß ich noch? Und nirgendwo ein voller äſthetiſcher, nirgend eigentlich auch nur ein ungetrübter Theatererfolg! Was wunder, daß die Schauſpielhäuſer leer blieben, und das liebe Publikum ſich vor den Spezialitätenbühnen über magnetiſche Damen oder lebende Bilder amüſierte, ſo gut oder ſo ſchlecht es ging.

Es würde unter dieſen Umſtänden eine ziemlich triſte Wanderung werden, wollte ich in einer regelrechten Theaterrevue alle Bühnenereigniſſe der letzten Monate vorüber paſſieren laſſen. Man hört ja nicht gern von einer langen Reihe von Leichenbegängniſſen erzählen. So will ich mich

denn diesmal darauf beschränken, aus der Fülle der Erscheinungen nur einiges Interessante herauszuheben.

Ich glaube, wir befinden uns auf litterarischem und zumal auf dramatischem Gebiet — es soll ja auch auf manchem anderem ebenso sein — in einer Übergangsperiode. Man ist nachgerade der extremen Richtungen, die unter dem Vorwand des Realismus das Häßliche und Peinvolle als das allein Wahre erscheinen lassen wollen, satt geworden, man hat erkennen gelernt, daß die neuen Strömungen, welche von Nord und West auf uns eindringen, nicht hielten, was sie versprachen. Die Fülle von Können, welche die dramatischen Werke eines Ibsen, wie die Romane Zolas auszeichnet, zerrann unter den Händen der Nacheiferer. Kraft, Frische, Natürlichkeit haben sie uns versprochen, und was sie uns gaben, war meist tötende Langeweile auf schmutzigem Hintergrund mit überbreitem Pinsel um die ewig wiederholten Schlagworte einer oft nur halbverstandenen pessimistischen Weltanschauung aufgetragen.

Nicht nur das Publikum ist den Vererbungsapostteln und Wahrheitsfanatikern, den Malern mit grau auf grau, gram geworden, auch unsere wirklichen Poeten sind endlich zu offener Fehde gegen sie hervorgetreten.

Es war mir ein Genuß, Paul Heyse auf dem Kampfplatz erscheinen zu sehen. Sein Schauspiel „Wahrheit", welches uns das Lessingtheater brachte, ist eine fein abgewogene, herzerfreuende Dichtung, die sich dem Besten anreiht, was auf dramatischem Gebiet aus dem Münchener Poetenheim hervorging.

Der Bankier Bernd, ein durch und durch ehrenwerter Mann von schöner Herzens- und Geistesbildung, lebt in glücklicher Ehe mit Clarisse, seiner jugendlichen, etwas mondaine angehauchten Frau. In glücklichster Ehe, obwohl die Gattin sich in Äußerlichkeiten gefällt, im Trubel der Geselligkeit aufgeht und, eigentlich ziemlich unbedeutend, durch die kleine Münze der Dilettantenkünste zu glänzen sucht: durch Gesang, durch Malerei, bei welcher ihr greiser Lehrer, Professor Werner, das Beste thut. In dem Hause Bernds hat Emmy, die Schwester seiner Frau — beide sind Waisen — Aufnahme gefunden, ein starkgeistiges, dabei liebenswürdiges Mädchen, das all den Firlefanz, an dem Clarisses Herz hängt, durchschaut und verachtet. Im Hause Bernds lebt ferner seine alte Mutter, die köstlichste und lebenswahrste Gestalt des ganzen Schauspiels, eine in schweren und guten Jahren, in Leid und Freud zu tiefinnerlicher Herzensmilde gereifte, klar und scharf in die Welt schauende Greisin. Ihr, der Vertreterin der alten Lebensanschauungen, stellt der Dichter einen jungen Gelehrten, Dr. Narmann, gegenüber, den Freund des Bankiers und geistigen Erzieher Emmys, einen Wahrheitsfanatiker nordischer Schule. Das Unheil will, daß der etwas stark karikierte Mann der Wissenschaft sich in seine hübsche Schülerin verliebt. Als er ihr in ziemlich ungehabelter Weise seinen Antrag macht, erfährt er, daß Emmy nicht nur seine Neigung nicht erwidert, sondern daß sie in aller Herzenseinfalt ihren eigenen Schwager liebt. Liebt, freilich nicht mit himmelstürmender Leidenschaft, aber doch mit jener stillen, bescheidenen, innigen Inneigung, die sich in ihr entwickelt haben mag aus einem Gefühl des Mitleids mit dem verehrten Mann, den sie an der Seite der Schwester weit unglücklicher wähnt, als er es ist. Halb von Eifersucht getrieben, vor allem aber von seiner unerbittlichen Wahrheitsliebe beseelt, beeilt Narmann sich, das Feuerfünkchen mit einer Dampfspritze zu löschen: in einer erregten Scene, wohl der dramatisch bewegtesten des Schauspiels, offenbart er in rüder Weise Clarisse vor ihrem Manne und der Mutter die Wahrheit. Es ist nur natürlich, daß die junge Frau nunmehr darauf besteht, daß Emmy ihr Haus verläßt.

Es wäre für die Entwickelung der Handlung nun vielleicht das Natürlichste gewesen, wenn Heyse neben dem sauertöpfischen Gelehrten einen zweiten Liebhaber eingeführt hätte, der das arme Kind aus seiner üblen Lage errettet. Mochte es dem Dichter aber nicht natürlich genug erscheinen, wenn Emmy ihre Neigung zu Bernd so schnell vergaß, reizte ihn die Lust zu fabulieren, die alte, romantische Ader: kurz, er stellt eine zweite Fabel neben die erste. Der Zuschauer erfährt es schon im ersten Akt, daß die zweitgeborene Schwester nicht das Kind des Mannes ist, der vor der Welt als ihr Vater galt, daß ihre Mutter in einem Augenblick der Verzweiflung, des hellen Wahnsinns sich vergaß. Emmy ist Werners Tochter, des alten Professors, der nur, um seinem geliebten Kinde nahe zu sein, sich zu den Gaukelkünsten der schönen Clarisse hergab. Der Mann hat — schwerer vielleicht als es sanft Männer- und Künstlerart ist — an der Last des Vergehens getragen. Als ihm die Tochter aber Vorwürfe macht, daß er sich zu dem Trug verstehe, den Frau Clarisse mit ihren Pinseleien treibt; als Emmy ihm vorhält, daß er an der heiligen Wahrheit sündigt, die Narmann sie lehrte hochzuhalten, entschließt er sich, ihr alles zu sagen, und wird nur vorläufig durch den Einspruch der klugen Greisin von seinem unsinnigen Vorhaben zurückgehalten. Im letzten Akt indessen, als die Tochter sich rüstet, in grenzenloser Verzweiflung über das Unheil, welches sie durch ihre Liebe zu dem Schwager angerichtet zu haben glaubt, das Haus der Schwester zu verlassen, offenbart er sich ihr doch, und nach einem schweren, inneren Kampf wirft sie sich in die Arme des Vaters. Leider ist es, wie es mir scheinen will, dem Dichter nicht voll gelungen, diesen Seelenkampf des jungen Mädchens genügend vertieft zur Darstellung zu bringen, wie der letzte Akt überhaupt, schon durch die Versöhnung der Schwestern, etwas stark Äußerliches, auf den bühnengerechten Abschluß Berechnetes hat.

Aber der Reiz des ganzen Schauspiels beruht ja nur zum minderen Teil auf der Handlung, er beruht, ich möchte sogar sagen fast ausschließlich, auf der einen Gestalt der greisen Mutter Bernds und auf dem überaus fein durchgeführten, gemütsinnigen Dialog. Der alten Dame legt der Dichter seine Anschauungen, seine Lebensweisheit in den Mund, sie ist es, die in ihrer klugen, milden Art alle Widersprüche ausgleicht und die alte Wahrheit zu Ehren bringt, daß die Wahrheit kein abstraktes Ding, kein Begriff ist, der lediglich um seiner selbst willen da ist. Sie wendet sich scharf gegen all' die Fanatiker, die nur ihre eigenen An-

sichten über Wahrheit in der Kunst und im Leben gelten lassen wollen: „Ich werde immer ganz wild, wenn ich sehe, was heutzutage für ein Mißbrauch mit dem ehrwürdigen Wort Wahrheit getrieben wird. Lügen galt auch zu meiner Zeit als etwas Häßliches, aber es gab noch häßlichere Dinge. Seinem Mitmenschen wehethun, ihm schanungslos alles Unangenehme unter die Nase reiben, sich noch etwas darauf einbilden, daß man sich mit der sogenannten Wahrheit überall hinflegelt, das durfte man sich damals nicht erlauben! Heute aber ist Wohlerzogenheit, Diskretion, Schonung von Schwächeren alles lauter Trödel! Wenn man einem Menschen das Leben retten könnte mit einer warmherzigen Lüge, stößt man ihm lieber die blanke Wahrheit wie ein grobes Küchenmesser ins Herz!" — Was dem Schauspiel vielleicht an kräftig pulsierendem Leben abgeht, wird reichlich aufgewogen durch die anmutige und zugleich kraftvolle Art, wie der Meister der Sprache in immer neuen Wandlungen seine Anschauungen vom Leben und von der Kunst versicht, wie er, ohne je in einen lehrhaften Ton zu verfallen, das Thema von der Wahrheit zu variieren weiß. Mag man mich einseitig oder voreingenommen schelten — mir war's eine herzliche Freude, wie das Publikum von allen Plätzen aus den Heyseschen Wahrheiten Beifall spendete: wohlverstanden, das Premieren-Publikum des Berliner Lessingtheaters.

Aus der Aufführung ragte um Haupteslänge die Darstellerin der alten Mama Bernd, Frau von Pöllnitz, hervor. Gewiß fiel ihr die weitaus dankbarste Rolle zu, aber wie wußte sie dieselbe auch zu gestalten! Das war wirkliches Leben, kein herausgeklügeltes, handwerksmäßiges Spiel, was sie gab. Jede Bewegung war Natur, jede der anmutvollen Wendungen, die der Dichter ihr in den Mund gelegt, kam voll und ganz zur Geltung. Nur ein klein wenig geringere Schärfe hier, ein Gran mehr Humor dort hätte ich der Darstellung gewünscht, um sie als mustergültig bezeichnen zu können. Unter den übrigen Künstlern und Künstlerinnen fiel mir nur Frl. Reisenhofer auf — durch ihre Tailetten nämlich. Wenn man eine so gute und temperamentvolle Schauspielerin ist und ein so reizvolles Gesicht sein eigen nennt, wie diese Dame, hat man es doch wohl nicht nöthig, sich herauszuputzen gleich einer närrischen Madepuppe. Eine deutsche Frau, und mag sie noch so extravagant sein, geht nicht in einem Kostüm, wie es Fräulein Reisenhofer trug, über die Straße.

Der zweite unter unseren Dichtern, der sich das Wehrgehenk zum Kampf gegen die unhalden Geister, welche uns unser bißchen Menschenfreude mit ihrer Galle verbittern möchten, umgürtete, ist Ernst von Wildenbruch. Das „Heilige Lachen" ist seine Kriegserklärung gegen die Jüngeren, denen er freilich früher einmal selbst mit seiner „Haudenlerche" ein paar Schritte entgegenkam.

Ich habe mich vor Jahresfrist in diesen Heften bei Gelegenheit meiner Besprechung des „Neuen Herrn" in schroffen Gegensatz zu der Berliner Kritik gestellt, welche sich damals mit überraschender Einstimmigkeit gegen diese Dichtung aussprach. Ich bin heute in der gleichen Lage: ich kann mich der rücksichtslosen, oft brutalen Beurteilung, welche das „Heilige Lachen" fand, nicht anschließen. Die geehrten und gelehrten Herrn, welche für die Berliner Kritik maßgebend sein sollen, werden für den Standpunkt des ihnen vielleicht nicht genug berufsmäßig erscheinenden Kollegen zwar nur ein heilloses Lächeln haben, das soll mich aber nicht hindern, meine persönliche Meinung offen auszusprechen.

Daß Raimunds köstlicher „Alpenkönig und Menschenfeind", eine der schönsten Perlen unserer Bühnen-Litteratur, vor wenig Jahren in Berlin, man kann fast sagen, durchfiel, ist bekannt; wenn heute eine der ätzenden Komödien des Aristophanes bei uns aufgeführt würde, wäre ein leeres Haus selbstverständlich; daß der Sommernachtstraum noch immer „zieht", ist neben der vortrefflichen Ausstattung, welche das Stück meist findet, meiner verbrecherischen Ansicht nach nicht auf den guten Geschmack des Publikums, noch auf das Urteil der Kritik zurückzuführen: lebte Shakespeare heute, und morgen ginge sein Sommernachtstraum zum erstenmale über die Bühne, ich wettete, wir erlebten einen „Achtungserfolg". Wenn es nämlich gut ginge!

Ich will nun das „Heilige Lachen" wahrhaftig weder mit dem Alpenkönig, noch mit den Fröschen, noch etwa mit dem Sommernachtstraum in Parallele stellen; ich will nur sagen, daß, so groß der Reiz des Neuen sein mag, das Eigenartige, vom lieben Schema Abweichende in unserer Zeit selten auf ein besonderes Entgegenkommen rechnen darf. Auf entschiedenen Widerstand aber stößt es, sobald es vorgefaßten Meinungen entgegentritt. Gibt sich dieser Widerspruch in der üblichen Form und in so liebenswürdiger Weise, wie in der Heyseschen Wahrheit, dann drückt die Kritik wohl ein oder auch beide Augen zu; vereint der Widerspruch aber Eigenart und eine gewisse Bissigkeit in sich, dann schreit sie „Wehe!"

Das Heilige Lachen ist nun in der That ein sehr eigenartiges Stück, auf das kein Schema paßt. Als Märchenschwank bezeichnet es Wildenbruch selbst und, wie mich dünkt, sehr treffend, denn es ist eine in Märchenfarm gekleidete Komödie. Das Heilige Lachen ist auch recht bissig in der Tendenz, die allen Lebensnörglern scharf zu Leibe geht, und bissig in manchen Einzelheiten. Nehmen wir nun hinzu, daß die Aufführung sich lange verzögerte, daß in der Zwischenzeit mancherlei über den seltsamen Inhalt durchsickerte, daß dadurch die Spannung aufs höchste erregt wurde — nehmen wir hinzu, daß der Märchenschwank wirklich seine Fehler hat, die treffliche Handhaben zu kritischer Vernichtung boten, daß endlich die Aufführung meines Erachtens den Dichter nicht richtig unterstützte, dann ist es sehr erklärlich, daß die Dichtung keine Gnade vor ihren gestrengen Richtern fand.

Eine dankenswerte Dichtergabe bleibt das „Heilige Lachen" aber trotz allem und allem.

Wenn der Vorhang zum erstenmale emporrauscht, sehen wir im Morgengrauen auf ragendem Fels die „Apotheca Magna" vor uns; die Pforte des einstöckigen Gebäudes thut sich auf, eine Heinzelfamilie tritt heraus: das weißbärtige Zwerglein Melotzki, sein Frauchen Quillina, welche

soeben die Bettchen der Sterne „hübsch bezogen und geklopft und jedes Kissen neu gestopft", und ihr naseweiser Filius Coralla — denen sich bald eine ganze Schaar anderer steißiger Heinzelmännchen anschließt, die sich mit Eimer, Bürsten und Besen anschicken, „dem Staub das Handwerk zu legen." In ihrer Arbeit unterbricht sie der Provisor Optimus; er erkundigt sich, ob Glaube, Hoffnung, Liebe in guter Quantität und Qualität in der Apotheke vorhanden, und bereitet alles zum Empfang des großen Prinzipals vor. Derselbe, von hoher, ehrwürdiger Greisengestalt, erscheint, und vor ihm tritt, von der Nacht geleitet, das Chor der Sterne an. Sie neigen sich grüßend vor dem Vater, und die Nacht gibt ihm auf seine Frage: „War alles recht? Gabs Anlaß zur Beschwer?" Bericht über ihr Thun:

„Sie haben gewirket zu deinee Ehr'
Und haben treu ihres Amtes gewacht.
Sie haben geleuchtet über dem Meer
Und wo ein Schiff seinen Weg nicht fand,
Dem gaben sie Rat und wiesen ihm Pfad.
Sie haben geleuchtet über dem Land,
Und wo sich ein Seufzer, bang und schwer,
In einsamer Kammer dem Herzen entwand,
Da schoben sie sacht
Mit goldenen Fingern den Vorhang beiseit'
Und blickten hinein in die einsame Pein
Und erzählten dem stummen, finsteren Leid
Von deiner Güte und Herrlichkeit!"

Die Nacht mit ihrem Gefolge verschwindet, schon huschen und leuchten die Sonnenstrahlen über die Bühne, als der Apothekergehilfe Pessimus, der häßliche Geselle, aus seinem Kellerverließ brummend hervorsteigt. Die Heinzelleute verspotten ihn, bis sich auf einen Wink des Prinzipals der böse Bursche in seine dunkle Höhle zurückzieht, und die Sonne, eine schöne Frauengestalt, leuchtend über dem flachen Dach der Apotheke erscheint:

Glück auf! Frisch auf!
Jedem frohen Gemüt eine fröhliche Stund!
Dich, Vater und Herr, dich begrüß ich zuerst
Mit beugendem Herzen, mit jauchzendem Mund!
Der du bist in die selbst und dich täglich vermehrst
In jedem Geschöpf, und wiederkehrst
Umwandelnd das ewige Rund!
Ich grüße danach jede Hand, die sich hebt,
Jedes Haupt, welches denkt, jedes Herz, das bebt,
In welchem das ewige Geheimnis lebt
Vom großen, allmächtigen Leben!
Ich grüße das All, ich grüße dich, Welt,
Deren sehnende Brust zum Empfangen sich schwellt,
Wie die meine sich dränget zum Geben."

Die Sonne besteigt ihren Siegeswagen und fliegt auf ihm in die Lüfte, während die Wahrheit, die auf der Erde, in der Stadt Terra, das Amt der Buchführerin bekleidet, gute Kunde von den Menschen bringt. Der labesame Bürgermeister von Terra, Animus, hat sich mit der Schönheit vermählt. Alles steht gut in der Stadt — das Bürgermeisterpaar freilich hegt noch einen besonderen Wunsch, und der Große Prinzipal in seiner Güte und Milde beschließt denselben sofort zu erfüllen. Der Storch Adebar wird herbeigeholt; auf seinem Rücken sendet der Prinzipal ein reizendes Knäblein zur Erde nieder mit einem sinnigen Segensgruß:

„Nun will ich dich senden
Den Menschen zue Erde —
Was soll ich dir spenden,
Auf daß meine Gabe
Den Menschen zue Labe,
Zum Heil ihnen werde?
So nehm' ich vom Auge
Dir Riegel und Siegel,
Damit es zum Spiegel
Dir diene und tauge —
Sieh' an die heilige Schönheit der Welt!
Das Licht dieser Stunde
Soll nie dir erblassen,
Dies sel'ge Erinnern
Tief wurzelnd im Innern,
Soll nie dich verlassen.
Wenn drunten am Grunde
Beschränkter Gedanken,
Des Ew'gen vergessen
Verzagt und vermessen,
Die Menschen erkranken,
Dann bring ihnen Kunde
Vom ewigen Lichte.
Mit lachendem Munde
Bekämpfe, vernichte
Die finstere Trauer, die knechtend sie hält.
Die Kranken, die Schwachen,
Die laß sie erwachen
Zum Mute der Freude
Bring Licht ihnen wieder —
So steige hernieder,
So geh' zu den Menschen, du heiliges Lachen,
Du freudige Stimme der freudigen Welt."

Der Große Peinzipal, der zu anderen Welten hinweggerufen wird, setzt darauf Optimus zu seinem Vertreter ein und legt ihm vor allem die Stadt Terra ans Herz: „Und meiner Menschen sorge — sorge —"

Das zweite Bild führt uns in die Höhle des Pessimus, der am dampfenden Feuer einen Unheilstrank braut. Lüge, ihre Tochter die Häßlichkeit, und der Neid helfen ihm dabei: Krokodilstränen mischt die erste, Gehirn eines Unzufriedenen, der nur am Häßlichen sich erfreute, die zweite, die Feder eines am Gallenfieber gestorbenen Rezensenten die dritte hinzu. Der Trank „Pessimismus" ist wohl gelungen, da kommt der Haß von der Oberwelt herab und bringt die Nachricht, daß der Große Prinzipal Optimus zu seinem Vertreter ernannte. Pessimus beschließt ihn zu verderben und, da er ihn nicht töten kann, ihn wenigstens zu lähmen. Er kredenzt dem Vertrauensvollen, der ihn besucht, einen Becher von seinem Gifttrunk — Optimus sinkt bewußtlos zusammen. Der Böse aber bemächtigt sich des Schlüssels zur Großen Apotheke, versichert sich der Unterstützung seiner Unholdinnen, verspricht die Häßlichkeit zu heiraten und macht sich mit ihnen allen auf nach Terra, um die Menschen mit seinem Trank zu vergiften, ihr Wesen und Sein nach seinen Prinzipien umzumodeln. Sie halten ihren Einzug in Terra — wohlvorbereitet und im fremden Gewande. Der Neid wird in „kritisches Bewußtsein", die Häßlichkeit in „Echtheit", der Haß in „Unabhängigkeit" umgetauft; die Lüge aber, welche als ihre geistige Führerin erscheint und sich demnächst selbst als Wahrheit ausspielen wird, wandelt den Namen Pessimus in Ole Pessimóff um: „Das ist was Russisches und Ole gibt der Sache einen skandinavischen Beigeschmack — das zusammen erobert dir die Herzen der Menschen schon, wenn sie deinen Namen hören."

Bei dem Bürgermeister in Terra ist Kindtaufschmaus. Der Stadtdichter Lamm reimt süße Verse, und die ehrsamen Bürger und Bürgerinnen sind eitel Freude und Glück. Nur der Wein, den der Provisor Optimus senden sollte, bleibt noch

Rasa Poppe (Kgl. Schauspielhaus).
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph zu Berlin.

aus. Aber da naht ja schon sein Vertreter, Herr Pessimóff, und die Diener füllen die Becher mit dem Wein, den er gebracht. Alle trinken — mit Ausnahme der Schönheit — und der Wein wirkt. Sofort schlägt die Stimmung um, Zank und Streit entsteht, den Pessimóff mit geschickten Schlagworten schürt. Der Bürgermeister verstößt sein Weib, die Schönheit, und diese verläßt mit ihrem Kinde, von der Wahrheit begleitet, die Stätte. Die Lüge tritt als die „echte Wahrheit" auf und verkündet unter dem Jubel der Bethörten: „Es gibt keinen Willen!" — „Der Mensch ist ein Produkt aus Vererbung und Verhältnissen!" — „Feindschaft heißt das Gesetz zwischen Mann und Weib!" Ole Pessimóff übernimmt das Regiment von Terra, ernennt den bisherigen Bürgermeister zu seinem Standesbeamten und erklärt nebst dem Lachen, der Phantasie und dem Versemachen vor allem den „sogenannten Großen Prinzipal" für abgeschafft. Begeistert stimmt ihm ganz Terra zu.

Ole Pessimóff ist Alleinherrscher. Aber die Herrschaft frommt ihm nicht, denn in seiner Brust ist plötzlich — einer der feinsten Züge der Dichtung — eine heiße Leidenschaft für die vertriebene Schönheit aufgelodert.

In einer Scene voll echter Poesie nimmt die Schönheit Abschied von der Stadt, von ihren Lieben:

„Menschen, fahrt wohl,
Männer und Frauen der Stadt,
Denen ich arglos und rein
All meine Gaben gewährt,
Bis ihr, der Gaben satt,
Grollend euch von mir gekehrt —
O nun fahrt wohl."

Frau Anna von Hochenburger (Kgl. Schauſpielhaus).
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph zu Berlin.

Durch die Straßen der Stadt ſchleicht Peſſimóff der Schönheit nach; aber die Nacht tritt zwiſchen ſie und ſchützt die Holde, die Nacht hält ihm erbarmungslos ſeine Nichtigkeit vor. Indeſſen erſcheint die Schönheit zum letzten Ade am Lager des geliebten Gatten. Er ſchaut ſie im Traum; im Traum fleht er ſie an, zu bleiben. Sie aber läßt ihm nur ein letztes Zeichen ihrer Liebe:

„Meines Hauptes flatternde Zier,
Meinen Schleier will ich dir reichen.
Auf dem Herzen bewahr' ihn hier.
Nur ein Duft — doch eine Mahnung
Der Vergangenheit, der ſel'gen,
Und des unvergänglich Ew'gen
Eine Sehnſucht — eine Ahnung."

Unſtreitig der wirkungsvollſte Aufzug des ganzen Märchens iſt der nächſte. In einer unterirdiſchen Höhle, in die ſie geflüchtet, erwacht die Schönheit von langem Schlaf. Staunend ſieht ſie einen ſchönen Jüngling neben ſich: ihren Sohn — das heilige Lachen, den Lachegott. Er ſei gewachſen im Maientau, kündet er der Mutter und prophezeit ſeinen Sieg:

„Hier drunten am Grunde
Verbannt und verborgen,
Da ſitzt nun das Lachen
Und haert ſeiner Stunde,
Auf heute folgt morgen,
Auf Schlaf das Erwachen,
Ganz heimlich verſteckt ſich's,
Schon reckt ſich's und ſtreckt ſich's,
Schon wachſen ihm Flügel,
Bald wird es ſie regen,
Dann jauchzen die Hügel

Dem Lichte entgegen,
Dann sinken die Nebel
In Thälern hernieder,
Zur Freudigkeit wieder
Erwachen, erwarmen
Die Menschen, die armen,
Und reiben die Augen
Und staunen und fragen,
Und keiner kann sagen
Was Wunder geschah —
Wenn Lachegott kommt mit Hahahaha!"

Aus den Klüften schreitet, auf Krücken gestützt, der an Leib und Seele wunde Optimus heran; an ihm thut Lachegott sein erstes Wunderwerk: er gibt ihm das Vertrauen zurück, er küßt ihn gesund. Dann aber schmeichelt er, hinter der Mutter verborgen und deren Stimme annehmend, Herrn Ole Pessimóff, der in blinder Leidenschaft zur Schönheit herunterſteigt, seine „Prinzipien", seine goldene Halskette, ab und lockt schließlich die Heinzelleutchen durch sein Lachen wieder zu werkthätiger Arbeit aus ihren Klüften hervor.

Das letzte Bild führt uns noch einmal nach Terra. Ole Pessimóff, der große Mann, will, um die Schönheit zu besitzen, sich von dem Eheversprechen, das er der Häßlichkeit gab, frei machen. Im Rathaus kündet er in öffentlicher Sitzung den immer noch bethörten Bürgern als Gesetz: „Die Ehe ist abgeschafft." Unter die Menge aber hat sich der verkleidete Optimus eingeschlichen. Während Pessimus dem Bürgermeister den Schleier der Schönheit entwendet und sich an dessen süßem Duft berauscht, weiß jener die Volkskunst völlig umzustimmen. Er erzählt, wie Pessimóff um die Schönheit geworben, wie er seine Prinzipien verloren, daß er den Wein aus der großen Apotheke verfälscht habe. Die Bürger und Bürgerinnen gewinnen ihr klares Bewußtsein zurück und jubeln, während die Scene sich zu einer glänzenden Apotheose verwandelt, dem nahenden Lachegott zu. Dieser schließt Pessimus in eine riesige Glasflasche ein und ernennt Optimus zu deren Beschließer, nimmt ihm aber wohlweißlich den Schlüssel zur großen Apotheke ab, welche fortan die Wahrheit verwalten soll. Die Schönheit hält ihren Einzug und, von strahlendem Gewölk umgeben, erscheint milde lächelnd der Große Prinzipal. Alle sinken auf die Kniee nieder und bringen ihm den Willkommengruß dar.

Ich habe es für notwendig erachtet, die Inhaltsangabe der Dichtung ausführlicher wiederzugeben, als es sonst — leider vielleicht — bei Besprechungen üblich ist; nur wer die bunte Handlung ganz kennt, kann verstehen, wie die Phantasie des Dichters den Kampf und Sieg nicht des Optimus, sondern des Herzensfrohsinns und der Schönheit über Pessimus und seine Unholde gestaltet hat.

Zunächst gebe ich unbedingt zu, daß es Wildenbruch nicht gelungen ist, die Handlung straff zusammenzuhalten. Die Komposition ist oft gewaltsam, sie schreitet sprungweise fort, und vor allem: es fehlt der Mittelpunkt, der das Interesse dauernd fesseln müßte. Der Lachegott, das heilige Lachen, welches eigentlich wohl als dieser zusammenhaltende Faktor gedacht ist, entschwindet zu lange Zeit vor dem Zuschauer, ja tritt reizvoll und sieghaft eigentlich nur im letzten Drittel der Dichtung hervor.

Ich gebe auch willig zu, daß der Humor, der einer der festesten Pfeiler der Komödie hätte sein müssen, nicht genügend zu seinem Rechte kommt. An Anläufen, und zum Teil trefflichen Anläufen, dazu fehlt es nicht: der Kindtaufschmaus und die Scene zwischen Lachegott und Pessimus in der Höhle der Schönheit enthalten z. B. eine Fülle köstlicher Wendungen. Aber der Dichter hat sich vielfach mit Andeutungen begnügt: so würde u. a. ein breiteres Herausarbeiten des Stadtdichters Lamm und seiner Partnerin, der alten Jungfer Läppchen, sich empfohlen haben. Meines Erachtens war übrigens die Besetzung einer Rolle nicht glücklich, weil der betreffende Schauspieler der humoristischen Seite der von ihm verkörperten Gestalt nicht gerecht wurde und seiner ganzen, von mir sonst gewiß hochgeschätzten Begabung nach nicht gerecht werden konnte. Ich meine Herrn Grube, der den Pessimus zu sehr auf das Mephistophelische hinaus spielte. Hier wäre Herr Vollmer sicher besser am Platze gewesen.

Was hat man aber Herrn Wildenbruch und seinem Märchenschwank nicht alles vorgeworfen?

Die Tendenz! Ja, über künstlerische und ästhetische Anschauungen kann man wohl rechten, aber man sollte aus ihnen allein doch kein Gravamen konstruieren. Daß ich für mein Teil der Tendenz des heiligen Lachens voll und ganz zustimme, brauche ich nicht besonders zu betonen.

Auffassung und Durchführung sei kindlich, um nicht zu sagen kindisch! Wer sich gewöhnt hat, die Stücke, welche auf der freien Bühne Beifall finden, für die Bühnenwerke der Gegenwart und Zukunft, für die allein möglichen Bühnenwerke anzusehen, muß freilich jedes Verständnis für das Naive verloren haben. Nicht kindlich und nicht kindisch aber gibt sich das heilige Lachen, es setzt nur ein Publikum voraus, das im besten Sinne des Wortes naiv ist, das ein Märchen würdigen kann. Dazu gehört auch, daß man einen tüchtigen Sprung vom Hohen und Weihevollen zum Grotesken mitmachen kann. Solche Phantasiesprünge mutet uns Wildenbruch allerdings zu. Wer freilich keine Phantasie besitzt oder „das Ding" für unnütz hält, kann nicht mitspringen. Und wer die Allegorie grundsätzlich für eine überlebte Kunstform ansieht, kann sich an den Phantasiegestalten Wildenbruchs nicht erwärmen.

Die Figuren der Dichtung seien unklar gezeichnet, nur angedeutet gleichsam! Wir haben ein Märchen vor uns, muß ich wiederholen, und ein Märchen bedarf nicht der festumrissenen Gestalten. Grade darin, daß es der Phantasie Spielraum zum Ausbauen gewährt, liegt ein gut Teil seines Reizes.

Banal sei die Sprache! Ich habe in meiner Inhaltsangabe genügend citiert, um zu beweisen, daß Wildenbruch überall, wo er es wollte, seinen Gestalten Worte von bezaubernder Schönheit, von wahrhaft poetischem Duft in den Mund gelegt hat. Allerdings gefällt er sich nun vielfach — und ich will dahingestellt sein lassen, ob nicht zu oft — in den derbsten Alltäglichkeiten. Das mutet, von der Bühne herab gehört, freilich wundersam an, trotzdem muß ich es als des Dichters gutes Recht bezeichnen und kann mich für mein Teil auch der Ansicht nicht verschließen, daß

Digitized by Google

es allgemein genommen berechtigt war. Wildenbruch bedurfte, um den Kampf des Schönen mit dem Häßlichen zu charakterisieren, auch des sprachlichen Gegensatzes zwischen edlem Schwung und grobkörnigster Plattheit. Und er hat ihn kräftig auszunützen verstanden!

Im breitesten Maße zog die Aufführung alle seenischen Hilfsmittel einer großen Bühne zu Hilfe. Wir haben in Berlin kaum je eine so glänzende, so sorgfältig vorbereitete Ausstattung gesehen: wunderbare Dekorationen, die geschmackvollsten Kostüme, die überraschendsten Lichteffekte, ein glänzendes Ballet waren in den Dienst der Dichtung gestellt, zu welcher Kapellmeister Hummel eine sich fein anschmiegende Musik beigesteuert hatte. Alles war durchdacht und sorgsam abgewogen, und trotzdem, glaube ich, leistete man der Märchenkomödie damit einen schlechten Dienst. Es war zu viel, weitaus zu viel des Guten. Die Zuschauer empfanden, daß man sie gewaltsam in Stimmung setzen wollte; der selbstgestaltenden Phantasie blieb kaum noch eine Aufgabe übrig: ein Märchen aber kann des lebhaften Mitempfindens, des sich Hineinlebens des Zuschauers, wie des Lesers nimmer entbehren. Stört man diese geistige Mitarbeit, indem man ihr die Mühe erspart, so nimmt man einer Märchendichtung unendlich viel von ihrem eigenartigen Zauber. Mir schien es fast, als ob der Pomp der Ausstattung mit allen seinen Bühnenwundern dem heiligen Lachen den Charakter der Feerie aufdrückte.

Bei der Darstellung waren die Kräfte unserer Hofbühne thätig und thaten ihr Bestes. Die Männerrollen sind — von Pessimus abgesehen, über den ich schon sprach — nicht sonderlich bedeutend. Unter den Damen ragte Frl. Conrad als Lachegott weit hervor. Das war wirklich eine Leistung aus dem Vollen. Herzerfrischender Humor und holde Anmut schufen eine bezaubernde Gestalt: mir ist's noch, während ich dies schreibe, als höre ich das silberhelle Lachen nachklingen, mit dem der liebliche Lachegott die erwachende Mutter begrüßt. Im übrigen bot die Bühne dem Auge eine Fülle weiblicher Schönheit und Grazie. Ich wüßte nicht, wem ich den Preis zuerteilen sollte: Frau von Hochenburger als Schönheit, Frl. Lindner als Nacht oder Frl. Poppe als glänzende Sonne. —

Und nun reihe ich den beiden Dichtungen, welche auf dem Kampfplatz gegen die Neuerer erschienen, ein seltsames drittes Bühnenwerk bei, welches das deutsche Theater brachte — ein seltsames Werk, dem ein überraschender Erfolg beschieden war: den „Kollegen Crampton" von Gerhard Hauptmann.

Gerhard Hauptmann ist unzweifelhaft einer der talentvollsten, vielleicht der kräftig begabteste aus der jungdeutschen Schule, er war auch derjenige, welcher in seinen ersten Bühnenwerken, den „Einsamen Menschen" und „Vor Sonnenaufgang" alle Konsequenzen ihrer pessimistischen Lebens- und Kunstanschauungen am rücksichtslosesten zog und sich nicht scheute, das Häßlichste, Unerquicklichste uns mit vollster Schärfe auf der Bühne vorzuführen. Jetzt aber bringt er uns plötzlich ein Stück, in dem er seine bisherige Stellung ganz aufgibt, sich völlig in dem Rahmen einer einfachen Natürlichkeit bewegt und sich zum Schluß sogar zu den weitgehendsten Zugeständnissen an den rein theatralischen Effekt bequemt. Er bringt uns ein Stück, überraschend reich an gesundem, wohlthuendem Humor und herzgewinnender Gemütswärme.

Kollege Crampton erscheint als das, was man ehedem ein Charakterbild nannte. Unter Verzicht auf jeden kunstgerechten, dramatischen Aufbau, auf jede spannende Verwickelung wird uns das Bild einer Einzelgestalt gezeigt. Auf sie konzentriert sich das ganze Interesse, während alle übrigen Figuren lediglich dazu dienen, den Alleinträger des Ganzen in den verschiedensten Beziehungen, unter den verschiedensten Beleuchtungen erscheinen zu lassen.

Hier handelt es sich um die Porträtierung des „Kollegen Crampton", eines hochbegabten Malers und liebenswürdigen Menschen, der unter dem Einfluß einer unbefriedigenden Thätigkeit und eines unglücklichen Familienlebens von Stufe zu Stufe sinkt und sich dem Trunk ergibt. Er verliert die Protektion seines herzoglichen Gönners, verliert seine Stellung als Akademielehrer, die Seinen und alle Welt wenden sich — außer seiner Lieblingstochter und seinem Lieblingsschüler, einem wohlhabenden, jungen Mann — von ihm, und er selbst verbirgt sich schließlich in dem Hinterzimmer einer Vorstadtkneipe, dessen Wirt, einer seiner Gläubiger, ihm ein kümmerliches Obdach gewährt. In dieser Lage, in einer Umgebung von Stubenmalern, findet ihn sein Jünger, der selbstverständlich zugleich in des Alten Tochter verliebt ist, wieder, richtet ihn auf und geleitet den von den besten Vorsätzen für die Zukunft Erfüllten in geordnete Verhältnisse zurück. Ende gut — alles gut! Ob Kollege Crampton seiner unseligen Neigung wirklich dauernd entsagen wird und kann, läßt freilich Hauptmann unentschieden.

Man sieht, eine fadendünne Handlung, der jedes energische Fortschreiten, wie jeder eigentliche Konflikt fehlt. Wenn trotzdem das Stück Spannung erweckt, so wurzelt diese einmal in der bewundernswerten Kunst, mit welcher Hauptmann den Professor Crampton in allen seinen liebenswürdigen Eigenschaften, wie in seiner Schwäche zu charakterisieren weiß, und in der überaus scharfen und dabei reizvollen Zeichnung der Umgebung des Künstlers. Die Schilderung des Lebens auf der kleinen Akademie, wie vor allem die Scenen in der letzten Zuflucht Cramptons sind Zug um Zug dem Leben abgelauscht und zeigen dabei, was mich besonders in Erstaunen setzte und erfreute, überall ein schönes Maßhalten. Der zweite Faktor, durch den Hauptmann wirkt, ist der packende Dialog — ein Dialog von überraschender Einfachheit, großer Klarheit und von einer Natürlichkeit, wie ich sie sonst kaum je von der Bühne herab gehört habe. Und wiederum muß ich anerkennen, daß bei aller Ungezwungenheit dieses Dialogs jede verletzende Wendung in demselben mit richtigem Gefühl vermieden ist.

Kollege Crampton ist gewiß kein dramatisches Meisterwerk; dazu gehört wahrlich denn doch mehr, als die photographisch getreue, psychologisch scharf aufgefaßte Darstellung einer Einzelgestalt. Der

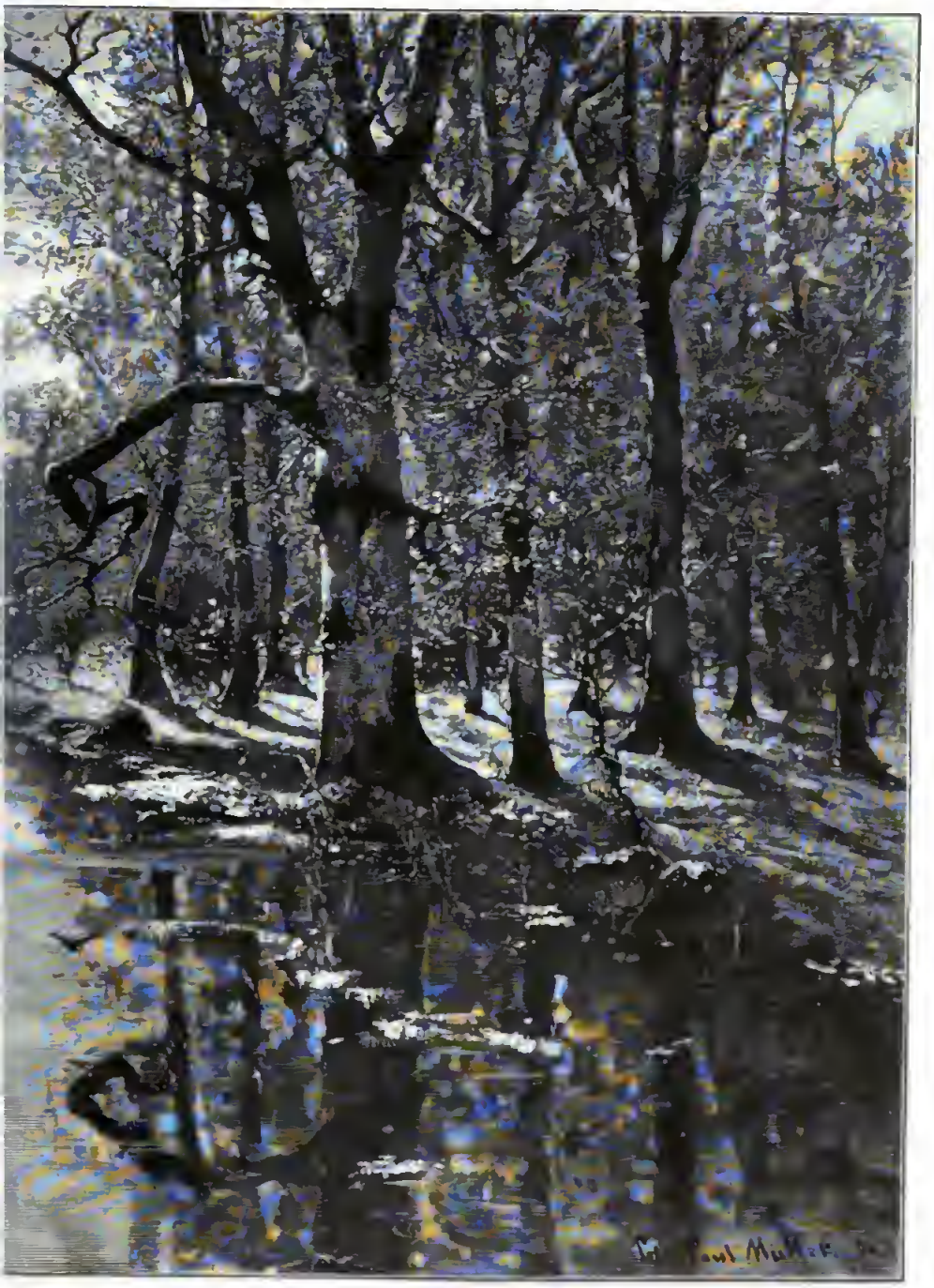
Digitized by Google

Erfolg des Stückes beruhte gewiß auch nicht zum geringsten Teil auf der meisterhaften Darstellung der Hauptrolle durch Herrn Engels. Aber Kollege Crampton ist eine redliche, erfreuliche Arbeit, die gutes Zeugnis für das allmähliche Ausreifen eines jungen Talents ablegt — eine Arbeit, die vor allem deshalb ein besonderes Interesse beansprucht, weil sie uns einen der Führer der modernen Richtung in einem ganz neuen Lichte zeigt. Wer hätte es sich träumen lassen, daß grade Gerhard Hauptmann unter klarem Verzicht auf alles Absonderliche und Schrullenhafte, auf jede krankhafte Grübelei uns ein Schauspiel bieten würde, in dem der Sünder bekehrt wird und an dessen Schluß sich ein Liebespaar die Hand reicht. Sollte das nicht auch ein Zeichen der Zeit sein? Ein Zeichen, daß unsere jungen dramatischen Dichter, nachdem uns und ihnen der Gifttrank des Herrn Ole Pessimóff schlecht bekommen ist, an die Umkehr — an die Rückkehr denken? Sie sollen uns gewiß willkommen sein, und wir wollen gern anerkennen, was ihre Richtung uns gutes gebracht, wieviel Künstelei und Unnatur sie ausgerottet hat.

Amanda Lindner (Kgl. Schauspielhaus).
Nach einer Aufnahme von J. C. Schoarwächter, Hofphotograph zu Berlin.

Waldbach. Gemalt

Digitized by Google



Peter Paul Müller.

Abb. 1. Allers-Paſcha.

C. W. Allers' „Backſchiſch."

Von Otto Preuß. (Abdruck verboten.)

Es iſt nicht immer leicht, das Geheimnis eines Erfolges zu ergründen; denn, darüber muß man ſich klar ſein, etwas Tüchtiges leiſten und einen Erfolg erzielen, iſt nicht immer dasſelbe. Man kann als Genie von der Menge vergöttert werden oder ihr zeitlebens unverſtändlich bleiben; man kann etwas Gutes ſchaffen, das jedermann gefällt, und man braucht trotzdem noch nicht anerkannt zu werden; man braucht nichts zu können und kann trotzdem ſehr erfolgreich ſein, — das alles ſind Möglichkeiten.

Selten wird der Erfolg erzwungen, manchmal wird er erſchlichen, am häufigſten ſtellt er ſich von ſelbſt ein. Ihn zu erzwingen, iſt nur einer kraft- und charaktervollen Perſönlichkeit möglich, ihn zu erſchleichen bedarf es nur der Charakterloſigkeit; wo er ſich von ſelbſt einſtellt, da iſt die Urſache des Erfolges gewöhnlich außer in allgemeinen tüchtigen Eigenſchaften noch in einem Bemit dem Leben zu kämpfen gehabt haben mag, man kann nicht von ihm behaupten, daß er ſich ſeinen Erfolg habe erzwingen müſſen. Erfolg iſt ſchließlich nichts anderes wie das Verſtändnis und die Sympathie der Menge, und die hatte Allers für ſich, als er mit ſeinen Bildern an die Öffentlichkeit trat, und jedenfalls lange bevor die zünftige Kritik ſich entſchloß, ihn als eine beſondere

Abb. 2. Vorſtellung an Bord.

ſonderen zu ſuchen, das die Menge anſpricht und dem eigenſten Naturell des Künſtlers entſpringt. C. W. Allers wird vielleicht erſtaunt ſein, wenn er ſich zu den Künſtlern gerechnet ſieht, die den Erfolg nicht erzwungen haben, ſondern denen er von ſelbſt zugeflogen iſt. Allers hat eine harte Jugend hinter ſich, er kann mit Stolz von ſich ſagen, daß er, was er iſt, durch ſich ſelbſt geworden iſt. Aber, ſo ſchwer er auch

Erſcheinung zu würdigen. Man würde ſicher dem Laienauge zu viel zumuten, wenn man annehmen wollte, daß es die künſtleriſchen Eigentümlichkeiten und Vorzüge des Malers eher herausgefunden hätte als die Kenner, — wirkliche oder eingebildete. Was die Nichtkenner von vornherein anſprach, das war, ihnen unbewußt natürlich, ein ſehr geſunder Zug der Allersſchen Künſtlernatur, — es iſt Allers nicht gegeben, die Dinge ernſter

zu nehmen, als ſie es verdienen. Dieſe Auffaſſung iſt dem Humor nahe verwandt, und ſie iſt eines allgemeinen Verſtändniſſes noch gewiſſer als der Humor. Zudem iſt ſie Naturanlage bei ihm, nicht eine Erkenntnis, zu der er ſich durchgerungen hat, und ſie gibt ſich daher als etwas Selbſtverſtändliches ohne alle Affektation. Je nachdem hierauf das allgemeine Verſtändnis beruht, dem ſeine Bilder begegnen, trotzdem die meiſten entweder einfache Porträts an ſich häufig ganz unintereſſanter Menſchen oder zu Genreſzenen erweiterte Porträtgruppen ſind.

Die erſtaunliche Fruchtbarkeit des Künſtlers hat vor kurzem wieder eine jener Bildermappen zu Tage gefördert, deren er eine

Abb. 3. Ein alter Bekannter.

man geneigt iſt, dieſe negative Eigenſchaft für Nüchternheit zu erklären oder in ihr einen der mancherlei Gipfel erhabener Lebensweisheit zu ſehen, wird man Allers als Künſtler tiefer oder höher ſtellen. Kein Zweifel aber, daß er dieſer Auffaſſung von Menſchen und Dingen — mag man ſie nun nüchtern oder wahrheitsliebend nennen — die große Volkstümlichkeit verdankt, deren ſich ſeine Bildermappen erfreuen, und daß ganze Reihe bereits geſchaffen hat, und von denen wenigſtens eine unter ſeinen Hochzeitsgeſchenken zu finden jedes junge Ehepaar ziemlich ſicher ſein kann. Diesmal hat ſich Allers als „Mittelmeermaler" etabliert und ſeinen Stift in den Erinnerungsdienſt jener denkwürdigen erſten Frühlingsfahrt geſtellt, welche die „Auguſta Viktoria," einer der luxuriös ausgeſtatteten Paſſagierdampfer der Hamburger Paketfahrt-Aktiengeſellſchaft, mit

einigen hundert vergnügungssüchtigen Reisenden an Bord, vor einem Jahr zum erstenmal um Europas Küste führte. Man wird sich noch lebhaft des Aufsehens erinnern, welches diese erste Fahrt im vorigen Jahre machte, und des Interesses, mit welchem der deutsche Zeitungsleser allen Nachrichten über die einzelnen Stationen derselben folgte. Die Wiederholung hat auch in diesem Fall dem lebhaften Gefühl Abbruch gethan, — um die zweite in diesem Frühjahr unternommene Reise haben sich nur diejenigen gekümmert, denen Zeit, Mittel und Neigung erlaubten sie mitzumachen. Aber vor einem Jahr nahmen nicht nur die Passagiere, unter denen sich auch Allers befand, daran teil, sondern „alle Welt," und die Fahrt hatte thatsächlich den Charakter eines Ereignisses. Die einen glaubten von hier an eine neue Epoche des Schiffsverkehrs datieren zu können; die anderen faßten die Sache patriotisch und freuten sich darüber, daß die „Augusta Viktoria" die deutsche Flagge an allen europäischen Küsten zeigte; wieder andere glaubten aus der Thatsache, daß sich eine so große Zahl wohlsituierter Menschen auf einem schwankenden Schiffsdeck zusammenfand, einen günstigen Rückschluß auf die wirtschaftliche Lage Deutschlands ziehen zu können, — ich persönlich habe der Fahrt deshalb die größeste Wichtigkeit beigelegt, weil die Zahl der „bekannten Afrikareisenden," denen man täglich in den Zeitungsspalten begegnet, plötzlich so ungeheuer anwachsen mußte, daß man dem gänzlichen Erlöschen dieses Ehrentitels entgegensehen durfte. Jede dieser Auffassungen hätte sich damals mit einigem Enthusiasmus vertreten lassen; heute schon, nach kaum einem Jahre, sind sie alle Lügen gestraft, — Ägypten hat sich nicht unter deutschen Schutz geflüchtet, trotzdem die deutschen Reisenden dort jedenfalls den besten Eindruck gemacht haben; den bisher unübertroffenen Passagierdampfern der deutschen Linien droht in absehbarer Zeit eine gefährliche Konkurrenz der sich in aller Stille rüstenden Nordamerikaner; die wirtschaftliche Lage Deutschlands ist im letzten Jahr nicht besser geworden, trotzdem es immer noch einige wohlhabende Leute bei uns gibt, und als „bekannter Afrikareisender" in den Zeitungen

Abb. 4. Der Kanaltürke.

genannt zu werden, gilt immer noch als eine Auszeichnung, die dem harmloſeſten Menſchen zur Zierde gereicht. Hätte Allers irgend eine der von der Erregung des Augenblicks entſchuldigten Auffaſſungen geteilt und dieſem Standpunkt in ſeiner Reiſeerinnerungsmappe Ausdruck gegeben ſo hätte ſein „Backſchiſch" ſicher beim Erſcheinen zwölf Monate ſpäter nicht mehr das allgemeine Verſtändnis gefunden, das auch dieſer neueſten Gabe des beliebten Künſtlers von allen Seiten entgegengebracht wurde. Es kann ſein Gutes haben, wenn man jedes Ding „sub specie aeterni" betrachtet wie Felix Dahn, mag man dabei nun einer behäbigen Konſtitution folgen oder von einer auf Stelzen ſchreitenden Weltanſchauung geleitet ſein; im erſten Falle hat es ſogar meiſt ſein Gutes. Und in dieſem Falle befindet ſich Allers, der, trotzdem er geborener Hamburger iſt und jedenfalls den ganzen berechtigten Lokalpatriotismus der Hamburger über die erſte Reiſe der „Auguſta Viktoria" mitempfunden hat, trotzdem auch ihn die Frage einigermaßen in Aufregung verſetzt haben wird, ob es dem Schiff gelingen würde, das Eis, mit dem die Elbe Ende Januar vorigen Jahres bedeckt war, zu durchbrechen und nach Cuxhaven hinunterzukommen, der trotz Kanonenſchüſſen und Tücherſchwenken bei der endlich programmmäßig erfolgenden Abreiſe doch keinen Augenblick darüber im Zweifel geweſen iſt, daß es ſich hier nicht um ein beſonders denkwürdiges Zeitereignis, ſondern nur um ein auf Wochen verlängertes Picknick, um eine achtwöchentliche „Landpartie zu Waſſer" handelte.

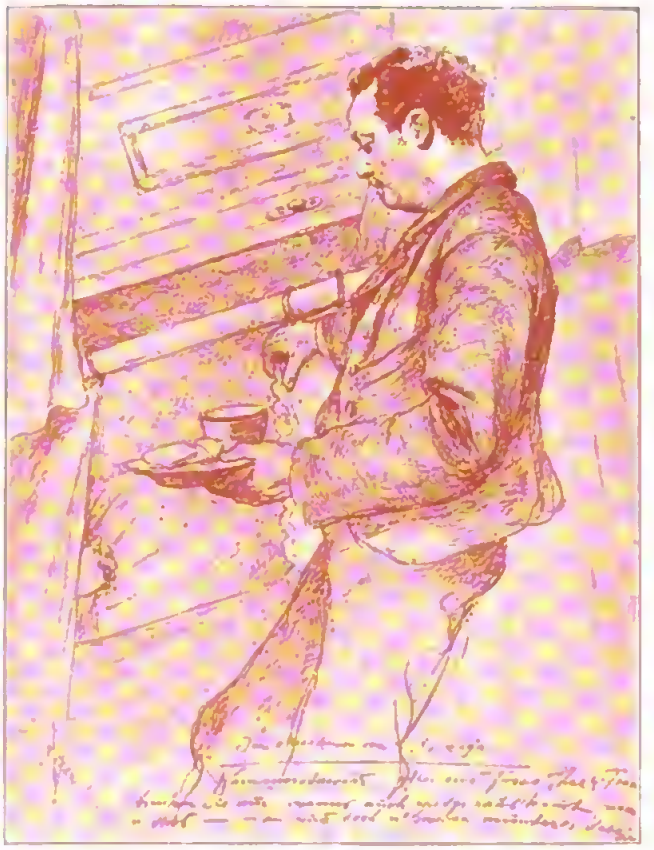


Abb. 5. Der Kammerſteward.

Dieſe Behäbigkeit ſeiner Konſtitution hat der Künſtler auch in ſeinem Selbſtporträt nicht verleugnen können, das wir aus der chronologiſchen Folge der Backſchiſchbilder herausgenommen und an die Spitze unſerer Bilderſerie geſtellt haben (Abb. 1). Dem kriegeriſchen Waffenſchmuck zum Trotz, der, auf dem Bazar von Damaskus erſtanden, den „Mittelmeermaler" Allers in einen Allers-Paſcha umgewandelt hat, ſieht der Künſtler wie ein Wüſtenräuber aus, mit dem ſich beim Glaſe Bier ein verſtändiges Wort reden läßt, und ſelbſt das künſtlich finſter blickende Auge, das für gewöhnlich einen zwar ſcharf beobachtenden, aber doch ſehr liebenswürdigen Ausdruck hat, vermag die Erſcheinung des jovialen Malers nicht in den „Schrecken ſeiner Feinde" umzuwandeln. Wie Allers dazu kam, unter dem freien Himmel von Damaskus ſich in die Prachtfigur eines Berliner oder Münchener Künſtlerfeſtes umzuwandeln, kann man ihn ſelber erzählen hören, da er ſeinen Bildern ein Reiſetagebuch beigefügt hat. Er berichtet über ſeinen Tag von Damaskus in dem ihm eigenen knappen, aber inhaltreichen Stil: „Diverſe andere Privathäuſer wurden noch beſehen, Wagenfahrten durch alle Teile der Stadt

Abb. 6. Im Meerbusen von Biscaya.

und die Umgegend, und oft einzeln und in Trupps in die Bazare, die hier besonders reizvoll sind und zum Kaufen einladen. Prachtvolle eingelegte Möbel, Metallarbeiten, kunstreiche Gold- und Silberschmiede bei der Arbeit, farbenfrohe Stoffe, Teppiche und ölschwimmende Eßwaren. Am reichhaltigsten sind aber die Verkaufsbuden für alte Waffen. Da gibt's wundervolle Dinge zu sehen, wenn man's nur gleich zu Haus an der Wand hängen hätte. Ich möchte eine Extrareise nach Damaskus machen, um Wandschmuck einzukaufen. Bei einem dicken Türken kaufte ich einen ganzen Haufen Pistolen, Gewehre und Säbel für den zehnten Teil der geforderten Summe. Es dauerte aber eine Stunde und dreimal mußte ich fortgehen und drei Tassen Kaffee mit dem biedern Dickwanst trinken. Zeit muß man sich dabei lassen. Dann handelte ich noch einige kostbarere Stöcke für einen Mitreisenden, der an Bord blieb, ein, obgleich wir verdeubelt wenig Platz in unserm Cookkasten (womit Allers den Wagen der Firma Cook meint, welche die Landreisen der Passagiere der „Augusta Viktoria" zu regeln übernommen hatte und für teure Preise wenig geboten zu haben scheint) hatten. Aber ich baute auf das gute Herz meiner Mitreisenden, auf deren Hühneraugen und erfrorene Zehen ich die Flinten lagern mußte. Dann erhandelte ich mir einen prächtigen Schafpelzrock, den ich gleich anzog, darüber einen wasserdichten braun- und weißgestreiften Beduinenmantel. Benrath, der Schriftgelehrte (einer der Zeitungskorrespondenten, welche die Reise mitmachten) fand die Sache so passend, daß er sich auch in einen Schafpelz wickelte. Ich schnallte nun meine krummen Säbel um den Bauch und steckte zahllose Pistolen in den Gürtel, schulterte meine Gewehre und fand gleich großen Beifall beim Publikum. Mir war der Schafpelz und Beduinenmantel höchst nötig, da ich starkes Fieber hatte und mit den Zähnen klapperte. Ich verdankte dies der Sparsamkeit der Firma Cook, die uns zu drei Mann hoch in ein Zimmer packte. Ich bekam nur ein Schlafsofa und fror jämmerlich auf der harten Pritsche. Dabei war das Hotel fast leer. — —"

Das sind die Freuden und Leiden eines

Tages der Frühlingsfahrt ins Mittelländische Meer und die angrenzenden Länder, wie sie Allers in seinem Reisetagebuch schildert. Wenn man die Korrespondenzen der Journalisten von Beruf nachliest, welche die Fahrt mitmachten, wird man finden, daß die meisten mehr gegeben haben, — die einen legten den Schwerpunkt aufs Geographische, die andern aufs Ethnographische, die dritten aufs Politische, die vierten endlich wußten ihre Berichte pastos auf den Ton erfüllter Sehnsucht zu stimmen, den der Deutsche, der einmal bis jenseits der Alpen gewesen ist, gerne anschlägt, wenn er von seiner weiten Reise erzählt. Aber was ihre Berichte inhaltsreicher machte, waren eigentlich doch alles Dinge, die dem gebildeten Leser derselben daheim schon einigermaßen bekannt vorkamen, und keiner von ihnen hat es verstanden, so anschaulich zu schreiben wie Allers, der den Leser für ein billiges Geld die Reise nachträglich mitgenießen läßt, — so weit wenigstens, wie er sie selbst genossen hat. Für ein billiges Geld ist relativ gemeint, — von der Backschischmappe ist nur eine verhältnismäßig kleine Auflage erschienen, und das Exemplar kostet hundert Mark. Immerhin also ein ganz anständiger Preis, aber er war notwendig, um den Käufern die Illusion, als hätten sie die Reise mitgemacht, zu vervollständigen. Denn nun kaufen sie auch das angenehme Gefühl mit, das einem Teil der Frühlingsreisenden zweifellos die Hauptsache an der ganzen Geschichte gewesen ist, — sich einen Genuß um einen nicht jedermann erschwinglichen Preis geleistet zu haben.

Die erste halbe Stunde einer Landpartie mit zahlreichen Teilnehmern, die einander nicht sehr genau bekannt sind, pflegt immer etwas Gekniffenes an sich zu haben. Man mustert sich gegenseitig, taxiert sich, stellt sich vor und es dauert eine Weile, bis man warm wird und den Paletot gesellschaftlicher Förmlichkeit ablegt. Den Passagieren der „Augusta Viktoria" ist das offenbar nicht anders gegangen trotz der musterhaften Vorkehrungen, die von seiten der Direktion der Packetfahrtgesellschaft getroffen waren, um jede öde Stunde vom Schiffsbord fernzuhalten. Mit diesem gegenseitigen „Beschnobern" leitet denn auch Allers die Reihe seiner Bilder ein, nachdem er den Marsch zum Dampfer bei trübem Januarwetter nur mit flüchtigem Griffel skizziert hat. Allers selbst hatte es gut, — da er fast alle Welt porträtiert hat, kennt er natürlich auch fast alle Welt, und diejenigen, die er noch nicht kennt, die kennen ihn wenigstens. Trotzdem registriert er die Begrüßungsszenen mit einiger Überraschung: „Natürlich fand ich viel mehr alte Bekannte und gute Freunde unter den Passagieren, als ich erwartet hatte. Jeder fast schleppte mich in seine Koje, um die Sache mit Cognac anzufeuchten, denn jeder hatte im Geheimen trotz

Abb. 7. Die Presse an Bord.

Verbot der Gesellschaft eine kleine Ladung eingeschmuggelt. Bei Cognac“ (und bei Cigarren hätte Allers hinzufügen können), „traut kein Mensch dem andern, nicht einmal der Paketfahrt, und wie angenehm täuschten wir uns, da eine Unmasse von der besten Sorte an Bord war.“ Die Konstatierung dieser Thatsache stellt einem erfreulichen und allgemein befriedigenden Verlauf der „Partie“ das beste Prognostikon, und die Wahrscheinlichkeit derselben wird noch erhöht durch die jovialen Züge der Teilnehmer, die Allers sich gegenseitig vorstellen oder mit ihm selbst ein Wiedersehen feiern läßt (Abb. 2). „Nee, das ist aber famos, daß wir die Reise zusammenmachen,“ — das ist so eigentlich der Grundton der Begrüßungen, auch unter sich bis dahin Unbekannten, trotzdem das „Famose“ in solchem Falle nur durch die eigene gute Laune und die Voraussetzung derselben bei dem neuen Bekannten eine innerliche Begründung haben kann. Wo ein alter Bekannter, der seine Tugenden nicht erst noch zu offenbaren nötig hat, begrüßt wird, gestaltet sich die Szene natürlich noch herzlicher: „Ei! — is des net der Allers? — Deiffel noch amol, wo kömmt denn der Kerle her, er steht ja gar net in der Passagierlist'. — — — Grüß Gott, — na, wo kommet denn Sie her? — Das is aber nett. — Komme Sie nur glei — mer wolle uns amme gute Schnäpsle wärme. — I hab a feins Kirschwässerle von Stuagert mitbracht, wisse Se noch, s'is 's gleich wo wir uns immer die kalte Bierbäuch wieder mit eing'richt habe!“ (Abb. 3.)

Abb. 8. Unfreiwilliger Seherstrike.

Trotz dieſer ſchnell ſich entwickelnden Gemütlichkeit ſcheint es den Reiſenden ein wenig lang geworden zu ſein, bis ſie das Ziel der Fahrt, das Mittelländiſche Meer, erreichten, — es geht den Sonntagsausflüglern ja nicht anders, denen auch die „Hinfahrt" immer nur als notwendiges Übel erſcheint. So iſt der Stoßſeufzer erklärlich,

Abb. 9. Der Kaiſertoaſt.

den Allers ſchon auf der Höhe von Dover verzeichnet: „Iſt noch verdammt wenig Orientaliſches zu ſehen. Nur ein Paſſagier erfreut unſere Augen mit einem leuchtenden Fez und unſer Herz mit dem türkiſchen Gruß. Er zaubert Palmen, Sonne, Minarets, Harems, Eunuchen und ſanftplätſchernde ſüdliche Gewäſſer in unſere nebligen kalten Gemüter und wird dafür einſtimmig zum Kanaltürken ernannt." (Abb. 4.) — Der Kanaltürke, mag er nun echt oder unecht geweſen ſein, iſt vielleicht der einzige, der von der Reiſe der „Auguſta Viktoria" nicht die angenehmſten Erinnerungen mitgenommen hat. Denn wenn er auch nach einmaligem Auftreten aus der Backſchiſchmappe verſchwindet — Allers arbeitet ungern zweimal mit demſelben Typus und ſo entwickelt er innerhalb der Grenzen ſeiner Kunſt eine bewundernswerte Vielſeitigkeit, — ſo kann man ſich doch vorſtellen, daß er manchen mehr oder wenigen zarten Scherz über ſich hat ergehen laſſen müſſen. Vielleicht aber hat er auch zu jenen Menſchen gehört, denen es immer willkommen iſt, im Mittelpunkte des Intereſſes zu ſtehen, — gleichviel welcher Art dieſes Intereſſe iſt; ihm wäre dann nur als dem notwendigen Re-

quisit einer Landpartie sein Recht geschehen, und Mißtrauische könnten auf den Gedanken kommen, daß er von der umsichtigen Direktion eigens zu Unterhaltungszwecken für die Fahrt engagiert worden sei.

Dieser Verdacht erscheint gar nicht so ungerechtfertigt, wenn man die Sorgfalt der Vorkehrungen betrachtet, welche die Schiffsgesellschaft für das leibliche wie geistige Wohl ihrer Passagiere getroffen hatte. Es ist ja eine längst bekannte Thatsache, daß man nirgends lukullischer lebt als an Bord der überseeischen Dampfer, und daß man sich nur vier Wochen einem solchen anzuvertrauen nötig hat, wenn man sämtliche Delikatessen sämtlicher Saisons genießen und sich über die wunderbarsten Kunstwerke der modernen Küche orientieren will. Daß an Bord der „Augusta Viktoria" ein Küchenchef ersten Ranges seine Kunst übte, ist also nicht weiter erstaunlich. Aber bekanntlich gibt es viele Leute, denen das schönste Gericht auf See immer nur ein Schaugericht bleibt, und die, wenn die See nicht spiegelglatt ist, auch die beste Schüssel nicht einmal ansehen mögen. Diese anspruchsvollen Leute sind nur mit einem sanften Zwang zu der Einsicht zu bringen, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält. An diesem sanften Zwang läßt es der Kammersteward der „Augusta Viktoria" nicht fehlen, der sich mit seinem Tablet bis hart an das Lager des Reisenden wagt, den die hohen Wellen des schon in den Geographiestunden um seiner Unzuverlässigkeit willen mit einem Warnungszeichen genannten Meerbusens von Biscaya um alle Lebensfreudigkeit gebracht

Abb. 10. Die Glückwunsch-Deputation.

haben: „Hier eine Tasse Thee und Toast. Trinken Sie nur, wenn's auch wieder rauskommt, macht nichts, — man wird doch'n bißchen munterer dabei." (Abb. 5.) Dieses lakonische „Wenn's auch wieder" des braven Mannes kann nur einer in manchem Sturm gewonnenen Erfahrung entspringen, — mag das Zureden des Furchtlosen von Erfolg gekrönt sein. Weniger seefest als er scheinen die meisten Mitglieder der Musikkapelle gewesen zu sein, welche die „Augusta Viktoria" an Bord hatte, denn der Zephyr im Meerbusen von Biscaya blies sie so gründ-

Digitized by Google

lich um, daß ihnen ſelbſt das Blaſen verging (Abb. 6). Aber wenn auch die Noten über Bord gingen, die Inſtrumente wurden gerettet, und da auch die Künſtler ihr Gleichgewicht bald wieder fanden, hat es auf der ganzen Fahrt weder an Promenadenkonzerten noch an Tiſch- und Ballmuſik gefehlt. Auch nicht an der dem ſoliden Bürger unentbehrlichen Morgenkaffeezeitungslektüre. Trotz ihrer Korreſpondenzen für die heimiſchen Blätter fanden die an Bord befindlichen Zeitungsberichterſtatter noch Zeit genug, eine „Auguſta-Viktoria-Zeitung" erſcheinen zu laſſen, die ihrem Charakter nach allerdings weſentlich Lokalblatt bleiben und ſpeziell, was das Auswärtige betrifft, ſich

Abb. 11. Tarantella-Tänzer aus Sorrent.

auf das beschränken mußte, was im Horizont der „Augusta Viktoria“ lag. Da dieser Horizont jeden Augenblick wechselte, war er zwar klein aber doch unbegrenzt, ein Standpunkt, den man vielen Zeitungen des Festlandes nicht nachrühmen kann. Und wenn doch einem der Lenker der öffentlichen Meinung an Bord die Äußerung des Unmuts entschlüpft: „Da schreib mal einer was Vernünftiges“ (Abb. 7), so hat er die Entschuldigung für sich, daß das Schreiben im Schaukelstuhl einer besonderen Übung bedarf, während ihm bei einer gleichen Äußerung auf dem heimischen Redaktionssessel ein boshafter Kollege wahrscheinlich erwidern würde: „Es braucht Ihnen ja nur etwas Vernünftiges einzufallen.“ Übrigens war das Schreiben nicht die einzige Schwierigkeit, die sich dem Erscheinen der „Augusta-Viktoria-Zeitung“ entgegenstellte. Eine Presse und Setzerpersonal war zwar an Bord, aber das letztere versagte, — dem Zwang gehorchend, nicht dem eignen Triebe. Da muß man denn die Findigkeit des leitenden Redakteurs bewundern, der in dem Treten der Schnellpresse plötzlich ein Mittel gegen die Seekrankheit entdeckt, und mit dieser Entdeckung den Setzer aus seiner Kabine und an die Arbeit zu locken sucht: „Zum Donnerwetter, stehen Sie auf! — — Was? — — Seekrank? — — Einbildung! Treten Sie man fix Ihre Schnellpresse, dann hört die Seekrankheit auf. Die Zeitung muß zu Kaisers Geburtstag erscheinen, und wenn Sie nicht sofort aufstehen, setzen wir Sie in Gibraltar an Land, dann können Sie sehen, wie Sie nach Hause kommen!“ (Abb. 8.) — Es scheint, daß das Mittel sich bewährt hat, trotzdem man noch nichts davon gehört hat, daß in den Kajüten erster Klasse der überseeischen Dampfer kleine Schnellpressen zur Benutzung gegen die Seekrankheit für die Passagiere aufgestellt worden wären, denn die Kaiser-Geburtstagsnummer der „Augusta-Viktoria-Zeitung“ konnte rechtzeitig erscheinen. Ihr patriotischer Leitartikel war nicht das Einzige, was den festlichen Tag verherrlichte. Ein großer Zapfenstreich und eine Polonaise sämtlicher Passagiere — „dreimal ums Schiff“ — hatte am Vorabend die Feier eingeleitet. Über den Tag selbst berichtet Allers: „Dienstag, den 27. Januar 91. — Kaisers Geburtstag — Flaggenparade — Festmarsch ums Schiff mit Musik. — Das ganze Schiff in Gala und Flaggenschmuck. Es ist entzückendes Wetter. — Indigoblaues Meer, fast keine Bewegung und leichte Schäfchenwolken am lichtblauen Himmel. — Es ist um 9 Uhr schon 13 Grad auf der Windseite. Ordentlich mit Wonne schlürft man den Wind und die Luft ein. Wenn wir an Bord Dichter haben unter den vielen Passagieren, so werden sie wohl heute loslegen. — Wie schmeckt heute das Essen nach den hungrigen letzten Wackeltagen — Fische und Rühreier, Schinken, Beefsteaks, Pfannkuchen, Omelettes und türkischer Reis u. s. w., alles verschwindet schon am frühen Morgen. Unser schwimmendes Schlaraffenreich wird heute mal ordentlich ausgenutzt. — Ich nehme heute unsern Kapitän Berends beim Wickel und konterfeie ihn für meine Sammlung. Vormittags fallen die Maler und Photographen über das Kap Vincent her, das wunderbar malerisch in die blaue See hineinreicht. Alte Kastelle, Wachttürme und malerische Trümmer oben auf dem Felsen, unten brandet die See. Schade, daß wir nicht ganz dicht vorbeifahren können, die Geschichte muß in der Nähe großartig aussehen. — Wir meldeten mit Flaggensignalen unsere Ankunft nach St. Vincent hinüber, und morgen können unsere Familien und Freunde es in den Zeitungen lesen. Gegen Abend Festdiner zur Feier von Kaisers Geburtstag. Alle Fräcke und Bratenröcke kommen ans Licht. Direktor Ballin hält die Festrede (Abb. 9) und bringt das Hoch aus auf Se. Majestät den deutschen Kaiser. Dann teilt er den Inhalt des Telegramms mit, welches wir morgen in Gibraltar an den Kaiser senden wollen. Die Paketfahrt gibt Sekt aus, und die Musik bläst allerlei sangbare Schnurren gratis neben dem Festprogramm. Abends 9 1/2 wundervoller Mondschein. Soeben ist der Festkommers (im Salon 1. Kajüte) nebst Reden zu Ende. Im Salon der 2. Kajüte, der aufgeräumt wurde, wird fleißig getanzt. Es ist eine fabelhaft lustige, urfidele Stimmung an Bord. — Malerische Wolkengebilde am Himmel — rechts schimmert das Leuchtfeuer der afrikanischen Küste, links das spanische von Trafalgar. — In einigen Stunden sind wir auf der Rhede von Gibraltar.“

Das war die Kaisersgeburtstagsfeier an Bord. Kein Wunder, daß ihr Verlauf die Passagigere begierig machte, noch andere Feste zu

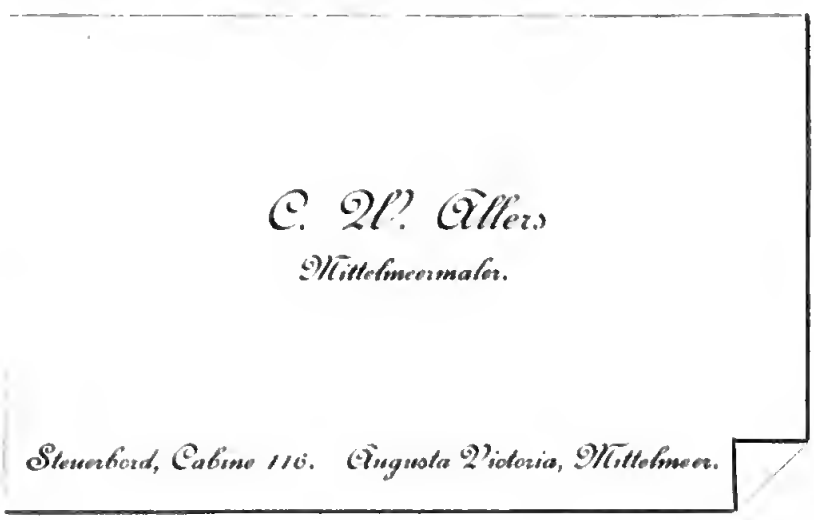
Abb. 12. Der Verein gegen Seekrankheit.

feiern. Und wenn man Feste feiern will, eine Gelegenheit ist unschwer gefunden. Daß drei Passagiere an einem Tage ihren Geburtstag hatten, war ein zufälliges Zusammentreffen, das man nicht unbenützt vorübergehen lassen durfte (Abb. 10). Man sieht, daß sowohl die Festdeputation wie die Geburtstagskinder den feierlichen Ernst des Tages begriffen haben, und wenn um die Ge-

burtstagsbretzel die Lebenslichter fehlen, so ist es gewiß nur aus dem Grunde, weil ihrer so viel geworden wären, daß vorüberfahrende Schiffe die „Augusta Viktoria" in Feuersnot hätten glauben können. Das marzipanene Glücksschwein, welches die Schiffsgesellschaft den Geburtstagskindern widmete, hatte der Maler Allers modelliert. Auch des willkommenen Vorwandes der Wohlthätigkeit erinnerte man sich, um die vergnügte Stimmung an Bord zu erhöhen, und eine Kunstausstellung mit Lotterie, an der sich die zahlreichen Momentphotographen hervorragend beteiligten, die zum Besten der Schiffsmannschaft veranstaltet wurde, hat eine hübsche Summe zusammengebracht, die dem Dank der Passagiere für die um die glückliche Fahrt wohlverdienten Mannschaften Ausdruck geben konnte. Die Passagiere an Bord waren zahlreich genug und mit genügend talentvollen Elementen durchsetzt, um im allgemeinen die Kosten der Unterhaltung selber tragen zu können — nur die Tarantella-Tänzer von Sorrent wurden auf der Rückfahrt zu einer Extravorstellung auf das Deck zugelassen, deren sie sich mit Grazie, Kastagnettengeklapper und Tamburingeschwirr entledigten (Abb. 11.)

Sicher wäre der deutschnationale Charakter der Vergnügungsfahrt, den sie trotz der Teilnahme einiger Engländer und Amerikaner sich doch zu wahren wußte, nicht voll zum Ausdruck gekommen, wenn sich während der Reise unter den Passagieren nicht wenigstens ein Verein gebildet hätte. Wahrscheinlich sind es mehrere gewesen, aber der eine, von dem wir durch Allers erfahren, entsprach thatsächlich einem vorhandenen Bedürfnis — es war ein Verein gegen Seekrankheit (Abb. 12). Über die Statuten erfahren wir zwar nichts, aber gehabt hat er sicher welche, sonst wäre er eben kein Verein gewesen. Daß er sich lediglich praktische Ziele gestellt hatte, geht schon daraus hervor, daß er sich nicht einen Vorsitzenden, sondern einen Vorliegenden wählte. Dieses Amt wurde Allers selbst übertragen, uud daß er es nicht nur als ein Ehrenamt auffaßte, sondern sich der Pflichten seiner Stellung wohl bewußt war, beweist der Ernst, mit dem er ein neues Mitglied zur Ruhe — offenbar § 1 der Vereinsstatuten — verweist: „Na! — Da sind Sie ja schon wieder, alter Sachse! Habe ich es Ihnen nicht gesagt? — Warum laufen Sie so kühn in den alten wackligen Futtersalon da vorne, während wir in Ruhe mittschiffs unsere Erbsensuppe speisen können. Was können die Gänge vorne für'n Reiz haben, während Sie hier in Mannschaftskost schwelgen können. Na, ich nehme Sie also als neues Vereinsmitglied auf, Sie haben das Recht und die Pflicht, eine Flasche Sekt zu stiften und sich ruhig hinzulegen. — Onkel Harbeck, lege das neue Vereinsmitglied vorsichtig in die Ecke dort."

Mit Absicht haben wir aus der Backschischmappe nur solche Bilder ausgewählt, welche das intimere Zusammenleben der Passagiere an Bord der „Augusta Viktoria" illustrieren. Sie geben den Grundton an, auf den diese Frühlingsfahrt in das Mittelländische Meer gestimmt war, und zeichnen am besten die originellste Seite derselben, die für die Nichtteilnehmer den meisten Reiz hat. Daß die Teilnehmer selbst sie vielfach in anderm Lichte sehen und daß ihnen andere Erinnerungen vielfach die wertvolleren



sein werden, ist selbstverständlich. Wo aber die Reisenden das Schiff verlassen, flattern naturgemäß die Interessen auseinander, und der Nichtteilnehmer kann das seine nur befriedigen, wenn er die ganze Backschischmappe vor sich hat. Und sie wird ihn befriedigen, auch wenn er sie nicht nur mit dem Auge des Vergnügensreisenden betrachtet. Allers ist nicht nur ein zu scharfer Beobachter, um nicht auch im Fluge und in ihm fremder Umgebung sofort das Charakteristische herauszufinden, er ist auch zu natürlich in seiner Empfindung, als daß ihn nicht das wirklich Große und Imposante, das ihm begegnet, zu vertiefter Wiedergabe reizen müßte. Die Mittel, mit denen seine Kunst arbeitet, sind auch hier die einfachsten. Aber er geht weit über das charakteristische Porträt, das dieselbe bisher zu begrenzen schien, hinaus, indem er auch den Landschafts- und Marinebildern scharfe Konturen, Farben und Stimmung zu geben weiß. Mir scheint danach nicht, daß der Künstler Allers mit sich bereits fertig ist und daß die Virtuosität, mit der er den Zeichenstift, in Rücksicht auf eine bestimmte Technik der Reproduktion, handhabt, den Gipfelpunkt seiner Kunst bedeuten wird. Der Künstler, der so ziemlich alles, was er ist, sich selbst und seiner unablässigen Arbeit an sich verdankt, wird nicht aufhören, an sich zu arbeiten, und der Reiz der Farbe wird ihn locken, wie er jeden Künstler lockt. Daß er in seiner Villa auf Capri, in der er sich jetzt ein dauerndes Künstlerheim einrichtet, Muße finden möge, diese neue Arbeit zu bewältigen, wünschen gewiß alle die zahllosen Freunde, die ihm sein Zeichenstift bisher gewonnen hat.

Die Quellen des Lichts.

Von F. v. Bodenstedt.

(Abdruck verboten.)

Wie eine umgestülpte Schale
Wölbt sich der Himmel uns zu Häupten;
Geblendet von dem Glutgestrahle
Stehn wir darunter gleich Betäubten.

Wir forschen nach den ewigen Quellen
Des Lichts — und suchen Schutz zu finden
Vor seinem Glanz, dem allzuhellen,
Davon die Augen leicht erblinden.

Doch die geschlossenen Augen führen
Uns näher zu des Urlichts Bronnen —
Wenn wir das Licht im Innern spüren —
Als alles Blendwerk aller Sonnen.

Die Wunder die sich offenbaren
Im lichtbelebten Weltenraume,
Sind durch den Geist nur zu gewahren,
Der sie uns zeigt selbst noch im Traume.

Tony. Studienkopf von Hans Loschen.

Die Herolde des Frühlings.

Von Hermann Erdmann. Mit Stimmungsbildern von L. Dettmann.

(Abdruck verboten.)

In unſerem Klima macht die Natur auch im Winter nicht ſtets den Eindruck einer Toten. Mitten unter Froſt und Schnee gibt es immer einzelne Tage, an denen wir erkennen, daß ſie nur ſchläft, daß es für ſie ein ſchönes Erwachen geben wird. Es iſt, als ob ein Hauch von Lenzesluſt über die erſtarrte Erde hinwehte. An ſolchen Tagen ertönt auch der erſte Heroldsruf, der uns den künftigen Frühling verkündet. Der, der ihn ausſtößt, iſt ein gar kleines Wichtchen und ſein Name iſt ein Spottname. Er heißt der Zaunkönig. Da, wo im Sommer ein Bächlein zu Thale rinnt, treibt er ſein Weſen, hat ſich auf ein Zweiglein geſetzt und ſchmettert ſein allerliebſtes Liedchen ſo friſch und fröhlich, als ob ihn wirklich Maienluft umwehte. Weithin hört man den fröhlichen Schlag, der an den Geſang des Kanarienvogels erinnert, und man ſtaunt, daß ein ſo kleiner Vogel über ſo laute Töne verfügt. Er ſelbſt ſieht, bis auf die Farbe, aus wie ein Chokoladenvogel, Schnabel und Schwanz machen den Eindruck, als wären ſie an den Rumpf angeſetzt worden, nachdem dieſer ſchon fertig war. Der ſtämmige Burſche hat ein graues Gefieder, das ſchön warm hält, und er ſorgt außerdem dafür, daß er für die Nacht einen ſicheren Unterſchlupf hat. So läßt er ſich die Winterkälte wenig anfechten. Sobald es einmal warm und freundlich ausſieht in der Welt, iſt er gleich bereit, die Muſik dazu zu machen.

Freilich, wenn es wieder friert und ſchneit, hat er andere Dinge zu thun als zu ſingen. Dann heißt es, unermüdlich durch die Hecken, die Dickichte, die Reiſighaufen ſchweifen, um den nagenden Hunger zu ſtillen. Der Tag iſt kurz, die Nacht iſt nur zu lang.

Endlich, nach langen Wochen, iſt die böſe Kältezeit vorüber, die eintritt, wenn die Tage „ſich thun längen“. Ein warmer Wind weht von Süden her, und ein feuchter Nebel hängt wie ein Schleier über dem Lande. Dann fällt der erſte warme Regen des Jahres. Horch, da ertönen liebe vertraute Flötentöne.

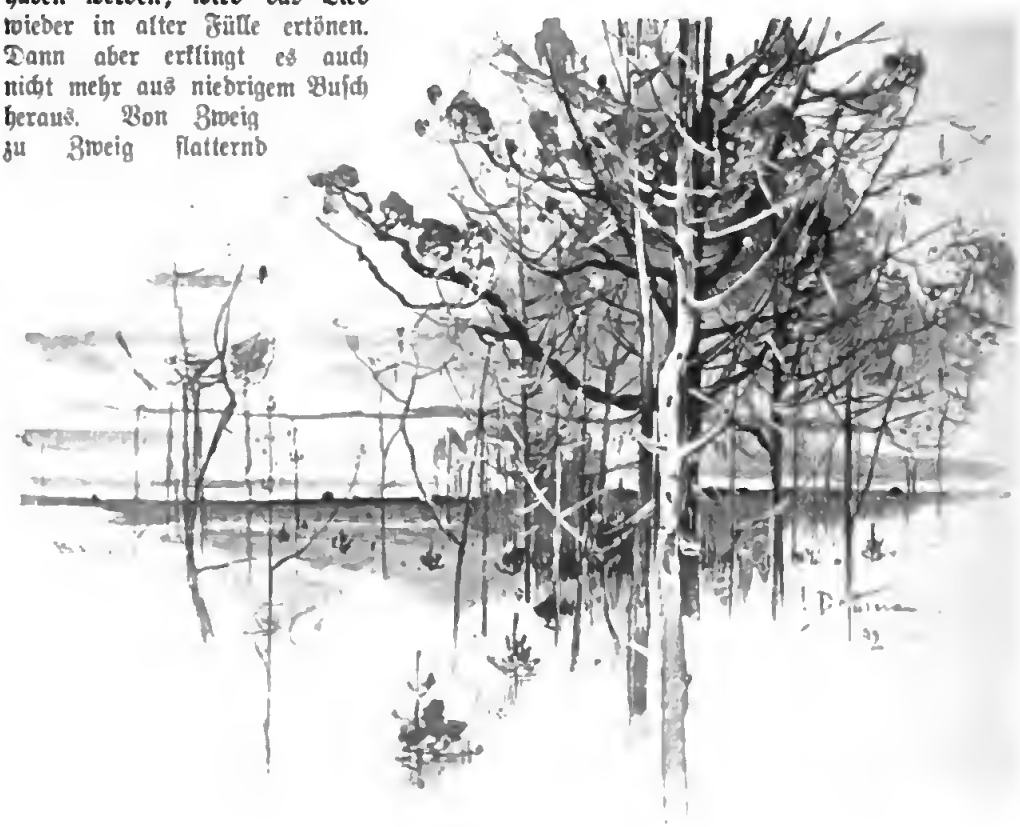
Aus dem Gewirr der blätterloſen Zweige eines Fliederbuſches ſchimmert es ſchwarz, ein orangegelber Punkt bewegt ſich hin und her, unſere Amſel verkündet zum erſtenmal den Frühling. Du liebes Vögelein, wie oft haben wir dich den langen Winter über vom Fenſter aus beobachtet, dich und dein braunes Weib! Wenn es hart fror, und eine dichte Schneedecke den Boden bedeckte, dann ſaßet ihr zu Bällen aufgeblaſen betrübt neben den Holderbeeren, die euch eine kärgliche Nahrung boten, und wartetet, bis euch von uns das Futterplätzchen mit ſchmackhafterer Koſt verſehen wurde. Die Beobachter hinter den Fenſterſcheiben ſtörten

Digitized by Google

euch nicht. Ihr wußtet sehr wohl, daß das dieselben Menschen waren, die im Frühling so oft unter dem Birnbaum saßen, in dem ihr hart über ihren Köpfen euer Nest gebaut hattet und eure Jungen groß zoget. Zeigte sich aber in der Ferne eine Katze, dann ertönte ein gellender Warnungsruf und fort wart ihr hoch oben in den sicheren Zweigen. Trat dann Tauwetter ein, und schmolz der Schnee, so gingt ihr unmittelbar unter uns der Jagd nach. Von Zeit zu Zeit wurde zwar der Kopf mit den schönen großen Augen und dem prächtig gelben Schnabel auf die Seite gelegt, und ein prüfender Blick zu uns emporgesandt, aber die natürliche Sorge wurde schnell unterdrückt. Nein, ihr könnt uns vertrauen, und ihr vertraut uns.

Nun singt das Männchen zum erstenmal. Freilich, der Gesang ist noch etwas heiser und leise, die Töne kommen wie gequetscht heraus. Die Not des Winters ging nicht spurlos an dem Sänger vorüber, erst wenn Wärme und reichliche Nahrung ihm wieder ganz zu den alten Kräften verholfen haben werden, wird das Lied wieder in alter Fülle ertönen. Dann aber erklingt es auch nicht mehr aus niedrigem Busch heraus. Von Zweig zu Zweig flatternd schwingt sich der Sänger empor, bis er den höchsten Ast des höchsten Baumes erreichte, und von dieser Hochwart aus schallt die Weise nun, wenn die Sonne zur Rüste geht, über die Wipfel und begegnet von überall her dem Liede der Nachbarn.

Vorläufig sind wir noch nicht so weit, und der Naturfreund ist froh, wenn sich ihm ein schlechter Musikant aber lustiger Geselle als von der Reise zurückgekehrt vorstellt: der Staar. Dieser ist ganz der alte, windige Bursche. Jedermann zunickend, läuft er rastlos über die graue Rasendecke und weiß überall etwas zu finden. Am Abend gibt es dann in den Wipfeln der hohen Eichen oder, wo diese fehlen, auch auf dem Hausdach eine große musikalische Vereinigung. Himmel, was man da zu hören bekommt! Es ist der reine Handwerker-Gesangverein. Nie wurde sonst mit so viel innerem Eifer ein so schreckliches Konzert verübt. Nicht, daß sich hier nicht auch Stimmen fänden, aus denen sich etwas machen ließe, durchaus nicht. So manchem Pfiff hört man es an, daß die Kehle, aus



welcher er kann, Schönes leisten könnte, aber diese Sänger hat niemand in die Schule genommen, und alles grolt frisch darauf los ohne jede Rücksicht auf Tonart und Melodie. Alles schreit, was es kann, daß der ganze kleine Körper des Sängers nur so zittert, und „kappt" sich dann, indem es den Schnabel schnell zusammenschlägt, selber Beifall zu. Bei dieser Art Gesang bedarf es keiner weihevollen Stimmung, diese Sangesbrüder suchen nicht die Einsamkeit auf, um sich ganz ihrem Liede hinzugeben, nein, man kommt und geht, wie man Lust hat, der eine stößt den andern in derber Lustigkeit vom Platz, selbst eine kleine Balgerei stört die Stimmung der Gesellschaft nicht.

Aus recht großer Entfernung hört sich das Ganze garnicht so übel an, zumal man sich sagt, daß der Lenz nicht mehr fern ist, wenn das Volk Sonntag abends in den Biergärten in Freien sitzt. Man hält sich eben mehr an die dreisten Burschen selbst und ihre Lustigkeit als an ihren Gesang. Da ja jetzt ohnehin noch kein großer Sänger sich hören läßt, stört dieser auch nicht.

Die nächsten Tage bringen zur Wärme auch noch Sonnenschein und siehe da,

von der jungen Linde am Gartenzaun erklingt ein neues Liedchen. Es hört sich an wie ein munteres Volkslied, dem der übliche melancholische Hintergrund nicht fehlt. Rotkehlchen ist angekommen und gibt seine Visitenkarte ab. O du zierlicher, koketter Geselle! Was das für ein Geknixe ist und für ein Gethue! Ja, ja, wir erkennen dich und freuen uns, daß du wieder da bist. Die Reise ist dir bestens bekommen. Die brandrote Weste glänzt nur so in der Sonne, und du bist auch sonst vortrefflich im Zeuge. Wir gratulieren.

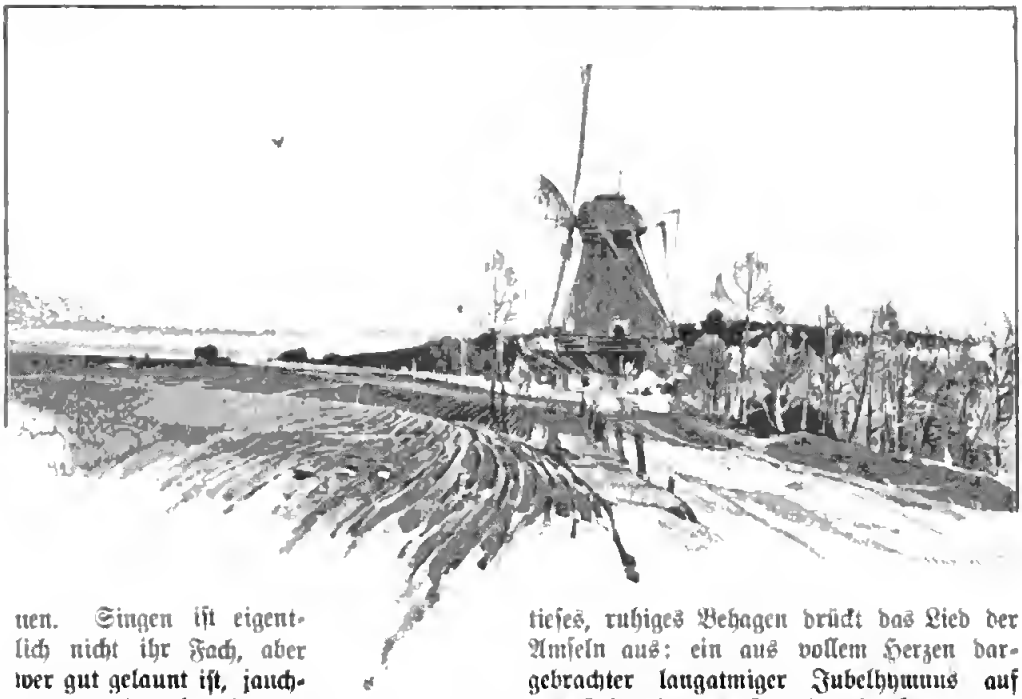
Und Rotkehlchen sieht uns an aus seinen lieben großen Augen und knixt und knixt, dreht das Köpfchen bald nach rechts, bald nach links und singt seine Strophen, daß sich der Brustlatz nur so hebt und senkt. Dann fliegt es davon und ein Sri! Sri! verkündet uns, daß es sich der Gattin, die unter den Büschen umherspringt, zugesellt hat.

Was wäre ein Abend im ersten Frühling ohne die Rotkehlchen! Von allen Zweigen ertönen die Silberglöckchen, solange noch Sonnenstrahlen schräg durch die Zweige fallen, und wenn sie verschwunden und die Schatten der Nacht sich herabsenken auf Wald und Garten vernehmen wir noch den Lockruf, der das Pärchen für die Nachtruhe vereinigt.

Nun, da die Rotkehlchen da sind, scheint

uns der Frühling schon viel näher zu sein. Hörten wir doch den ganzen Tag über das lustige Kiwi kiwi der Kohlmeise. Die hat nun gute Tage. Sie ist den Winter über bei uns gewesen und hat so manchesmal ihre liebe Not gehabt sich durch die böse Zeit zu bringen. Wohl hat sie sich dem bunten Gefolge der Verwandten, die sich Meister Specht anschlossen, zugesellen dürfen und hat mit ihnen die Gärten durchstreift, aber es gab Zeiten, in denen selbst ihr Frohsinn mutlos werden wollte. Wenn auf nasses Wetter plötzlich kaltes gefolgt war, und die Baumstämme von oben bis unten in eine Eisdecke gehüllt waren, wie sollte sie dann zu dem Geschmeiß von Raupeneiern und Larven kommen, die hinter der Rinde steckten! Was vermochte ihr Schnäbelchen gegen einen solchen Eispanzer! Ein Glück, daß es noch gute Menschen gibt, die nicht nur der eigenen Armen, sondern auch notleidender Vöglein mitleidig gedenken. Dort, in dem Garten hinter dem hohen grauen Hause kennt Frau Meise einen solchen Wohlthäter. Der hat Sonnenblumensamen auf eine Schnur gezogen wie Perlen und erstere an zwei Bäumen befestigt. Es ist eine schwanke Brücke, auf der Frau Meise jetzt arbeiten muß, aber sie versteht sich auf dergleichen. Kein Seiltänzer im Cirkus ist so schwindelfrei, so gewandt wie sie. Hei, wie der Schnabel niederfährt!

So brachte sie sich durch den Winter und jetzt jubelt sie frisch in den Frühling hinein und läßt die Sonne ihr schwarzgelbes Gefieder beschei-



uen. Singen ist eigentlich nicht ihr Fach, aber wer gut gelaunt ist, jauchzet gern einmal recht laut und das ist sein gutes Recht. So denkt auch der Kleiber und gibt von Zeit zu Zeit einen kurzen Pfiff von sich, während er Kopf nach oben, Kopf nach unten an einer Eiche turnt.

So wird es denn schon lauter im Wald, aber der eigentliche Herold des Vorfrühlings, die Singdrossel, ist noch nicht da. Erst Mitte März trifft sie bei uns ein und allsogleich erschallt ihr Trahi, Traha durch den Wald, über den Garten. Sie kann niemand überhören. Mit lauter, die Gegend weithin beherrschender Stimme ruft sie uns zu: „Die Fenster auf, die Herzen auf, der Lenz ist da.“ Welch ein gewaltiger Gesang! Ein silberheller Ruf folgt auf den andern in immer neuer Folge. Hoch oben im Wipfel der noch kahlen Eiche sitzt die Sängerin und jauchzt die Lebensfreude, die sie erfüllt, hinaus in die Welt. Und viele der Drosseln jauchzen so und ihr Rufen vermischt sich mit dem Pfeifen der Amseln zu einem entzückenden Konzert. Am Waldesrande klingt dieses am schönsten, denn hier setzt auch die Lerche ein, die hoch über der Wiese schwebt, ein schwarzes Pünktchen am blauen Himmel, von dem die köstlichsten Melodien ausgehen. Wie von lenzestrunkenen Menschen ausgestoßene Juschreie hören sich die Rufe der Drossel an; tiefes, ruhiges Behagen drückt das Lied der Amseln aus: ein aus vollem Herzen dargebrachter langatmiger Jubelhymnus auf das Leben ist das Lied der Lerche.

Mitunter ist es, als ob die Kräfte der Drossel versagten. Dann hören wir nur noch einen kurzen Triller, aber selbst dieser ist melodisch und hat einen Silberton.

Das prachtvolle Konzert läßt dem Buchfink keine Ruhe. Seit ein paar Tagen ist er wieder da, in einem funkelnagelneuen Kleide, daß er aussieht, als wäre er frisch gewaschen. Soll er schweigen, wo alles singt? Sein kurzes, taufrisches Lied gehört recht eigentlich hierher. So setzt er denn an, aber o weh! Der Schlag will nicht gelingen. Ein paar Töne bringt er heraus, aber die Schlußstrophe will ihm nicht werden, er, der durch seine „Bräutigams-Strophe“ einst zahlreiche dankbare Zuhörer unter sich sammelte, singt heute wie eine „Putzschere“. Unruhig läuft der Temperamentvolle auf den Zweigen hin und her und studiert. Und mit ihm studieren alle die unzähligen Finken, die den Wald erfüllen. Nur hin und wieder gelingt einem das Lied. Aber nur Geduld, noch einige Tage und von allen Zweigen erschallt der prächtig frische Finkenschlag. Und nun, da der Fink sein Lied wieder in seiner Gewalt hat, wird er auch nicht müde, es hören zu lassen. Er verfügt über zwei, drei, wenn es hoch kommt, über vier Strophen. Mit diesen wechselt er ab, und

sie erklingen den ganzen, langen Tag über. Wer immer singt, der Fink wird ihn begleiten. Wo immer ein paar Bäume stehen, ein Fink wird auf ihnen schlagen. Der Fink singt zu allem: singend sucht er sich sein Futter, singend umwirbt er die Gattin, singend fährt er auf den Feind los. Durch und durch kampfeslustig und sangesfroh wie er ist, erscheint er wie ein Ritter aus den Tagen weiland Ulrichs von Lichtenstein.

Hin und wieder geht es uns ganz seltsam. Es ist uns, als hörten wir die Strophe des Finkenschlages in umgekehrter Reihenfolge. Während diese von unten nach oben ansteigt, sinkt das Lied, das wir vernehmen, von oben nach unten. Auch sonst ist es bei näherem Hinhören doch anders. Das Finkenlied hat einen männlichen, etwas harten Charakter, die neue Weise ist ganz weich und lieblich. Der sie vernehmen läßt, ist kein Fink, das ist der Fitis-Laubsänger. Das zierliche grüne Vögelchen hält sich meistens auf halber Höhe der Baumkronen auf, im Stangenholz singt es aber auch vom Gipfel herab. Selbst wenn das Wetter kalt ist und andere Vögel schweigen, läßt unser Laubsänger seine liebliche Strophe fleißig ertönen. Der gebildete Hörer vernimmt sie überaus gern.

Unterdessen knospet es allerorten, und wie wir wieder herausgehen, um unser Abendkonzert zu hören, klingt ein neuer Gesang an unser Ohr. Er ist nicht laut, aber sehr ansprechend, und auch der Sänger ist eine sehr fesselnde Erscheinung. Brandrot, schwarz und weiß sind seine Farben, die Haltung ist stattlich. Ihm eigentümlich ist die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit mit dem Schwanz zu zittern. Das ist der Gartenrotschwanz. Sein dunkler gefärbter Vetter, der Hausrotschwanz, ist sogar zum Städter geworden. Leider ist sein krächzender Gesang wenig erbaulich. Er selber sieht, wenn er auf der Dachfirst für einen Augenblick ausruht, just wie ein Essenkehrerjunge aus. Es fehlen wirklich nur Besen und Strick.

Digitized by Google

Von Zeit zu Zeit ertönt vom Waldrande her ein lang anhaltendes Geschrei, von dem wir mit Recht vermuten, daß es auch eine musikalische Leistung bedeuten soll. Das stößt der Wendehals aus und thut sich was zu gute darauf. Darüber brechen die Spechte, seine Vettern, in ein weithin schallendes Gelächter aus. Die wissen sehr gut, daß mit ihren Stimmmitteln nichts auszurichten ist, sie suchen sich deshalb einen Haken aus, der aus einem dürren Zweige hervorragt, und trommeln nun mit den kräftigen Schnäbeln frisch darauf los. Da haben sie dann den schönsten Brummbaß und spielen auf ihre Art mit trotz Drossel und Amsel.

Und nun, da das Grün von den Büschen übergreift zu den Baumkronen, kommen auch die feinen Konzertsänger an, die Saison beginnt. Vom nicht zu hohen Baum herab singt der Mönch. Köstlich wie Schubert'sche Lieder ist sein mit vollendeter Kunst vorgetragenes Geplauder, herrlich klingt der laute Überschlag durch den Wald. Ist der Mönch sehr bei Stimmung, so wiederholt er den letzteren, läßt ihn zweimal, dreimal hören. Ja, das Lied seiner Base da unten im Busch, der Gartengrasmücke, ist auch schön, sehr schön, und die Sängerin ist nach Frauenart unermüdlich fleißig — das gibt er zu — aber an Mannigfaltigkeit kommt sie ihm nicht gleich. Er kann behaglich vor sich hersingen wie sie, er kann aber auch jauchzen wie eine Drossel. Anderseits muß er vor der eigentlichen Primadonna, der Nachtigall, verstummen. Mit der ist überhaupt kein Wettbewerb möglich, hier heißt es einfach bewundern. Wie ist es nur möglich, daß eine Vogelkehle so geschmeidig ist, daß eine Sängerin über ein solches Repertoir verfügt! Wie Perlen auf einer Schnur rollen hier die Töne hintereinander fort, und immer neue erklingen und werden hervorgestoßen mit unglaublicher Gewalt. Dabei ist alles auf das sorgfältigste in Szene gesetzt, es folgt auf jedes Lied eine Pause, damit der Hörer Zeit bekommt, das Vernommene zu genießen, auf neue Leistungen gespannt zu sein. Auch kann die Sängerin sich nicht genugthun, tagtäglich gibt es eine Matinee und ein Abendkonzert. Selbst das genügt nicht. Wenn alles, was singt, nach Sonnenuntergang verstummte und müde

zur Ruhe ging, beginnt die Sangeskönigin wiederum zu schlagen. Jetzt gibt sie ihr Eigenstes, Herrlichstes. Langsam, feierlich erklingt das Lied, die Pausen sind noch größer als am Tage. Es ist, als ob die laue, liebesdurstige Frühlingsnacht hier ihren musikalischen Ausdruck gefunden, als ob der Duft von Flieder und Jasmin jetzt Ton geworden wäre. Wie in den starren Winter ein Frühlingshauch weht, die Verzagenden aufzurichten, so mahnt wohl ein kalter Windhauch, der in der Maiennacht jäh in die Baumkrone fährt, an die Vergänglichkeit aller irdischen Freude. Dieses Motiv hat die Nachtigall aufgenommen, und umgeben von der Fülle des Werdens klagt ihr Lied schluchzend über den Verfall. Der Frühling, dessen Herold sie ist, steht schon

nate und die gesamte Musikantengesellschaft schnürt ihr Bündel und trollt sich, will anders sie nicht verhungern und erfrieren. Ich packe mich zuerst. Darum kann ich das ganze Jubilieren aber auch nicht von Herzen mitmachen. Das kommt alle Jahr, das geht alle Jahr, zum Jauchzen ist kein Grund, aber auch nicht zur Heulemeierei.

So denkt er und singt und lacht, und lacht und singt. Mit ihm aber kam noch ein anderer Herold des Vollfrühlings. Wie dieser uns ein Stück Tropenleben hineinzaubert unter unsern nordischen kalten, hellblauen Himmel, so erscheint auch sein Prophet, der Pirol, als ein Kind ferner, südlicher Lande. Weithin leuchtet sein schwarz und gelbes Gefieder, seltsam gaukelnd ist sein Flug, wie das Lied, das Trupiale in Orangengärten ertönen lassen, klingt seine aus kurzen, melodischen Pfiffen zusammengesetzte Weise. Hoch oben im Schatten der höchsten Laubkronen weilt er fast ausschließlich, und die Wiege seiner Kinder ist ein tiefer Beutel, der an einem dünnen Zweige schaukelt. Alles ist reizvoll, aber fremdartig.

Die Dauer seines Liedes ist kurz wie der Frühling auf seiner Höhe. Wenn es verstummt, ist die klangvolle Zeit des Jahres vorüber.

an der Schwelle des Sommers. Wenn ihr Lied verstummt, sind die Blüten, die der Lenz trieb, herabgefallen.

Das fühlt auch ein anderer spät erscheinender Virtuose, aber er klagt nicht darüber, sondern macht sich über die ganze Geschichte lustig. Der Gartenlaubsänger läßt uns das freundliche Lied der Gartengrasmücke und noch manchen modernen holden Ton vernehmen, aber eben da wir uns in sein Lied liebevoll versenken wollen, bricht er in ein gellendes Lachen aus. „Ach was," ruft er, „seid nicht sentimental! Die Sonne scheint warm, linde Lüfte wehen, alles blüht und grünt, Insekten gibt es die Fülle. Wird es verlangt, so singe ich euch auch ein weiches Lenzeslied. Im übrigen ist die ganze Geschichte hier eitel Schwindel. Noch ein paar Mo-

Im Frühling. Nach dem Gemälde von B. von Malfei.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

(Gereimtes und Ungereimtes.)

Da im Monat Mai die meisten Menschen Verse machen, gibt es in diesem Ausnahmsmonat vielleicht auch einige, welche noch Verse lesen. Diesen weißen Raben einen Fingerzeig zu geben, wo sie möglicherweise die ihnen zusagende Nahrung finden werden, ist der Zweck der maimonatlichen Bücherschau. Daß es kein Widerspruch ist, wenn über einer Besprechung dessen, was die neueste Lyrik bietet, „Gereimtes und Ungereimtes" steht, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung.

Zuerst zwei Bändchen, denen der Achtungserfolg sicher ist. Auf beiden steht der Name Scheffel. Der Sohn des Dichters, der schon einmal „Gedichte aus dem Nachlaß" seines Vaters veröffentlichte, hat noch einmal Nachlese gehalten und einen Band Lieder und Gedichte „Aus Heimat und Fremde" von Joseph Viktor von Scheffel (Stuttgart, Adolf Bong & Co.) herausgegeben. Es wäre unrecht, dieser Sammlung kritisch näher zu treten. Wenn der Dichter diese Gedichte der Öffentlichkeit hätte übergeben wollen, würde er sie zweifellos selbst veröffentlicht haben. Da sie ihm nun aber einmal, mehr oder weniger gegen seinen Willen, überlebt haben, war es bei der Prachtblüte, in der bei uns die litterarische Forschung steht, nicht zu umgehen, daß sie veröffentlicht wurden. Besser, der Sohn hat sie herausgegeben, als daß sie in die Hände eines Fachmannes gefallen sind, der jedenfalls nicht verfehlt hätte, seinen Fund zu einem litterarischen Ereignis aufzubauschen. Das hat der Herausgeber vermieden, und durch die Anspruchslosigkeit, mit der er seine Gabe bietet, dient er am besten dem Andenken seines Vaters. Die Gedichte selbst müssen durchaus in Verbindung mit der Persönlichkeit des Dichters betrachtet werden. Zum Teil sind es Jugendgedichte, zum Teil erste Form eines Gedankens, zum großen Teil Gelegenheitsgedichte, — aber nicht im Goetheschen, sondern in dem banaleren Sinn, in dem das Wort gewöhnlich gebraucht wird. Scheffel hatte die Liebenswürdigkeit, jede Freundlichkeit, die ihm erwiesen wurde, mit ein paar Versen zu erwidern; er hatte auch die Gewohnheit, jede seiner Gaben mit ein paar Versen zu begleiten; er pflegte es endlich nicht abzuschlagen, wenn er aufgefordert wurde, bei feierlichen Anlässen seine Leier zu stimmen. Man tritt dem Dichter nicht zu nahe, wenn man behauptet, daß mancher Kleinere als er die bestellte Arbeit besser geliefert hätte. Wer die Gedichte lediglich mit dem Gedanken an die Persönlichkeit des verewigten Dichters liest, wird dagegen auf vielerlei menschlich-freundliche Züge treffen, welche ihm die Veröffentlichung in dieser anspruchslosen Form dankenswert erscheinen lassen. In demselben Verlage erschien ein Band „Gedichte" von Josephine Scheffel, der Mutter des Dichters, die gleichfalls Viktor von Scheffel herausgegeben und mit kurzer Einleitung versehen hat. An und für sich schon ist der Nachweis interessant, daß auch in diesem

Falle die Luft zu fabulieren mütterliches Erbteil gewesen ist. Aber nicht nur die allgemeine Sangeslust, sondern auch drei für den Sohn charakteristische Eigentümlichkeiten finden wir in den Gedichten der Mutter wieder, — die Neigung für historisches Kolorit, die Freude an der Natur und eine stark ausgeprägte Heimatliebe. Vor allem aber steigt aus den Gedichten die Erscheinung einer in ihrem innersten Kern tüchtigen Frau vor uns auf, einer ganz deutschen Frau, fähig, alles Große mitzuempfinden und sich für alles Große zu begeistern, und durch dieses reiche Empfindungsleben den kleinen Kreis, in dem sie zu leben und wirken gezwungen, zu einem weiten Horizont dehnend. Daß ihr auch die Gabe des Humors nicht versagt war, mag das Gedicht „Die Zopfmilizenbraut“ zeigen:

„Mei Schatz ischt bei dee Zupfmiltz,
Er hut e schöne G'schtuit,
Hot Auge wie en Wetterblitz
Und ischt jetzt g'ead zum heure[1])
Net z'jung und au net z'ult.

Er trait[2]) an eate Sammetrock
Und blaue Uffschläg' dru,
Ischt Korperal und hot en Stack,
Daß er zu sei'm Vergnügu
Die andern prügeln ka.

Der Stutzhual sitzt em uff em Kapf
Wie ema stolze Geaf,
Es Schönscht ischt uder da sei Zupf,
An den mueß i halt denka
Im Wachen und im Schlof.

Des Zöpfle dient em Vatterland
Wie Flint und Säbel an,
Es steckt so schön im Taffetband,
Und wia will j's erscht wickle,
Bin i emal sei Fram.

Des wurd u fürnem Leabe sei,
So ähdis[3]) ischt kut Spuß;
Es klingt gar ernschthaft und gar fei',
Wenn's hoißt: „Frau Zupfmilitze“—
Uff Titel halt i was.

Du lieber Herr im Himmelreich,
Beehüet mer nau[4]) de Krieg'
Wenn i an sell denk, gent[1]) mee gleich
Ganz wurm dia Auge über,
Na[2]) schitt er, daß i bringg.[3])

Sa goht's ei'm eabe, wenn ma's Heez
Verpfemmret un en Held;
Mu muaß e G'müt hau wia vum Erz.
No, wenn's hult emal trammlet,
Su zieg i mit tus Feld.

[1]) heiraten. [2]) trägt. [3]) etwas. [4]) nur.

Aus dem Bändchen „Thüringer Lieder“ von Rudolf Baumbach (Leipzig, A. G. Liebeskind) hat schon vor seinem Erscheinen der vorige Jahrgang der Monatshefte eine Auswahl veröffentlicht. In einer Zeit, in der fast alles, was die Feder führt, es für undichterisch hält, der Freude am Leben Ausdruck zu geben, sind diese Thüringer Lieder eine wahre Herzstärkung. Mit ewig jugendfrischen Augen schaut der Sänger die Welt, und ihre Schönheit ist seiner empfänglichen Seele ein offenes Buch. Auch der Humor ist ihm ein treuer Begleiter durch das Leben, und die meisten seiner Gedichte klingen wie die früheren in einer scherzhaften Pointe aus. Ab und zu erklingt auch ein weicherer Ton der Resignation, wie eine leise Klage darüber, daß man sich zwar immer jung fühlen, aber nicht immer jung bleiben kann. Aber auch in diesen Stimmungen bleibt Baumbach die kerngesunde Natur, welcher auch die schwere Kunst, alt zu werden und doch innerlich jung zu bleiben, zu eigen ist. So singt der kaum Fünfzigjährige, der hoffentlich noch lange nicht ausgesungen hat, „Abend will es werden“:

„Sitz' allhier auf einem Stein,
Schau' ins Thal hinunter,
Rote Haide blüht um Ruin,
Und der Wald wird bunter.
Nebel steigt aus Teich und Bach,
Rauch von allen Herden,
Golden glänzt das Kirchendach;
Abend will es werden.

Ehmals, wenn der Schritt mich trug
Über Berg und Hügel,
Sah ich nach der Wolken Flug,
Wünschte Falkenflügel,
Hätt' den Wagen gern gelenkt
Mit den Sonnenpferden;
Heut mein Auge still sich senkt.
Abend will es werden.

Aus des Waldes Dämmerung
Zieht's herum in Bauren:
Knaben, Dirnen schlank und jung
Mit bekränzten Haaren.
Junges Glück und Liebesleid
Künden die Geberden.
Alles schau' ich ohne Neid,
Abend will es werden.“

Zaubern Baumbachs „Thüringer Lieder“ unwillkürlich einen deutschen Frühling mit erstem Grün und Vogelzwitschern vor die Seele, so wird man durch Max Kalbecks gesammelte Gedichte „Aus alter und neuer Zeit“ (Berlin, Freund & Jeckel) an die italienische Sommernacht gemahnt: Helles Mondlicht, düstere Schatten, starkduftende Schwüle, und in der Stille ein leidenschaftliches Flüstern. In hohem Maße formvollendet und gedankentief, zeigt sich Kalbeck in seinen gesammelten Gedichten von einer außerordentlichen Vielseitigkeit. Ich citiere von ihm ein Gedicht „Am Wege“, das ganz aus dem Rahmen des oben gebrauchten

[1]) gehen. [2]) dann. [3]) weine.

Vergleichs herausfällt und gleichzeitig zeigen mag, wie zwei Dichter von so ganz verschiedener Eigenart wie Rudolf Baumbach und Max Kalbeck ein ganz ähnliches Thema behandeln:

„Hinaus zum grünen Walde gingen Zwei,
Es war eine Morgenzeit im Monat Mai.

Vor ihren Augen lag die Welt so schön,
Im Duft die Thäler und im Glanz die Höh'n.

Und wo ihr leichter Schritt die Wiese trat,
Da sprossten Blumen unter ihrem Pfad.

Und wo ihr Blick ins Weite suchend ging,
Da flog empor ein bunter Schmetterling.

Und Drosselschlag und Sang der Nachtigall
War ihrer jungen Herzen Widerhall. —

An einem Busch, der licht in Rasen stand,
Da saßen sie einander bei der Hand.

Und wo der Wald entstieg dem weichen Grund,
Da ruhten sie beisammen Mund an Mund. —

Sie haben nicht den alten Mann geschaut,
Ihm wacen Bart und Haare tief ergraut;

Der saß am Wege lächelnd still und bach
Zwei Rasen sich und sah den Beiden nach."

Ein Bändchen erzählender Dichtungen, „Ul von Haslach, der fahrende Schüler, Spindel und Thyrsus, Ambragias Beichte, Paris der Bessere," veröffentlichte Otta Raquette. (Berlin, F. Fontane & Co.) Der nichtssagendste zusammenfassende Titel wäre wahrscheinlich dem Bändchen von größerem Vorteil gewesen als dieser, der zugleich Inhaltsangabe ist. Ich habe mich nur mit drei von diesen Novellen in Versen befreunden können, mit den beiden ersten, die ein paar lustige Gaunerstückchen statt erzählen, und mit „Ambragias Beichte," einer mittelalterlichen Malergeschichte. Die Erzählung „Spindel und Thyrsus" hätte wohl einer größeren psychologischen Vertiefung und einer realistischeren Darstellungsweise bedurft, um den ganz modernen Stoff zur Wirkung kommen zu lassen, und in der letzten Novelle sind drei Schwestern, die sich mit Sternenkunde, Kampanieren und Dichten die Zeit vertreiben, gar zu sehr ins Possenhafte chargiert. Für beide Novellen hat Raquette das Versmaß gewählt, in dem Schulze seine „Bezauberte Rose" sang, — moderne Leutnants, Referendare und Opernprimadonnen lassen sich nicht ohne eine unbeabsichtigt komische Wirkung auf den gleichen Ton stimmen.

Die vielen Anthologien, die uns beschert sind, haben das Gemeinsame, daß sich von keiner eigentlich etwas Besonderes sagen läßt. Sie enthalten alle den gleichen Schatz von Gedichten, sie sind alle mehr oder weniger gut ausgestattet, und sie teilen alle dasselbe Schicksal, viel gekauft und wenig gelesen zu werden. Sie sind alle in erster Linie für Frauen und Jungfrauen bestimmt, und Heine's „Du bist wie eine Blume" könnte ihnen allen als Motto dienen, — es fehlt gewiß in keiner. Auch Robert Königs „Deutsches Frauenleben im deutschen Liede" (Oldenburg, Gerhard Stalling) wendet sich ganz direkt an die deutsche Frauenwelt, und das „so schön, so rein, so hold" fehlt auch nicht darin. Der Herausgeber hat aber doch zu hoch von den deutschen Frauen gedacht, um ihnen zuzumuten, daß sie nur an einem fortgesetzten Süßholzgeraspel Gefallen finden könnten, und als ein gediegener Litterarhistoriker hatte er nicht nötig, sich auf die deutsche Lyrik seit Goethe zu beschränken und aus zwanzig alten Anthologien eine neue zu machen. So ist er denn von der beliebten alten Methode abgewichen und hat weder durch eine Anlehnung an Frühling, Sommer, Herbst und Winter den Stoff in eine chronologische Ordnung zu bringen gesucht, noch hat er die bekannte Thatsache, daß aus kleinen Mädchen Jungfrauen, aus Jungfrauen Bräute, aus Bräuten Frauen, aus Frauen Mütter und aus Müttern Großmütter werden, allzu aufdringlich den Lesern seiner Anthologie wieder ins Gedächtnis gerufen. Robert König gibt eine Entwickelung des deutschen Frauenlebens, wie es sich widerspiegelt in Mythologie und Sage, in der Geschichte und Überlieferung, in der Dichtung des Mittelalters und im Liede der Neuzeit, und die deutschen Frauen finden in seinem Buche neben dem vielen Schönen, was ihnen gesagt wird, auch manche Anregung. Sie werden diese Anthologie nicht nur geschenkt bekommen und beiseite legen, sondern sie mit Dank annehmen, lesen und vieles darin finden, was ihnen nicht als Echo aus ihrer lyrischen Mädchenzeit bekannt vorkommt.

Unter den jüngeren Dichtern ist mir einer der liebsten Reinhold Fuchs, dessen „Strandgut" (Gera, Karl Bauch) in zweiter Auflage erschienen ist. Er singt nur dann, wenn er etwas zu sagen hat, was bei Dichtern nicht immer der Fall zu sein pflegt, und was er zu sagen hat, ist immer mannhaft und edel. Am bedeutendsten erscheint er mir in seinen erzählenden Gedichten, von denen ich eines „Deutsche Treue," das eine Episode aus dem Sezessionskriege behandelt, citiere. Wenn man neuere Gedichte dieser Art in die für

den Schulgebrauch bestimmten Sammlungen aufnähme, so würde das vielleicht passender sein, als in den harmlosesten älteren Gedichten die Liebste in einen Onkel umzuwandeln. Der Ruhm der deutschen Treue ist etwas laug, aber eine Dichtung spricht besser für sich selbst, als über sie gesprochen werden kann:

„Verloren die Schlacht: in verzweifelter Flucht,
Zur Seite des Bergstroms Wellen,
Durch der Alleghanys wildstarrende Schlucht,
Auf den Fersen die Südlands-Rebellen,
Knechend, bestaubt und die Banner zerfetzt,
Jagten des Nordens Krieger,
Gleich dem Wilde des Waldes zu Tode gehetzt
Von dem übergewaltigen Sieger.

„Zu spät," sprach dumpf der General,
„Verloren unsre Streiter! —
Schon hör' ich dauern herauf das Thal
Des Feindes Sanannenreiter.
Wer rettet des Heeres Trümmer mir
Die halt- und hoffnungslosen?"
„Gen'ral, mit Gottes Hilfe wir!"
So sprach Major von Rosen.

Ein Wink, ein Hornruf, schmetternd, klar —
Auf einmal da im Fliehen
Hielt an der Nachhut letzte Schar,
Zwei deutsche Kompanien.
Das Antlitz geschwärzt, die Haare blaß,
Die Stirnen schweißumflossen,
So standen sie schweigend und regungslos,
Fest, wie aus Stahl gegossen.

„Nun zeigt, ihr Freunde, ob deutscher Mut
Euch treu blieb über dem Meere!
Sagt, wollt ihr retten mit eurem Blut
Des Sternenbanners Ehre?"

Der Führer rief's, da scholl's im Chor
Tiefernst wie Donnergrollen:
„Die Freiheit hoch! Jawohl, Major,
Wir alle, wir alle wollen." —

Und dann, welch' Hasten ohn' Unterlaß,
Welch' eiliges Wühlen und Roden
Im sichtenumschatteten, engen Paß!
Wie wuchs der Verhack aus dem Boden!

Hinter Urwaldstämmen und Felsen hervor
Wie lugten so grimmig die Jäger,
In der braunen Faust das gespannte Rohr,
Den sicheren Todesträger!

Laut pochen die Herzen entgegen dem Kampf,
Da — fremde Kommandorufe, —
Und Säbelgeklirr und das Donnergestampf
Eilender Rosseshufe!
Und herein in die Schlucht, wie der Hurrikane
Der Prairieen, der Schreckenberreiter,
Wie Wölfe, die lechzend nach Beute späh'n,
Brachen die feindlichen Retter.

„Confounded! Damnation! — Die Gäule gewandt!"
Wie standen sie steif in den Bügeln!
Wie rissen sie zornig mit bebender Hand
An den spanischen Stachelzügeln!
Und hinein in das wirbelnde wüste Gemeng
Fluchender Krieger und scheuer,
Sich dämmender Rosse schall ehern und streng
Und ruhig dan drüben es: „Feuer!"

Scharf krachte die Salve, — ein dumpfes Geheul,
Ein Ächzen im Felsenschlunde,
Und als sich der Rauch verflogen, ein Knäu'l
Von zuckenden Leibern am Grunde. —
„Ein Hurra, Freunde, fürs Vaterland!
Recht so! Geladen! — Fertig!" —
Wie ein Eichbaum fest ein jeder stand
Erneuten Streit's gewärtig.

Und den Hohlweg wälzte sich blitzend herauf
Über wunde und tote Genossen
Des Südens Hauptmacht, Hauf' an Hauf',
Todgrimmig, wildentschlossen.
Aus Floridas Sümpfen, vom Kansasstrand
Kamen zum Kampf sie gezogen,
Von der Felsengebirge starrendem Rand,
Von den gelben Sabannahwogen.

Aus den Schleiern des Rauchs, in unendlicher Reih'
Auftauchten die Brancegesichter,
Und es weckte das Echo der Rachegeschrei:
„Tod, Tod dem deutschen Gelichter!"
Und Waffengeklirr und Getrappel Geächz'
Und dröhnendes Büchsengeknatter,
Und hoch überm Toben des wüsten Gefechts
Des Sternenbanners Geflatter!

Doch wie sie auch stürmten in rasender Wut
Viel Tausende, immer aufs neue,
Stets wälzte gebrochen zurück sich die Flut
Vom Wall der deutschen Treue.
Und Stunden schlichen um Stunden vorbei,
Und es glühten die Läufe und Wangen,
Da plötzlich ein gellender, wilder Schrei:
„Weh uns, wir sind umgangen!"

„Schließt das Carré, und die Büchsen gefällt!
Nicht gilt's um den Sieg mehr zu werben,
Doch nun, ihr Freunde, nun zeigt der Welt,
Wie wackre Männer sterben!
Wohlauf, ihr Brüder, ein deutscher Gesang,
Der die Väter einst führte zum Streite,
Soll geben im Tod mit begeisterndem Klang
Den Söhnen das stolze Geleite!"

Und lief in der Wildnis, der Heimat fern,
Aus dem starrenden Waffenkreise,
Schwang, wie ein Adler, zum Wellenherrn
Empor sich Körners Weise:
„Vater, ich rufe dich!" — Staunen und Grau'n
Durchzuckte die rohsten Gesellen.
Doch „vorwärts," schall es, und „eingehau'n!"
Durch der Hörner Kreischen und Gellen.

Und im grausen Gemetzel, im Klirren des Stahls,
Im lauten Gejauchze der Sieger,
Erstarb die Weise des deutschen Chorals
Mit dem Herzschlag der fallenden Krieger.
Doch als ihr Führer als letzter sank,
Auf die Leichen der Brüder gebettet,
Da röchelte leis er: „Dem Herrn sei Dank!
Das Heer und die Ehre — gerettet!" —

Die Mahnung, daß das Leben nicht der Güter höchstes ist, klingt in neuester Zeit verzweifelt selten vom deutschen Parnaß. So wenig Freude unsere jüngsten Lyriker am Leben zu haben vorgeben, so wenig Neigung zeigen sie

im allgemeinen auch, über das Leben hinaus zu denken. Auch Gustav Falke, der einen Band Gedichte, unter dem Titel „Mynheer der Tod“ (Dresden, E. Piersans Verlag) veröffentlichte, scheint vorläufig zwar nicht das Leben für der Güter höchstes, aber doch den Tod für den Allesüberwinder zu halten. Nicht die Majestät, sondern der Schrecken des Todes ist es, den er in den bezüglichen Gedichten malt, manchmal mit einer gigantischen Kraft, manchmal in Bildern und Gedanken, die an das Groteske streifen, immer aber packend und originell. Wenn man von Gustav Falke, von dem die Leser in den letzten Heften mehrfach Gedichte gefunden haben, gesagt hat, daß er an Liliencron erinnere, so kann das nur hier und da auf die Form Bezug haben, die er übrigens immer mit größerer Sorgfalt als dieser behandelt. Sonst fehlt ihm durchaus das für Liliencron Charakteristische, die leichte Auffassung der Dinge. Auch die Innigkeit des Gefühls ist durchaus Falkes Eigentum wie die pointierte Kleinmalerei in vielen Gedichten, die wie ein blaßes Abmalen der Natur erscheinen würde, wenn das Gesamtbild nicht so harmonisch in sich abgeschlossen wäre. Ich finde unter den Falkeschen Gedichten eines, das einen ähnlichen Stoff behandelt wie die „Deutsche Treue“ von Reinhold Fuchs. Es ist „Der Rittmeister“ betitelt und steht an Kraft des Ausdrucks und der Schilderung dem ersteren gewiß nicht nach; wessen Auffassung die tiefere ist, mögen die Leser selbst beurteilen:

„Eine Schwadron am Waldessaum,
Schwarze Husaren. Stehn wie der Baum.
Die Linke am Sattelknauf.
Vergoldet vom letzten Tagesstrahl
Pferdehals, blitzender Reiterstahl,
Kolpak und Totenkopf.

Dreißig Schritte vor der Front
Der Rittmeister grell überrannt,
Den Säbel mähnengauer.
Tief in die bleiche Stirn gerückt
Die Pelzmütze, späht er vorgebückt,
Mit Geierblick umher.

Links auf leichtem Schimmel bicht
Sein Trompeter, ein flachsblond Milchgesicht.
Der steht mit leisem Grau'n
Ihn reglos halten auf dem Fleck.
Wie festgewurzelt Mann und Scheck,
Ein Bild aus Stein gehau'n.

Säbelwink! Signal! Tra—a—ab! Trab!
Nun jagt der Viktoria die Kränze ab,
Und wenn sie die Hölle verschanzt.
Mit hartem Huf stampft Feld und Frucht
Schnellfüßige Siegeseifersucht,
Daß Kraut und Scholle tanzt.

Hurra! In den Feind! Dragoner sind's. Drauf!
Wollt sie, Jungen! Haut sie zu Hauf!
Klinge an Klinge blitzt!
Der Rittmeister mitten im dichtesten Knaul.
Rechts herab, links herab, hoch vom Gaul.
Und jeder Hieb, der sitzt.

Das ist ein Zerren, Stich und Stoß,
Ein Stürzen, Sinken sattellos.
Brüllend prallt Wut in Wut.
Und wie verzogen sind Staub und Schwall,
Geglättet ruhn die Wogen all,
Im Sand verrinnt die Flut.

Zerrissen Roß und Reiter, weh!
Gefallen wie Halme im Sommer jäh
Vorm Siegessichelschlag.
Am Boden bügellos Held an Held,
Reiterlos rasen die Pferde durchs Feld,
Blutrot stirbt der Tag.

Nur einer entkam. Ihn trug sein Scheck
Mit hastendem Huf aus Schlacht und Schreck.
Der Strauß war fast zu heiß!
Er schlägt von der Attila Staub sich und Sand
Und wischt sich mit der flachen Hand
Aus Augen und Stirn den Schweiß.

Ein hämisch Grinsen kriecht hervor,
Zieht ihm den Mund von Ohr zu Ohr:
Heut war's nach meinem Sinn.
Dann wendet seinen Gaul im Schritt
Und brütet neuen Grausenritt
Der Tod still vor sich hin.“

In zweiter Auflage erschien das „Buch der Zeit,“ Lieder eines Modernen, von Arno Holz. (Berlin, F. Fontane & Co.) Offenbar ist diesem „Modernen“ das Reimen ein Kinderspiel. Die Form behandelt er mühelos und die schwierigsten Reime schüttelt er sich einfach aus dem Ärmel. Das scheint mir aber auch alles, was man zu seinem Lobe sagen kann. Ein „Moderner,“ der auf der einen Seite Geibel eine sehr poetische Huldigung widmet, auf der anderen den sich eines gewöhnlich ganz auskömmlichen Gehalts und bürgerlicher Behaglichkeit erfreuenden sozialdemokratischen Redakteur als Helden und Märtyrer einer neuen Zeit besingt,

„Das Halstuch rot wie Blut,
Von Locken wirr umflogen,
Den Kalabrierhut
Tief in die Stirn gezogen.
Ein jeder Zoll Genie,
Ein Volksmann, ein Poet,
Scheint er mir öfters, wie
Ein biblischer Prophet“ — — —

der seinen schlechten Witz in kindlicher Unbefangenheit an Goethe und Schiller übt und daneben in Ekstase zu Graf Schack und Rudolf Baumbach schreit, ein solcher „Moderner“ ist konfuser, als selbst am Ende eines Jahrhunderts erlaubt ist. An kraftgenialischen Warten läßt es natürlich Arno Holz nicht fehlen, aber Gedanken sucht man vergeblich bei ihm. Er ist offenbar der Meinung, daß das Jahrhundert sich mit Invektiven begraben läßt und daß aus den

Ruinen schon von selber neues Leben sprossen wird. Daß er sich bei dieser Auffassung und bei diesem nutzlosen Keifen selbst wie ein Märtyrer seiner Zeit vorkommt, ist nicht verwunderlich.

Von den beiden dichtenden österreichischen Grafen Rudolf Graf Hoyos und Graf Emerich von Stadion ist bei dem ersteren offenbar die verständige Betrachtung, bei dem letzteren das unverständige Gefühl stärker entwickelt. Dichter sind sie beide nicht, was ihnen ihre Freunde möglicherweise auch sagen mögen. Das beweisen die „Neuen Gedichte," die Rudolf Graf Hoyos bei Pierson in Dresden, und das Bändchen „Frauenblumen," das Graf Emerich von Stadion in J. Haulers Buchhandlung in Wien erscheinen ließ. Graf Hoyos ist es zum Beispiel nicht ganz gelungen, die Tragödie als Tragödie wirken zu lassen, als er das Lied vom „Johanniskäfer" sang:

„Unsichtbar im grauen Kleide
Liegt er schlafend unter Moos,
Weiß von Liebe nicht und Leide,
Ahnet nicht sein wechselnd Los.

Doch es kommt die kurze Stunde
Da er glühend auferwacht,
Und zu wonnevollem Bunde
Leuchtend schwebt in stiller Nacht;

Und es folgt der kalte Morgen
Der den Glutenzauber bricht; —
Wieder unter Moos verborgen
Liegt er einsam — ohne Licht."

Da die meisten Menschen ohne Licht schlafen müssen, kann das traurige Schicksal des Johanniskäfers nur sehr weiche Seelen mitleidig stimmen. Und selbst diese, so weit ihnen Friderike Kempner bekannt ist, werden meinen, daß diese doch noch mehr aus dem dankbaren Stoff gemacht hätte. Der gefühlselige Graf Stadion hat einer ganzen Anzahl von Frauen einen glühenden Vers gewidmet, in dem er sie mit irgend einer Blume vergleicht, — ich sage mit Absicht, irgend einer, denn in den meisten Fällen hätte es ebenso gut eine andere sein können. Wie begeisterungsfähig indessen der Graf ist, mag daraus hervorgehen, daß er die Königin von Spanien, Frau von Ebner-Eschenbach, Betty Paoli und andere nicht verschont, während er gleichzeitig Ilka Palmay, Helene Odilon, Sarah Bernhardt und Anna Judic in sein Bouquet nimmt. Wenn's nur bunt wird! Graf Stadion hätte sich begnügen können, seine Verse den Damen ins Stammbuch zu schreiben, soweit dieselben mit einem solchen versehen sind. Den der Kaiserin von Österreich gewidmeten will ich den Lesern nicht vorenthalten:

„Venus Urania! Vom Schimmer ew'ger Jugend hold umflossen!
Als „Nizzenmyrte" mal ich dich — Traumweit entsprossen!"

Gewiß gut gemeint; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Kaiserin dem Grafen Stadion im Park von Achilleion neben dem Denkmal Heines eine Statue errichten lassen wird.

Ein Band Gedichte „Herzblut" von Hugo C. Jüngst mit dem Motto auf dem Titelblatt „Ich bin ein Mensch, ein sünd'ges Kind der Zeit" (Leipzig, Verlag von Robert Claußner) verspricht mehr, als er hält. Nur die Prosaeinleitung „Dichterweihe, eine Phantasie" und die vier ersten Lieder „An die Poesie", „Dichterberuf", „Dichterlohn" und „Meine Lieder" können zur bescheidenen Unterhaltung harmloser Gemüter dienen. Da ich vor allen praktischen Leuten Respekt habe, haben sie mir auch einige Achtung abgenötigt, — wie man schon aus den Titeln sieht, gehört Hugo C. Jüngst zu denen, die das Fett vorweg schöpfen. Leider ist bisher seine größeste Sünde diejenige gewesen, seine Gedichte zu veröffentlichen, und so hat er es denn bei dem guten Willen, etwas zu sagen, bewenden lassen müssen. Der Göttin Poesie, die ihn verwechselt haben muß, als sie ihm im Walde begegnete und ihn zum Dichter weihte, ist jedenfalls am besten gedient, wenn er auch ferner ein braver Mensch bleibt.

Simonetta.

(Abdruck verboten.)

„Simonetta, ſchönſte Frau der Erde,
Einen Blick aus deinen blauen Augen,
Eine Locke deines goldnen Haares
Gönne du dem armen Benvenuto,
Und ich bin der Glücklichſte der Menſchen!“

Und die ſchöne Simonetta lächelt.
Um die vollen Lippen zuckt es ſpöttiſch.

Spielend greift ſie nach der Silberſchere,
Deren Ringe ſchuppige Schlangenleiber,
Spielend kürzt ſie eine ihrer Flechten.
Aus der ſchweren, ſamtnen Altardecke,
Dran die feinen Finger läſſig ſtickten,
Zieht ſie langſam einen Seidenfaden,
Und der Locke weiches Rund umwickelnd
Fragt ſie neckiſch jetzt den Benvenuto:

„Wenn ich deine Bitte, Freund, erfülle,
Wo, geſteh's, wirſt du mein Haar bewahren?“

„Hier, am Halſe, ſchöne Simonetta,
Will ich tragen es an güld'nem Kettlein,
Als mein liebſtes, als mein beſtes Kleinod.“

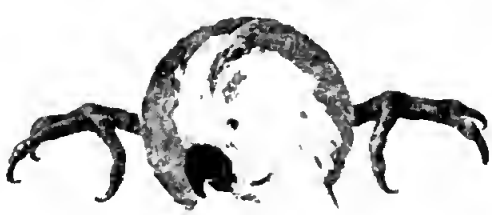
„Umm es hin! — Doch eines nur verſprich mir:
Sag' es nicht dem Sandro Botticelli,
Denn er könnte dich darum beneiden.“

Noch zur Stunde hört der Maler Sandro
Von der ſchönen Simonetta Großmut
Aus dem Mund des Prahlers Benvenuto.
Und er lacht, daß ihm die Augen thränen,
Pinſel läßt er fallen und Palette.
Tief gekränkt beſchaut ihn Benvenuto.

„Neid iſt's — nichts als Neid, was du empfindeſt,
Deine Lachluſt iſt des Neides Maske!“

„Benvenuto, Freund, du biſt betrogen!
Thu die Locke fort von deinem Halſe,
Denn die Spatzen zwitſchern's auf den Dächern,
Und die Kinder ſingen's auf den Gaſſen,
Und ich weiß es, ich — der ſie gemalt hat:
Simonettas Goldhaar iſt — — Perücke!“

Alice Freiin von Gaudy.



Zu unsern Bildern.

Die Motive unserer Bilder sind, wie es sich für ein Maiheft geziemt, zum großen Teil dem Frühling entnommen. Wie billig, eröffnet der „Frühlingszauber“ die Reihe unserer Kunstbeilagen; aus den sehnsüchtig in die Ferne schweifenden Augen der jungen Dame wird der Leser ahnen können, was ihr Herz bewegt, die „erste Liebe,“ die Karl Hoff in seinem entzückenden, von Lenzesstimmung durchtränkten Bilde so meisterhaft gemalt hat. Auch dem auf dem Spazierritt befindlichen Paar von R. Schrader scheint „unter dem Lenzeslaube“ sich die Zukunft zu entscheiden. Benjamin Vautiers merkwürdige Begebenheit schildert wohl auch einen intimen Vorgang in dem im Lenzeszauber Kindern, Kindermädchen und Ammen zur zweiten Heimat gewordenen Stadtpark, und das „Gänsekiesl“ von A. R. Böhm sieht seine Schwestern, die Gänseblümchen, um sich sprossen. Die Kinderspiele im Freien illustriert das reizende Augenblicksbildchen „Eins, zwei, drei! Ich bin frei!“ und Peter Paul Müllers wunderbar stimmungsvoller „Waldbach“ hat eben die Winterfesseln gesprengt und rauscht den knospenden Bäumen frohe Kunde zu. Hans Looschens „Tony“ betrachtet das alljährlich sich erneuende Wunder, wie es scheint philosophisch; aber in dem Schlußbilde von B. von Maffei fordert der Frühling noch einmal sein volles Recht.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Aschrott, Dr. P. F., Amtsrichter in Berlin. — Die Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend und Vorschläge zur Reform. Otto Liebmann, Berlin.

Dahn, Felix. — Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen. Nebst Anhang: Betrachtungen über den Entwurf eines Volksschulgesetzes in Preußen. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, Breslau.

Deckert, Emil. — Die neue Welt. Reiseskizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten, sowie aus Kanada und Mexiko. Gebr. Paetel, Berlin.

Falb, Rudolf. — Das Wetter und der Mond. Eine meteorologische Studie. 2. vermehrte Auflage. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Fontanes Sammlung deklamatorischer Vorträge. Herausgegeben von Gustav Burchard. F. Fontane & Co., Berlin.

Gerhardt, M. — Erwin Falk. Roman. 3 Bände. Carl Reißner, Leipzig.

Handbuch des preußischen Adels, herausgegeben unter Förderung des königl. Heroldsamtes. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Hoenes, Hermann. — Über Ballonbeobachtungen und deren graphische Darstellung. Im Anhange: Ausgeführte Ballonrelsen zu wissenschaftlichen Zwecken. Mit 2 Tafeln und 8 Figuren. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Holleneoth, F. — Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit, gezeichnet und beschrieben. Gustav Weise, Stuttgart.

Meecaloe, B. — Vier Novellen. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Noé, Heinrich. — Geschichten aus der Unterwelt. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Reichel, Eugen. — Die Ostpreußen in der deutschen Litteratur. Eine Studie. Carl Reißner, Leipzig.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450